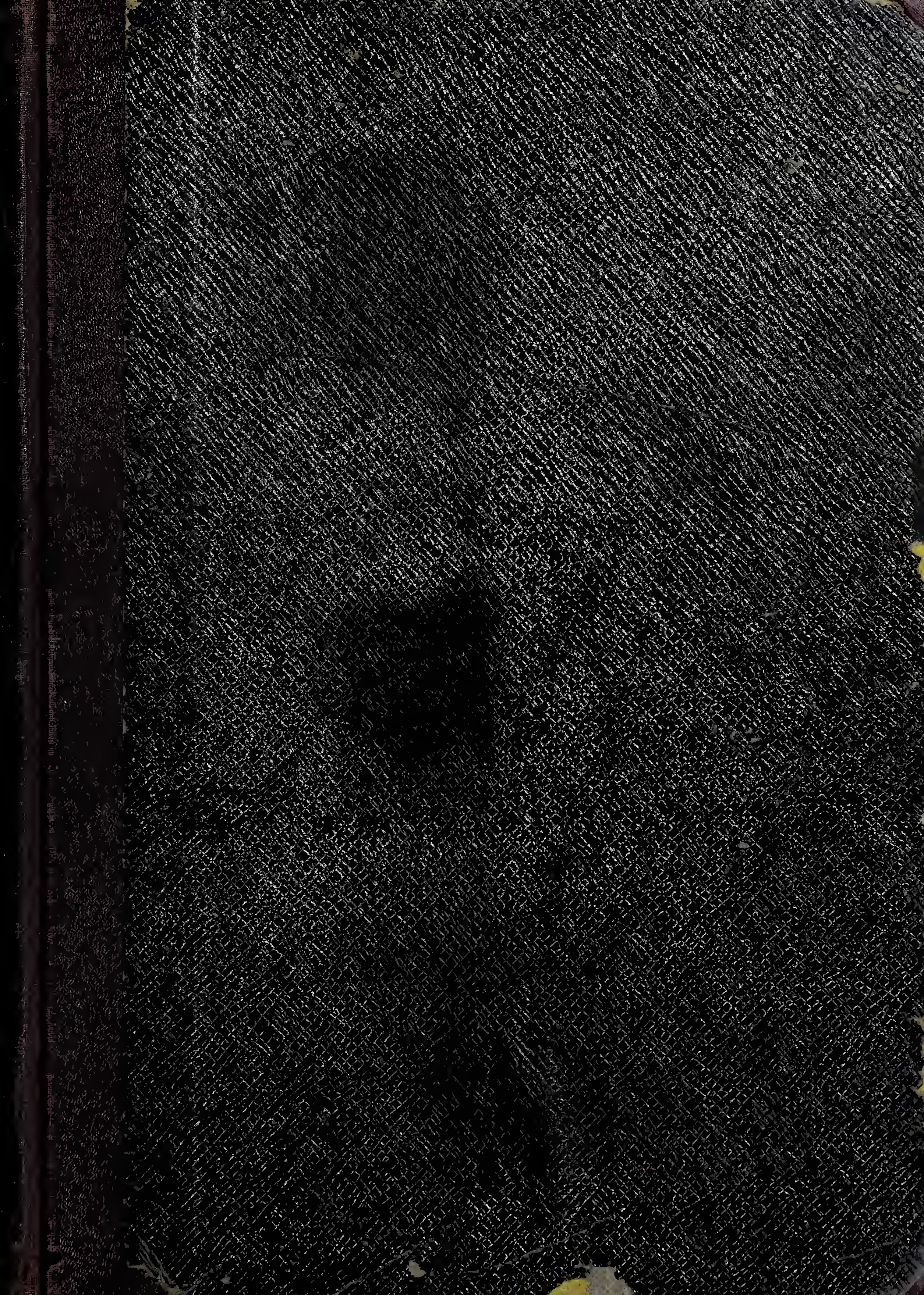
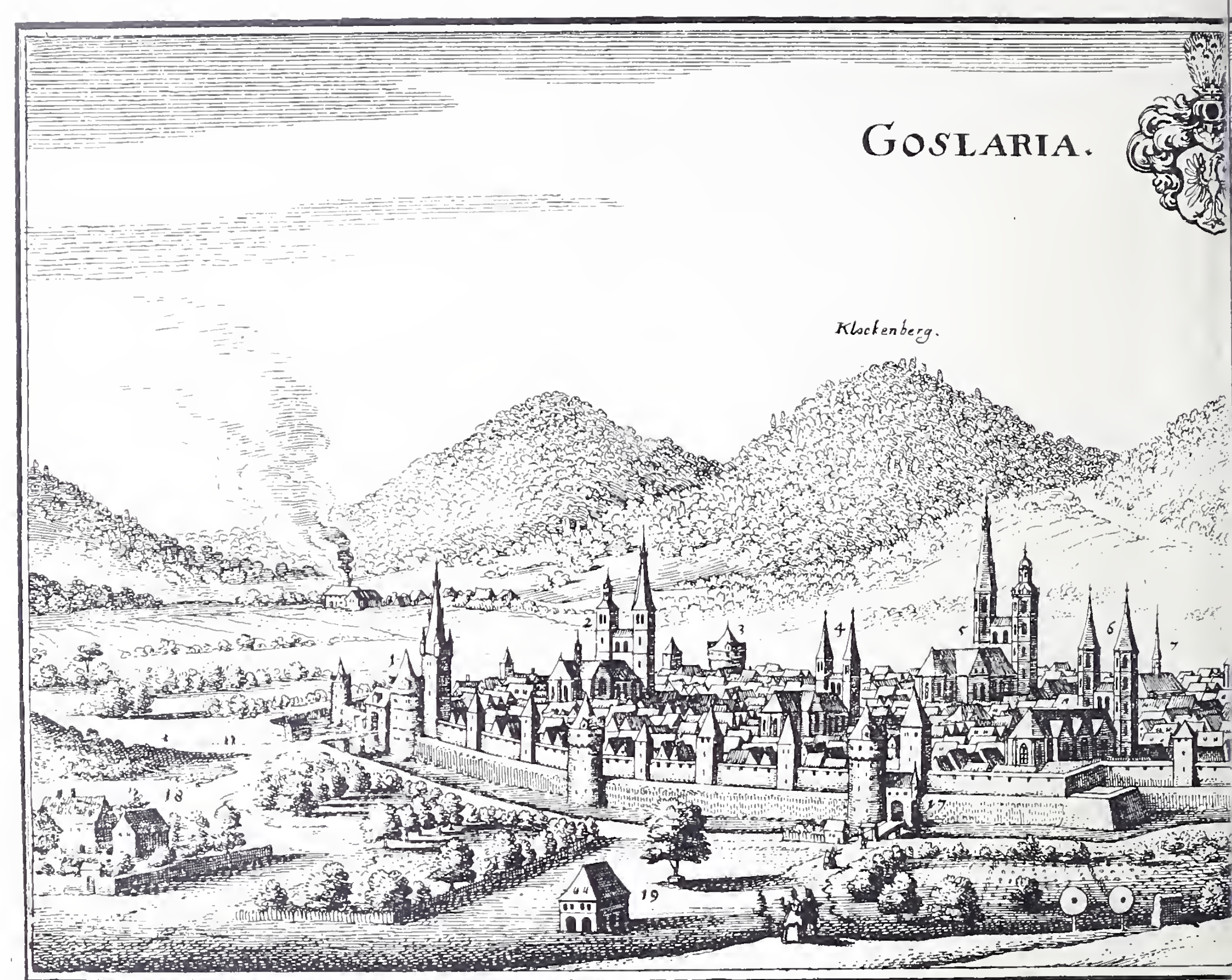



GOSLAR
922 -1922

Thorne



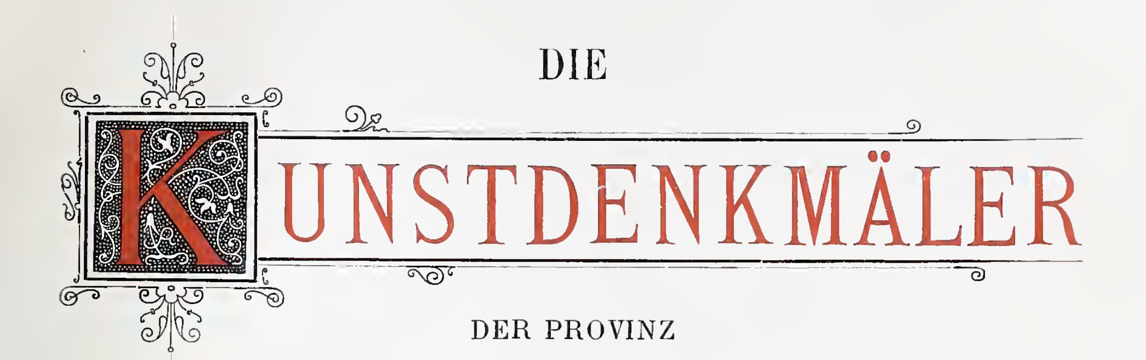
1 Breite thor.
2 S. Stephani kirch
3 Newe zwinger.
4. S. Iacobi kirch.
5. S. Cosmi kirch.
6 Newe wercks Closter.
7. S. Thomæ kirch.
8. Münster kirch.
9. S. Otilien thurn.
10. Alte Keysers hause
11. Thurn auff S. Viti thor
12. Vns Lieb Frawen kirch

Fi

GOSLAR NA


Goßlar.
Ramelsberg
Herzberg
Berg Schacte
13 New Iesuiter Collegium.
14 S. Nicolai kirch und thor.
15 die Brüdern kirch.
16. Franckenbergisch Closter sonstn S. Petri vnd Pauli.
17. Raüschen thor.
18. Bley hoffe.
19. Schützen haüßc.
20. Steinberge.

H MERIAN.



DIE KUNSTDENKMÄLER

DER PROVINZ

HANNOVER.

HERAUSGEGEBEN
IM AUFTRAGE DER PROVINZIAL-KOMMISSION ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER DENKMÄLER IN DER PROVINZ HANNOVER

VON

DR. PHIL. CARL WOLFF,
LANDESBAURATH.

II. REGIERUNGSBEZIRK HILDESHEIM.

1. UND 2. STADT GOSLAR.

BEARBEITET IN GEMEINSCHAFT MIT

A. v. BEHR,
KÖNIGL. BAURATH,

DR. U. HÖLSCHER,
PROFESSOR,

VOM HERAUSGEBER.

MIT XVI TAFELN UND 348 TEXTABBILDUNGEN.

Thöne

HANNOVER.
SELBSTVERLAG DER PROVINZIALVERWALTUNG.
THEODOR SCHULZES BUCHHANDLUNG.
1901.

HEFT 2 UND 3 DES GESAMMTWERKES.

Hofbuchdruckerei Gebrüder Jänecke, Hannover.

Vorwort.

Mit der vorliegenden Lieferung — Heft 2 und 3 des Gesammtwerkes — wird diejenige Arbeit der Oeffentlichkeit übergeben, welche sofort in Angriff genommen wurde, als im Frühjahre 1899 der Unterzeichnete die Leitung bei der Bearbeitung des Werkes über die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover übernahm. Bei der grossen geschichtlichen Bedeutung der alten Reichsstadt Goslar und der Fülle ihrer Denkmäler lag es nahe, über den Rahmen des Werkes, wie er im Vorwort zur ersten Lieferung genauer bezeichnet ist, hinauszugehen und den einzelnen Kapiteln der Kirchen, Kapellen und Stiftungen, der Befestigung der Stadt, des Rathhauses, des Marktes mit den Gildenhäusern und der Bürgerhäuser eine eingehendere Bearbeitung zu Theil werden zu lassen. Die Absicht konnte deshalb bald zur That werden, weil die Stadt Goslar, nachdem die Herren Professor Dr. Hölscher und Königlicher Baurath v. Behr, beide in Goslar, sich sofort bereit erklärt hatten, an der Arbeit Theil zu nehmen, hochherziger Weise einen Zuschuss zu den Herstellungskosten bewilligte. Wenn es somit möglich gewesen ist, eine der Stadt Goslar und ihrer hervorragenden Denkmäler würdige Veröffentlichung zu Stande zu bringen, so gebührt der Dank zunächst den städtischen Behörden, insbesondere Herrn Bürgermeister v. Garssen und den genannten beiden Mitarbeitern, welche bereits seit Jahren sich mit der Erforschung der Geschichte und der Denkmäler Goslars beschäftigt haben.

Die Bearbeitung erfolgte in der Weise, dass Professor Dr. Hölscher diejenigen Abschnitte lieferte, welche ausser der Einleitung die Geschichte der Stadt und der Denkmäler behandeln, Baurath v. Behr aber die neuen Aufnahmen und die Baubeschreibungen des Kaiserhauses und der Kapitel III—VI fertigte. Die Ausarbeitung der übrigen Baubeschreibungen, sowie die mit der Herausgabe verbundenen Arbeiten nahmen den Unterzeichneten in Anspruch. Die Verzeichnisse sind von Dr. Fritz Traugott Schulz aufgestellt.

Ausser den für den vorliegenden Zweck besonders angefertigten v. Behr'schen Aufnahmen konnten auch bereits vorhandene Abbildungen und Pläne für die Veröffentlichung benutzt werden. Fig. 55, 83—86, 92, 120, 129, 134, 166, 236, 272, 328, 329 und 337 sind nach den Aufnahmen der Messbild-Anstalt für Denkmalaufnahme im Königlichen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, Fig. 8, 9, 257, 266 und 341 nach den Aufnahmen der Lichtdruckanstalt von Stengel & Co. in Berlin, Fig. 213 nach einer Aufnahme der Kunstanstalt von Zedler & Vogel in Darmstadt, Fig. 97, 107, 142, 149, 150, 155, 159—161, 200—202, 273—276, 281—283, 288, 293, 310, 311, 314, 327, 334, 343, 345, 350, 354, 361, 365, 367, 372 nach Bildern des Photographen Sonnemann in Goslar wiedergegeben. Die Abbildungen 13—15, 44—48, 52—54, 56, 59—68, 73, 74, 78 und 110—115 sind dem Mithoff'schen Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, Fig. 169—173 und 181—184 den Mittelalterlichen Baudenkmälern Niedersachsens entnommen, und den Fig. 104—106, 144—148, 156—158, 192 und 318 liegen Zeichnungen und Aufnahmen des Regierungsbaumeisters Schlöbcke zu Grunde.

Die Lichtdrucktafeln sind von der Kunstanstalt G. Alpers jun. in Hannover, die Druckstöcke für die Textabbildungen von den Kunstanstalten L. Hemmer und P. Schreiber in Hannover und Meisenbach, Riffarth & Co. in Berlin geliefert. Der Druck erfolgte durch die Hofbuchdruckerei von Gebrüder Jänecke in Hannover.

Hannover, 15. Februar 1901.

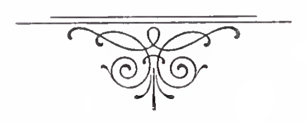
Carl Wolff.

Inhaltsverzeichniss.



Ortsverzeichniss.

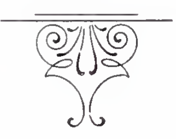
Verzeichniss der Abbildungen.



Sachverzeichniss.

(Die stärker gedruckten Seiten beziehen sich auf Abbildungen.)

Künstlerverzeichniss.



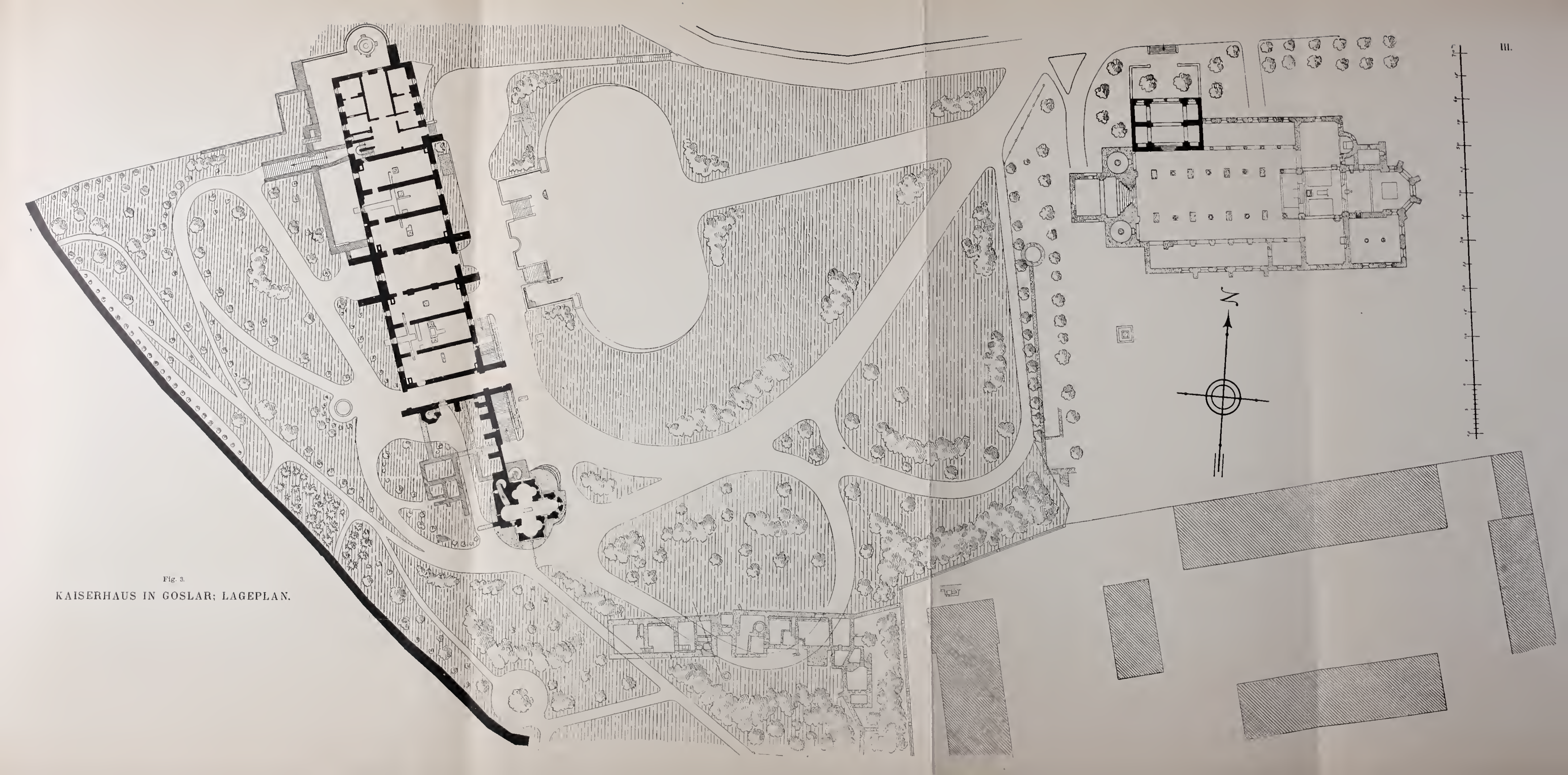


Fig. 3.

KAISERHAUS IN GOSLAR; LAGEPLAN.

Einleitung.

Die Geschichte der Stadt Goslar, mit deren Schicksalen in der Höhe und in der Tiefe, in Sonnenglanz und Nachtdunkel, die Geschichte der Kunstdenkmäler daselbst engst verknüpft ist, hat das eigenthümliche Loos gehabt, bis in die neuere Zeit an manchen Stellen unverstanden geblieben zu sein, indem die heimischen Forscher sich nicht entschliessen konnten, die schöne Umrahmung, womit die dichtende Vorzeit das Bild umschlossen hatte, zu zerstören. Die alten, trautgewordenen Märchen, von grauer Zeit her von Mund zu Mund weiter getragen und weiter gesponnen, hielten die Geister so im Zauberbann, dass auch dann Zweifel kaum entstanden, wenn die urkundliche Ueberlieferung beredten Einspruch erhob. Diese Sagenbildung, die sich bis in das XIII. Jahrhundert hinein verfolgen lässt, scheint ihre Grundlage besonders in zwei Chroniken zu haben, deren erstere, lateinisch, die Geschichte des Domstiftes S. S. Simonis und Judae enthielt; sie ist nur noch in geringen Auszügen einer späteren Zeit, lateinisch und deutsch, als Handschrift in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrt; die andere Quelle ist die sog. Goslarische „Chronica", deren Ursprung ebenfalls bis in das Mittelalter zurückreicht. (Vergl. Ztschr. für Harzgeschichte 1895, II.) Aus diesen Quellen schöpft dann die berühmte Geismarische Chronik von 1534, nach deren Verbleib vergebens gesucht wird; ein Exemplar davon besass nach dem Ausweise der Registratur noch 1820 die Superintendentur in Goslar. Die Geismarische Chronik und das etwas spätere, auch nur noch in Auszügen überlieferte „Diarium" oder Tagebuch des Canonikus Dronewulf bleiben bis in die neuere Zeit die Vorlagen aller Zeitbücherei; aus ihnen wird meist urtheilslos abgeschrieben. Daneben kommt die bei dieser Arbeit häufig herangezogene Chronik von Peter Siemens (1626) in Betracht, die sich selbst einen „Auszug aus einer uralten sächsischen Chronika A. D. MCCCCXXXIIII" nennt, und endlich die sehr ausführliche und werthvolle Chronik von W. Brandes (1662). Beide sind im Besitz des Goslarischen Archivs.

Den ersten Anlauf zu einer urkundlichen Bearbeitung der Goslarischen Geschichte nimmt nach dem unbedeutenden Anfange Caspar Cörbers (1679) der Pastor Heineccius in Goslar in dem vortrefflichen, lateinisch geschriebenen Werke der Antiquitates Goslariae (1706). Ehrlich bestrebt, die Wirklichkeit zu finden, irrt er öfter vom Wege ab, weil er der Tradition folgt und deren

urkundliche Begründung sich zur Aufgabe macht, während sein Zeitgenosse Erdwin von der Hardt, der Goslarische Archivar und unermüdliche Sammler, missgestimmt, dass das städtische Archiv seine Ansichten und Absichten nicht unterstützte, sich nicht scheut, im Nothfalle Thatsachen zu verdrehen und Urkunden zu fälschen. Es ist bekannt, wie viele Verwirrung diese Treulosigkeit in die Goslarische Geschichtskunde gebracht hat. Von den Einzelschriften ist die Arbeit des Euricius Cordus „De origine et laudibus Goslariae“ (1605) ebenso wenig von Bedeutung als das anonyme „Encomium Goslariae“ und des Jo. Heinrich Michaelis „Historische Nachricht von der Erbauung der Stadt Goslar“ (1758). Eine tüchtige Leistung auf urkundlicher Grundlage ist Kotzebue's Cronicon Coenobii Francomontani 1698, mit dem die Partei- und Streitschriften von J. D. Lichtenstein über das Münsterstift (1754), von Morgenstern über das Kloster Neuwerk (1755) und von Moeschel über das Petersstift (1757) sich nicht vergleichen lassen. Die Kirchengeschichte Goslars, vom Pastor H. W. Trumpf verfasst (1704), ist im Wesentlichen Heineccius' gleichnamiger Arbeit entlehnt. Als Fundgrube verdienen L. Honemann's „Alterthümer des Harzes“ (1754) Erwähnung. Das neue Jahrhundert brachte gleich Anfangs vom Pastor G. F. Mund einen „Versuch einer topographisch-statistischen Beschreibung Goslars 1800“, ein Werk, das ein unverdientes Ansehen hat. Denn bei aller Anerkennung des Fleisses, womit die vielen Notizen gesammelt sind, entbehrt das Buch, das fast gänzlich ohne Benutzung der Urkunden seinen Stoff von überallher nimmt, des wissenschaftlichen Werthes. Auch der als Schöngeist hochgeachtete Pastor von Immenrode, E. Crusius, der 1842 eine neue Geschichte Goslars herausgab, war bei allem guten Willen nicht der Mann, das Thatsächliche mit klarem Blicke auszusondern; auch er begnügte sich, ohne Benutzung der Quellen Alles, was sich ihm darbot, von Neuem zusammenzustellen. Methodisch reicht er bei Weitem nicht an Heineccius heran. So wurde, besonders weil auch in einer grossen Anzahl von Einzelschriften, zerstreut in Annalen und Zeitschriften, daneben in den Urkundenbüchern der umliegenden Städte und Klöster, sich zeigte, wie lückenhaft die Kunde von Goslars Geschichte war, das Verlangen nach einer kritischen Neubearbeitung derselben auf Grund aller vorhandenen Quellen immer lauter, bis sich endlich 1875 Georg Bode, derzeit Braunschweigischer Amtsrichter, jetzt Landgerichtsdirector, entschloss, durch Sammlung und Herausgabe des gesammten noch vorhandenen Urkundenbestandes der Lösung der Aufgabe näherzutreten. Das Ergebniss dieser ebenso fleissigen als scharfsinnigen Arbeit liegt bereits in den beiden ersten Bänden des Goslarischen Urkundenbuches vor, die die Zeit von den Anfängen bis 1300 umfassen. Höchst dankenswerth ist es, dass der Verfasser jedem Bande eine erschöpfende Darstellung der Goslarischen Geschichte vorausschickt, in der er sich als Meister in Methode und Kritik erweist. Andere mögen bedauern, dass damit ein schönes Stück Poesie zerstört ist; die Wissenschaft, die die Wahrheit sucht, muss es Dank wissen, dass rücksichtslos mit der unhaltbaren Tradition aufgeräumt ist. Mit bewährter Liebenswürdigkeit hat der Verfasser auch die drei nächsten, als Manuscript bereits fertigen Bände (1300 bis 1400) zur Benutzung bei dieser Arbeit überlassen,

wofür auch an dieser Stelle bestens gedankt sein möge. Ist nun auch mit diesen Urkunden der feste Boden zum Aufbau einer Geschichte der Kunstdenkmäler in Goslar gewonnen, so ist doch daneben die Ueberlieferung der Chroniken nicht ganz zu entbehren, weil darin sich oft werthvolle Nachweise darbieten, die, wenn auch durch Urkunden nicht bestätigt, doch durch den Augenschein als richtig oder unverdächtig erwiesen werden. Ferner ist die Litteratur über Goslar, soweit sie in den Bibliotheken zu Göttingen, Wolfenbüttel und Wernigerode vorhanden war, benutzt; die grundlegenden wichtigsten Schriften werden unten an ihrer Stelle aufgeführt werden, woneben unterlassen wird, das Werk mit einem grossen Ballast an litterarischen Hinweisen und Anmerkungen zu versehen, welcher den Werth desselben zu erhöhen durchaus nicht geeignet wäre. Von grossem Werth war es, dass das Archiv in Goslar weit genug geordnet war, um zum vorliegenden Zwecke ausgenutzt zu werden; ausserdem wurde mit freundlicher Hülfeleistung der Beamten sorgfältigste Nachforschung gehalten im königlichen Staatsarchiv in Hannover, in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel und in der Beverinschen Bibliothek, woraus sich manches Werthvolle ergab. Für die neuere Zeit seit 1700 waren besonders die Akten der Goslarischen Raths- und Pfarrei-Registratur wichtig. Zuletzt verdient erwähnt zu werden, dass interessante Aufsätze über Goslarische Kunstdenkmäler auch das Wochenblatt der Stadt enthält, das, von 1801 an, nur noch in einem Exemplare vollständig im Rathsarchiv erhalten ist; bemerkenswerthe Mittheilungen befinden sich auch in einzelnen Jahrgängen der bekannten geschichtlichen und technischen Zeitschriften. So dürfte das vorhandene Material im Wesentlichen herbeigeholt und ausgeschöpft worden sein. Bleiben demungeachtet noch Lücken, zum Theile sogar, in der ältesten Ueberlieferung, grosse Lücken, so muss man sich mit der Thatsache abfinden, dass nicht mehr überliefert ist. Durch Vermuthung Mangelndes zu ersetzen, ist überall vermieden, wo nicht ein befriedigendes Ergebniss zu erreichen war, Streitfragen sind offen gelassen. An dem für dieses Werk aufgestellten Arbeitsplane ist im Allgemeinen möglichst festgehalten, aber in doppelter Richtung hat doch davon abgewichen werden müssen. Es war nicht möglich, die Kirchen der Stadt voranzustellen; die geschichtliche Entwicklung Goslars und der innere Zusammenhang der Kirchen mit den geistlichen Ordensstiftungen und dem kaiserlichen Münster gebot, mit dem Kaiserhause und dem anliegenden Dombezirke zu beginnen und daran die Klöster und Kapellen anzureihen. So folgen erst an zweiter Stelle die Stadtkirchen mit ihrem Zubehör, an dritter die Stadt mit ihren Befestigungswerken, mit ihrem Rathhaus, Markt und Gildehäusern, sodass die Strassen mit den Privathäusern den Beschluss bilden. In dieser Anordnung heben sich auch die drei Epochen der Kunstgeschichte in sich selbst hervor. Zum andern ist öfter der geschichtliche Rahmen weitergespannt. Die Kunstdenkmäler Goslars, Zeugen einer grossen, herrlichen Vergangenheit, fassen als Beweise der Kraft und Eigenart Deutschen Geisteslebens denn doch ein zu werthvolles Stück Kunstgeschichte in sich, als dass sie mit dürftigen geschichtlichen Notizen begleitet werden dürften. Möchte es Jemandem genügen, z. B. von dem so wichtigen Baudenkmale des 1819 zerstörten Domes nichts weiter zu erfahren, als was der

klägliche Rest der Vorhalle an die Hand giebt, wo die vorhandenen Bilder gestatten, das alte Kunstwerk zu beschreiben, und die Urkunden und Akten dazu die geschichtliche Erläuterung geben? Oder ist es dem Zwecke fern gelegen, in den Geist der Zeit einzudringen, der 1527 mit der Reformation zugleich die verderblichste Katastrophe über die schönsten Baudenkmäler der Stadt herbeiführte? Was Mithoff in seinen Werken angestrebt hat, auf Grund der geschichtlichen Angaben, so dürftig sie ihm auch noch zu Gebote standen, jedes Kunstdenkmal aus seiner äusseren Geschichte zu erfassen und zu erklären, das darf und muss auch diesem Werke so als Aufgabe und Ziel dienen, dass es dem veränderten Stande der Goslarischen Geschichtskunde gerecht wird. Wenn demnach im Nachfolgenden die geschichtliche Darstellung zuweilen auch den Blick auf das Denkmal selbst zu verlieren scheint, so möge bedacht werden, dass die äusseren Zeitumstände gar oft die Baugeschichte erklären müssen; denn Zeit und Geld regieren die Kunst, den Meissel und Pinsel.

Die Stadt Goslar, zugleich Sitz des Landrathsamtes für den Kreis Goslar, liegt im Regierungsbezirke Hildesheim. Von dem Abhange des Rammelsberges her über das nach drei Seiten von Bergen eingeschlossene Thal ausgebreitet, reicht sie nur ostwärts in die Ebene. Das Gebiet der Stadt, durch den Riechenberger Vertrag von 1552 auf die Ringmauern beschränkt, war bis vor wenigen Jahren ganz vom Braunschweigischen, bez. Hildesheimischen Gebiete eingeschlossen, wie auch die etwa 13000 Morgen grosse Goslarische Forst bis dahin unter Braunschweigischer Hoheit stand. Durch Staatsvertrag hat neuerdings Preussen dieses Gebiet eingetauscht und dadurch alle Unzuträglichkeiten beseitigt, die aus einer, selbst bis in die innerste Stadt ausgedehnten fremden Landeshoheit entsprangen. Betroffen ist davon nicht das sog. Braunschweig-Hannoversche Communiongebiet des Rammelsberges, das der Berghauptmannschaft Clausthal unterstellt ist. Den Namen hat die Stadt Goslar von der unfern des Auerhahns entspringenden Gose (= Giessbach), die früher in drei, jetzt noch in einem Arme die Stadt durchfliesst und in ihrem Laufe eine grössere Anzahl Mühlen treibt Die Endung lar deutet auf fränkischen Ursprung der Stadt, wozu bemerkt sein mag, dass die Gose ehemals die Diöcesangrenze zwischen Mainz (Franken) und Hildesheim (Sachsen) war. Ausser der Gose ist noch eine „Abezucht“ da. Dieses Wässerchen, dessen Name aus Aquaeductus oder Agetucht entstellt ist, fliesst aus dem Herzberger Thale zu; ursprünglich in die Gose einmündend, ist es vor alters schon in ein künstliches breites Bett in der tiefsten Mulde des Thales abgeleitet, daher der Name. Vereinigt mit der Gose, tritt es aus der Stadt und fällt durch die „Okersümpfe“, am Petersberge und Sudmerberge vorbei, in die Oker. Die Zahl der Einwohner Goslars, von etwa 20000, die um das Jahr 1500 da waren, allmählich auf unter 5000 herabgesunken (1803), beläuft sich gegenwärtig wieder auf 15000, wovon etwa 1400 katholisch sind; die jüdische Bevölkerung ist, obwohl im Steigen begriffen, noch sehr gering. Der alte längst verschwundene Bestandtheil der Franken, der einst neben der niedersächsischen Bevölkerung nicht unbedeutend gewesen sein mag, macht sich weder in der Sprache noch in den Sitten der Einwohner noch irgend bemerkbar. Bis vor Kurzem überwog

neben der Viehzucht der Betrieb der Landwirthschaft, die aber wegen des meist sterilen Bodens wenig Ertrag lieferte. Von den Verkehrsstrassen ist nur eine alt, die aus dem Breitenthore nach Oker führende sog. Eiserne Strasse, mit der Abzweigung der alten und neuen Braunschweigischen Heerstrasse; die anderen sind neuerdings gebaut, die Kunststrasse nach Hildesheim 1828, nach Seesen 1832, nach Clausthal 1843, nach Schladen 1854. Erst am 22. März 1866 wurde Goslar als Sackbahnhof der Strecke Vienenburg-Goslar an das Eisenbahnnetz angeschlossen. Der Fremdenverkehr, dem sich die ebenso an Alterthümern als an Naturreizen reiche Stadt immer mehr erschloss, veranlasste den Bau der beiden Eisenbahnstrecken nach Langelsheim und nach Grauhof, wodurch Goslar Gabelpunkt der verkehrsreichen Linien Halle-Hildesheim-Hannover und Halle-Kreiensen-Frankfurt wurde. Am 30. April 1883 fuhr die letzte Post aus Goslars Thoren. Die so vermehrten und verbesserten Verbindungswege eröffneten der neu belebten Industrie neue Absatzgebiete und ermöglichten den Fabriken erfolgreicheren Wettkampf; insbesondere ist der Ort zu einem Verbindungsplatz für den Handel der wohlhabenden Umgegend und eines Theiles des Oberharzes geworden. Ausser dem fiskalischen Bergwerke steht besonders die Fabrikation von Chemikalien, Mineralwasser, Branntwein, Karten, Farben und Cigarren in Blüthe. Die geschichtlich bekannte „Gose“ wird seit dem Anfange dieses Jahrhunderts nicht mehr gebraut. Neben der Industrie ist eine kräftige Nährquelle der Bürgerschaft der immer lebhaftere Fremdenverkehr (30000 Gäste), daneben die Garnison mit dem Stabe des Hannoverschen Infanterie-Regiments No. 165 und die höheren Schulen, Gymnasium und Realgymnasium mit 540 Schülern. Kirchlich ist die Stadt in drei Sprengel zertheilt, in die Gemeinden der Markt-, der Stephani- und der Frankenberger Kirche; die Jacobi-Kirche wurde 1803 den Katholiken übergeben, und gleichzeitig die kleine Thomas-Pfarrkirche geschlossen.

Die Geschichte der Stadt Goslar zerfällt in drei Abschnitte, die auch in den Kunstdenkmälern scharf von einander gesondert hervortreten, in eine romanische, gothische und Renaissancezeit. Der erste Abschnitt umfasst etwa die sog. Kaiserzeit. Seitdem im X. Jahrhundert das Erzgestein im Rammelsberge entdeckt war, bevölkerte sich das anliegende Gosethal mit Anbauern von nahe und ferne, mit Sachsen und Franken, denen die Arbeit im Berge und in der Forst reichlichen Lohn brachte. Als fiskalische Arbeiter, die Herrengut bewohnten, waren sie unfreie Leute. Rasch entwickelte sich der Ort (vicus), urkundlich zuerst 979 erwähnt, zu einem durch den Handel mit Bergprodukten bedeutenderen Marktplatze, der sich besonderer Handelsvorrechte erfreute, weil dem Fiskus an der möglichsten Erleichterung des Verkehrs liegen musste. Unter dem Kaiser Heinrich II. (1002—1024) scheint die Verlegung der Kurialverwaltung von der unfernen Pfalz Werle nach Goslar stattgefunden zu haben, womit auch die Kaiserzeit begann. Die Urkunden lassen keinen Zweifel zu, dass seit Heinrich II. die neue Pfalz längere Zeit von den Kaisern bevorzugt und unter den Saliern vorübergehend als Heimath geliebt wurde. Bot doch auch diese weit ausgedehnte Königsforst in den umliegenden Harzbergen die schönsten und reichsten Jagdgründe dar! Und als unter dem Drucke des kaiserlichen Einlagers

der alte Groll der Sachsen gegen die Franken wiedererwachte und zu den Waffen griff, zeigte sich Goslar als kaiserliches Bollwerk, um das der Kampf tobte, in seiner Lage hart an der Grenze wichtig!

Der Plan des gewaltigen Saliers Heinrich III. (1039—1056), dem in der Pfalz der ersehnte Thronerbe geboren wurde, soll gewesen sein, das rings von Kaiserburgen umschlossene Goslar zur bleibenden Residenz zu machen, eine Absicht, die nur der zu frühe Tod des Fürsten vereitelt habe. Entsprechend der Vorliebe für die neue Pfalzstätte liessen die Kaiser es an deren Ausschmückung nicht mangeln. Nicht allein bauten sie unter dem Beirathe der berufensten Meister, eines Godehard und Benno, sich ein Heim in dem zum Theile noch erhaltenen Kaiserhause mit den beiden Kapellen St. Ulrici und St. Mariae (1019—1045), sondern errichteten auch vor der Pfalz ein Münster (1047), das als kaiserliches freies Domstift, ebenso durch seine Vorrechte als durch seine reiche Ausstattung und den Glanz der Kunst weit hervorragen sollte. Dieser Palatialbezirk mit dem hochliegenden prächtigen und rings von Ritterhäusern umkränzten Palaste und den in weitem Kreise von Kurien und Kapellen umschlossenen herrlichen Dome bot der staunenden Mitwelt ein so wundervolles Schauspiel dar, dass es als das „clarissimum regni domicilium" gepriesen wurde. Von all dieser Herrlichkeit zeugt nur noch der jüngst wiederhergestellte Kaiserpalast und eine Vorhalle des 1819 niedergelegten Domes, die heutige Domkapelle. Einige Baureste knüpfen noch an das neben der Königsbrücke gelegene Hospital des Deutschordens mit der Königskapelle St. Spiritus an. Sonst lebt die Vorzeit dort nur noch in Namen von Strassen und Plätzen fort. Das im Pfalzbezirke belegene, 1254 gegründete bürgerliche „Gasthaus" St. Johannis, nachher Grosses Heiliges Kreuz genannt, fällt nicht eigentlich mehr in die Kaiserzeit Goslars. Von all den anderen Stiftungen, St. Martini, St. Ludovici, St. Andreae, St. Mariae Magdalenae, auch von der Pfarrkirche St. Thomae, die alle zum Dombezirke gehörten, ist nichts mehr übrig geblieben.

Aber auch ausserhalb des Palatialbezirkes bethätigte sich der fromme Eifer der Zeit in der Stiftung von Klöstern und Kapellen in so reichem Masse, dass Goslar um der vielen Thürme willen Klein-Rom genannt wurde. Um 1250 waren mehr als 40 Kapellen da. Vor den Thoren erhoben sich, herrlich auf weitschauenden Hügeln gelegen, zwei kaiserliche Kollegiatstifter: auf dem Petersberge das Chorherrnmünster St. Petri, gleichzeitig mit dem Dome, von der Kaiserin Agnes, gegründet (1050), und auf dem Georgenberge das Augustinerkloster St. Georgii, vom Kaiser Konrad II. gegründet, von Heinrich V. vollendet, besonders merkwürdig durch den etwas späteren achteckigen Vorbau, der dem Dome zu Aachen nachgemessen war. Leider sind diese beiden Kunstwerke, die auch als geschichtliche Denkmäler Goslars Ehre und Krone waren, zerstört, und zwar in Schutt und Asche verwandelt von der blinden Menschenwuth, in dem traurigen Schicksalsjahre 1527, als die Belagerung der Stadt durch den Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel die Bürger zu verzweifelter Nothwehr trieb. Die neuerdings blossgedeckten Grundmauern lassen noch den Bauplan dieser architektonisch bemerkenswerthen Kaiserstifter annähernd erkennen. Würdig des Vergleiches mit ihnen, erhob sich in der alten Villa Romana im

Rosenthor das Kloster Neuwerk mit der in ihrer Ursprünglichkeit noch ziemlich rein erhaltenen Kirche St. Mariae in Horto, ein frommes Vermächtniss des kaiserlichen Vogtes Volcmar de Wildenstein (1186), ein Benedictiner-Nonnenkloster, das nach der Reformation 1571 in ein Stift für Goslarische Bürgertöchter umgewandelt ist. Als Werk romanischer Baukunst und der Uebergangszeit ein Juwel, ist es daneben auch durch den Schmuck der Wandmalerei, in der die Mystik des Marienkults ihren Triumph feiert, von Bedeutung für die Kunstgeschichte. — Die übrigen Klöster in der Stadt sind nicht zu gleicher Blüthe gelangt. Frühzeitig schon versank das im Vitithore gelegene, von der Abtei Corvey abhängige Kloster St. Viti, wie es scheint, aus Mangel an Mitteln, ebenso die vor dem Thore ebendort gelegene Kommende der Johanniter im Freudenplan, die Kapelle zum Heiligen Grabe. Unter glücklichen Auspicien erstand (1229) das Kloster der büssenden Schwestern im Frankenberge St. Mariae Magdalenae, eine Stiftung des Bischofs Konrad von Hildesheim, der 1246 die Frankenberger Pfarrkirche einverleibt wurde; es verblasste aber bald, als es seinem Zwecke untreu geworden, von der Gemeinschaft mit der Gemeinde sich loslöste. Nennen wir nun noch das Brüdernkloster der Minoriten, die Egidienkapelle, von der noch Reste vorhanden sind, und die älteste der Kapellen, St. Caeciliae, so ist damit genug gethan zum Beweise, wie reich Goslar an geistlichen Stiftungen gewesen ist. Zumeist im Lichte der kaiserlichen Nähe und Gunst entstanden, versanken sie in das Dunkel, als die Pfalz aufhörte, Kaiserhof zu sein.

Wenden wir uns nun der Stadt selbst und ihrer Bürgerschaft zu, so ist zunächst auffallend, dass gegenüber der Menge der Baudenkmäler, die mittelbar oder unmittelbar mit der Pfalz zusammenhängen, vor 1100 keiner einzigen bürgerlichen Stiftung, nicht einmal einer Pfarrkirche Erwähnung geschieht. Bei dem Dunkel, das über der ältesten Zeit Goslars liegt, soweit es als Stadt in Betracht kommt, ist es schwer, eine Antwort zu finden. Es ist unglaublich, dass alle Urkunden der Stadt bei ihrer Plünderung 1206 sollen verloren gegangen sein. Das Richtigere möchte sein, dass es nie eine Kaiserstadt Goslar neben der Pfalz gegeben hat, so lange der Ort nur ein kaiserliches Bollwerk der Salier war; von dem Willen der Vögte niedergehalten, blieb die in der grossen Masse aus unfreien Leuten bestehende, widerspenstige niedersächsische Bevölkerung ohne politische Selbstständigkeit. Erst als nach dem Ende der Salier die Vogtei mehr und mehr aufhörte, ihren Druck auszuüben und jede Regung bürgerlicher Freiheit in militärischem Interesse zu ersticken, konnte, abgesondert von der Pfalz, bürgerliches Leben sich entfalten. Mit dieser Auffassung stimmt überein, dass auch erst seit 1131 Goslar in den Urkunden als Civitas erscheint. Bestand darin auch die Vogtei noch fort, so drängte doch seitdem die Gemeinde deren Einfluss auf den Marktverkehr und die eigentliche Stadtregierung immer weiter zurück und beschränkte sie neben der alleinigen Kurialverwaltung der Bergeinkünfte auf den militärischen Schutz und die oberste Entscheidung in Kriminalsachen. Wenn daher die Chronik überliefert, der Kaiser Lothar habe der Stadt zuerst Konsuln gegeben und ein Rathhaus gebaut, so ist das gewiss fein und richtig gedacht. Die letzte Wendung trat 1206 ein, als es der welfischen

Heeresmacht gelang, die treu am Kaiser hängende (?) Stadt zu überrumpeln und den langen Widerstand in einer achttägigen Plünderung entgelten zu lassen. Damit war Goslars Kaiserzeit vorbei; denn wenn der Kaiser Friedrich II. der Stadt: „quam non immerito speciali prae ceteris dilectione amplectimur ob inviolatam civium fidem“ auch noch seinen Dank in dem Gnadenerlass von 1219 bekundete, so beseitigte doch die Bürgerschaft bald den letzten Schein der alten Vogteigewalt, und die Reichsversammlungen und die Besuche der Kaiser auf der Pfalz hörten auf. Zum letzten Male weilte nach langer Unterbrechung 1253 noch einmal ein Kaiser auf der Pfalz und liess sich angelegen sein, alle Rechte der Stadt und der Stifter zu bestätigen. 1290 erkannte der Kaiser Rudolph die neue Verfassung der Stadt an, und 1340 begabte der Kaiser Karl IV. sie mit dem Schildrecht.

Ist nun diese Auffassung richtig, dass Goslar erst im XII. Jahrhundert zu einem städtischen Gemeinwesen sich entwickelte, so erklärt sich daraus auch, dass kein städtisches Baudenkmal über das XII. Jahrhundert zurückreicht. Die Marktkirche, nach ungewisser Ueberlieferung aus einer Kapelle St. Nicolai entstanden, ist in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts erbaut und wird urkundlich zuerst 1151 erwähnt. Gleichaltrig mit ihr ist die Jacobikirche, etwas jünger die (durch Feuersbrunst 1728) zerstörte Stephanikirche. Am frühesten geschieht der Frankenbergischen Kirche Erwähnung in einer Urkunde von 1106; auch sie soll an die Stelle einer Kapelle (St. Augustini) getreten sein. Gleichzeitig mit den Pfarrkirchen entstanden, als Zeugen des erwachten bürgerlichen Selbstbewusstseins, das Rathhaus (1137?) mit dem neuen Markte, etwas später das Spital St. Johannis (1254) und dem ähnliche kleinere Stiftungen. Auch die Uebertragung des alten Vogteihauses an der Kaiserbleek an die Sechsmannen mag noch in diesem Abschnitte (1290?) geschehen sein. Von allen Ritterhäusern hat dieses sog. „Sechsmannshaus“ sich am längsten erhalten; noch im XVIII. Jahrhundert wurde ein altes Haus dieses Namens als Lehen verliehen.

Aber nicht allein die Bauwerke oder einzelne Ueberbleibsel derselben geben uns heute noch Zeugniss von der Kunst dieser Zeit, sondern auch manches Stück der inneren Einrichtung und Ausstattung ist erhalten geblieben, wie Wandmalerei, Altäre, Kanzeln, Crucifixe und Grabsteine. Hier sind besonders zu nennen die Domkapelle, die Frankenbergerkirche, die Neuwerkskirche, das Grosse Heilige Kreuz, das St. Annenhaus. Ein köstlicher Schatz ist das aus der alten Stephanikirche gerettete Altargeräth.

Der zweite Abschnitt der Goslarischen Geschichte, den wir im Eingange im Hinblick auf den Kunststil den gothischen nannten, hat erst am letzten Ausgange grössere Bauwerke aufzuweisen, wenn auch in den Umänderungen der Kirchen und Klöster es an bedeutenderen Proben aus der Höhezeit der Gothik nicht mangelt. Kaum nämlich war die Stadt als Handelsplatz, der nicht allein um der Bergprodukte, sondern auch um der Erzeugnisse eigenen Kunstgewerbes willen mit allen grossen Marktplätzen in regem Verkehre stand, im XIV. Jahrhunderte emporgeblüht, als 1346 der Bergbau in Folge unüberwindlichen Wassersturzes stockte und den Bürgerstand nahrungslos machte. Dazu kamen Fehden ohne Ende; denn die Ritter, noch voll Groll auf die Gilden, die

in demokratischem Hochmuth ihnen alle Vorrechte im Stadtrathe abgeschnitten und das Verbleiben in der Stadt verleidet hatten, forderten Auszahlung der Vogteigelder, obwohl der Berg kaum mehr Erträge lieferte. . So sank die nothbedrängte Stadt rasch von ihrer Höhe hernieder, und daraus erklärt sich, dass aus dem XIV. Jahrhunderte kein selbständiges Baudenkmal vorhanden ist. Aber aus dem Unglück erwuchs ungehofftes Glück, indem der Rath, von der Noth getrieben, die meisten, damals werthlos erscheinenden Berganthеile neben der Bergvogtei selbst theils als Lehen, theils als Eigenthum an die Stadt brachte und auch vom kaiserlichen Fiskus Verzicht auf die alten Bergabgaben erlangte. So kam es, dass, als im XV. Jahrhundert die Technik nach und nach das Wasser im Berge bewältigte, der Stadt aus dem neu aufgenommenen Bergbetriebe immer grössere Ueberschüsse zuflossen, die zu Gunsten der Gemeinde verwandt werden konnten. In Folge dessen entwickelte sich in dem Zeitraume von 1440—1520 eine rege Bauthätigkeit, deren deutlichste Spuren überall bemerkbar sind. Grossartige neue Befestigungswerke schützten gegen die neuen Geschütze; wie das Breite Thor, das noch das Bild dieser durch starke Zwinger und Basteien geschützten Anlage darbietet, so waren auch die anderen Thore ähnlich bewehrt. Obwohl Goslar 1798 alle Festungswerke schleifte, ist doch zum Glücke in Wällen und Gräben, in Zwingern und Mauerthürmen genug übrig geblieben, um eine deutliche Vorstellung von dieser einstigen Befestigungsanlage zu gewinnen. Derselben Zeit gehörte der Neubau des Rathhauses an, dessen Bauplan, obwohl durch viele Erweiterungen und Aenderungen fast völlig verwischt, im Wesentlichen den mit anderen Rathhäusern Niedersachsens übereinstimmenden, jener Zeit eigenen Charakter nicht verleugnet. Es trifft auch für Goslar die Erfahrung zu, dass an der Grösse des Rathhauses die Bedeutung der Stadt nicht gemessen werden darf; denn für moderne Begriffe wäre der ursprüngliche kleine Bau, mit der Front nach dem Markte, gar zu bescheiden und auch künstlerisch gar zu einfach. Die neueste Zeit hat durch neue Fenster die obere Vorderseite wieder hergestellt, auch durch Abputz der Wände und durch Bemalung des Holzwerkes das Gebäude ansehnlicher gemacht. Gegenwärtig wird auch die zweite Arkadenreihe wieder blossgelegt und hoffentlich auch bald der schöne Rathskeller mit seinem mächtigen Kreuzgewölbe geöffnet. Aber der Gesammtbau ist so verunstaltet, dass an einer architektonisch wirkungsvollen Wiederherstellung verzweifelt werden muss. Da hingegen hat das Innere einen Schmuck, der es vor vielen auszeichnet, nämlich in der herrlichen Malerei des Huldigungszimmers, die man längere Zeit für ein Werk des Nürnberger Malers Michael Wohlgemut gehalten hat. Der Name des Meisters, der sich hier ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, ist bis heute unbekannt. Um das Rathhaus herum lagen in schönem Kranze die Häuser der sieben Gilden, alle in derselben Zeit wie jenes gebaut. Erhalten ist von ihnen nur die „Wort“, das 1494 vollendete Amtshaus der Wandschneider und Kaufleute. Obwohl auch daran in späterer Zeit viel gebaut und geändert ist, trägt es doch noch das deutliche Gepräge seines Ursprungs, dessen Eindruck durch die Kaiserbilder, mit denen das XVII. Jahrhundert die Nischen überfüllt hat, leider gestört wird. Bemerkenswerth ist die Steinmetzkunst an diesem Gebäude, die zum Theile in

heiterer Laune, so in dem „Dukatenmännchen“, von dem Reichthum der damaligen Kaufherren zeugt. Das andere noch erhaltene Gildehaus der Bäcker, der „Brodscharren“, ist 1557 umgebaut. Die übrigen fünf sind den furchtbaren Bränden, die im XVIII. Jahrhundert, besonders 1780, die Stadt heimsuchten, zum Opfer gefallen, bis auf das Kramerhaus, das im XIX. Jahrhundert (1862) in Feuer aufging. Eben denselben Feuersbrünsten ist es zuzuschreiben, dass Goslar, einst reich an vornehmen Patrizierhäusern aus der spätgothischen Zeit, jetzt so viel ärmer ist als die umliegenden Schwesterstädte; es wird ausdrücklich bezeugt, dass bei dem verheerenden Brande von 1728, der die ganze Unterstadt mit der Stephanikirche und dem Breiten Thore in Asche legte, 60 Brauhäuser, alle mit reicher Kunst ausgeschmückt, vernichtet wurden.

Sonderbar berühren den Unkundigen die vielen Häuser, die offenbar einer neueren Zeit angehörend, doch mit gothischen, ja mit romanischen Fenstern geziert sind. Erklärt muss dies dadurch werden, dass die Bürger aus dem Bauschutt der 1527 zerstörten Klöster und Kapellen solche Bogenfenster, die noch gut erhalten waren, heraussuchten und zum Bau der Häuser verwandten. Dies macht es aber auch manchmal schwierig, bei anderem Vorkommen solcher romanischen oder gothischen Baureste zu entscheiden, ob sie ursprünglich vorhanden gewesen sind; der Fall findet sich z. B. im St. Annenhaus, einem 1494 erbauten Spitale, wo die Basen zweier romanischen Säulen verführen möchten, einen älteren Bau vorauszusetzen. Auch ist in demselben Gebäude noch ein altes romanisches Fenster eingemauert.

Gegenüber der Menge weltlicher Grossbauten wäre es gewiss sehr auffallend, wenn diese Zeit, die überall sonst in guten Werken der Kirche zu dienen hervorragend bestrebt war, sich in dem reichen Goslar nicht ebenso bethätigt hätte. Zwar neue Kirchen und Klöster sind nicht gebaut worden, weil deren in Ueberfluss vorhanden waren; auch die beiden, damals gegründeten Spitäler St. Annen und das Kleine Heilige Kreuz sind nur ärmliche Bauten. Aber der kirchliche Sinn tritt doch deutlich hervor in dem Umbau fast aller Kirchen und Klöster. Am durchgreifendsten wurde von der Baulust die Kirche St. Jacobi betroffen, die aus einer romanischen Basilika in eine gothische Hallenkirche umgeändert wurde. Ein ähnlicher Plan scheint bei der Marktkirche vorgelegen zu haben, der Bau blieb aber, nachdem die Kirche durch die Veränderung des Chores und den Anbau der gothischen Seitenschiffe erweitert war, wegen der hereinbrechenden Stürme der Reformation in den Anfängen stecken. Auch die Frankenberger Kirche entging ihrem Schicksale nicht, indem darin ausser dem Chore auch ein grosser Theil des Querschiffes in gothischem Stile erneuert wurde. Am Wenigsten litt die Neuwerkskirche, deren Mittel zu grösseren Bauveränderungen nicht ausreichten. Zu bedauern ist aber lebhaftest, dass von den Wandgemälden, mit denen jene Zeit die Kirchen und Klöster schmückte, fast nichts von dem Vandalismus der nachfolgenden Zeit verschont geblieben ist. Die Wände sind so dick überkalkt, dass alle Versuche der älteren und neueren Zeit, diese — nach den Wandmalereien im Rathhause bemessen — gewiss nicht unbedeutenden Kunstleistungen an's Licht zu bringen scheiterten. Nur in der Frankenberger Kirche sind noch

in grossem Umrisse einige Figuren nachgezeichnet. Wäre das Geschick Goslar nur etwas gnädig gewesen, so wäre im Deutschen Lande kaum eine Stadt, die an Werken jeglichen Alters und jeglicher Kunst sich ebenbürtig daneben stellen dürfte! Bietet sie doch auch in den Resten neben Lehrreichem so viel Schönes und Wunderbares dar, dass sie dem Kunstliebhaber eine Freudenstadt ist! In dem Inneren der Kirchen und Kapellen finden sich noch mancherlei Kunstschätze aus der gothischen Zeit, so Altarbilder, Glasmalereien, Grabsteine, Leuchter, Kelche, die Kanzel in der Klausthorkapelle und mehrere schöne Crucifixe, bei denen der Gekreuzigte manchmal mit natürlichem Haupthaar und Dornenkrone dargestellt ist.

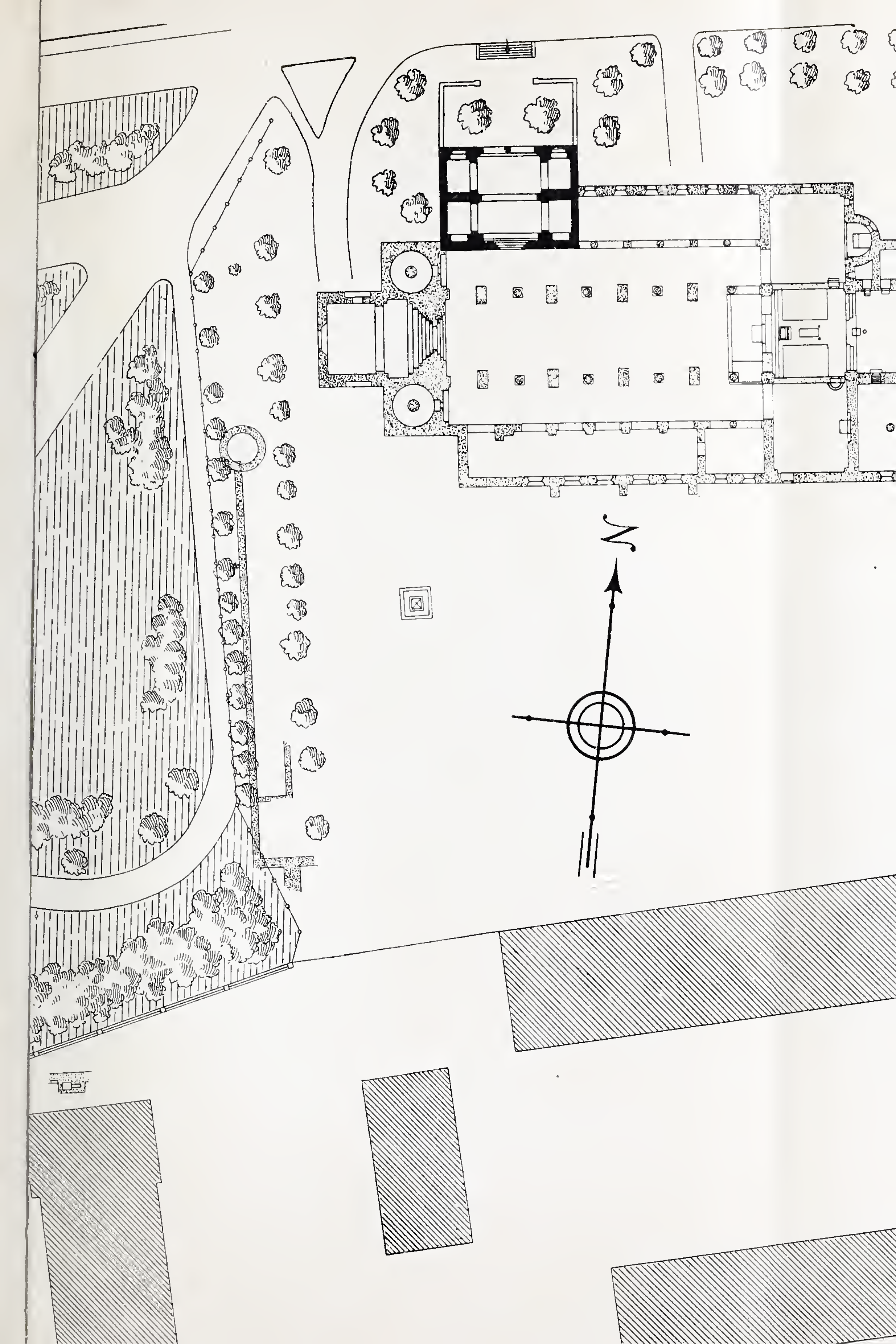
Der dritte Abschnitt Goslarischer Geschichte oder die Renaissancezeit hat im Vergleiche mit den Nachbarstädten nur wenig Reiz mehr. An die Stelle der monumentalen Bauten treten Häuser im Fachbau, deren Zierde die Holzschnitzerei ist. Auch Goslar hat darin manches Eigenthümliche, wie das trefflich neuestens von Dr. Steinacker in seinem Werke über „Goslars Holzbaukunst“ nachgewiesen ist; aber zu einer freien Entfaltung haben die äusseren Umstände der Stadt diese Kunst doch kaum gelangen lassen. Denn schon 1527 trat die Wendung des kurzen Glückes, dessen sich die Bürgerschaft hatte erfreuen dürfen, mit jähem Falle ein; und wieder war es die Begierde eines welfischen Fürsten nach dem Besitze des Bergwerkes, die der Stadt zum Verderben gereichte. Harte Bedrückung entvölkerte bald das verarmte Goslar, das endlich 1552 alles Gebiet mit dem Bergwerk an Braunschweig abtreten musste und darnach nur noch eine elende, von der Gnade der Braunschweigischen Herzöge abhängige Landstadt blieb, gleichsam eine Bettlerin in dem zerrissenen und zerschlissenen Prunkgewande einer kaiserlichen und freien Reichsstadt. Armuth und Sorge schauten aus allen Häusern heraus. Zwar entstanden im Anfange dieser Periode, als die Stadt noch reich war, einige Bauten, die von Kunstsinn zeugten; in dem Uebergange von der Gothik zur Renaissance zeigt sich das Mönchehaus und noch etwas derber und mehr mittelalterlich das Haus Marktstrasse 2. Mit gewaltigem Sprunge vorwärts stellt sich das Brusttuch in die Renaissance und in dessen Nachahmung das Bäckergildehaus. Aber damit ist es auch vorbei; es ist, als ob die Reformation 1528 die Poesie der Kunst gebannt hätte; an die Stelle der Ornamente treten Bibelsprüche und Lehren der Weisheit. Aber auch diese werden bald selten, und die letzte Schnitzarbeit verschwindet, weil die Kosten gespart werden müssen; Armuth war allein noch das Zeichen, unter dem gebaut wurde. Zum letzten Male übte sich die verfallende Kunst in hervorragender Weise an dem Bau des Siemens'schen Stammhauses. Die Schreckensnoth des 30jährigen Krieges verwandelte die Armuth in Elend, die Häuser in Hütten und wüste Baustätten.

Ein prächtiges Bild von dem, was Goslar in jener Zeit noch von den monumentalen, kirchlichen und weltlichen Werken des Mittelalters und der Renaissance besass, giebt uns die Abbildung nach Merian (Fig. 1). Befestigung, Kirchen, Pfalz und Bürgerbauten sind, zu einem Ganzen vereinigt, umgeben von einer herrlichen Natur deutlich erkennbar. Und wenn auch Vieles im

Laufe der Zeit verloren gegangen ist, so haben wir doch noch manches Werk heute wohlbehalten vor uns. Dies gilt sowohl von den Bauwerken als auch von ihrem Inhalte: schöne Renaissance-Kanzeln, aus Holz geschnitzt, finden wir in der Marktkirche und in der Jacobikirche, ebenso zwei Taufbecken, Glasmalereien und Grabsteine des XVI. und XVII. Jahrhunderts stehen in der Domkapelle und an anderen Stellen. Die folgende Zeit des späten Barock und Rokoko ist durch gute Beispiele an Altären, Kanzeln, Grabmälern, Taufbecken, Crucifixen und Kelchen vertreten. Einen guten Ueberblick über Goslar giebt auch der Lageplan (Fig. 2), welcher nach dem ältesten, vollständig vorhandenen Stadtplane aus dem Jahre 1802 zusammengestellt ist.

Erst seit im Anfange dieses Jahrhunderts, nachdem Goslar zu seinem Glücke aufgehört hatte, freie Reichsstadt zu sein, blühte die Stadt wieder empor. In dem Anblicke des aus dem äussersten Verfalle glücklich geretteten und wiederhergestellten Kaiserhauses hat auch die Bürgerschaft Freude und Stolz an allem wiedergewonnen, was an die ruhmvolle Vorzeit erinnert; der Bürger wetteifert mit der Verwaltung, die Stadt mit neuen schönen Bauwerken zu schmücken, und manches ist darunter, das auch späten Geschlechtern noch von dem neuen Glücke der wiedererstandenen alten Pfalzstadt verkündigen wird.




N

I. Kaiserliche Stiftungen.

Das Kaiserhaus.

Litteratur: Ausser Heineccius, Antiqq., Gosl. 1706, Mund, Topographie 1800, und Crusius, Geschichte Goslars 1842 kommen besonders in Betracht: Weiland's Aufsätze in den Hanseschen Geschichtsblättern 1884—1886; Adalbert Hotzen, Das Kaiserhaus in Goslar 1874; Blumenbach, Das Kaiserhaus 1846 (Archiv für Niedersachsen); Die Jesuiten in Goslar 1630 (Vaterl. Archiv 1859); Jacobs, Die Kaiserstätte in Goslar (Zeitschr. f. Harzgesch. IV, 110; Cuno, Geschichte der Restauration des Kaiserhauses 1883; Lohmann, Goslars Alterthümer 1819 (Vat. Archiv); v. Rohr, Merkwürdigkeiten 1739; Mithoff, Kirchen und Kapellen im Königreiche Hannover; Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte III; Lotz, Kunst-Topographie Deutschlands I; Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen III; Lübke, Geschichte der deutschen Kunst; v. Behr, Das Kaiserhaus in Goslar in der Zeitschrift für Bauwesen, 1900; Bertram, Geschichte des Hochstifts Hildesheim 1898; Zeitschr. für Niedersächsische Kirchengeschichte 1900 u. A.

Quellen: Das Archiv in Goslar und das Staatsarchiv in Hannover; die Registratur der Stadt und die der Pfarreien in Goslar; das Urkundenbuch Goslars I—V (bis 1400); MSS. in den Bibliotheken in Göttingen, Wolfenbüttel, Wernigerode und Hildesheim; mehrere Chroniken, darunter am werthvollsten die Brandes'sche von 1663, der handschriftliche Nachlass von Erdwin von der Hardt (1715).

Geschichte.

Von allen Baudenkmälern Goslars ist an geschichtlicher Bedeutung weitaus am hervorragendsten die Kaiserpfalz, das Heim der salischen Kaiser, die von hier aus fast ein Jahrhundert lang die Geschicke des Deutschen Reiches lenkten, sodass neben dem Lateran in Rom keine Stätte für die abendländische Christenheit angesehener war als dies palatium regum, von Lambert von Hersfeld als das Clarissimum regni domicilium gepriesen. Die Anfänge der Pfalz, bis in das Dunkel der ersten Geschichte Goslars zurückreichend, hängen mit der Auffindung der Erzadern im Rammelsberge („mons corvorum“), unter Otto I. (angeblich 937) zusammen; denn ihr Zweck war, Sitz der auf den Bergeinkünften beruhenden Kurialverwaltung in dem Königshofe, der villa regia Goslariae, zu sein. In dem Bestreben, das Dunkel der ersten Entstehung Goslars mit dem strahlenden Glanze der Kaiserherrlichkeit zu durchleuchten, dichten die heimischen

Chronisten von einem älteren Kaiserhofe in Goslar, den sie auf den Sassen- d. i. Georgenberg verlegen und mit dem „burgum“ (Urk. 1186) und der villa Romana in Verbindung bringen, wobei natürlich auch der „Vogelherd“ des Finklers nicht fehlen darf. Der Ursprung dieser Dichtung liegt wohl in der „Romantik“ des Namens villa Romana, dessen Schleier man zu lüften wünschte, in der Verwechselung der villa Romana mit der villa regia. Mit der Geschichte lässt sich diese Ueberlieferung nur so weit zusammenreimen, als es für möglich gelten muss, dass schon vor der Errichtung der Pfalz ein älterer königlicher Herrenhof in Goslar dagewesen ist; denn Thatsache ist, dass Kaiser Otto II. 979 eine Urkunde in Goslar vollzog, also dort weilte, lange bevor das Kaiserhaus da war, auch wurden von 1009 an häufig Reichsversammlungen in Goslar abgehalten. Es ist aber durchaus nicht glaubhaft zu machen, dass die „Pfalz“ von dem burgum wegverlegt worden sei; vielmehr wenn es 1017 vom Kaiser Heinrich II. heisst: „villam tunc multum excoluit“, so ist dies auf nichts anderes als auf die Pfalz an der „Kaiserbleek“ zu beziehen, und damit urkundlich auch zuerst der Fürstensitz daselbst nachgewiesen. Damit stimmt auch überein, dass die Moñ. Germ. in einem Synodalberichte von 1019 von einem consistorio regali Goslare praeminenti und einer ecclesia australi lateri adhaerente melden, worin die neueste Forschung richtig die Pfalzstätte und die südlich davon gelegene Ulrichskapelle gefunden hat, obwohl letzterer Name in den Urkunden erst 1290 auftaucht; in einer Urkunde von 1304 heisst sie capella regis, und der vom Dome dafür bestellte Geistliche capellanus regius. Leider ist über die erste Baugeschichte dieser architektonisch so merkwürdigen Königskapelle Näheres nicht weiter bekannt.

Als curtis regalis (Königshof) erscheint die Pfalz unter Konrad II. (1025—1039) und damit bereits verbunden die andere nordwestwärts gelegene Hofkapelle St. Mariae, die spätere Liebfrauenkirche, von der Bode in der Einleitung zum Urk. B. I. S. 6 bemerkt: „Im Jahre 1034 sei auf Geheiss der Kaiserin Gisela ein neuer Kirchenbau während der letzten Lebensjahre des Bischofs Godehard von diesem in curte regali, d. i. in der Pfalz selbst, vollführt, und dieses könne nur auf die Kapelle St. Mariae oder U. L. Frauen Kirche bezogen werden. Aber erst Kaiser Heinrich III., der mit Vorliebe in Goslar weilte, erhob die Pfalz durch den Neubau eines Kaiserhauses zu einem würdigen Wohnsitze („patria“, „lar domesticus“) und zu seiner Residenz, in der er fünfzehn Male weilte und fünf Male Weihnachten feierte. Als Berather beim Bau, wenn nicht gar als Baumeister des in grossartiger Pracht aufgeführten Palastes darf, trotz Weiland (Ztschr. f. Harzgesch. 1873, S. 168, Hansesche Gesch.-Bl. 1885, Ztschr. f. nieders. Gesch. 1899, S. 190 u. 202) besonders im Hinblick auf den Bauplan und den Stil, der „schwäbische Baumeister“, der junge Kleriker von Hirsau, Benno gelten, der längere Zeit als Palatialbeamter in Goslar weilte, ehe er als Benno II. zum Bischof von Osnabrück erhoben wurde. Schon 1065 brannte ein Theil des Gebäudes nieder, der aber alsbald wiederhergestellt wurde, zum Empfange des mit seiner jungen Gemahlin einziehenden Kaisers Heinrich IV. Bald darauf umtobte die Pfalz der wilde Waffenlärm der wider ihren kaiserlichen Herrn ergrimmten Sachsen und nur mit Noth entging sie, als

Sitz des königlichen Vogtes und Zwingburg verhasst, dem Schicksale der Zerstörung. In den nachfolgenden stürmischen Jahren bot sie den ebendort gewählten Gegenkönigen Rudolf und Hermann vorübergehend Obdach; in dieser Zeit, 1082 am 3. August, geschieht auch zum ersten Male urkundlich der Pfalz („palatium regis“) Erwähnung. Nach Kaiser Heinrich V. (1106—1125), der noch häufig in Goslar weilte, hörte sie bald auf, kaiserlicher Wohnsitz zu sein, doch wurden bis 1188 noch viele Reichsversammlungen darin abgehalten. Bei einem Hoftage des Königs Lothar 1132 stürzte das Kaiserhaus ein — „ruit cum omnibus“ heisst es, und das kann nicht anders gedeutet werden, als dass ein beträchtlicher Theil des Gebäudes (Saales?) niedergefallen ist. Der Wiederaufbau erfolgte, wie nicht zu bezweifeln ist, ohne Verzug: denn bald darauf veranstalteten dort wiederholt die Kaiser glänzende Fürstenversammlungen, darunter am berühmtesten diejenige von 1139, in der dem Herzog Heinrich auch das Herzogthum Baiern genommen wurde. Obwohl die Ueberlieferung von keiner Bauthätigkeit am Kaiserhause unter Kaiser Friedrich I. meldet, auch kein Anlass dazu ersichtlich ist, erweisen sich doch einige noch erhaltene Theile daran als vermuthlich in dieser Zeit erstanden. Bei der furchtbaren Heimsuchung Goslars 1206 durch die plündernden Truppen des welfischen Heerführers Gunzelin scheint die Pfalz als Krongut verschont geblieben zu sein.

Seit dem Jahre 1206 tritt das Kaiserhaus als ‚pellentze‘ ganz in den Hintergrund und wird zum ‚scepelhus‘, d. i. Reichszollstätte oder Sitz der Vogtei: „in quo sedet, qui teloneum imperii tollit“. Das Interesse der Kaiser an der bedeutungslosen Pfalz, deren Einkünfte bis auf wenige Reste alle vergabt waren, war so völlig verschwunden, dass der Kaiser Friedrich II. 1235 selbst das Bergregal mit aller Landeshoheit auf das neu gegründete welfische Fürstenhaus übertrug und damit in Goslar nur das Schattenbild einer Vogtei zurückliess. Zum letzten Male kehrte 1253 ein Kaiser in der Pfalz ein, die wohl damals schon eine verödete, freudelose Ruine zu sein anfing. Für die Erhaltung des grossen Gebäudes bedeutete es wenig, dass der Kaiser Rudolf dazu das Schutzgeld der Juden (6 *mk*) anwies, die als camerae servi dem Vogte steuerpflichtig waren. Die Zerstörung des Palastes vollendete eine Feuersbrunst im J. 1289, deren Spuren in dem erhaltenen Gemäuer noch deutlich erkennbar sind. Das Glück wollte, dass, während die Hinterseite mit den Wohnräumen völlig in Schutt verwandelt wurde, der Vorderbau mit dem Kaisersaal und mit den beiden Kapellen obwohl sehr schwer beschädigt, stehen blieb. Die Noth zwang den Rath der Stadt Goslar, das Gebäude wiederherzustellen, das die Gerichtsstätte war, an der sich nach dem alten jus de non evocando die Bürger in allen Vogteisachen vor dem Vogte zu verantworten hatten. In Zusammenhang damit mag stehen, dass 1290 auch die kaiserliche Vogtei auf den Rath der Stadt überging, dem Alles daran liegen musste, im Interesse der nunmehr freien Stadt die „Pallentze“ zu erhalten. Der auf das allernothdürftigste und in rohestem und derbstem Stile ausgeführte Neubau beschränkte sich auf das vorhandene Gemäuer. (Vergl. unten die Beschreibung.) Gegen Ende des XIV. Jahrhunderts schien noch einmal ein glücklicher Stern über der Pfalz aufzugehen, als der Kaiser Wenzel, der sich auch

sonst um Goslar wohlverdient machte, in der Erinnerung an die einstige Bestimmung der Pfalz bestimmte, dass dort Landfriedenssachen als vor einem Sächsischen Landgerichte abgethan werden sollten. Im Zusammenhange damit verfügte er 1385, dass der Ueberschuss der bisher alljährlich an den kaiserlichen Fiskus abgeführten Vogteigelder — die allerdings nicht sehr erheblich waren — zu Bau und Besserung des den äussersten Ruin drohenden Reichspalastes verwandt werden sollte. So dürfte in diese Zeit auch eine Erneuerung des Baues zu setzen sein, worauf ausser anderem besonders die gothischen Tonnengewölbe im Untergeschosse, die dieser Zeit angehören, hinweisen. Allein bei dem Widerstande der Fürstengewalt gegen das phantastische Gebilde eines kaiserlichen Landgerichts in Territorialsachen, vermochte letzteres, obwohl von dem Bischof von Hildesheim geleitet, doch zu keinem Ansehen zu gelangen, und nach Beseitigung jenes Palatialgerichts ging das Kaiserhaus selbst seit 1415 wieder in den Alleingebrauch des Goslarischen Rathes über. Der wiederholte Versuch der Herzöge von Braunschweig, dieses Lehen an sich zu bringen, zu dem sie als Inhaber des Bergregals sich näher berechtigt wähnten, scheiterte an dem Widerspruch Goslars, das darin eine Bedrohung seiner Selbstständigkeit erblickte.

Von einer besonderen Fürsorge Goslars für den neuen Besitz verlautet aber nichts, indem nur die nothdürftigsten Verbesserungen vorgenommen, die Räume selbst praktischen Zwecken angepasst wurden. Die Holzstützen des Kaisersaales mit ihren verzierten spätgothischen Kopfbändern gehören in diese Zeit. Die Holzdecke wird ursprünglich gewesen und mehrfach erneuert worden sein. Bis über die Mitte des XV. Jahrhunderts hinaus blieb der grosse Saal noch in Ehren, nicht allein als Gerichtsstätte des städtischen Vogts, sondern auch als Versammlungsort für Gilden und Gemeinde. Aber darnach diente das Kaiserhaus nur mehr den niedrigsten Zwecken. Während die als Dingstätte des Forstgerichts geheiligte „Bleek“ zum Viehmarkte wurde, erschienen die grossen Gewölbe im Untergeschoss als vorzüglich geeignet als Arsenal, besonders aber als Niederlagen für Erz und Vitriol. Der Kaisersaal wurde durchgetheilt und als Wohnung ausgethan an die „rikeswerdin“. Später wurden Speicherräume daraus, die 1551 noch durch den nördlichen Anbau erweitert wurden. Dem, besonders aus den Jahren 1557 und 1574 gemeldeten Einsturze der noch stehenden Mauern hinter dem Kaiserhause wurde kein Einhalt gethan, was hinsank, blieb liegen, wenn es nicht zu Bauten in der Stadt fortgeschleppt wurde. Die Erinnerung an die grosse Vergangenheit der Pfalzstätte war bereits völlig geschwunden. — Nicht besser war das Schicksal der beiden kaiserlichen Hauskapellen St. Ulrici und St. Mariae. Erstere schon im XIV. Jahrhundert als „cellarium captivorum“ bezeichnet (Urkunde von 1355: „scepelhus cum cellario captivorum“), wurde 1575 zu gleichem Zwecke als Stadtgefängniss umgebaut und hiess seitdem, in völliger Vergessenheit ihrer einstigen Bestimmung, einfach „der Ulrich“, obscuro nomine, wie ein Goslarischer Gelehrter sagt. Ebenso verfiel die „Marienkapelle“, eine hübsche Kirche mit zwei runden Thürmen, von der noch ein Bild vorhanden ist. Unbenutzt und verödet, wurde sie 1366 vom Kaiser an den Domscholaster verlehnt, der ihr vergebens durch einen besonderen Ablass aufzuhelfen versuchte. Trotz aller Mahnungen des Kaisers, das Vermögen

der Scholasterei zur Wiederherstellung der schönen „Schloss“kirche, deren Verfall eine Schande für Goslar und das Domstift sei, zu verwenden, blieb sie als „Ruine“ stehen, bis sie 1629 in Kraft des Restitutionsedikts zusammen mit dem Dome an den Jesuitenorden ausgeliefert wurde. Die Absicht dieses Ordens, in Verbindung mit dem Kaiserhause und dieser Liebfrauenkirche ein grosses Kollegium zu errichten, scheiterte, ehe noch die Mauern unter Dach waren, an dem Einrücken der Schweden 1632. So lag das Kaiserhaus wieder verlassen da, nur vorübergehend noch, wie z. B. bei der Anwesenheit der kaiserlichen Reichs-Friedenskommission 1641, zur Aufführung von „Schulkomödien“ benutzt. 1672 stürzte ein grosser Theil der Marienkapelle ein, 1714 brachen die Thürme zusammen, 1722 folgten die Mauern des Jesuiten-Kollegiums. In Goslar kümmerte sich niemand darum, niemand wusste mehr etwas von der geschichtlichen Bedeutung der schönen Kaiserkapelle. Trostlose Noth unterdrückte jede Empfindung der Freude an den erhaltenen Kunstdenkmälern, die die schönste Zierde und der letzte Ruhm der Stadt waren. Das Kaiserhaus wurde nur unterhalten, weil es ein gutes Magazin für Holz, Kohlen und Getreide war. Dass in diesem alten Gemäuer, mit den öden, durch hölzerne Gitter ersetzten oder vermauerten Fensterhöhlen, mit Fachwerk ausgestopften Wänden, noch der Kaisersaal stecken könnte, darauf verfiel kaum Jemand. Selbst der gelehrte Büsching, der ein gutes Verständniss für Alterthümer hatte, hielt das Gebäude für einen vom Feuer verschonten bedeutungslosen Nebenflügel. Kein Wunder, das Haus glich, auf den erhaltenen Bildern angesehen, einem Stall, und dass es der Marstall gewesen sei, wie Einige behaupteten, klang nicht unwahrscheinlich. Es darf daher auch nicht bezweifelt werden, dass, wenn aus der Vermiethung der unteren Räume an die Bergkommunion die Kosten der Erhaltung des Gebäudes nicht gedeckt worden wären, das Kaiserhaus, versunken und vergessen, das gleiche Loos mit dem Dome getheilt hätte, zumal da 1820 ein beträchtlicher Theil des nördlichen Flügels einstürzte. Denn noch 1865 ging der Rath von Goslar mit dem Plane um, das Gebäude, das erhalten zu können alle Handwerksmeister verzweifelten, niederzureissen,*) obwohl seit 1846 durch den Geh. Regierungsrath Blumenbach ausser allen Zweifel gesetzt war, dass darin noch der Kaisersaal und die Ulrichskapelle wohl erhalten seien. (Arch. für Niedersachsen 1846.) Aber die Welt glaubte es so wenig, dass Mithoff in seinem Archive (S. 15) es noch für nöthig hielt, die Angaben Blumenbach's zu bestätigen. Nur dem energischen Eingreifen des Oberlandbaumeisters Mittelbach, eines geborenen Goslarers, war es zu verdanken, dass die Hannoversche Regierung den Rath von Goslar hinderte, das Werk der Zerstörung zu vollenden. Denn nach dem 1865 erfolgten Einsturze der Hinterwand schien keine Rettung mehr möglich: „Das ganze Gebäude drängte schon nach einer Seite hinüber, und die Umfassungsmauern wichen auf allen Seiten“. (Wochenbl. 1865. No. 30).

---

*) Bis auf die St. Ulricikapelle, die 1860 von der Krone angekauft und wiederhergestellt war, mit der Bestimmung, dass der Kaiserstuhl und andere Alterthümer dort ihren Platz finden sollten. Die „freudige Ueberraschung“ über das „schöne Kunstwerk“ war allgemein. (Vergl. Gosl. Wochenbl. 1860 No. 26, 90.)

In einem in dem königlichen Archive aufbewahrten Gutachten stellte Mittelbach die Sache als höchst dringlich vor und erklärte, dass es ewige Schande sein werde, wenn ein nicht bloss für die Kunst und Wissenschaft, sondern auch für die vaterländische, besonders die Brunonische Geschichte so unvergleichlich wichtiges Denkmal von einem unverständigen Rathe beseitigt würde. Auch erwirkte er in einer Audienz vom Könige den Befehl, dass alsbald eine Kommission zur Untersuchung des nach dem Gutachten des Rathes völlig ruinösen, zusammenstürzenden Gebäudes eingesetzt würde. Die Kommission unter der Führung des Landdrosten Wermuth in Hildesheim kam bald zu der Einsicht, dass das Kaiserhaus der Stadt abgenommen werden müsste, und diese war froh, der Last der auf mindestens 12000 rthlr. veranschlagten Wiederherstellung überhoben zu werden. Am 24. April 1866 schloss der Geh. Finanzdirektor Seebach mit dem Magistrate den Vertrag ab, in dem die Hannoversche Regierung das Haus mit der Verpflichtung, es zu erhalten, für 1000 rthlr. käuflich erwarb; auf den Wunsch der städtischen Kollegien, das Kaiserhaus dem Könige Georg als Geschenk anzubieten, weil er bei seinem Besuche ein grosses Interesse daran und die Bereitwilligkeit gezeigt hatte, es würdig restaurieren zu lassen, wurde nicht weiter Rücksicht genommen. So ging das Kaiserhaus 1866 (durch den Kontrakt vom 13. September) in den Besitz des Preussischen Staates über, der, nachdem schon vorher vom Baukondukteur Hotzen im Einverständniss mit dem Baurath Mithoff, dem Oberlandbaumeister Mittelbach und dem Landbaumeister Wittich ein Wiederherstellungsplan ausgearbeitet, und die Ausführung desselben und die Befreiung des ehrwürdigen Bauwerkes von den Verunstaltungen in's Werk gesetzt war, nach der Gründung des Deutschen Reiches nicht lange säumte, in der alten Pfalz ein neues, ebenso erhebendes, als feierlich ernstes Denkmal vaterländischer Geschichte zu errichten.*) (Vergl. Nordd. Allg. Ztg. 1870, 1871.)

Im Jahre 1873 kam die Regierung auf Grund einer inzwischen hergestellten umfassenden Aufnahme des Gebäudes zu dem Beschluss, von der Wiederherstellung des ganzen Kaiserhauses mit allen Kemnaten, die unter Benutzung der noch vorhandenen Grundmauern einigen als ausführbar und wünschenswerth erschienen war, gänzlich abzusehen und die Arbeit auf die Instandsetzung des vorhandenen Gebäudes zu beschränken. Auch der Plan des um die Wiederherstellung des Kaiserhauses verdienten Architekten Hotzen, der

*) Ein hervorragendes Verdienst gebührt dem Grafen Münster, der im Jahre 1872, als die Preussische Regierung zauderte, nachdem die von der Hannoverschen Regierung bewilligten 21000 Mk. aufgewandt waren, neue grosse Mittel zu bewilligen, in einer Interpellation unter dem Beifall des ganzen Herrenhauses die denkwürdigen Worte sprach: „Eine grosse Nation ehrt sich dadurch, dass sie Monumente der Geschichte gründet und da, wo solche sind, erhält, und ich glaube, dass jetzt in dieser Zeit, wo das neue Kaiserreich erstanden, es unmöglich wäre, solches in diesem Falle (Goslar) nicht zu thun.“ Der Minister Falk antwortete, die Regierung sei sich noch völlig unklar über das Wie? Er deutet aber schon den später eingeschlagenen Weg an: „es genüge, die in der Anlage klar hervortretenden Theile, den Kaisersaal und die Kapelle zu einem architektonischen Ganzen zu verbinden.“ Am 8. Juli 1873 wurde mit der Arbeit begonnen, nachdem S. Maj. der Kaiser die ersten 72000 rthlr. aus dem Dispositionsfonds angewiesen hatte.

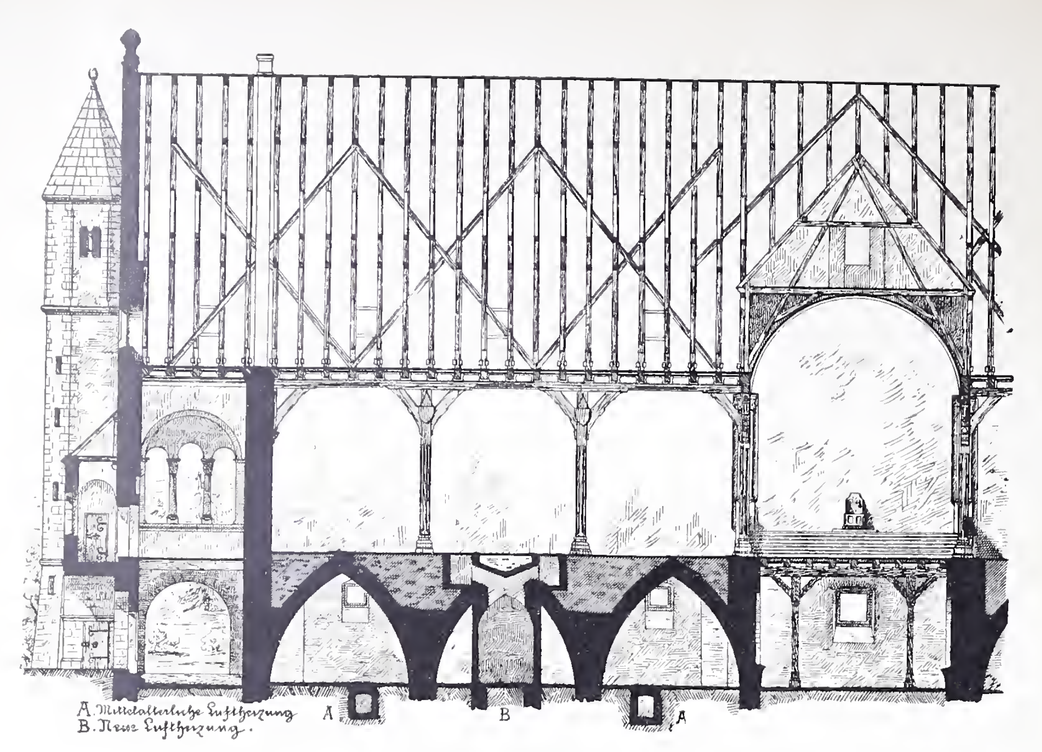


Fig. 5. Längenschnitt.

Fig. 4. G

KAISERHAUS

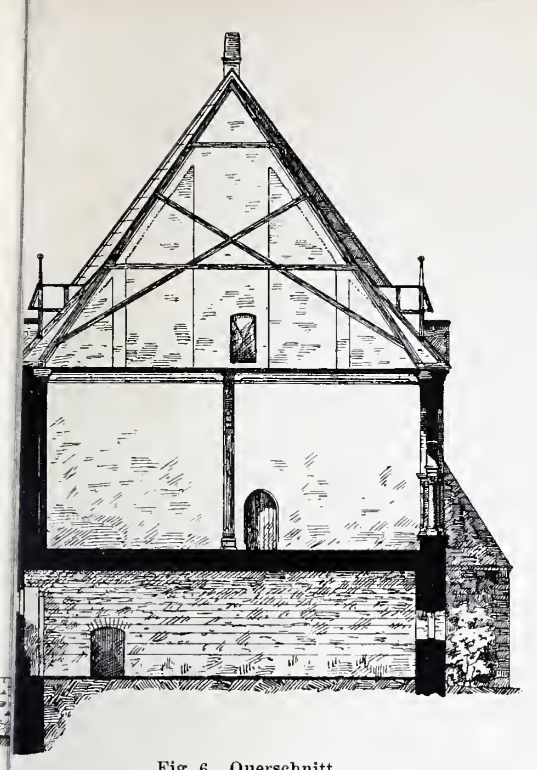


Fig. 6. Querschnitt.

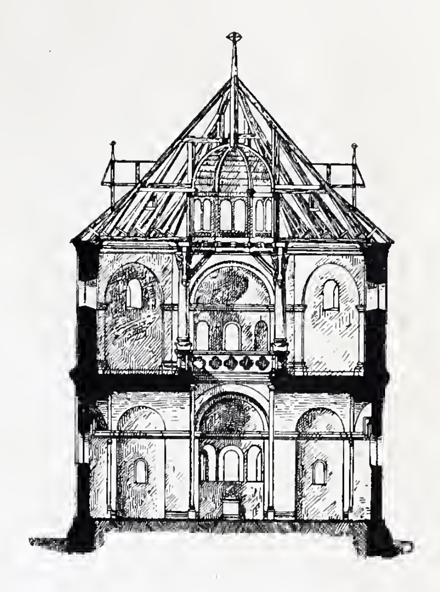


Fig. 7. Schnitt durch die Ulrichskapelle.

5 10 15 20 m

riss.

GOSLAR.

nach dem Ausweise des noch vorhandenen Modelles den Nordflügel niederreissen und an Stelle dessen symmetrisch zur geplanten südlichen Kemnate einen nördlichen Wohnflügel errichten wollte, wurde nach längerem Berathen fallen gelassen und das „Kornmagazin" zu Wohnräumen eingerichtet. Die Ausführung dieser Arbeiten leitete, vom Architekten Hennecke unterstützt, der Kreisbauinspektor Schulze in Goslar. Die Wiederherstellung des Baues galt 1879 als vollendet; an Kosten, die aus dem Dispositionsfonds flossen, waren bis dahin aufgewandt etwa 400000 Mk., dazu kamen noch 50000 Mk. hinzu, die 1886 dem mit der technischen Leitung betrauten Geh. Baurath Cuno in Hildesheim zur Ausführung der von ihm in Vorschlag gebrachten Ergänzungsbauten bewilligt wurden. (Vergl. den genaueren Bericht v. Behr's über die Wiederherstellung des Kaiserhauses in der Ztschr. für Bauwesen 1900, S. 161—180.) Einen besonderen Schmuck der neuerstandenen Pfalz bilden auch die Wandgemälde im Saale von der Künstlerhand des Professors Wislicenus aus Düsseldorf. Die erste Anregung dazu war vom Kronprinzen ausgegangen, der bei seinem Besuche in Goslar (1875) solche Ausschmückung für nothwendig erklärt hatte. Das Hauptbild in der Mitte der Wand, vor dem der vom Prinzen Albrecht von Preussen geschenkte Kaiserstuhl aufgestellt ist, vergegenwärtigt den König Wilhelm und seine Paladine, umgeben von den Deutschen Fürsten, die dankbar die Kaiserkrone dem Einiger des Deutschen Volkes und Reiches darbieten; der Gedanke des Künstlers in diesem Bilde ist, die Entstehung des neuen Kaiserreiches im Lichte der Preussischen Geschichte zu verherrlichen. Links von diesem Hauptbilde stellt der Künstler in drei grossen und vier kleineren Gemälden die Geschichte der sächsischen Kaiser und rechts in gleicher Weise die Geschichte der staufischen Kaiser dar, wobei er durch eine Menge von Predellbildern daran erinnert, dass das Kaiserhaus in Goslar als Pfalz, das „clarissimum regni domicilium", der beredteste Zeuge jener Kaiserherrlichkeit ist. Auf der halben südlichen Seitenwand ist in der Zerstörung der „Irminsul" Kaiser Karl der Grosse als Begründer der christlich-germanischen Weltherrschaft, und auf der halben nördlichen Seitenwand in dem Reichstag zu Worms der Anbruch der neuen Weltgeschichte versinnbildlicht. Auf den anderen halben Flächen und der Fensterwand ist allegorisch in „Dornröschens Geschichte" das Schicksal des Deutschen Volkes beleuchtet. Die übrige Ausschmückung des Saales ist unter dem besonderen Beirathe des Wirklichen Geheimen Oberbaurathes Adler aus Berlin erfolgt. Der Plan, auf den beiden Strebepfeilern vor dem vorderen Mittelgiebel Reiterstandbilder des alten und neuen Barbarossa, der Kaiser Friedrich I. und Wilhelm I., zu errichten, hat sich nicht als durchführbar erwiesen: die von den Bildhauern Schott und Toberentz vollendeten Standbilder finden nunmehr ihre Aufstellung vor der grossen Freitreppe.

Dass das Werk der Wiederherstellung des Kaiserhauses in so grossartigem Maassstabe ausgeführt, ist vor Allem das Verdienst des Kaisers Wilhelm I., der darin eine erhabene Pflicht der Pietät gegen die grossen Deutschen Kaiser aus dem salischen und hohenstaufischen Geschlechte erkannte. Im Sommer 1875 begrüsste die Pfalz in ihren Mauern den Wiederhersteller der Deutschen Kaiserherrlichkeit, den zweiten Barbarossa.



Fig. 8. Kaiserhaus in Goslar; Ansicht.



Fig. 9. Kaiserhaus in Goslar; Kaisersaal.

Wir dürfen von der Pfalz aber nicht scheiden, ohne den prächtigen Hintergrund, wenn auch nur in Skizze, zu zeichnen. Der Palatialbezirk reichte nordwärts vom Liebfrauenberge bis an die Aghetucht, längs der er durch eine Verzäunung geschützt war. Denn der dort gelegene Hampsack, später einfach Sack genannt, möchte seinen Namen von „hameide" d. i. Verzäunung (s. Schiller und Lübben s. v.) ableiten. Die Namen der ebendort befindlichen Ritterstrasse, des Ritterplans und des „rikeswinkel" weisen auf die dort angesiedelten Reichsministerialen hin, darunter v. Barum, v. Dike, Geschlechter, aus denen Reichsvögte hervorgingen. Am bekanntesten war das sog. „Ritterhaus", aus dem im XIV. Jahrhundert das Sechsmannenhaus wurde. Die Chroniken wollen wissen, dass es zuerst von Barbarossa als Absteigequartier für das kaiserliche Gefolge gebaut sei. Die Urkunden lassen keinen Zweifel, dass es als Vogthaus ein Lehen der Familie v. d. Dike gewesen ist, von der es 1308 an die Goslarische Bergverwaltung überging. Noch 1387 setzten die Bürger es durch, dass die Ansprüche der Familien v. Barum, v. Usler und v. Schwichelt zurückgewiesen wurden und das Haus das „rikes hus" bleiben sollte. So bestand es als kaiserliches Lehen bis in's XVIII. Jahrhundert fort.

Ebenso war auch nach der Südseite, die von einem pomerium, d. i. einem längs der Innenmauer der Stadt freigelassenen Platz begrenzt war, neben der St. Ulricikapelle eine Reihe von Ritterhäusern, darunter das der Familie v. Goslaria und v. Wildenstein; aus späterer Zeit eine „Herlingsburg" (1440) und ein Münzerhaus (halla monetariorum 1343). Ueber das Ergebniss mannigfacher Ausgrabungen rings um das Kaiserhaus herum vergl. v. Behr a. a. O. S. 163.

Beschreibung. Saalbau.

Der noch vorhandene Rest der kaiserlichen Pfalz (Fig. 3—9) zu Goslar besteht im Wesentlichen nur aus dem Saalbau und der Ulrichskapelle. Der nördlich anschliessende Wohnflügel darf kaum als zur Pfalz gehörig bezeichnet werden, weil derselbe in dem heutigen Umfange wahrscheinlich erst in nachkaiserlicher später Zeit errichtet ist. Ausser den genannten Bauten sind nur noch in spärlichen Fundamentresten Spuren des früheren Gebäudes sichtbar.

Der Saalbau oder Pallas, ein von Norden nach Süden sich erstreckender, mit der Hauptfront nach Osten gerichteter, zweigeschossiger Bau von rund 55 m Länge und 17,5 m Breite enthält in den Seitenflügeln des aus Bruchsteinen erbauten Untergeschosses zweimal drei rechteckige unprofilierte Fenster, welche von alten, in der Mauerflucht liegenden Kleeblattbögen eingefasst sind, in der Mitte eine ebensolche Thüröffnung mit glattem, in der Mitte ansteigendem Sturz und halbkreisförmigem Oberlicht darüber, und daneben zwei Strebepfeiler mit gothischem Hohlkehlengurtgesims unter den hohen Schrägen, welche die Mauerpfeiler des Obergeschosses stützen.

Ein ähnlicher Strebepfeiler, nur mit höher liegendem Gesims, ist an dem nördlichen Ende des Saalbaues angebracht.

Der Unterbau wird abgeschlossen von einem romanischen Gesims, welches auf der nördlichen Hälfte und im Mitteljoch aus zwei Wulsten mit zwischenliegender Hohlkehle und oberer Platte gebildet wird. Der übrige

südliche Theil besteht aus Hohlkehle, Wulst und Platte. Das Gesims dient gleichzeitig als Brüstung der oberen Fensterreihe.

Das Obergeschoss enthält sieben mächtige, halbkreisförmig geschlossene Bogenstellungen, deren Pfeiler mit Ecksäulchen und romanischen Kämpfern belebt sind. Jede Oeffnung in den Flügeln enthält drei gekuppelte, mit Halbkreisen überdeckte und durch frühgothische Säulen getrennte Oeffnungen, welche durch Spiegelscheiben in eisernen Rahmen geschlossen sind. Die Säulen, unter denen sich zwei mit achteckigem Querschnitt befinden, haben sämmtlich verschiedene, zum Theil erneuerte Kapitäle und über denselben Kämpfer mit gothischem Profil. Ein grosses Hohlkehlengesims schliesst die Flügelbauten nach oben ab. Das mittlere Fenster, vollständig neu hergestellt, enthält drei gekuppelte Oeffnungen zweimal übereinander; zwischen ihnen liegt ein Gesims, das aus Hohlkehle und Platte gebildet ist. Der mit Eckquadern höher geführte Mittelbau enthält in dem mit einem Hohlkehlengesims abgeschlossenen und mit einem vergoldeten Adler gekrönten Giebel zwei kreisförmige und zwei rundbogige Nischen und zwischen den letzteren ein rundbogiges Fenster. Das hohe Schieferdach ist seitlich durch massive Giebel abgeschlossen und wird durch beschieferte Dachgaupen belebt.

Am Südende des Saalbaues befindet sich ein zweigeschossiger, aus Quadern errichteter Vorbau mit zwei seitlichen, massiven, neu hergestellten Treppenaufgängen. Das Untergeschoss ist durch eine rundbogige Thoreinfahrt mit romanischem Kämpfergesims geöffnet und wird durch ein romanisches, aus zwei Wulsten, Hohlkehle und Platte gebildetes Gesims abgeschlossen. Ueber dem aus schwerem Wulst und schmaler Platte gebildeten Brüstungsgesims sitzen zwei profilierte Rundbogenfenster mit je drei gekuppelten kleinen Oeffnungen, von denen die nördlichen mit nasenbesetzten Kleeblattbögen, die südlichen (erneuert) mit Rundbögen geschlossen sind. Die gekuppelten Oeffnungen werden durch zwei Zwischensäulchen getrennt und an den Pfeilern von Halbsäulchen eingeschlossen. Das Obergeschoss besitzt Ecksäulchen mit Basis und Kapitäl und wird durch ein Hohlkehlengesims gekrönt. Die zwei Freitreppen führen auf der Nord- und Südseite zu halbkreisförmig geschlossenen, mit Wulst und Hohlkehle profilierten Eingangsthüren. Zu jeder Seite des abgewalmten Schieferdaches ist in der Wand des Saalbaues ein hochliegendes kleines Rundbogenfenster angebracht.

Die westliche Hinterfront zeigt keine scharfe Trennung der zwei Geschosse, sondern nur am nördlichen Ende einen Mauerabsatz über dem Untergeschoss. In letzterem befinden sich sechs rechteckige unprofilierte Fenster und im Nordflügel eine Thür mit geradem Sturz in rundbogiger Nische. Ueber dem Fenster im Mittelbau, das von zwei mächtigen Strebepfeilern eingefasst wird, welche auf niedrigem Sockel hohe Schrägen tragen, liegt ein halbkreisförmiges Bogenfeld. Zwischen den Strebepfeilern schliesst eine moderne Steinbrüstung einen Raum ab, der zur Aufstellung von alterthümlichen, in der Umgebung des Kaiserhauses gefundenen Architekturstücken benutzt ist. Das Obergeschoss der Flügelbauten enthält mehrere flachbogige und rechteckige, schlicht vermauerte Fensteröffnungen und wird durch ein aus steiler Schräge gebildetes Gesims abgeschlossen.

Am südlichen Ende gewahrt man eine rundbogig geschlossene Blende, welche zwei gekuppelte rundbogige Blenden einschliesst. Die mittlere Halbsäule und die seitlichen Viertelsäulen tragen Basen mit Eckzehen und romanische Kapitäle. Der Giebel des hochgeführten Mittelbaues endigt mit einem Hohlkehlengesims und besitzt ein rundbogiges Fenster mit Hohlkehlenabkantung.

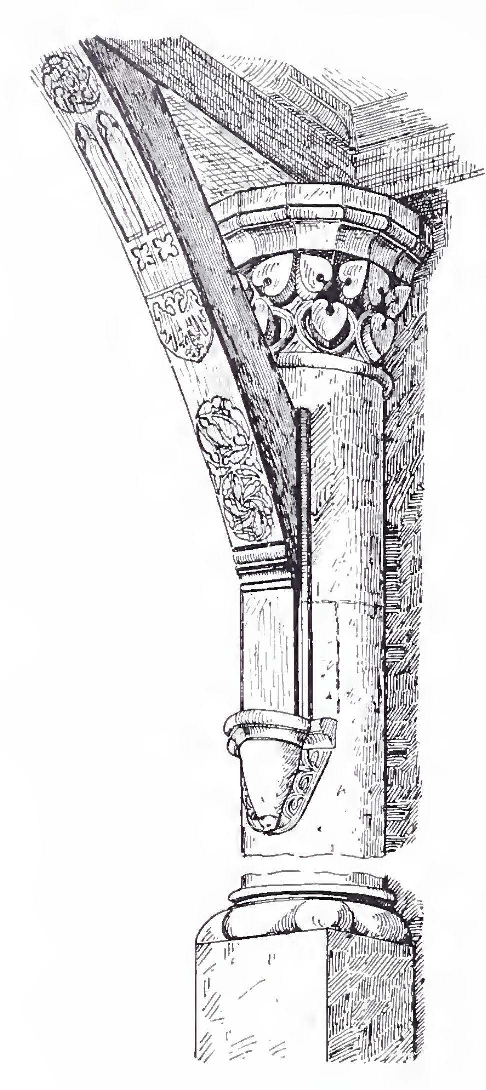


Fig. 10.
Kaiserhaus in Goslar; Wandsäule.

In der Verlängerung des Saales nach Süden befindet sich eine rundbogige unprofilierte Oeffnung mit Hohlkehlenkämpfer, welche drei gekuppelte, neu hergestellte rundbogige Fensteröffnungen enthält. Im Untergeschoss darunter bildet eine rundbogige schlichte Thoreinfahrt das Gegenstück zu derjenigen der Vorderfront.

An der westlichen Hälfte des Südgiebels ist der neu erbaute, achteckige, mit Steinspitze und Knauf gekrönte Treppenthurm hochgeführt, an welchen sich östlich der ebenfalls neu errichtete Verbindungsgang zwischen Saalbau und Ulrichskapelle anschliesst, dessen Schieferdach sich an den Giebel lehnt. Westlich vom Treppenthurm ist im Obergeschoss eine rundbogige alte Oeffnung, die vermuthlich die Verbindung des Saalbaues mit den Wohngemächern bildete, neuerdings vermauert und mit neuer Einfassung versehen.

Im Inneren enthält der Saalbau unten sieben Räume, von denen die sechs der Flügelbauten mit spitzbogigen, aus Bruchsteinen in Mörtelverguss hergestellten Tonnengewölben überdeckt sind. Der mittlere Raum, welcher eine Anzahl weiter unten näher beschriebener Architekturstücke enthält, hat eine auf vier hölzernen Stützen ruhende neue Holzbalkendecke. An den Seitenwänden dieses Raumes sind je drei grosse Rundbögen sichtbar, welche von Brand stark beschädigtes Mauerwerk zeigen. Der durchgehende Sockel ist der Rest der auch über diesem Raume früher vorhanden gewesenen Spitzbogentonne, welche bei der letzten Wiederherstellung des Kaiserhauses beseitigt ist. Bei der westlichen Seitenwand sind die Rundbögen auch auf der anderen Seite sichtbar. In dem zumeist aus Schieferplatten gebildeten Fussboden der Räume des

Untergeschosses sind die darunter in den Flügeln vorgefundenen Pfeilerfundamente und ebenso die dort aufgedeckten alten Heizkanäle durch Sandsteinplatten bezeichnet. Die sieben Räume sind nahe an der westlichen Aussenwand durch schlichte, in die Scheidewände angelegte Thüröffnungen miteinander verbunden, und in den zwei mittleren Jochen der Flügel ist je ein neuer Luftheizungsofen eingebaut, welcher zur Erwärmung des oberen Saales dient. Die an den westlichen Flügel anschliessende Durchfahrt besitzt noch die alte Balkendecke.

Im Saale des Obergeschosses, welcher bei 47,14 m Länge eine durchschnittliche Tiefe von 15 m und 6,8 m Höhe bis zur Unterkante der Balken der flachen Holzdecke in den Flügeln aufweist, tragen sechs hölzerne Pfeiler mit Kopfbändern und Sattelhölzern, zwei Längsunterzüge und zwei Querunterzüge. Auf den Querunterzügen ruht die das Mitteljoch überdeckende, aus Holz neu hergestellte Tonne. Sie werden an der Hinterwand von zwei steinernen Wandsäulen unterstützt, deren hochliegende Basen mit Eckzehen versehen sind und die unterhalb des Kapitäls je eine Konsole zur Aufnahme der Kopfbänder tragen. Die Kapitäle, deren Platten links aus dem Achteck, rechts aus dem Sechszehneck konstruiert sind, haben frühgothische Blattknollen und Blätter (Fig. 10). Die am Schaft der südlichen Halbsäule angearbeitete Konsole ist als Kopf ausgebildet. Den Halbsäulen an der Westwand entsprechen auf der Ostseite einfache achteckige Wandpfeiler mit Hohlkehlengesims.

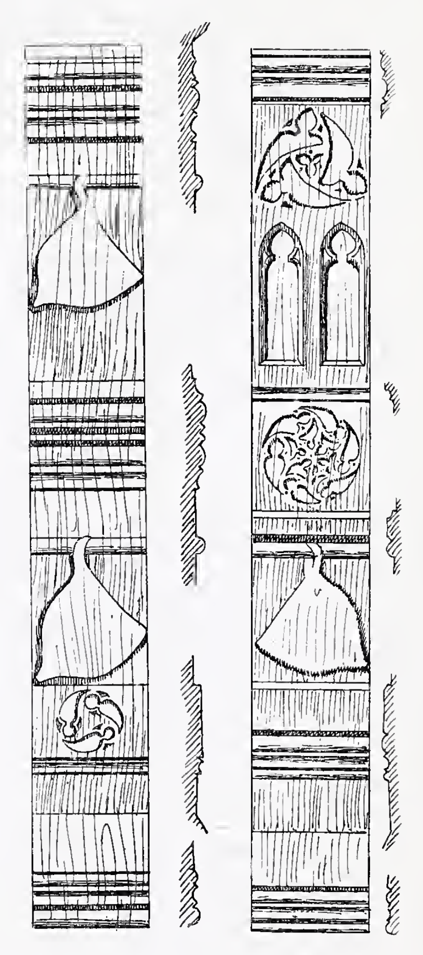


Fig. 11. Fig. 12.
Kaiserhaus in Goslar; Kopfbänder. 1:20.

Die zwei 43 cm im Quadrat starken Mittelstützen haben Birnstäbe an den Ecken und Basen, welche aus zwei Wulsten mit dazwischen liegender Hohlkehle bestehen; die übrigen Pfeiler haben achteckigen Querschnitt. Die 20 Kopfbänder sind auf den Unterseiten mit spätgothischer Schnitzerei, Maasswerk und meist leere Wappenschilder darstellend, geschmückt. Zwei derselben sind in Fig. 11 und 12 abgebildet. Nur die Wappenschilder an den Kopfbändern der Halbsäulen, welche die Erhöhung für den Thron einfassen, zeigen den doppelköpfigen Reichsadler, diejenigen an der Ostwand den Goslarschen Adler. Die Unterzüge sind mit der Schiffskehle profiliert, in welche ein Birnstab eingelegt ist; die Balken haben Rundstabprofil, und die Bretterdecke ist mit Fugenleisten versehen. Der

Fussboden ist als Gipsestrich neu hergestellt; Wände und Decke, sowie alles sonstige Holzwerk sind bemalt. Die Malerei auf den Wänden, welche geschichtliche, auf das alte Deutsche Reich und auf die Entstehung des neuen Reiches bezügliche Darstellungen enthält, ist, wie bereits erwähnt, vom Professor Hermann Wislicenus aus Düsseldorf geschaffen.

In den beiden Schmalwänden befindet sich je eine spitzbogige Thür, diejenige der Nordwand in einer flachbogigen Nische.

Die Pfeiler zwischen den Fenstergruppen der Ostseite sind durch grosse Halbkreisbögen miteinander verbunden und mit Ecksäulchen besetzt.

Kaiserstuhl. Auf der neu hergestellten hölzernen Bühne für den Thron steht der alte, aus dem Dom stammende Kaiserstuhl (Fig. 13—15), dessen sandsteinerner Sitz an den Ecken vier Ecksäulchen mit Basen und Kapitälen besitzt und seitlich je eine, vorn und hinten je zwei rechteckige Füllungen mit schwerem Profil zeigt. Die Lehnen bestehen aus drei Bronzeplatten mit reichen, durchbrochenen romanischen Verzierungen.

Vorhalle. Die südliche Vorhalle, welche zwei Stufen tiefer liegt als der Saal, hat eine neue Holzdecke, in der Nordwand eine spitzbogige Thür mit einer aus Birnstab und Fase bestehenden Profilierung, und in der westlichen Schmalwand ein dreitheiliges, gekuppeltes, rundbogiges Fenster mit zwei neu hergestellten romanischen Theilungssäulen. Die östliche Schmalwand öffnet sich mit einem schlichten Rundbogen innerhalb einer etwas breiteren und höher gerückten Rundbogenblende nach dem, eine Stufe tiefer liegenden Treppenaustritt der zwei östlichen Freitreppen. In den oberen Ecken dieser Wand sitzen zwei kleine Rundbogenfenster mit steiler Schräge. In der Südwand führt eine rechteckig umrahmte Thür mit rundbogiger Blende darüber zu dem neuen Verbindungsgange.

Teppiche. An jeder Langwand ist ein 7,60 m langer, 1,80 m hoher, auf Holzrahmen gespannter Wandteppich aufgehängt, worauf die Patrone der Hauptaltäre des Domes dargestellt sind. Diese Teppiche stammen nämlich aus dem früheren Dom, wo sie die Wände über den Chorstühlen schmückten, waren bis vor Kurzem in der Domkapelle aufbewahrt und sind ebenso wie der oben erwähnte Kaiserstuhl Eigenthum der Stadt Goslar. Die zum Theil in spätgothischen, zum Theil in Renaissanceformen gut gezeichneten Darstellungen sind mit schwarzen Umrissen versehen, und die hinter den Köpfen der Heiligen angebrachten Schriftbänder zeigen in schwarzen und rothen Buchstaben die Namen der dargestellten Figuren. Es sind auf dem nördlichen Teppich von links nach rechts die folgenden:

1) St. Trinitas. Gott-Vater auf dem Throne sitzend und mit beiden Händen vor sich den Gekreuzigten haltend; der Fuss des Kreuzes steht auf einer nach Art eines Reichsapfels gestalteten Kugel, und über dem Kreuze schwebt die Taube des heiligen Geistes. Auf dem Schriftband: „Sācta Trinitas“.
2) St. Maria. Maria unter Strahlenglorie auf der Mondsichel mit der Krone auf dem Haupte als Himmelskönigin das Scepter in der Linken, auf dem rechten Arm das Christkind tragend, welches mit der linken Hand eine Frucht emporhält. Auf dem Schriftband: „Sācta Maria“. (Fig. 16.)

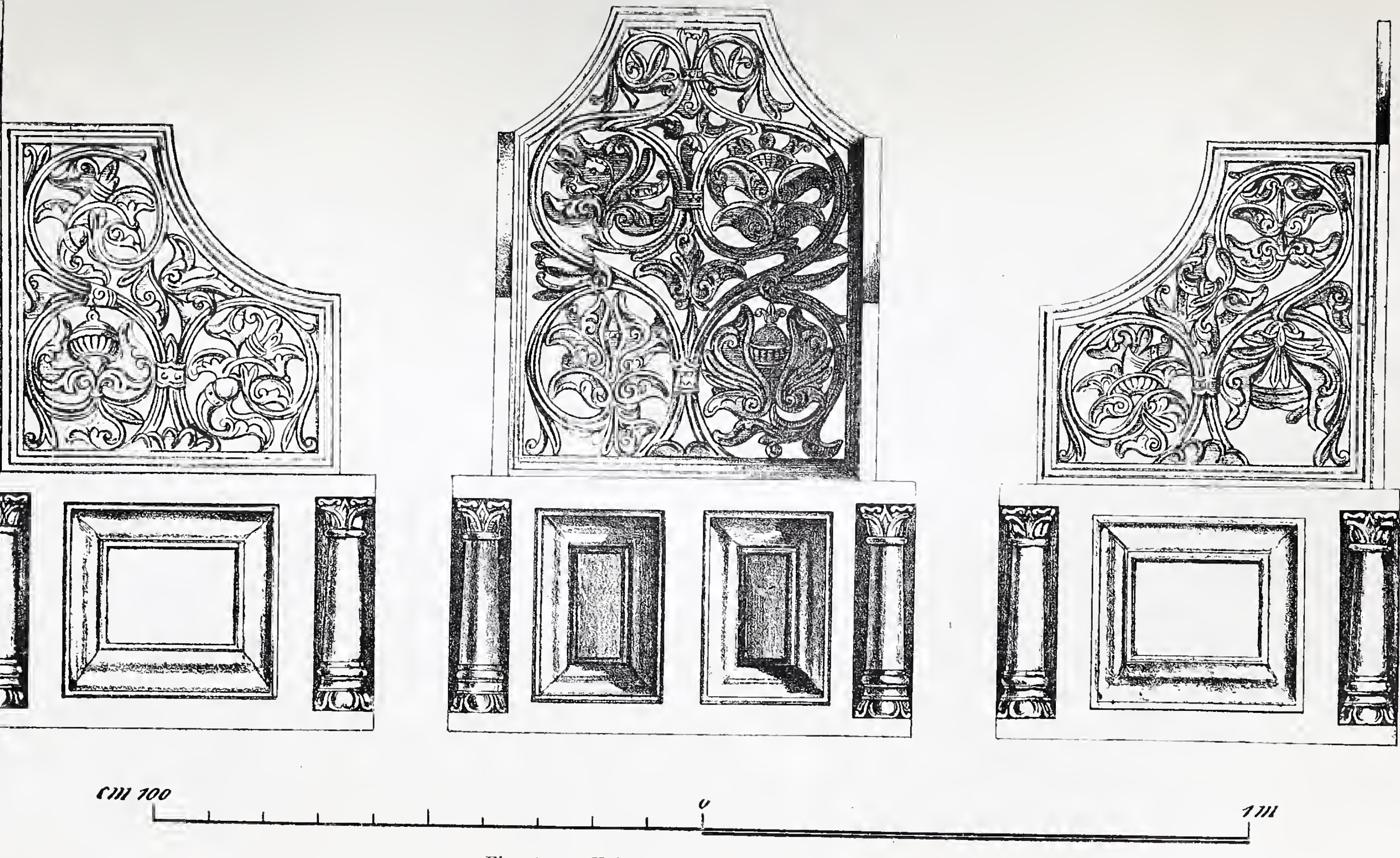


Fig. 13–15. Kaiserhaus in Goslar; Kaiserstuhl.

3) St. Simon. Ein bärtiger Mann mit Säge und Buch. Auf dem Schriftband: „Sāctus Simon“. Auf dem unteren Saume des Mantels und des Rockes sieht man Buchstaben, welche in ihrer Aufeinanderfolge keinen Sinn ergeben.

4) St. Judas. Bärtiger Mann mit Keule und Buch. Auf dem Schriftband: „Sāctus Judas“.

5) St. Mathias. Bärtiger Mann mit Hellebarde und Buch. Auf dem Schriftband: „Sāct. Mathias“.

6) St. Nicolaus. Bartloser Mann mit Bischofsmütze und Krummstab in bischöflichem Ornat, Inschrift: Sānct. Nicolaus.



Fig. 16. Kaiserhaus in Goslar; Wandteppich.

7) St. Servacius. Bartloser Mann in bischöflichem Ornat mit Krummstab und offenem Buch, Inschrift: „Servacius“. Auf dem Saume des Mantels ist der Name St. Servatius wiederholt.

Die beiden Enden des Teppichs schliessen ab mit je einem senkrechten Streifen, der auf dunkelblauem Grunde Rosenranken zeigt und oben ein Wappenschild trägt. Die einzelnen Figuren werden geschieden durch je eine Säule in Balusterform mit einer als Klaue gebildeten Basis und Kapitäl aus spätgothischem Blattwerk. Jede Säule trägt ein Wappenschild und ist mit der Nachbarsäule durch Flachbögen, die mit spätgothischen Ranken verziert sind, verbunden. Hinter den Figuren ist in halber Höhe eine steinerne Brüstung sichtbar, vor derselben sieht man Blumen und dahinter eine Landschaft.

Der andere Teppich auf der Südseite ist ganz gleichartig behandelt und enthält folgende Figuren:

1) St. Petrus. Bärtiger Mann mit Schlüssel und offenem Buch: Sācts Petrus.
2) St. Paulus. Desgl., mit Schwert und Buch und am Gürtel einen Rosenkranz: Sāct^{s} Paulus.
3) St. Valerius. Bartloser Mann in bischöflichem Ornat mit Krummstab: Sāct^{s} Valerius.
4) St. Eucharius. Desgl., mit Krummstab und offenem Buch: Sāct^{s} Eucharius.
5) St. Maternus. Desgl., mit Krummstab an die rechte Schulter gelehnt und mit beiden Händen ein geschlossenes Buch haltend, auf dem drei Steine, Früchte oder Kugeln liegen: Sc. Matern^{s}. Am Saum des Mantels in grosser deutlicher schwarzer Schrift in Lapidaren:

   Sanctvs Cirilus.
6) St. Cyrillus. Desgl. mit Krummstab und Buch: Sāct^{s} Cirrillus. Am Saum des Mantels in verblassten Buchstaben nochmals Sāct^{s} Cirillvs.
7) St. Sebastianus. Unbekleideter junger Mann mit Lendenschurz an einen Baumstamm gebunden und von Pfeilen durchbohrt: Sāct. Sebastian^{s}. In den zwei unteren Ecken des Teppichs ist je ein Wappenschild mit Helm und reicher Helmdecke angebracht.

Oestlich schliesst sich an den Vorsaal um eine Stufe tiefer der Treppen- Treppenhalle. austritt der zwei östlichen Freitreppen an mit Steinfliesenfussboden und neuer Holzdecke. Die rundbogige Oeffnung zum Vorsaal ist mit Hohlkehle und Rundstab profiliert, die beiden rundbogigen Nischen, in denen die etwas tiefer liegenden ebenfalls rundbogigen Ausgänge zu den Freitreppen liegen, zeigen zwei Hohlkehlen. In den Leibungen dieser Nischen sind noch die alten Verschlussvorrichtungen sichtbar, welche in der südlichen Nische auch neuerdings wiederhergestellt sind. Der Verschluss wird daselbst durch einen hölzernen Querbaum gebildet, der in entsprechenden Löchern der Leibungen ruht, gegen die zwei Thürflügel durch einen Holzkeil festgelegt ist und auf der Ostseite durch einen von innen vorgesehobenen hölzernen Querriegel in der Verschlusslage festgehalten wird.

In der Ostwand sind zwei rundbogige Blenden, in denen je drei gekuppelte, links mit Kleeblattbögen, rechts mit Rundbögen überdeckte Fenster sitzen, die durch reichverzierte romanische Theilungssäulchen getrennt und mit Spiegelscheiben in Eisenrahmen verschlossen sind. An den Wandpfeilern sitzt je eine ähnlich verzierte Halbsäule. Zwei Säulenschäfte, ein Kapitäl und alle Basen mit Ausnahme der an der nördlichen Halbsäule des südlichen Fensters sind erneuert. Die nördliche Blende ist mit Rundstab zwischen zwei Hohlkehlen profiliert und hat Eckblattbasen, das Profil der südlichen besteht aus Rundstab und Hohlkehle und beginnt mit einem Anlauf.

Von den Säulen ist eine alte am Schaft mit Flechtmuster verziert, ähnlich dem an der Mittelseite des Portals der Domkapelle, zwei alte Halbsäulen haben Schäfte, die mit umwindenden Profilen versehen sind, und ein

alter Säulenschaft ist achteckig. Die Kapitäle sind durchweg reich verziert mit Blattwerk von ähnlicher Bildung wie an den Leibungssäulen des inneren Domportals.

Verbindungsgang.

Ein im Jahre 1889 mit Benutzung einer alten Bruchsteinmauer neu hergestellter zweigeschossiger Verbindungsbau, der in den entwickelten romanischen Formen der Treppenhalle errichtet und mit zierlichen Bogenreihen im Obergeschoss geschmückt ist, bildet den Zugang vom Saalbau zur Ulrichskapelle.

Ulrichskapelle.

Diese ist ein zweigeschossiger Bau, eine sog. Doppelkapelle, welche ehedem in engster Verbindung mit den Wohngemächern des Kaiserhauses gestanden haben mag und die eigenthümliche Bildung zeigt, dass das Erdgeschoss nach der Form des griechischen Kreuzes gebaut ist, während das Obergeschoss ein geräumiges Achteck als Grundform besitzt (vergl. Fig. 3, 4, 7 und 8). Den Uebergang von der unteren in die obere Grundrissgestalt bilden drei Tuben- oder Trompetengewölbe, welche die drei freien äusseren Winkel des Kreuzes überspannen. Auf einem aus einer Hohlkehle, zwei Wulsten, Hohlkehle und Wulst gebildeten Sockel ist das Untergeschoss aus Quadern, das Obergeschoss aus Bruchsteinen mit Quaderecken errichtet. Der Winkel zwischen dem nördlichen und westlichen Kreuzarm wird von einem auf der Westseite abgerundeten Treppenthurm eingenommen, der die gleiche Höhe hat wie die Kapelle und wie diese mit einem Schieferdach und krönendem Knaufe bedeckt ist. Das Kapellendach hat die Form eines Zeltdaches und trägt auf jeder Dachseite eine mit Schiefer gedeckte Dachgaupe. Das Untergeschoss zeigt an den Ostseiten des östlichen, südlichen und nördlichen Kreuzarmes vortretende halbrunde Apsiden, von denen die mittlere als Hauptapsis in das Obergeschoss hinaufgeführt und mit einem an die Ostwand des Achteckbaues angelehnten halben Zeltdache überdeckt ist. Die Wandflächen des Unterbaues sind durch mehrere Halbsäulen mit Basen und Kapitälen belebt, welche in den einspringenden Kreuzecken in Kämpferhöhe und unter dem über den Tubengewölben angeordneten Gurtgesims durchgehends mit Rundbogenfries verbunden sind. Das Gurtgesims besteht aus Platte und zwei Hohlkehlen mit zwischengelegtem Wulst. Die Rundbogen in den Kreuzecken ruhen auf langgestreckten, nach unten spitz auslaufenden Konsolen. In der Westseite des südlichen Kreuzarmes befindet sich die rechteckige Eingangsthür ohne Profil. Die Achteckseiten des Obergeschosses sind mit Ecklisenen versehen, welche unterhalb des aus einer Hohlkehle gebildeten Hauptgesimses durch einen Rundbogenfries verbunden sind. Sowohl im Obergeschoss wie im Untergeschoss befinden sich kleine, hochliegende Rundbogenfenster ohne Profil, drei solche auch in der oberen östlichen Apsis.

An den Ecken der Vierung sitzen Dreiviertelsäulchen; diese sind bis zum Fussboden des Obergeschosses hochgeführt, tragen dort auf schlichten romanischen Würfelkapitälen das Hauptgesims und stehen mit attischen Basen ohne Eckblatt auf hohem glatten Sockel, an dem sich das Sockelgesims — eine Hohlkehle zwischen zwei Wulsten — todtläuft. Das Hauptgesims ist aus einer Platte, zwei Hohlkehlen und einem zwischengelegten Wulst gebildet. Diesen Dreiviertelsäulen entsprechen in den äusseren Ecken der Kreuzarme Viertelsäulchen, die nur bis zum Kämpfergesims hinaufreichen und dort ebenfalls ein schlichtes Würfelkapitäl tragen. Das Sockelgesims wird durch die Apsiden unterbrochen,

von denen der nördliche Kreuzarm drei, der östliche und westliche je eine und der südliche zwei besitzt. Die Ueberwölbung der Apsiden ist verschieden gestaltet. Die Hauptapsis des östlichen Kreuzarmes hat eine volle Halbkuppel, die zwei seitlichen, die nördliche und die östliche des südlichen Kreuzarmes sind mit Halbkuppeln überdeckt, welche in die Tonnengewölbe, mit denen diese wie auch die anderen Kreuzarme überwölbt sind, einschneiden; die übrigen Apsiden tragen Gurtbogen, welche sich mit den glatt hochgeführten halbrunden Wänden der Apsiden verschneiden. Das in jedem Kreuzarm aus Wulsten und Hohlkehlen verschiedenartig zusammengesetzte Kämpfergesims läuft um die inneren Wände aller Kreuzarme ohne Unterbrechung herum, wird an den Ecken der Vierung durch die oben erwähnten Dreiviertelsäulen durchschnitten und ist über den etwas höher liegenden Rundbogenfenstern in den Endapsiden des südlichen und des nördlichen Kreuzarmes rechtwinklig verkröpft.

Ueber den vier grossen Rundbogen, welche die Tonnengewölbe der Kreuzarme an der Vierung abschliessen, liegt das oben erwähnte Hauptgesims in Höhe des Fussbodens des Obergeschosses; es ist über den Dreiviertelsäulen verkröpft. Ueber demselben umschliesst eine moderne mit Vierpässen durchbrochene Steinbrüstung die quadratische Deckenöffnung, welche das Untergeschoss mit dem Obergeschoss verbindet.

In der Mitte der Vierung ist, mit dem Kopf nach Westen gerichtet, auf neu gefertigtem Steinsockel der aus dem XIII. Jahrhundert stammende Grabstein mit der lebensgrossen Figur Kaiser Heinrich III. niedergelegt, unter welchem das Herz dieses Kaisers in einer Metallkapsel aufbewahrt wird. Das auf zwei Kissen ruhende Haupt des Kaisers, der hier bartlos erscheint, trägt auf langem goldigen Lockenhaar eine Krone, die Füsse stehen auf einem kauernden Hunde, der einen Knochen zwischen den Vorderpfoten hält; die rechte Hand hält das Scepter, die linke das Modell eines zweithürmigen Gebäudes mit spitzbogigem Portal und spitzbogigen Fenstern. Der Körper ist bekleidet mit langem faltigen Untergewand und Mantel.

An der Apsis des östlichen Kreuzarmes ist noch alte Wandmalerei zu erkennen aus rothen und schwarzen Linien in Gitterform zwischen zwei Friesen über einem mit dünnem Rankenwerk verzierten Sockel.

Von der Nordwand des westlichen Kreuzarmes führt eine steinerne Wendeltreppe zum achteckigen Obergeschoss, welches von Kämpferhöhe ab neu hergestellt ist und eine von vier romanisch geformten Steinsäulen getragene Holzdecke besitzt. Ueber deren Mitte erhebt sich eine achteckige, mit Holzkuppel überdeckte und durch sechszehn zu zweien gekuppelte Rundbogenfenster erhellte, im Dachraum liegende Laterne. Die Fussschwellen der Laterne werden durch acht Kopfbänder unterstützt, welche wie an den Wandsäulen des Reichssaales auf Konsolen an den Säulenschäften ruhen.

Die Wände sind durch flache Eckpfeiler und unprofilierte Rundbogen belebt, über welchen ein romanisches Gesims unter der Holzdecke angeordnet ist. Die östliche Apsis hat drei kleine niedrigliegende, unprofilierte Rundbogenfenster unterhalb des romanisch gebildeten Kämpfergesimses.

Wohnflügel. Der Wohnflügel, nördlich an den Saalbau anschliessend, besteht aus schlichtem Bruchsteinmauerwerk mit Quaderecken in drei Geschossen ausser dem Keller und zeigt auf der Westseite über einem kleinen Fenster einen Stein mit der Jahreszahl 1576. Die Fenster und Thüren dieses Flügels sind ebenso wie das Hauptgesims bei der Wiederherstellung neu gefertigt, desgl. auch die halbrunde nördliche Terrasse mit der romanisch geformten Brunnenschaale und der Balkon am nördlichen Giebel. Dagegen ist der Strebepfeiler an der Nordostecke alt und in der gleichen Form wie die zwei mittleren Strebepfeiler an der Ostseite errichtet.

Das Innere des Wohnflügels ist vollständig neu hergestellt. Im Flur des Kellergeschosses ist eine im Saalbau gefundene romanische Säulenbasis mit Eckzehen und ein altes romanisches Kapitäl für die Tragesäule des Gewölbes benutzt. Wahrscheinlich gehörten diese beiden Stücke zu einer der grossen romanischen Säulen, welche ehedem die Decke des Reichssaales trugen, bevor sie im XV. Jahrhundert durch die jetzt noch vorhandenen Holzpfeiler ersetzt wurden.

Im Mittelsaale des ersten Stockwerkes, welches für einen etwaigen fürstlichen Besuch angelegt ist, sind gegenwärtig ausser kleineren, bei der Wiederherstellung aufgefundenen Fundstücken wie Stein- und Eisenkugeln, Pfeilspitzen, Schwert*) u. A., zwei aus dem abgebrochenen Dom herrührende, der Stadt

Altarbilder. Goslar gehörige Altarbilder aufgestellt. Das kleinere derselben, dreitheilig, ohne Flügel, enthält in der Mitte die Kreuzigung in der realistischen Auffassung des XIV. Jahrhunderts mit Maria und Johannes, seitlich den heiligen Laurentius und den heiligen Stephanus.

Das grössere, dreiflügelige Bild (XV. Jahrh.) zeigt in der Mitte die heilige Dreieinigkeit, den sitzenden Gott-Vater, mit beiden Händen den Gekreuzigten haltend, über dem Haupte des Letzteren die Taube des heiligen Geistes und seitlich zwei Engel mit Spruchbändern: „o adoranda trinitas“ und „o veneranda unitas“.

Zur Rechten Gott-Vaters ist der knieende Stifter mit Spruchband untergebracht. Seitlich daneben, unter besonderen Baldachinen, sieht man Maria mit dem Christkind und Johannes d. T. mit dem Lamm.

Auf dem linken Seitenflügel ist ebenfalls unter je einem Baldachin die heilige Katharina mit dem Rade und Johannes der Evangelist mit Kelch und Schlange dargestellt. Der rechte Seitenflügel zeigt den Apostel Thomas mit der Lanze und Judas Thaddäus mit der Keule.

Mauerreste. Ausser den beschriebenen Gebäuden sind hinter dem Kaiserhause noch einige alte Mauerreste vorhanden (Fig. 3) und eine Anzahl von Grundmauern freigelegt, welche auf der Nordseite zum Theil zur ehemaligen Liebfrauenkirche, zum Theil vielleicht zu einem alten Wohnflügel gehörten, der einst vor Errichtung des jetzigen Wohnflügels in grösserer Ausdehnung an den Saalbau sich anschloss und die Verbindung desselben mit der vorgenannten, von dem

*) Ueber dieses Schwert, das in einem Grabe zwischen zwei durchhauenen Schädeln liegend gefunden wurde, vergl. Gosl. Wochenbl. 1875 No. 94.

Bischof Godehard zu Hildesheim für die Kaiserin Gisela im Jahre 1034 errichteten Liebfrauenkirche bildete. Hierzu gehörte vermuthlich auch die flach ansteigende Steintreppe von 34 Stufen, über der sich ein niedriger Rundbogen mit schräger Bogenleibung wölbt.

Die im südlichen Theile freigelegten alten Grundmauern, welche eine Anzahl meist kleiner Räume zeigen, gehörten zu den zwischen der Ulrichskapelle und dem Südgiebel des Kaiserhauses früher vorhandenen südlichen Wohnflügel und tragen jetzt in malerischer Anordnung, ausser einer Anzahl grösserer und kleinerer Steinkugeln, mehrere alte Architekturstücke, welche zum grössten Theile nicht in der Umgebung des Kaiserhauses gefunden sind und weiter unten eingehender beschrieben werden.



Fig. 17. Kaiserhaus in Goslar; gefundene Säule.

Auf der Vorderseite des Kaiserhauses ist ebenfalls eine grössere Anzahl von alten Grundmauern aufgefunden, von denen jedoch nur noch das Fundament eines früheren Treppenthurmes dicht vor dem jetzigen Treppenthurm der Ulrichskapelle sichtbar ist. Die übrigen Mauerreste sind, weil sie zum Theil tief unter dem Terrain liegen, wieder zugedeckt worden, aber alle auf dem beigegebenen Lageplan (Fig. 3) verzeichnet.

In grossem Umfange und Zusammenhang sind solche Grund- und Kellermauern, an denen sich auch noch stellenweise Theile der Gewölbe befanden, an der Südseite des Platzes vor dem Kaiserhause aufgefunden worden. Einzelne Mauerzüge konnten bis an die Stelle verfolgt werden, wo ehedem die Domthürme gestanden haben.

Die Terrassen- und Freitreppenanlage, welche jetzt den Zugang zum Kaiserhaus bildet, ist nebst den nach dem Vorbilde der Braunschweiger Burglöwen aus Bronze gegossenen zwei Löwenstandbildern neuen Ursprungs. Doch Freitreppe.

deuten die zwei untersten alten Stufen des südlichen Treppenarmes nebst einem alten Mauerreste in der Treppenwange daselbst und alte Theile der Terrassenmauer darauf, dass auch früher an dieser Stelle eine Treppenanlage bestanden hat.

Architekturstücke.

Unter den oben erwähnten, auf den Grundmauern des südlichen Wohnflügels aufgestellten Architekturfundstücken ist besonders bemerkenswerth eine kurze geriefelte Säule, in deren acht zwischen flachen Rundstäben angeordneten gekehlten Riefelungen Sterne und Blättchen eingelegt sind (Fig. 17). Die mit figürlichem Schmucke versehene Basis ist auf einer grösseren romanischen Eckblattbasis aufgestellt, welche zu den früheren grossen Mittelsäulen des Saales gehörte. Das reich verzierte, nach der Form eines Würfelkapitäls gestaltete Kapitäl enthält ringsherum laufende, zusammenhängende Darstellungen mit Thier- und Menschenfiguren, die sich auf das Laster der Trunksucht beziehen. Auf dem Kapitäl ruht ein flacher, weitausladender quadratischer Kämpferstein. Die Säule nebst Basis, Kapitäl und Kämpfer soll unweit der Kaiserpfalz in der Stadt beim Umbau eines Hauses aufgefunden sein.

Unter den übrigen Architekturstücken befinden sich rundbogige, spitzbogige und nach dem Kleeblatt geformte Fensterbogen, theils einzeln, theils gekuppelt, mit Theilungssäulchen verschiedener Form, ferner Bruchstücke von Kapitälen und Kämpfern, welche grösstentheils auf dem Georgenberg und bei dem Kloster Neuwerk gefunden sind.

Zwischen den Strebepfeilern an der Hinterfront und in dem mittleren Raume des Untergeschosses im Saalbau sind zahlreiche Architekturfundstücke aufbewahrt, welche insofern ein besonderes Interesse beanspruchen, als sie mit grösster Wahrscheinlichkeit die einzigen noch erhaltenen Kunstformen aus dem vom Bischof Benno um die Mitte des XI. Jahrhunderts errichteten Bau, vielleicht auch vereinzelt solche von noch höherem Alter darstellen. Aus diesem Grunde sind sie mit wenigen Ausnahmen von geringerer Bedeutung in Abbildungen wiedergegeben, welche die nähere Beschreibung entbehrlich machen. (Vergl. Fig. 18—24 und 25—36.) Andere Abbildungen stellen solche Bautheile dar, zu denen sich gleichartige unter den am Kaiserhause noch vorhandenen befinden, z. B. zwei frühgothische Kapitäle der Fenstersäulen, die erst aufgefunden wurden, als die Wiederherstellung der Fensterreihe in der Ostwand des Saales vollständig beendigt war, ferner ein Kapitäl nebst Basis von den grossen Mittelsäulen des Saales, als Gegenstück zu den oben erwähnten, im Kellergeschoss wieder verwendeten gleichartigen Stücken. (Vergl. Fig. 37—42.)

Ausserdem sind unter den hier aufbewahrten Stücken auch einzelne, welche dem früheren, nun abgebrochenen Dome angehört haben und theils in der unmittelbaren Nähe der Domkapelle selbst, theils weitab in der Umgebung Goslars in den Futter- und Wassermauern eines Mühlgrabens der Gose gefunden sind. Die im Untergeschoss des Saalbaues aufbewahrten geschnitzten Holztafeln rühren von einem abgebrannten Hause her.

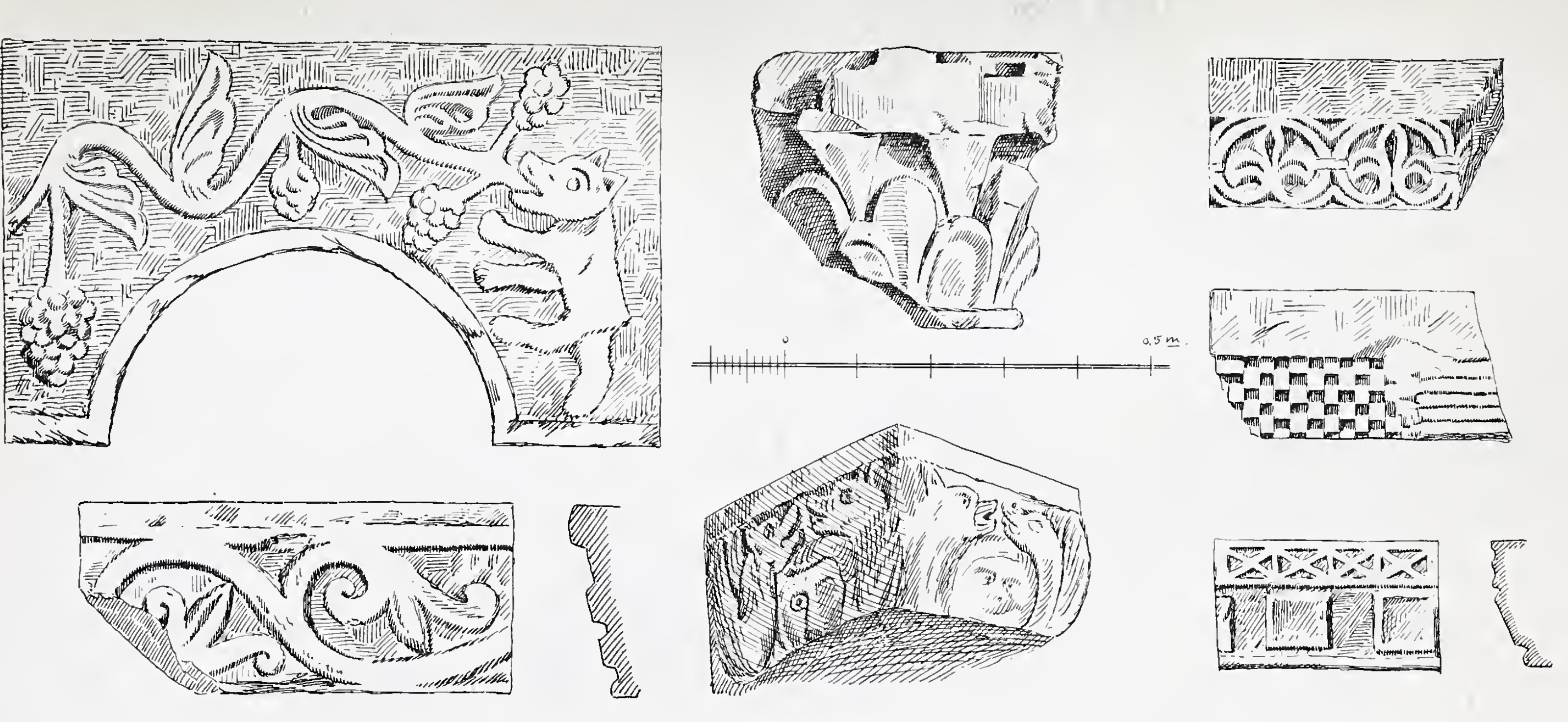


Fig. 18—24. Kaiserhaus in Goslar; gefundene Architekturtheile.

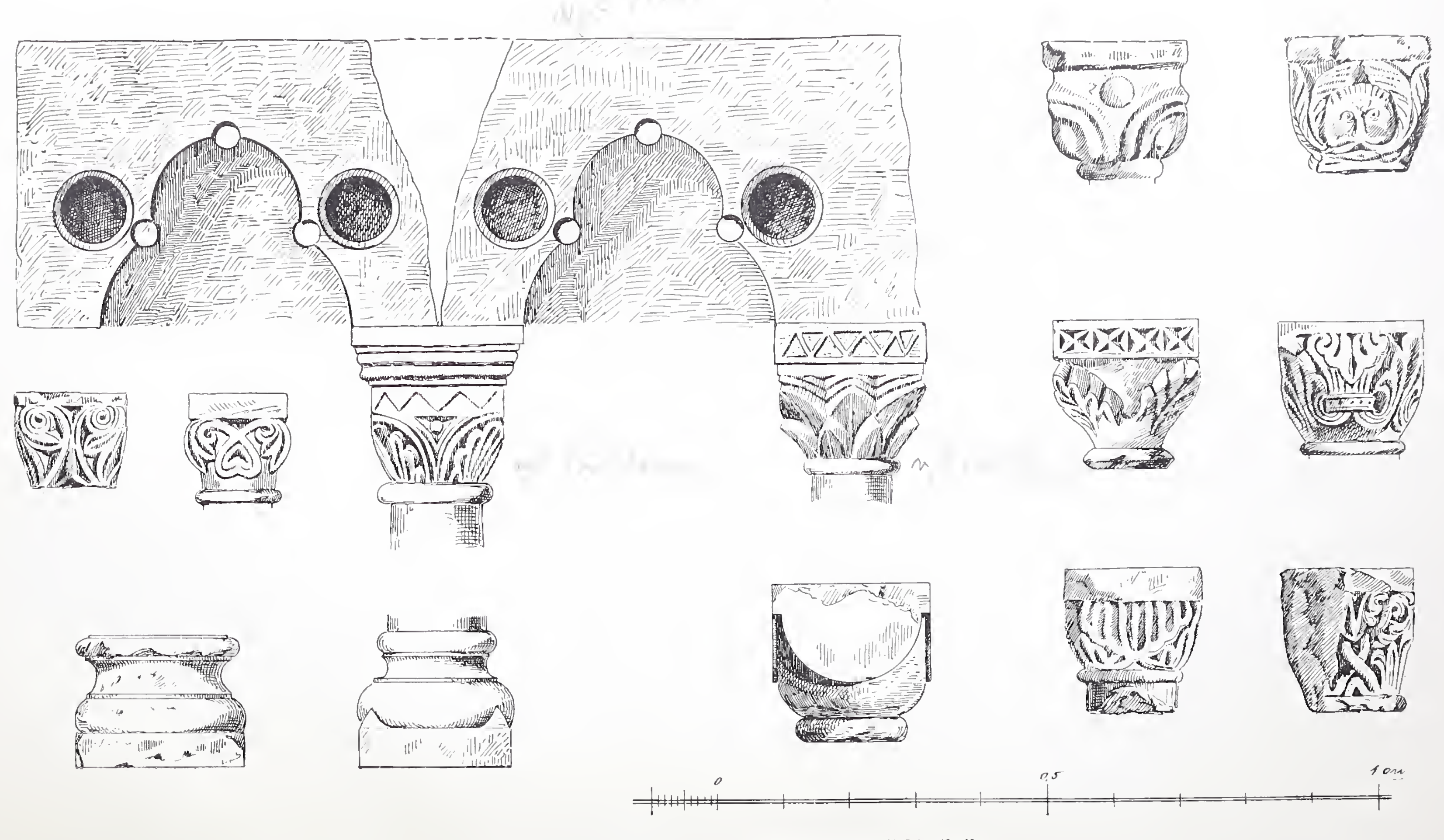


Fig. 25—36. Kaiserhaus in Goslar; gefundene Architekturtheile.

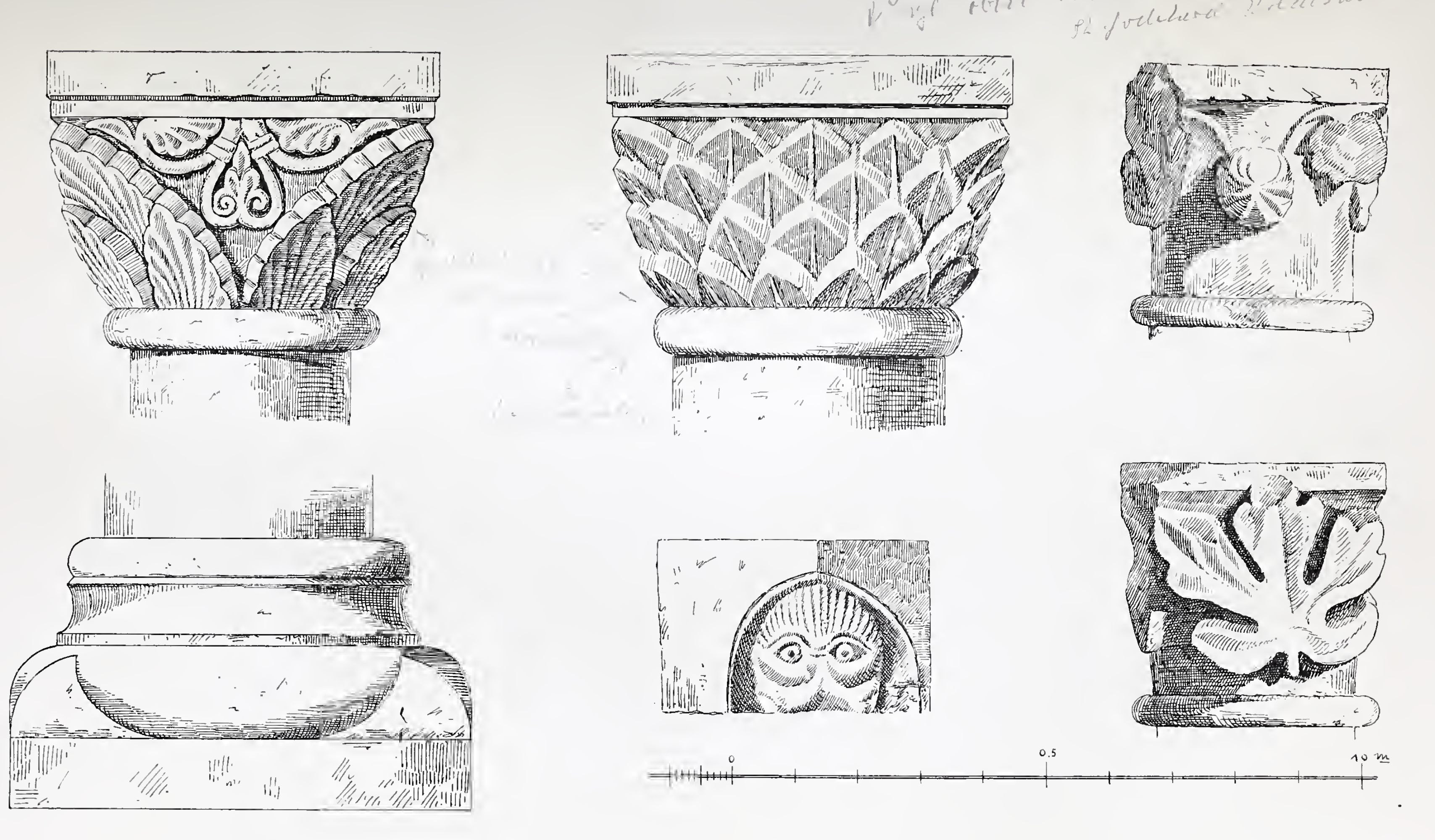


Fig. 37—42. Kaiserhaus in Goslar; gefundene Architekturtheile.

Das kaiserliche Domstift und der Domsprengel.

Litteratur: Euricius Cordus, de origine et laudibus Goslariae 1605; Opp. Heineccii 1700 ff; H. W. Trumpf, Gosl. Kirchengeschichte 1704; Goslariensia, studio privato collecta 1717 ff.; Historische Nachricht und Abhandlung von dem K. Exemtstifte S. S. Simonis und Judae 1752 (Ms. Wernigerode); J. D. Lichtenstein, Abhandlung von des Kaiserlichen freien Unmittelbaren Stiftes S. S. Simonis und Judae in Goslar Gerichtsbarkeit 1754; Jul. B. v. Rohr, „Merkwürdigkeiten“ 1739; Braunschw. Magazin 1807 u. A. (über den Crodo-Altar); Büsching, Reisen durch einige Münster und Kirchen des nördl. Deutschland 1817 p. 272 ff.; Lohmann, Goslarische Alterthümer 1819; Vaterländisches Archiv, 1814, No. 16 Vom Abbruche des Domes; Das. (1819) über die Alterthümer im Dome; Das. (1829) Der Dom zu Goslar (von Zeppenfeld); Hann. Magazin 1843 zur Geschichte des Domstiftes; Vaterl. Archiv 1859 (Die Jesuiten in Goslar 1630 ff.); Ztschr. für Harzgesch. XXIV; Lotz, Kunst-Topographie Deutschlands, I; Mithoff, Kirchen und Kapellen im Königreiche Hannover, 1; Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, III; Mithoff, Kunstdenkmäler und Alterthümer im Hannoverschen, III; Kugler, Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte, I; Goslarisches Wochenblatt, darin auch Cunos Vorträge 1883.

Quellen: Urkundenbuch I—V; Archive zu Goslar und Hannover; Rathsregistratur in Goslar; MSS. v. E. v. d. Hardt; Chronicon MS. in Wolfenbüttel; Mon. Germ. 1897 u. a.

Geschichte.

Die Ueberlieferung von einem Zusammenhange zwischen dem kaiserlichen Domstifte in Goslar und der kaiserlichen Stiftskirche St. Valerii in Harzburg, der in der gesammten Chronik als Thatsache gilt, reicht bis in ein sehr frühes Jahrhundert zurück. Denn schon in dem Chronicon des Domstiftes (MS. Wolfenb.), dessen Ursprung in das XIII. Jahrhundert zu setzen ist, wird Conrad II. als Sifter, Heinrich III. aber als derjenige bezeichnet, der „die Harzburger Stiftskirche“ in den „neuen“ Dom zu Goslar verlegte. Es würde zu weit führen, wollten wir hier das maschenreiche Irrgewebe auflösen, womit eine lebhafte Phantasie die Vorzeit Goslars poesievoll umsponnen hat: es ist System in der Arbeit und nicht leicht, den Knoten zu finden, von dem aus das Netz zu lösen ist. Es genügt, für unsern Zweck zu bemerken, dass im vorliegenden Falle eine Verwechselung der kaiserlichen Schlosskirche U. L. Frauen in der Pfalz mit dem Dome vorliegt, im Uebrigen aber, ganz von dem Götzen Crodo und dem Crodoaltar auf der Harzburg abgesehen, worin nur die Kraft der Phantasie sich erprobt hat, die Legende vom heiligen Valerius hineinspielt, dessen hochgeehrte Reliquien durch den Kaiser Heinrich III. von Trier nach Goslar übergeführt wurden. Urkundlich ist festzustellen, dass an dem Dome, dessen Bau spätestens 1047 begonnen worden ist, 1049 noch fortgearbeitet wurde, und dass dessen Weihe 1050 von dem Erzbischof Hermann von Köln vollzogen wurde. Bald nachher, 1055 segnete der Papst Victor II. am Hochaltar der Gottesmutter Maria das fromme Werk und seinen grossen Stifter, den Kaiser Heinrich III. Der Streit, wessen Werk der Dom, dieses herrlichste Baudenkmal Niedersachsens, gewesen sei, möchte so zu schlichten sein, dass der Plan von

dem Bischofe Godehard, dem auch die Liebfrauenkirche in der Pfalz zugeschrieben wird, entworfen, die Ausführung aber etwas später durch den schwäbischen Meister von Hirsau, Benno, den Palatialbeamten und zugleich Freund und Berather des Kaisers Heinrich III., erfolgt ist. Ursprünglich war der Dom der heiligen Dreifaltigkeit geweiht, erhielt aber bald von dem Hochaltar der heiligen Maria und den Aposteln Simon und Judas seinen Namen. Der vorübergehend in den Vordergrund tretende Name St. Mathias kommt erst nach der Mitte des XII. Jahrhunderts auf. Daraus folgt, dass der Vorbau der heutigen Domkapelle, der St. Mathias in der Mitte zwischen Simon und Judas stehend zeigt, frühestens in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts gebaut ist, was auch durch die Formen des Bauwerks bestätigt wird. Die Inschrift der Säule: Hartmannus statuam fecit basisque figuram (d. i. Löwen) möchte auf den im Urk. B. I, āo. 1221 No. 417 erwähnten Domdechanten Hartmann hinweisen. Nachdem der Bau vollendet war, schenkte der Kaiser das Stift dem päpstlichen Stuhle, doch mit der Bedingung, dass es unmittelbar frei, von dem Diözesanbischofe nur in geistlichen Dingen abhängig sein sollte; auch die Vogtei behielt er sich selbst vor mit dem Recht, den Propst zu bestellen. Wie sehr die Kaiser noch in späterer Zeit auf diese Freiheit ihrer Kirche, der „imperialis ecclesia", hielten, lehrt das Beispiel Friedrichs I., der die Stiftsherren scharf tadelte, als sie dem päpstlichen Legaten gegenüber zu wenig ihre Unabhängigkeit gewahrt hatten; die Freiheit des Stiftes sei ein Ruhm der Krone, von Niemand anders in der Welt sollte es abhängig sein als vom Kaiser! (Urk. B. I., āo. 1188.) Die von den Domherren mit viel Stolz und Trotz behauptete Unabhängigkeit war aber Niemand mehr als den Bischöfen von Hildesheim, ihren Diözesanherren, ein Dorn im Auge; wie gross diese Spannung war, zeigte der Versuch der Stiftsherren im Jahre 1227, von Hildesheim los und unter Mainz zu kommen, in dessen Sprengel das trans Gosam gelegene Stift hineinreichte. Erst als der Bischof von Hildesheim geschworen hatte, dass das vom Kaiser Heinrich verliehene Diözesanrecht stets unbestritten von seinen Vorgängern im Amte ausgeübt sei, und darauf der Erzbischof von Mainz verzichtete, konnten die widerspenstigen Domherren mit Gewalt zum Gehorsam gebracht werden. Doch lehnte sich das Stift noch wiederholt gegen die wegen ihrer Nähe unbequemen Bischöfe von Hildesheim auf, indem sie Anschluss an Mainz suchten.

Die Ausstattung des Domes mit Gütern war sehr reich. Von dem bedeutenden Besitz in Goslar ist besonders der „Wortzins" hervorzuheben, d. i. eine Grundabgabe von jeder Hofstätte in der Stadt. Diese Königssteuer, in ihrem Ursprung darauf hinweisend, dass der Boden Goslars Königsgut war, vom Könige Heinrich III. auf das Stift übertragen, liess dieses in gewissem Sinne als hoheitsberechtigt erscheinen und bewirkte auch wohl, dass die Patrone Simon und Judas in dem älteren Stadtwappen geführt wurden, wie denn auch das Münster mit Vorliebe sich schlechtweg als ecclesia Goslariensis bezeichnete. Erst nach Erlangung des Schildrechtes 1340 nahm die Stadt den Kaiseradler an, als Zeichen ihrer Unabhängigkeit. In der Nähe Goslars besass das Domstift eine Meierei in Jerstedt und in Harlingerode. In weiterer Entfernung erstreckte sich das Eigenthum nach Norden hin bis in die Thäler der Oker und

Innerste, und noch weiter bis in's Amt Salder; nach Osten bis in's Amt Wolfenbüttel (Semmenstedt) und entfernter bis über den Hüywald hinaus (Dedeleven und Dingelstedt), bis an die Bode und Saale (Egeln), woran südlich Adersleven grenzt. Nach Süden lag an der Selke die Meierei von Reinstedt und an der Wipper die Meierei Giersleben. Ausserdem hatte das Stift noch jenseits der Saale grosse Güter an der Fuhne. Nach Westen reichte der Besitz nach Westfalen hinein; am Rhein lag das reiche Weingut Valendar. (Nach Bode Einl. z. Urk. B. I.) Dieser zum grössten Theile so weit entlegene Besitz war bedenkliches Eigenthum; es zeigte sich bald, dass er nicht zu behaupten war. — Die meisten Schenkungen rührten von dem Stifter her; später ist ausser dem Zehnten von Zilly (1093) keine bedeutendere Erwerbung mehr gemacht. Mit dem Hinsinken der Kaiserherrlichkeit verlosch der Glanz des stolzen Stifts, das sich im Hinblick auf die vielen Kirchenfürsten, die aus ihm hervorgegangen waren, mit Recht ein ‚Seminarium Germaniae' nannte. Schon 1242 klagte der Propst, dass es an Mitteln fehle, die baufällige Kirche (Urk. „ecclesiam nimia vetustate consumptam") auszubessern und erbat sich Hülfe von dem Bischofe von Minden. Durch die Gewährung eines Ablasses wurde aber nur der ersten und dringendsten Noth abgeholfen; auch half es wohl nicht genug, dass der Kaiser Rudolf 1275 gestattete, zum Zwecke der Wiederherstellung des Gebäudes das Kupferdach mit einem Bleidach zu vertauschen. Denn 1285 stürzte ein Theil der „baufälligen" Kirche ein, und es bedurfte kräftigerer Unterstützung. Zu solchem Zwecke verbanden sich viele Kirchenfürsten in Deutschland und liessen allen Gläubigen, die zum Wiederaufbau beisteuerten, Ablass und Indulgenz verkünden. Vermuthlich mit dieser Hülfe ist dann von 1287 an mehrere Jahre hindurch an der Wiederherstellung des Domes gearbeitet. Eine neue Hülfsquelle verschaffte sich das Domstift durch die Feier zweier grosser, vom Papste selbst verkündeter „Jubelfeste" in den Jahren 1297 und 1298, bei denen im Beisein des Bischofs von Hildesheim die Reliquienschreine geöffnet, und die Reliquien der andächtigen Menge zur Anbetung ausgestellt wurden.

Es verlohnt sich, mit einer kleinen Abschweifung einen Blick in diesen seltenen Domschatz zu thun; doch können wir aus der sehr langen Aufzählung (Bode, Urk. B. II v. 1298) nur einen möglichst kurzen Auszug hier bieten. Das Inventar zählt auf:

Ein Fähnlein des heiligen Mauritius, darin ein Kreuz mit vielen Reliquien; einen wunderbar von innen und aussen mit Gold ausgelegten Schrein nebst Sarkophag, darin Reliquien vom heiligen Mathias, Rusticus und Venantius, ein Geschenk des Kaisers Heinrich III., der sie von Trier „zu grösserem Ruhme" herüberbrachte; das Haupt des heiligen Mathias in silbernem Schrein; ein Marienbild; einen silbernen Schrein U. L. Herrn; einen Schrein der Apostel Simon und Judas; einen in- und auswärts übergoldeten silbernen Schrein mit vielen Apostel-Reliquien; einen kleinen silbernen Schrein mit vielen Reliquien; sechs Schreine von Elfenbein, ebenfalls mit Reliquien; zwei silberne Bilder, Judas und Simon, die der Papst Victor II. auf Wunsch des Kaisers schenkte mit einem silbernen Schrein, „der mit dem Bleisiegel des Papstes versiegelt war und ist"; ein

silbernes Bild Jacobus des Aelteren; zwei Greifenklauen; eine silberne Monstranz mit dem heiligen Oel des Nicolaus in Krystall; das Haupt des Nicolaus, köstlich mit Gold, Silber und Edelstein geschmückt, ein Geschenk des Kaisers Heinrich III.; Reliquien vom heiligen Benno, Bischof von Meissen, vom dortigen Kapitel geschenkt; einen Schrein mit kleinem Sarkophag, darin Reliquien von Eucharius, Valerius, Maternus, Cyrillus, ebenfalls von Trier durch den Kaiser herübergebracht; ein köstliches Gefäss mit silbernem Bilde, darin Blut des Stephanus; auch ein kaiserliches Geschenk; ein wundervoll mit arabischem Golde und mit Edelsteinen von innen und aussen geschmücktes Gefäss, zu einer silbernen Monstranz gehörig; ein köstliches Gefäss mit silbernem Bilde, darin Fett des heiligen Laurentius, ein Geschenk des Kaisers; zwei elfenbein-ausgelegte Schreine mit vielen Reliquien; einen weissen Schrein; vier silberne Arme (brachia) mit vielen Reliquien; eine Monstranz mit goldenem Kreuz; das Haupt des heiligen Servatius, wunderschön in Gold, Silber und Edelstein eingeschlossen; zwei grosse silberne Kreuze und ein Marienbild, vom Kaiser geschenkt; drei Monstranzen; zwei kleinere silberne Kreuze; einen zinnernen Querriegel (stannea sera); ein Bild des heiligen Mathias; eine grosse Monstranz, vergoldet, mit einem grossen Stück des clavus domini, kreuzgeformt (vom Papste Leo selbst gemacht), womit der Herr an's Kreuz geheftet wurde, ein Geschenk des Kaisers.

Hieran schliesst sich gleich an ein Auszug aus einem alten in Wolfenbüttel auf der Bibliothek befindlichen Manuscript, der einen Einblick in den Dom und die Lage der Altäre darinnen gestattet: de hogheste hovetheren sunderliken to dem hogen Altare sin Maria, de moder goddes, de apostelen Simon unde Juda unde Mathias, de mertelere Rusticus, Venantius, de confessores Valerius, Servatius, Eucherius, Maternus; de patronen in dem middele des chores sin Michael unde Hilarius; de patronen in den affsiden na dem norden Johannes Baptiste unde Evangelista; in den affsiden na dem suden Petrus; in dem middele der Kerken: St. Crucis unde Stephani; in der Klufft: Maria; Boven an den affsiden na dem torne: U. L. Frauen; in dersulven rige capella St. Nicolai, in norden Cap. St. Mariae Magdalenae; in deme Kapitelhuse Cap. St. Blasii.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu der Baugeschichte des Domes zurück. Sei es nun, dass jene Jubelfeiern, sei es, dass die glücklich wieder erstrittenen Güter am Rheine das Domstift mit neuen Mitteln versehen hatten, gewiss ist, dass 1313 eine „Erweiterung“ oder Erneuerung des Domes stattfand, die vermuthlich darin bestand, dass Gewölbe (aus Schieferstein) erneuert wurden, und das seit 1305 den montanis eingeräumte Paradies umgebaut wurde.

Aber schon bald darauf (1331) verlautet von neuem Verfall und Einsturz des alten Gebäudes, und 1366 von so kläglichem Zustande desselben, dass das inzwischen wieder von allen Seiten her bedrängte und immer mehr verarmende Stift darauf sinnen musste, von auswärts Hülfe zu erlangen. Woher diese gekommen, ist unersichtlich, da das Anbieten des Ablasses die Herzen nicht mehr genug willig machte. Aber 1380 war es in der Lage, den Dom durch Anbau der beiden Langseiten zu erweitern und ein neues Dach aufzusetzen;

auch wurde die früher halbkreisförmige Apsis durch das Achteck geschlossen. Die Wiederherstellung der Krypta unter dem Hochchore, die 1388 einfiel, unterblieb bis 1462; bei ihrer Erneuerung wurde daneben noch eine kleinere Krypta, de „lüttcke“, auch oblegium omnium angelorum et trinitatis genannt, unter der Kapitelstube eingerichtet, wie es scheint, als Gruft für die Wohlthäter des Stifts. Denn 1517 liess die Familie Mechthusen diese Kluft neu einrichten. Das ganze XV. Jahrhundert hindurch ist die Geschichte des Domstifts erfüllt von Klagen über Bedrückung und Armuth, der auch der Beschluss des Baseler Konzils (1436), dass alle geraubten Güter zurückgegeben werden sollten, nicht abhelfen konnte. Der Dom war verödet (Urk. 1429), verfallen (Urk. 1451), dem Einsturze nahe (Urk. 1479). Von einem Neubau wird nur, wie oben gesagt, aus dem Jahre 1462 gemeldet. In auffallendem Gegensatze dazu erschiene die aus 1484 berichtete Ausschmückung des Domes durch Malereien, wenn nicht bekannt wäre, dass dieselbe sich auf die „Clusa“ beschränkte, und dass die Mittel dazu wahrscheinlich von der 1480 zum Zwecke der Erhaltung des Domes, unter besonderem Schutze des Papstes, gebildeten Brüderschaft St. Nicolai herbeigeschafft wurden. Unerwartet kam dem Stifte bald darauf kräftige Hülfe von dem Rathe der Stadt Goslar, die eben damals in Folge des Bergsegens im blühendsten Wohlstande war. Während mehrerer Jahre (1501—1507) wurde an der Wiederherstellung „des verfallenen Münsters“ gebaut. „Olrik Wilmot, Meister in Braunschweig“, erhält Auftrag, „de Abside unserer Kerken mit dem Arkener u. dem luttken neddersten Dake am paradise aftobreken und mit blye wedder-todecken — für 29 Fl., seventeen nye Fl. vor den Fl., u. veer ellen leydisch want“. (1505.) Es ist anzunehmen, dass damals auch das sog. Capitolium oder Kapitelhaus erneuert ist. 1517 wurde nach Entfernung des Granariums der Kreuzgang wieder freigelegt. Aber der Widerstand der Domherren gegen die vom Rathe der Stadt ihnen aufgedrungene Reformation liess diese Hülfe versagen und den Geldmangel zurückkehren, sodass 1530 der südwestliche Thurm zusammenstürzen konnte. Der Glaubenskampf kostete dem Stifte einen nicht unbeträchtlichen Theil seines Vermögens, das gewaltsam zur Unterhaltung von Kirchen und Schulen in der Stadt fortgenommen wurde; endlich ergab sich das Stift in das Unvermeidliche und willigte 1566 in die Reformation ein. In Folge dessen wurden einige Reliquien 1577 und 1613 nach Wien ausgeliefert; da aber von den Kostbarkeiten gleichzeitig viele verschwanden, legte der Rath sich in's Mittel und vereinbarte 1617, dass alle noch übrigen Ornamente und Kostbarkeiten hauptsächlich zum Zwecke der Erhaltung des Domes versilbert werden sollten.*) Zu gleichem Zwecke war in die vom Kaiser 1585 bestätigten neuen Statuten des Domstifts die Bestimmung aufgenommen, dass von jedem Exspektanten auf

*) Ein Stück des Dominventars aus dieser Zeit (Gosl. Archiv) giebt die Preise an, die geboten waren: Für ein Kreuz 1500 rthlr., für ein anderes 900 rthlr., für ein goldenes Kistchen 300 rthlr., für einen goldenen Arm 300 rthlr., für ein Marienbild 600 rthlr., für das goldene Haupt des Servatius 500 Kronen in Gold, für das silberne Haupt des Nicolaus 200 rthlr., für einen silbernen Arm mit Pfeil 150 rthlr., für eine Elfenbeinkiste mit orientalischen Granaten 150 rthlr., für ein Buch, mit Gold und Edelstein ausgelegt, 150 rthlr., für ein silbernes Brustbild 110 rthlr., eine Büchse mit Granaten 100 rthlr.

eine Präbende 350 rthlr. zur „Fabrica“ d. i. dem Baufonds einzuzahlen seien. Es war ein Kampf ohne Ende, ein endloser Prozess, in dem das kaiserliche freie Exemtstift sich der Zudringlichkeit, der Bevormundung und Ausbeutung seitens der Stadt erwehren musste. Und dazu fiel noch ein schwerer Schlag, indem 1629 auf Vorschlag des Bischofs Franz Wilhelm von Osnabrück und Verden das Domstift von dem Kaiser an die Jesuiten übergeben wurde, zum Zwecke der Errichtung eines Kollegiums, das Goslar zum Hauptsitze katholischer Wissenschaft machen sollte. Der Rath, mit den Domherren zerfallen, kam diesem Plane eifrigst entgegen, weil er daraus grossen Nutzen für die Stadt erwartete. Als aber 1632 die Schweden hereinbrachen, fand sich, dass die Jesuiten viele der Kostbarkeiten über die Seite gebracht hatten. Abgenommen wurde ihnen ausser Anderem „ein auf Pergament lateinisch geschriebenes neues Testament, dessen Deckel mit vielem Gold und Edelgestein besetzt war“, nach der Aussage der Domherren „ein Geschenk des Königs Heinrich auceps“. (Hein. Antiqq. S. 568). Vermuthlich ist es das „Evangeliar“, das wir weiter unten unter den Schätzen des Huldigungszimmers im Rathhause zu besprechen haben werden. Schwer vermisst wurde ein Kamm des Kaisers, ein Jagdhorn aus Elfenbein und ein Einhorn, zum Stabe formiert, dessen Werth allein auf 10000 rthlr. veranschlagt wurde! Diese Angaben erscheinen trotz Heineccius wenig glaubhaft, wohl aber die andere, dass die Schweden die Gelegenheit, den Dom zu plündern, gründlich benutzt haben. Nach einer ungewissen Angabe sollen noch Kostbarkeiten davon in Stockholm sich finden. Es ist die trostloseste Zeit der sog. Schwedennoth in Goslar, von der unser berühmter Rektor und Magister Nenndorf klagte:

„Nos sumus exhausti, vix sanguis vitaque restant,
Sunt exsucca nimis membra nec ossa vigent.“

Es ist nicht zu verwundern, dass in solchem Elende des Krieges das Domgebäude völlig verfiel. Im Jahre 1568 brach „ein schwerer Stein“ durch das Gewölbe und zertrümmerte den schönen Schmuck der Kirche, die grosse goldene „Krone“ (Urk. B. II., 1206, 367), die nach der Ueberlieferung der Abt von Fulda 1063 als Sühne des blutigen Kirchenfrevels gestiftet haben sollte. (Wolfenb. MS.) Um den völligen Einsturz zu verhüten, wurde das Gewölbe mit Pfeilern gestützt. Aber schon fingen die Mauern und die Thürme an, weitklaffende Risse zu bekommen, und durch das Gewölbe drang verderblich der Regen. 1720 fiel das Paradies ein, und der Bauzustand des Domes wurde so elend, dass der Zutritt für gefährlich galt. Im Jahre 1773 machten die Domherren den letzten Versuch der Hülfe; sie verkauften zu diesem Zwecke zwei silberne Särge, den einen für 403 rthlr., den andern für 250 rthlr. und ausserdem ein köstliches Altarblatt (Bild?) für 46 rthlr. Wahrscheinlich ist es das sehr alte, die Einweihung des Domes durch den Papst Victor darstellende Altarbild, das v. Lohr 1737 so rühmend erwähnt; denn in dem späteren Inventar findet es sich nicht mehr. Um den Domherren seine Gunst zu beweisen, verlieh der Kaiser Joseph II., in der Erinnerung, dass Propstei und Scholasterei im Dome kaiserliche Lehen seien, zugleich auch, um sein jus primarium precum gegen das Haus Braunschweig zu wahren, den Domherren goldene Kanonikats-

kreuze, die, gleichseitig mit vier Spitzen und oben mit der Krone geschmückt, mitten im Kreuzschilde auf weiss emailliertem Grunde die Bilder der Apostel Simon und Judas, auf der Rückseite die Worte zeigen: Conrado II. et Josepho II. A. A. Sie sollten an schwarzem Bande mit Goldrand getragen werden. Eins dieser Kreuze wird noch im Huldigungszimmer gezeigt.

Es war die letzte Ehre. Denn 1802 am 6. Juni ging durch ein vom Landrath v. Katte gegengezeichnetes königliches Patent das Domstift mit allem Vermögen, gemäss der Bestimmung des Luneviller Friedens, in den Besitz der Preussischen Krone über. Das Kapitel bestand damals noch aus dem Propste und dem Scholaster, die als katholisch abscissa membra waren, dem Dechanten, Senior, Subsenior und vier Kanonicis, die aber alle ausserhalb Goslars ihre Präbenden genossen. Das Einkommen betrug bei einer höchst nachlässigen Vermögensverwaltung doch noch fast 5000 rthlr. jährlich. Durch die Gnade des Königs Friedrich Wilhelm III. wurde das ganze Stiftsvermögen, auf Fürsprache des um Goslar hochverdienten Preussischen Legationsraths v. Dohm, der mit der Organisation der neu erworbenen Stadt betraut war, zu einem Stiftsgüterfonds zur Unterstützung der Kirchen und Schulen in Goslar bestimmt, eine Wohlthat, die nicht wenig zum Emporkommen der ganz verarmten Stadt Goslar beigetragen hat.

Das von dem Kommissar der Preussischen Regierung aufgenommene Dominventar zählt folgende Stücke auf: fünf Glocken, — darunter die zwei aureae campanae (Urk. 1283), eine Krone — de lutteke Krone mit den vier „Glocken, de quemen van der Hartesborg“ (Wolfenb. MS.), Kaiserstuhl, Crodoaltar mit drei bronzenen Säulen, Hochaltar mit metallener Einfassung, Gemälde, das heilige Abendmahl darstellend, Sarkophag der Kaisertochter Mechtildis, zwölf Schränke, viele gewebte Teppiche, mehrere Crucifixe, Missalien und andere Bücher.

Es war also gar wenig von dem Reichthum übrig geblieben. Der Rath der Stadt, der den Erwerb des Vermögens zwar freudigst und dankbar begrüsste, es aber als drückend empfand, nunmehr für die Erhaltung des so baufälligen Domes sorgen zu sollen, schlug dem Kommissar vor, die gesamten „Mobilien“ zu versilbern und daraus das Gebäude auszubessern, „wenn das noch möglich wäre“, ganz bezeichnend für die damals in Elend verkommene alte Reichsstadt. Ehe noch die Regierung in Halberstadt von diesem Plane genauer verständigt war, wurden auch schon am 4. Februar 1804 folgende Sachen „in Auktion gestellt“: 7 Glocken, 1 Thurmuhr, 1 Orgel, 1 Kronleuchter (Metall $1^1/_2$, Eisen 2 Ctr.), 1 Taufbecken, 1 Armenstock, 8 „alte Umhänge“, 11 Messgewänder, mehrere Manipeln, Krucifixe und Bilder, das Haupt Johannis in einer Schüssel (Holz), Kanzel und Kirchenstühle, 1 Taufstein mit kupfernem Becken, 24 Leichensteine, 12 alte Psalmarien, 12 Antiphonbücher, 1 alte lateinische Bibel und endlich mehrere Kanonikatskreuze.

In letzter Stunde, als schon die Juden ein gutes Geschäft gemacht zu haben hofften, indem sie alle diese Sachen für 4316 rthlr. gekauft hatten, schritt die Regierung ein und verweigerte den Zuschlag; dem Rathe aber machte sie dabei bemerklich, dass ein solches Verfahren ungehörig sei, da die Erhaltung

des Domes dem Stiftsfonds obliege. Die dem Bürgermeister, Kriegsrath Siemens, aufgetragene Untersuchung des Gebäudes ergab, dass das Gemäuer, besonders auch die Thürme, von oben bis unten zerrissen, zusammenstürzten; wenn der König nicht die Mittel zur Erhaltung bewillige, so müsse der Dom seinem Schicksale überlassen werden, da der Stiftsfonds vorläufig noch keine Einnahme habe. Diese Nachricht, durch die Hildesheimer Zeitung fälschlich so verbreitet, als ob die Stadt den Dom niederreissen wollte, veranlasste einen sehr ungnädigen Spezialbefehl des Königs an die Administrationsbehörde, den Kriegsrath Siemens zum Widerruf des für die Preussische Verwaltung beleidigenden Gerüchts unter seinem Namen zu zwingen. Siemens erklärte sich dazu bereit, obwohl in Goslar die Niederlegung des Münsters noch nie einem beigefallen sei; er wisse allerdings nicht, wie die enormen Kosten der Restauration des im höchsten Grade baufälligen Gebäudes, das nach dem Urtheil aller Sachverständigen nicht zu erhalten sei, aufgebracht werden sollten, wenn nicht der König, wider dessen allergnädigsten Willen es sei, dass ein derartiges Denkmal der Geschichte und der Kunst vernichtet werde, die Mittel dazu bereit stelle. Der öffentliche Widerruf erfolgte im Staatsanzeiger und in der Hildesheimer Zeitung am 1. Juli 1804.

So stand die Sache gut, da der König persönlich eingriff; bald wurden die ersten 2000 rthlr. eingeschickt, die Siemens höchst unverständig dazu verwandte, Fensterbögen aus dem Giebel des Domes herausreissen und durch neue von gewöhnlichen Handwerkern ersetzen zu lassen. Aber solchem Unverstand wäre bald ein Ende gemacht, wenn Goslar nur länger Preussisch geblieben wäre. Denn schon hatte die Kammer am 10. April 1806 einen Vertrag mit Mauer- und Zimmermeistern abgeschlossen wegen Wiederherstellung des Domes nach einem neuen Plane: da machte das Einrücken der Franzosen alle Hoffnung zu Schanden, und rohester Vandalismus begann, alles zu zerstören. Was kümmerte die neuen Weltbeglücker der Dom, das Denkmal glorreicher Deutscher Vergangenheit? Der Intendant Daru befahl 1807 die Ueberführung des berühmten Crodoaltars in das Museum von Paris, von wo er nur Dank der energischen Forderung der Preussischen Regierung 1815 wieder zurückgegeben wurde; den Kaiserstuhl verbarg der Bürgermeister Giesecke vor den Krallen der Franzosen.

Als der Rath wiederum mit dem Ansuchen kam, das Dommobiliar zur Erhaltung des Domes veräussern zu dürfen, genehmigte es der Präfekt ohne Bedenken, aber mit der Beschränkung, dass der Ertrag zur Deckung der Stiftsschulden dienen sollte. Damit war der Stadt nicht gedient, und sie hätte die Sache gern ruhen lassen, wenn nicht der Präfekt 1809 befohlen hätte, zu dem angegebenen Zwecke eine Inventur-Aufnahme vorzunehmen. Im Jahre 1811 begann die Verschleuderung, das Mobiliar wurde für 5841 rthlr. verkauft; 1813 standen nur noch die nackten Wände des Doms da. Verauktionirt waren: der Kaiserstuhl, ein Kunstwerk aus der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts. Ihn kaufte eine Wittwe Mävers zum Einschmelzen für 28 fl., von ihr kam er für 475 rthlr. an den Minister von Klewitz, von dem ihn dann der Prinz Karl von Preussen, von seinem Gouverneur, dem General-Leutnant v. Minutoli aufmerksam gemacht, für 3000 rthlr. erstand. Das Verdienst seiner „Entdeckung“

gebührt aber dem Professor der Chemie Claproth. Bekanntlich diente dieser Stuhl 1871 bei der Eröffnung des ersten Reichstages als Thronsessel. Er steht nun als Geschenk des Prinzen an die Stadt Goslar im Kaisersaal der Pfalz. — Ferner die drei schönen Säulen des Crodoaltars und die „Krone“, die, nach Frankfurt a. M. verkauft, eingeschmolzen wurden; der alte Taufstein, der nebst dem kupfernen Becken jetzt in der „Marienburg“ ist, wurde für 6 ggl gekauft und für 6 Louisdor verkauft. Von allen Alterthümern blieben nur die beiden grossen schönen Glocken, die, für die Marktkirche erworben, leider 1845 bei dem Brande einschmolzen; ebenso auf Anrathen des Bürgermeisters Heinrici die Glasfenster aus dem Hochchor und der Kapitelstube nebst den anderen Sachen, die, nach der Stephanikirche hinübergebracht, später der Domkapelle zurückgegeben wurden. Es war ein Glück, dass für den „alten Kram“ und das „Steingerümpel“ kein Liebhaber sich fand. (Vergl. unten das Inventar.)

Nach dem Ende der Fremdherrschaft leuchtete den Patrioten noch einmal, freilich nur für kurze Zeit, die Freude auf, den Dom erhalten zu sehen, als nach Wiederherstellung der Preussischen Verwaltung von der Regierung nach einem Besuche des Kronprinzen (1814) der Befehl erging, alles etwa noch vorhandene Inventar des Domes zu behüten, da die Restauration des ehrwürdigen Denkmals nicht fallen gelassen sei. Aber bald nachher trat Preussen die Stadt Goslar an Hannover ab, das dem Bau kein gleiches Interesse entgegenbrachte. Der Ungunst der Zeit fiel der Dom zum Opfer! Von der durch die Franzosen völlig erschöpften Englischen Provinz Hannover konnte keine Hülfe erwartet werden! Sobald der auf 20000 rthlr. lautende Kostenanschlag eingelaufen war, wurde zunächst von Hannover noch der sonderbare Vorschlag gemacht, die „entbehrliche und verfallene“ Frankenberger Kirche abzureissen und aus diesem Material den Dom zu erneuern; womit dann auch zugleich für die neue innere Ausstattung gesorgt sei. Als dies abgelehnt, wurde der Befehl gegeben, den Dom, von dem doch nur kahle Wände und zerrissene Thürme übrig seien, auf Abbruch zu verkaufen, wenn die Stadt sich ihn nicht erhalten könnte oder wollte. Alle Stimmen der Patrioten blieben ungehört. Nach kurzem Besinnen wurde am 19. Juli 1819 vom Magistrat bekannt gemacht, dass mit Genehmigung der Königlichen Regierung der Dom auf Abbruch verkauft werden sollte, bis auf die Vorhalle, die erhalten bliebe, um die noch vorhandenen Denkmäler des Domes aufzunehmen. Auf das Gebot von 1504 rthlr. wurde der Zuschlag ertheilt. Die sog. Domkapelle wurde in den Jahren 1824 bis 1827 so hergestellt, wie sie jetzt ist, die letzten Mauerreste des Münsters verschwanden 1833. Die Krypta wurde mit Bauschutt zugeworfen. Die technische Leitung des Abbruches hatte der Maschinendirektor Mühlenpfort.

Die Inventur 1819 ergab noch folgende Alterthümer, die in der Domkapelle Aufstellung finden sollten:

1) einen Sarg; gemeint ist der jetzt in der Ulrichskapelle stehende Kenotaph mit dem Bilde des Kaisers Heinrich III. Darin ruht jetzt auch wieder das Kaiserherz, das der mit dem Abbruche des Domes betraute Oberforstmeister v. Hammerstein 1819 unter der Statue des Kaisers Heinrich III. auf dem Hochchore, wo auch der Sarg stand, fand und

in's Museum nach Hannover ablieferte. Das alte MS. in Wolfenbüttel meldet davon: „So hefft de Keyser sine Dochter, darnegest ok sin eghen herte mit dem ingeweide ynnichlichen graven laten in dem chore, na deme dat he starf to Speyer unde de licham nicht dochte so langhe to forende.“ Genauer ist der Bericht des ‚cronicons‘: „Imperator Henricus tertius bona fide et morte preoccupatus cor suum cum precordiis apud filiam hic in choro deposuit tumulari.“ (Vergl. auch die „Poelder Annalen“, die diese Angaben bestätigen);

2) den Crodo-Altar (vergl. A. Glaser, Allgem. Illustr. Ztg. 1863), ein vielumstrittenes Kunstwerk, von den Chroniken für ein altheidnisches, von der Harzburg nach der Zerstörung des Götzendienstes in den Dom geschenktes Heiligthum ausgegeben; vom Professor Fiorillo für ein altetrurisches Kunstwerk erklärt; in der That aber wohl eine deutsche Kunstarbeit von seltenem Werthe aus dem XI. Jahrhundert, und zwar, wie es scheint, aus dem Kloster Hersfeld stammend. (Mon. Germ. II, 593.) Nach Blumenbach's Meinung (Arch. f. Niedersachsen 1846, S. 27) hat dieser Reliquien-Schrein früher in der Marien-Kapelle bei der Pfalz gestanden und ist 1366 nach dem Dome hinübergebracht; womit erklärt wäre, dass er sich in dem älteren Reliquien-Verzeichnisse nicht vorfindet;

3) die steinerne Einfassung des Kaiserstuhls; auch dieser stand nach Blumenbach's Meinung vordem im Kaiserhause (a. a. O., S. 26). Aus v. Lohr (1737) erfahren wir, dass er im Dome in der Mitte der Kirche neben dem Altar (also dem Altar St. Hilarii und Michaelis) aufgestellt war. In dem Mönchskopfe darauf erblickte die dichtende Nachwelt das Bild des verrufenen „Kelchverfälschers und giftmischenden“ Kaisermörders;

4) zwei bronzene Löwenköpfe als Thürgriffe;

5) die gothische Einfassung des Hochchors nebst dem Altarbild „das heilige Altarmahl“, in dem die Neuzeit einen Kranach oder Dürer finden wollte, eine Ansicht, die schon von Büsching S. 289 widerlegt ist. Vermuthlich ist es das Altarbild in der Stephani-Kirche;

6) neun Kapitäle von den alten Säulen;

7) sechs Säulen aus der Krypta und eine Säule vom Hochchore;

8) zwei gothische Verzierungen von Kronen;

9) drei Altarflügel;

10) mehrere Gobelins („alte Luftlöchertücher“);

11) Christus und die beiden Schächer nebst den anderen vier Figuren aus dem Triumphbogen;

12) alte bunte Fensterscheiben, Crucifixe und Leichensteine.

Einzelne Gegenstände, die noch dort gezeigt werden, sind später hinzu erworben, wie das Stück eines Sakramentshauses, die Schwurhand mit dem Christuskopf, der als Schlussstein des Gewölbes gedient hat, ein Säulenschaft u. A. Von der bedeutenden Bibliothek des Domstifts, von der noch ein Katalog-Auszug im hiesigen Archive vorhanden ist, ist leider gar nichts gerettet.

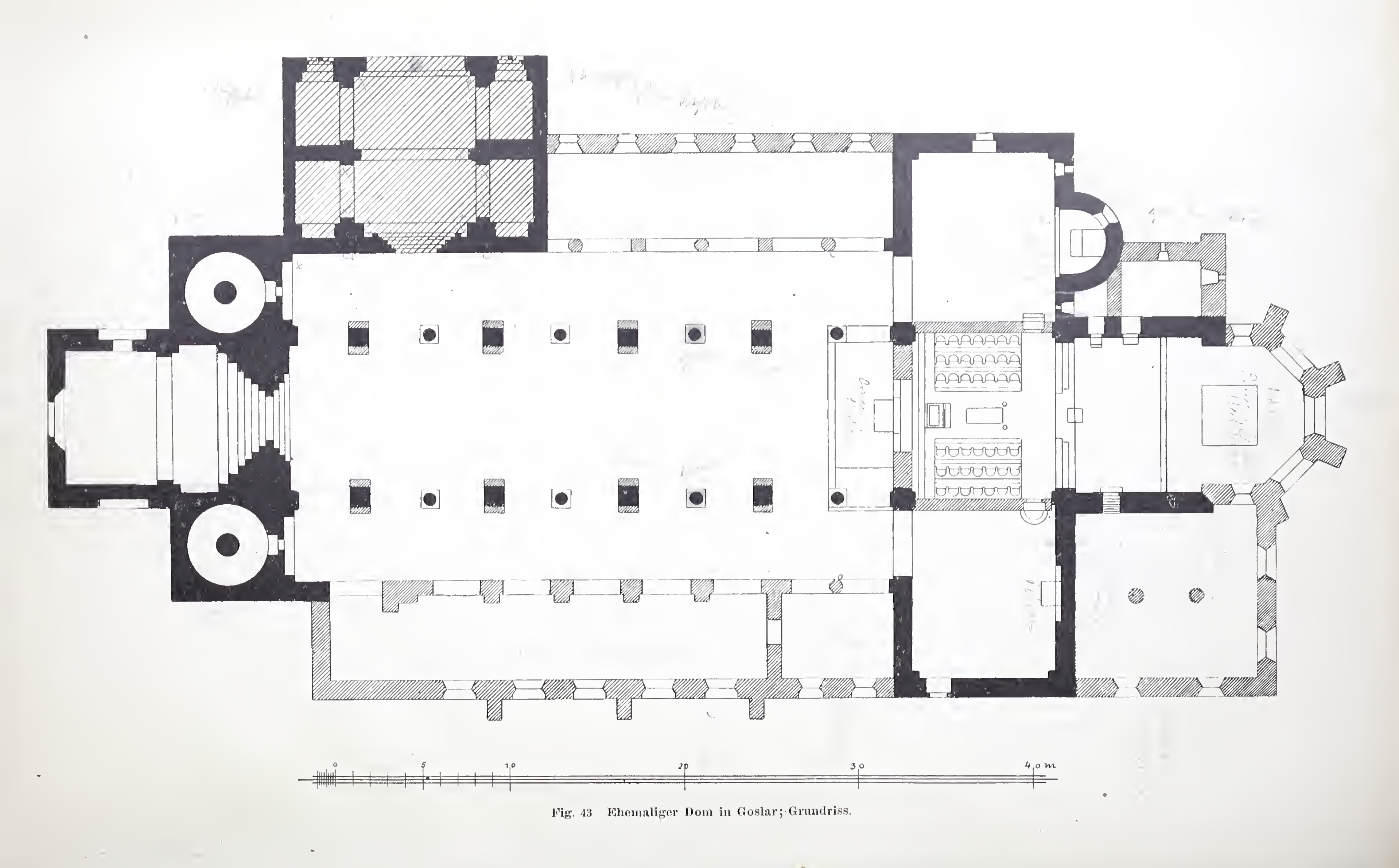


Fig. 43 Ehemaliger Dom in Goslar; Grundriss.

„So hat“, um mit Bode, dem Herausgeber unsers Goslarischen Urkundenbuches zu schliessen, dem viel Werthvolles in dieser Arbeit verdankt wird, „den reichsten Antheil an dem jammervollen Verfalle der alten Kaiserherrlichkeit Goslars in der Zeit der Salischen Kaiser leider auch die Stätte gehabt, die am meisten Liebe und Verehrung jener grossen Herrscher erfahren, der herrliche

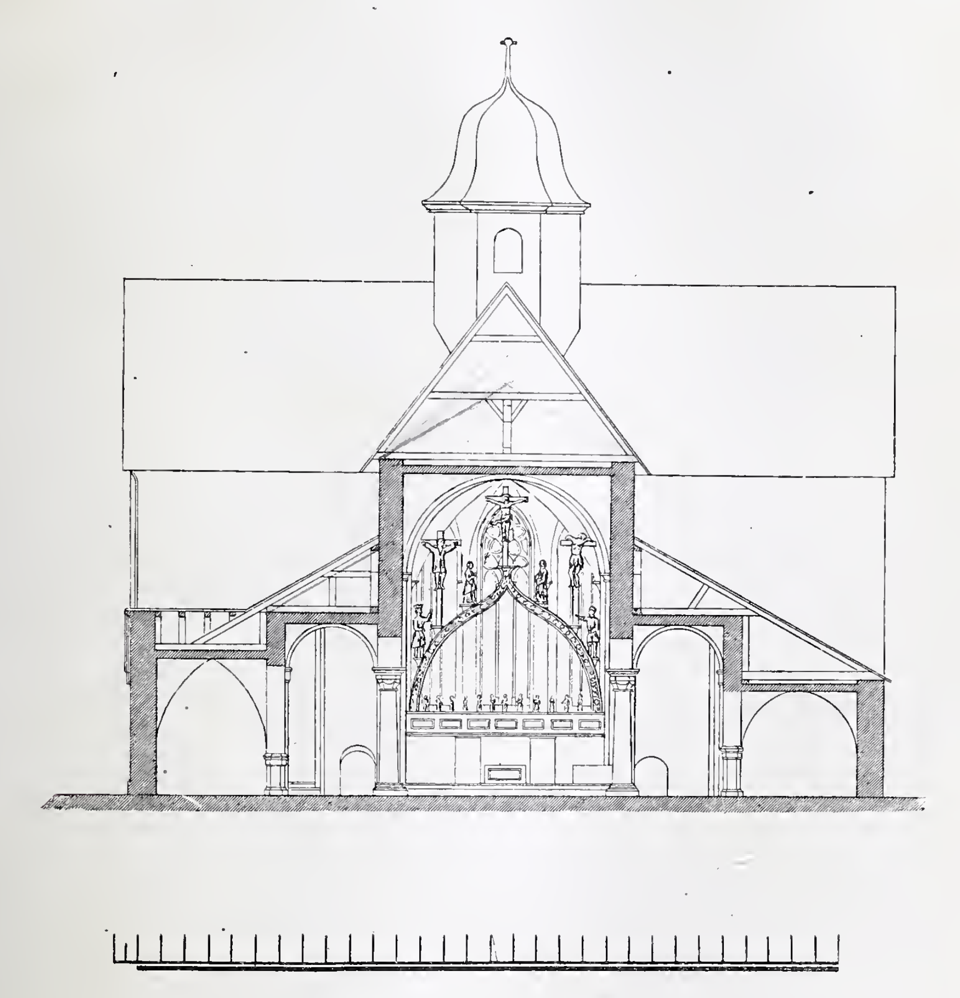


Fig. 44. Ehemaliger Dom in Goslar; Querschnitt.

Dombau, von dessen stolzem Dasein nur noch ein kümmerlicher Rest Zeugniss ablegt. Kein Werk hat Deutschlands grössten Kaiser in seiner Pfalz mehr beschäftigt, als der Aufbau und die Ausstattung des Domstifts neben der Pfalz, ein Werk edelster Frömmigkeit und zugleich des köstlichsten Glanzes wahrhaft kaiserlicher Pracht, das ein seines berühmten Stifters würdiges Denkmal war. Eine schmachvolle Zeit hat es entwürdigt, hat es verkommen lassen, eine

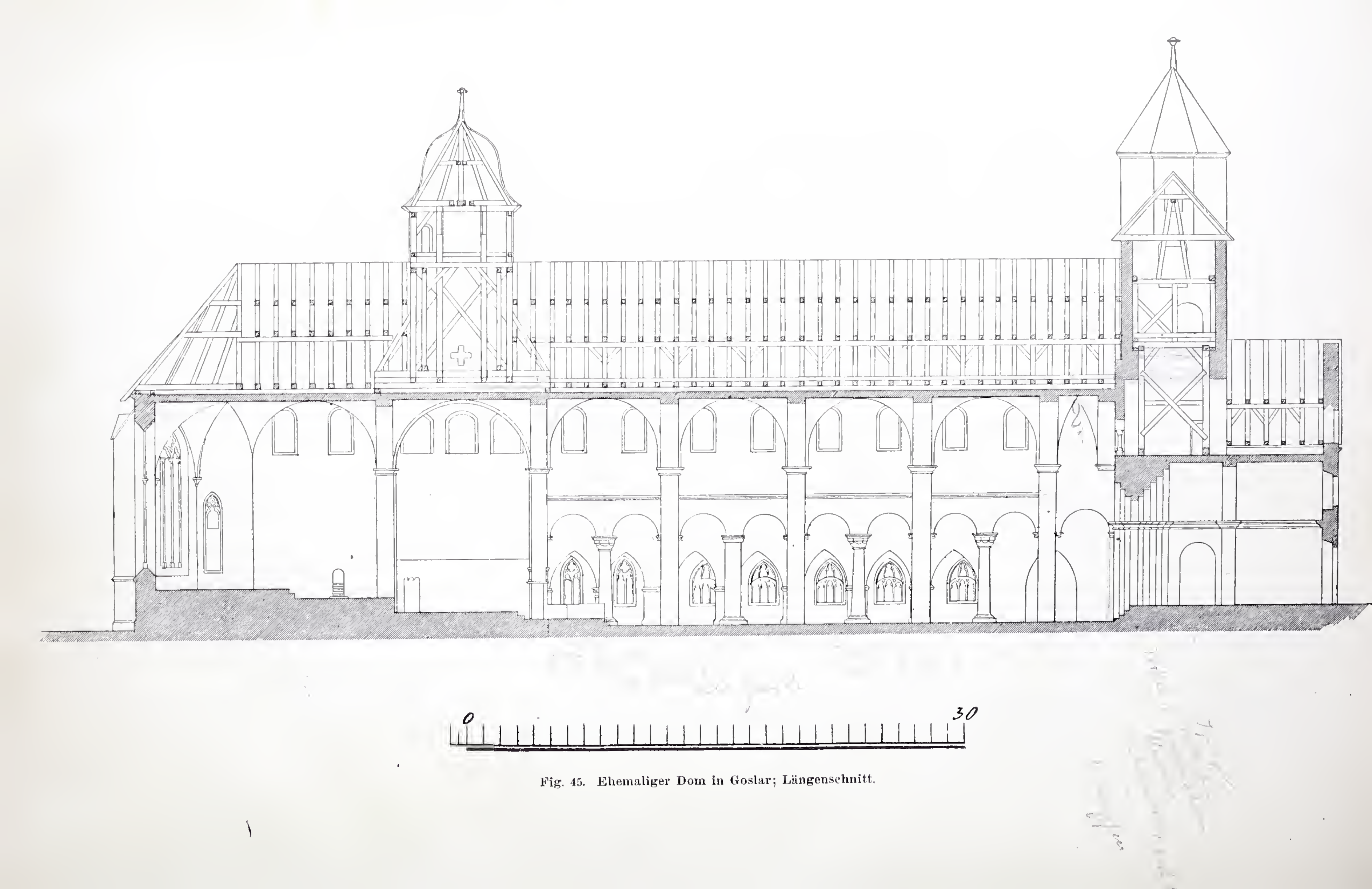


Fig. 45. Ehemaliger Dom in Goslar; Längenschnitt.



Fig. 46. Ehemaliger Dom in Goslar; Nordseite.

Deutsche (?) Regierung hat es schliesslich über sich gewonnen, dieses vaterländische Denkmal zu verkaufen und unter den Hammer zu bringen. Kaum gelang es einem Deutschen Manne, das in seiner Stiftung ruhende Herz des grossen Kaisers vor Verunglimpfung zu retten. Jetzt ruht es wieder an geweihter Stätte in der hergestellten Pfalz!“

Beschreibung. Dom.

Es ist als ein glückliches Geschick anzusehen, dass von dem Dome in Goslar, ehe er abgebrochen worden ist, Aufnahmen angefertigt wurden, welche uns im Allgemeinen das Bauwerk vor Augen führen. Es sind mehrere Zeichnungen von Mühlenpfordt, welche bereits Mithoff in seinem Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte mit einer ausführlichen Beschreibung wiedergiebt. In den Fig. 43—48 sind dieselben abgebildet und sie geben in zwei Schnitten und drei Ansichten das Hauptsächliche des Domes. Die Lage desselben zum Kaiserhause ist aus Fig. 3 zu ersehen. Die Kirche war ursprünglich eine dreischiffige romanische Basilika mit Querschiff, zwei Nebenapsiden, Chorvorlage, Hauptapsis und einem westlichen Thurmpaar mit zwischengebautem Glockengeschoss und Paradies. Als Stützen in den Wänden des Mittelschiffes wechselten Säule und Pfeiler miteinander ab. Auf der Nordseite lag eine später erbaute romanische Eingangshalle, die heutige Domkapelle. Die Fenster waren rundbogig geschlossen und sassen in tiefen Schrägen; oberhalb der halbkreisförmigen Scheidebögen war ein einfaches romanisches Gesimse angebracht und unter dem Chore lag eine Krypta. Später wurde der Dom, der ursprünglich flach gedeckt war, mit Gewölben versehen. An der Westfront (Fig. 47) sehen wir einen rechteckigen schweren Bau, welcher sich in der oberen Hälfte in zwei kurze romanische Thürme mit gekuppelten Schallöffnungen und niedrigen Helmen auflöst und vor diesem Bau das ebenfalls schlicht gehaltene Paradies. Im Grundriss (Fig. 43) sind die Theile des romanischen Bauwerkes, welche bei den späteren Umbauten erhalten blieben, schwarz angelegt, die Zuthaten der kommenden Jahrhunderte schraffiert; die nördliche Eingangshalle ist besonders gekennzeichnet. Der Dom wurde dann in gothischer Zeit durch zwei weitere Seitenschiffe vergrössert, erhielt einen aus dem Achteck geschlossenen Chor und auf der Südseite ein Kapitelhaus mit darunter befindlicher Gruft. Die Fenster, welche meist zwei- oder dreitheilig waren, zeigen Maasswerk, Chor und südliches Seitenschiff Strebepfeiler. Fig. 49 und 50 geben zwei Zeichnungen von Gelder wieder, welche einen Blick in den Chor und in das Schiff des Domes gestatten; die Zeichnungen hängen heute in der Domkapelle. Sie zeigen einzelne Stücke der inneren Einrichtung, welche theilweise erhalten und in der Domkapelle untergebracht sind. Vor der Vierung stand ein Lettner mit den zwölf Aposteln und einem mächtigen Kielbogen, auf diesem eine Kreuzigungsgruppe aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts. Unter dem Lettner war der Thomasaltar und auf der Südseite der Kaiserstuhl mit steinerner Einfriedigung aufgestellt. Die Vierung lag erhöht und war mit Ausnahme der Ostseite durch eine rund 2 m hohe Schranke abgeschlossen, welche mit Thüröffnungen nach den Querschiffarmen und nach Westen versehen war. Vor den Längswänden, die mit den im Kaiserhause noch aufbewahrten beiden Teppichen bekleidet waren, standen Sitze, in der Mitte der hölzerne Sarg des Kaisers Heinrich III.,

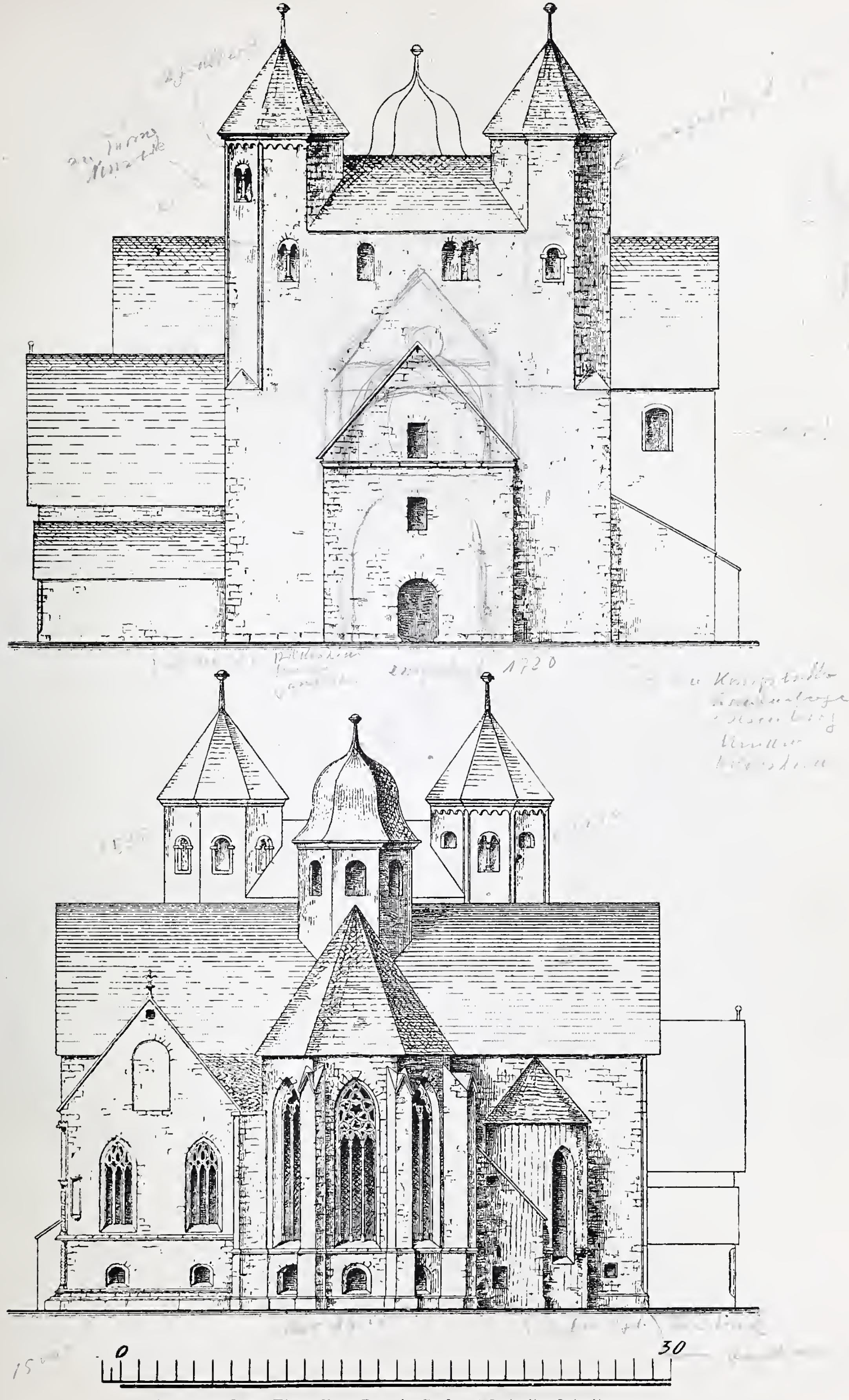


Fig. 47 und 48. Ehemaliger Dom in Goslar; Westseite, Ostseite.

von zwei bronzenen romanischen Säulen begleitet und in der Bogenöffnung der Chorvorlage der Crodoaltar mit einer dritten Bronzesäule. In den Chor-

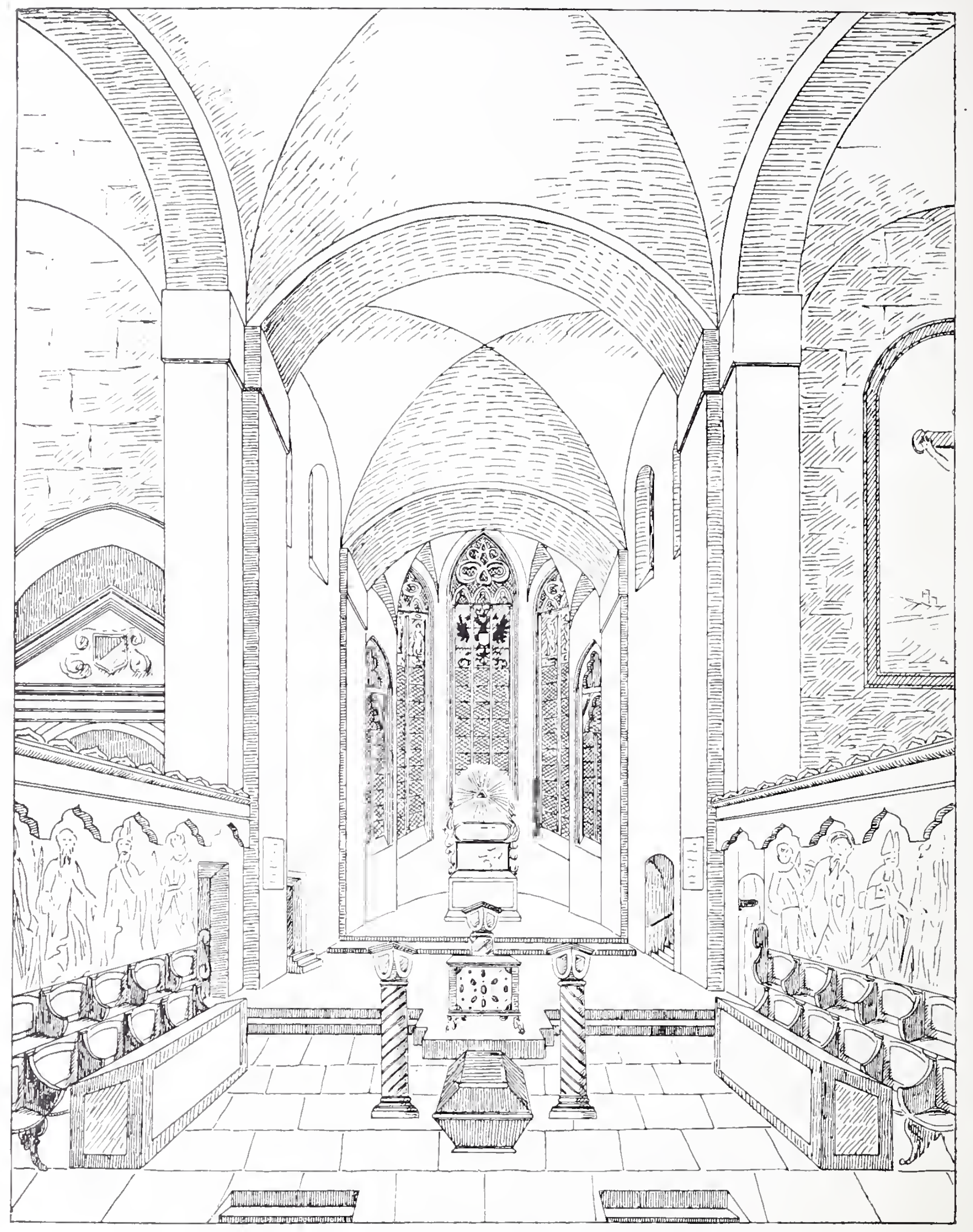


Fig. 49. Ehemaliger Dom in Goslar; Blick in den Chor.

fenstern (Fig. 49) sind auch die Glasmalereien angedeutet, welche heute noch in der Domkapelle vorhanden sind.

Von der Pracht des alten Domes giebt als einziger Ueberrest die kleine Domkapelle.
Domkapelle Kunde, ein einsamer Zeuge grosser Vergangenheit. Sie ist in ihrer ursprünglichen Erscheinung mit den schönen Formen des spätromanischen

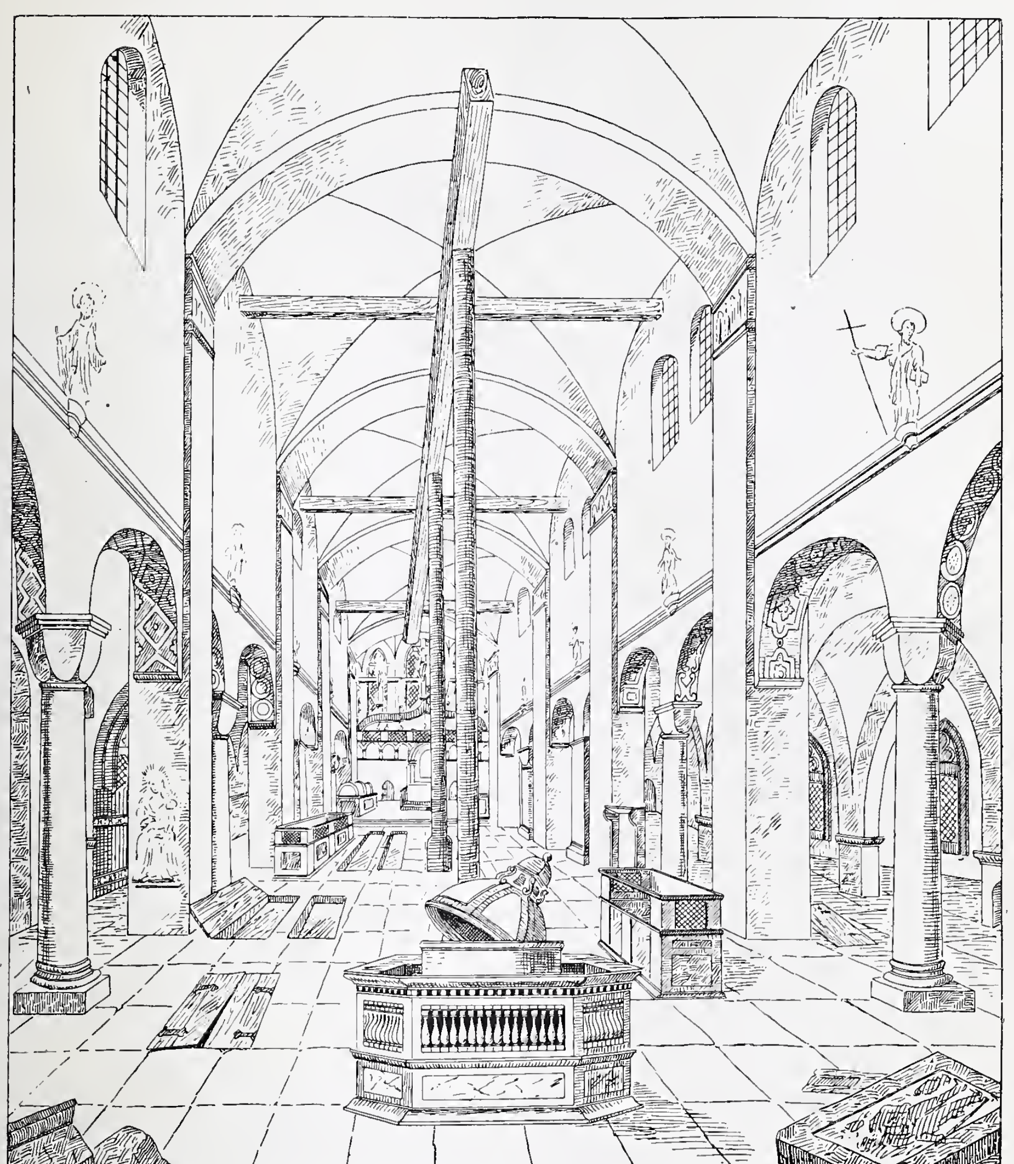


Fig. 50. Ehemaliger Dom in Goslar; Blick in das Schiff.

Stiles gut erhalten auf uns gekommen und birgt in ihrem Inneren werthvolle Schätze der Plastik und Malerei, meist Stücke der abgebrochenen Domkirche.

Das aus Bruchsteinen erbaute, mit Eckquadern und Sandsteinarchitekturtheilen versehene Bauwerk besteht aus einem höhergeführten, mit zwei

scharfgrätigen, rechteckigen Kreuzgewölben überdeckten Mittelraum und zwei seitlichen, niedrigen Anbauten. (Fig. 43 und 51.) Der grosse halbkreisförmige Gurtbogen ist ohne Profil, die Scheidebogen nach den Abseiten dagegen sind mit mehreren Hohlkehlchen abgekantet, die Pfeiler mit romanischen Kämpfern, Basen und Ecksäulchen geschmückt. Die Halle ist auf der Nordseite durch einen doppelten, mit zwei Rundbogen überdeckten Eingang geöffnet, dessen seitliche Pfeiler schön gezeichnete, romanische Kämpfer (Fig. 52 und 53) und Ecksäulchen aufweisen, während die mittlere Säule durch reichen bildnerischen Schmuck besonders hervorgehoben ist (Fig. 54). Der mit Laubwerk verzierte Schaft ruht auf einem als Sockel dienenden, stark beschädigten, liegenden Löwen. Am Kapitäl, welches unsere Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch nimmt, sehen wir einen Kopf, aus dessen Munde zwei geflügelte Drachen mit ihren Schwänzen hervorwachsen; sie folgen mit ihren Körpern der Kopflinie und umschlingen sich mit ihren Hälsen. Am oberen Rande des Kapitäls befindet sich die Inschrift: „† Hartmannvs · statvam · fecit · basisq' · figvram ·", darüber die mit Blattwerk reich behandelte Deckplatte (Fig. 54). Die beiden Bogen sind mit Doppelhohlkehlchen abgekantet; zwischen ihnen und dem oberen Theil des Giebels steht die Inschrift in Lapidaren:

Propylaevm · aed · cathedr · tvendis · antiq · germ · monimm · instavr · a · d · i · M · D · C · C · C · XXIIII ·

Oben sind (vergl. Fig. 55) zwei Reihen halbkreisförmig geschlossener Nischen übereinander angebracht, welche aus Stuck hergestellte und bemalte Standbilder enthalten. In der unteren Reihe sind die Schutzheiligen Matthias in der Mitte, begleitet von Simon und Judas, und die Kaiser Heinrich III. und Heinrich IV. dargestellt; der Erstere hält das Modell des Domes, der Letztere das Modell der Kaiserpfalz. Die oberste Reihe zeigt in der Mitte die Figur der Maria mit dem Kinde und zu beiden Seiten zwei aus Stuck gefertigte Leuchter und zwei gemalte Engel, welche mit dem Weihrauchfass der Gottesmutter huldigen.

Die beiden Abseiten werden auf der Giebelseite durch zwei gekuppelte spätromanische Fenster erleuchtet; in der Vorderwand des Gebäudes ist ein Stein eingemauert mit Kreuz und der Majuskelinschrift „Arnold' Colber". Im Inneren der Kapelle ist auf der Südseite der alte Eingang zur Domkirche erhalten, welcher reich und schön gegliedert ist und mit den oberen Profilen in einem Bogen von dem Kämpfer zur Wand überleitet (Fig. 51).

Altäre. Der sogenannte Crodoaltar ist ein aus Bronzeplatten bestehender tragbarer Kasten von rechteckiger Grundform, in der Höhe der flachen Eckpfeiler gemessen 0,93 m lang, 0,66 m breit und 0,75 m hoch. Als Unterstützung dienen an den Ecken vier hohle, im oberen Theile zerstörte Pfeiler, in welchen sich Stangen befinden; letztere greifen durch vier in den inneren Ecken über dem Boden befindliche durchlöcherte Ansätze. Aehnliche Ansätze sind an den entsprechenden Stellen unter der Deckplatte sichtbar. Mit den Unterstützungspfeilern sind vier verschieden geformte, über Eck gestellte, knieende Figuren von 40 cm Höhe verbunden, welche mit ihren rückwärts erhobenen, jetzt zum

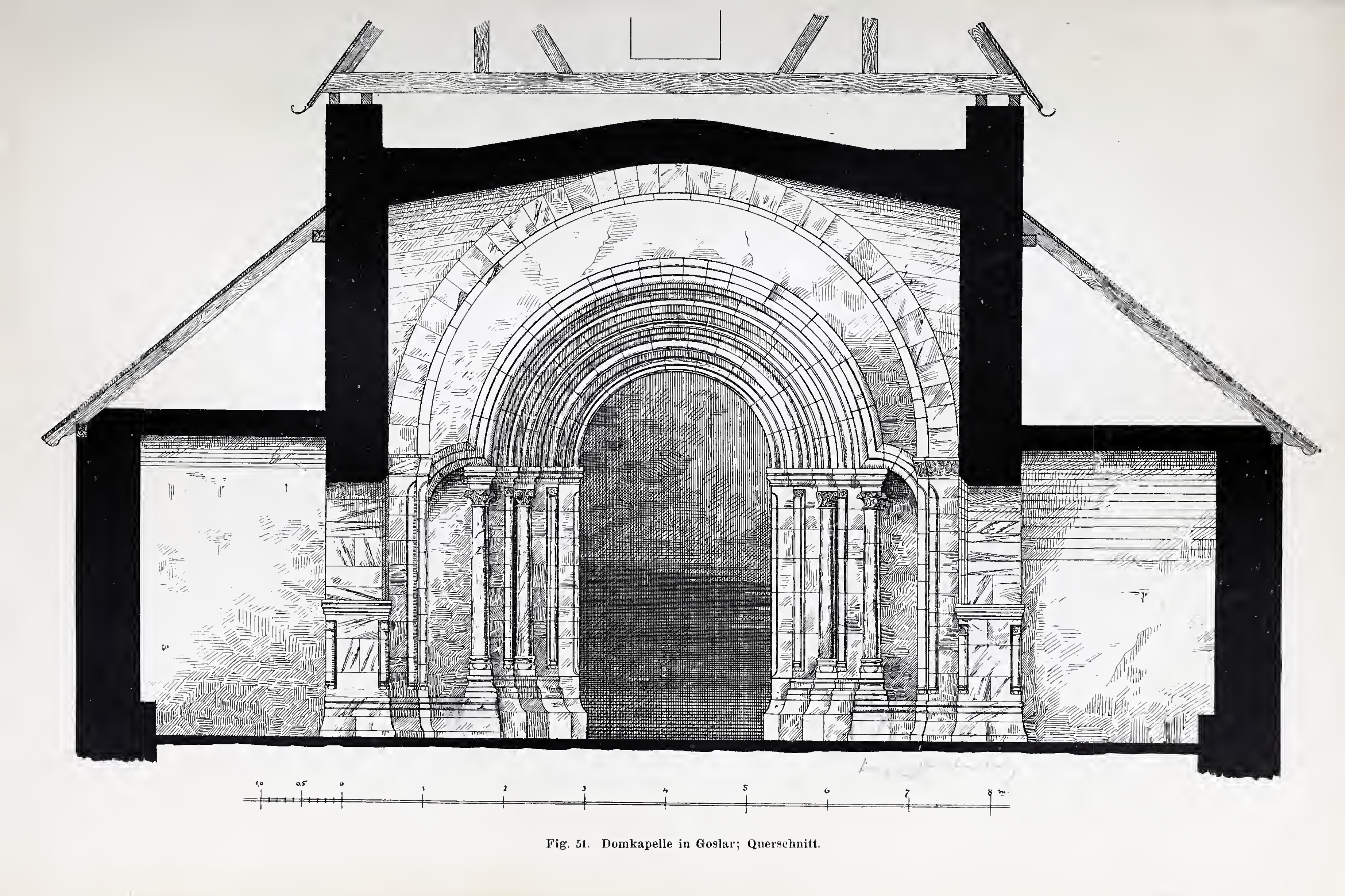


Fig. 51. Domkapelle in Goslar; Querschnitt.

Theil zerstörten Händen und der auf dem Kopfe befindlichen runden Oeffnung ehedem nicht die Ecke des Kastens. sondern vermuthlich einen Rundkörper gehalten haben. Diese Figuren, streng gezeichnet, sind mit eng anschliessendem Untergewand bekleidet, über welches ein kurzer Schurz gelegt ist. Die Boden-

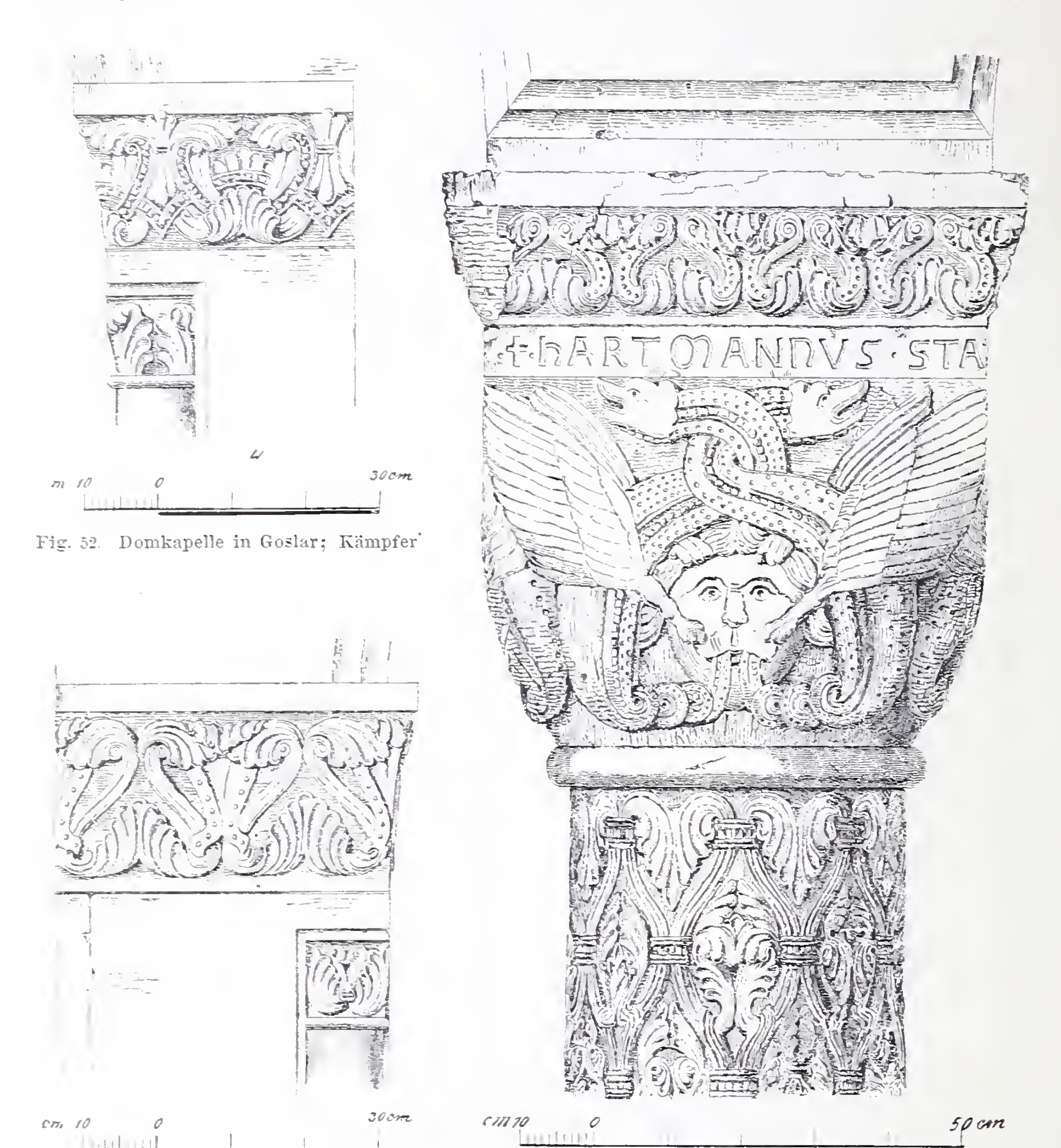


Fig. 52. Domkapelle in Goslar; Kämpfer.

Fig. 53. Domkapelle in Goslar; Kämpfer.

Fig. 54. Domkapelle in Goslar; Säule.

platte enthält in den vier Ecken runde, früher durch Klappen verschliessbar gewesene Löcher von 12 cm Durchmesser, die Seitenplatten waren vergoldet und sind mit vielen Oeffnungen versehen. welche vergoldete Blechplatten mit Filigranarbeit und gefassten Steinen aufzunehmen bestimmt waren. An den

Fig. 55.

DOMKAPELLE IN GOSLAR; NORDSEITE.

Pfeilern der Schmalseiten, dicht unter dem Deckgesims, sind vier schlitzartige, senkrechte Löcher angebracht, welche durch die Platte hindurchgehen. Der Deckel des Kastens ist als Platte aus weissem Marmor gebildet und an den Ecken und in der Mitte mit Weihkreuzen versehen. Unter demselben hängt an zwei quer durchgelegten Eisenstangen ein marmornes Reliquienkästchen mit Kreuzen an den Ecken. Das Kunstwerk ist in Fig. 56 nach Mithoff wiedergegeben.

Ausser diesem Altar befindet sich in der Kapelle der obere Theil eines Flügelaltars aus spätgothischer Zeit mit geschnitzten Figuren, vergoldet und

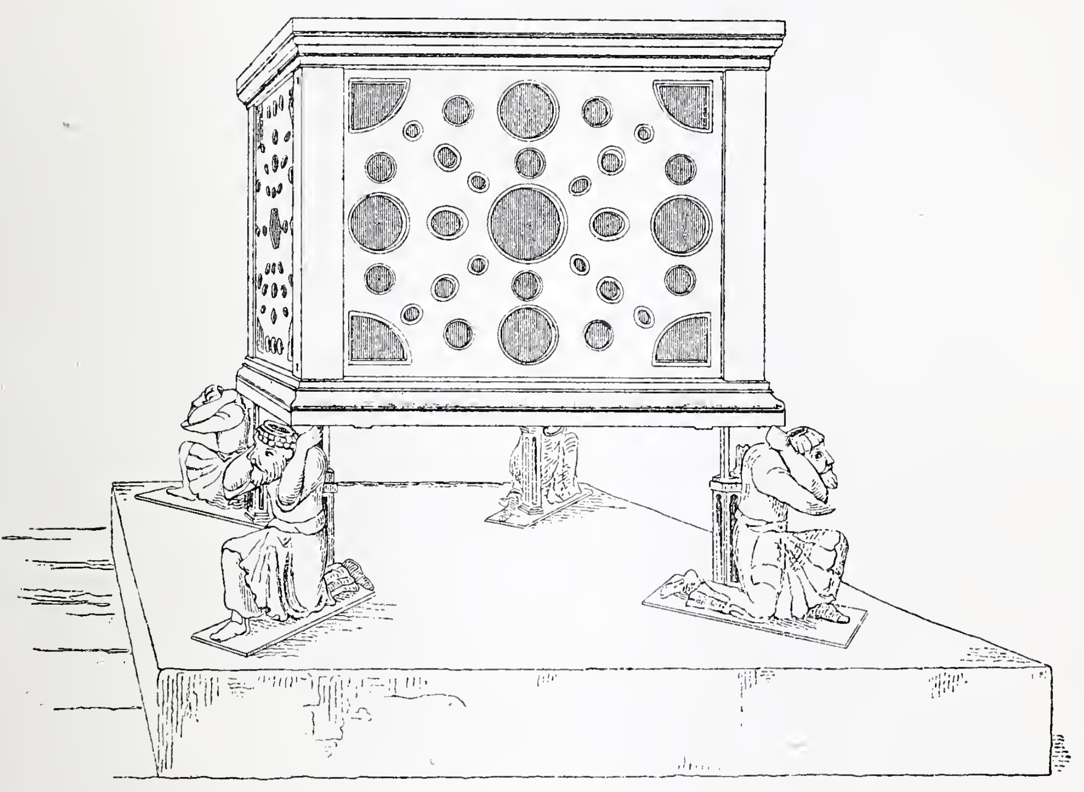


Fig. 56. Domkapelle in Goslar; Crodoaltar.

bemalt, von denen jedoch nur einige erhalten sind. Wir sehen in der Mitte Christus, das Kreuz tragend und zwei Frauen; in jedem Flügel waren zwei Heilige angebracht und auf den Aussenseiten Malereien, welche stark zerstört sind.

Ein aus Holz geschnitzter Crucifixus mit gut gearbeitetem Kopfe gehört der spätgothischen Zeit um 1500 an. Er hat geschnitztes und natürliches Haar und natürliche Dornenkrone. Crucifix.

Sechs Glasgemälde, welche die drei Schutzheiligen des Domes, Simon Judas und Matthias und drei Kaiser, Konrad I., Heinrich III. und Friedrich I., darstellen, schmückten früher die Seitenfenster im Domchore, während der Glasmalereien.

grosse Reichsadler im Mittelfenster untergebracht war (Fig. 49). Es sind schöne Renaissancefenster des XVI. Jahrhunderts, welche die Figuren vor einem reich ornamentierten Hintergrunde zeigen und unterhalb desselben mit Lapidarinschriften versehen sind. Letztere lauten:

„Conradus primus imp : fundauit hanc ecclesiam in arce Hercynia, anno Chrī : 916 : in honorem dei et S : Matthiae."

„Henricus. 3. imp : transtulit in hunc locum anno Chrī : 1040 · in honorem dei, et Sanctorum Simonis et Judae."

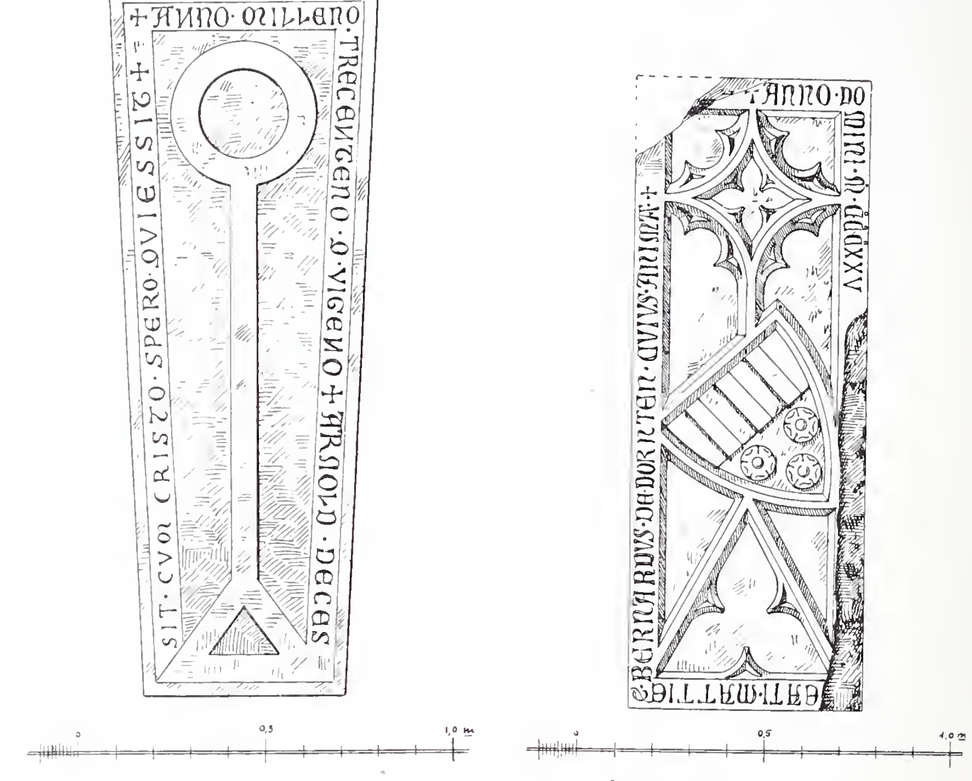


Fig. 57 und 58. Domkapelle in Goslar; Grabsteine.

„Fridericus primus imp : dotauit priulegiis, et exemtione, anno Chrī : 1188."

Zwei kleinere, ältere Glasmalereien aus der gothischen Zeit, zum Theil beschädigt und nicht mehr im ursprünglichen Zustande, stellen Maria mit dem Kinde und die Geburt Christi dar: Maria und Josef, dahinter das Christkind in der Krippe, Ochs und Esel. Eine farbige Abbildung derselben hat Mithoff in seinem Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, dritte Abtheilung, Tafel X, gegeben.

Grabsteine. Im Ganzen sind hier zwölf Grabsteine, darunter fünf aus Schiefer, untergebracht. Ein im Petersstift aufgefundener und hierher gebrachter Stein

ist verjüngt, oben 72 cm, unten 54 cm breit, 1,90 m lang und mit einem Stab verziert, welcher oben mit einem Ring, unten mit einem Dreieck schliesst (Fig. 57). Die Umschrift lautet:

† Anno · milleno · trecenteno · q . vigeno † Arnold · decessit · cvm Cristo · spero · qviessit †



Fig. 59. Domkapelle in Goslar; Grabstein.

Der beschädigte Grabstein des Bernhard von Dörnten aus dem XIV. Jahrhundert zeigt in der Mitte das Wappen, oben und unten Maasswerk (Fig. 58). Er wurde mit zwei Grabsteinen der Familie Schwichelt 1871 beim Abbruch des Küsterhauses neben der Marktkirche gefunden.

Ein schöner Renaissancestein (Fig. 59) enthält in einer Nische die stehende Figur eines betenden Ritters, des im Jahre 1572 gestorbenen Jobst von Schwicheldt, und an den Ecken vier Wappen.

Das Bildniss seiner Gemahlin ist in einer bogenförmig geschlossenen ornamentierten Nische auf einem sehr schön gearbeiteten Stein erhalten, welcher mit acht Wappen geschmückt ist und die Umschrift trägt:

> Anno 1602 am 5 septembris ist die edle vnd viel dvgentreiche frawe Margarita geborne von Hardenberge . . . . . von Schwe . . holde seligern nachgelassene Witwe in Got selig entschlafen.

Der fünfte Grabstein ist dem Andenken des Sohnes „Cvrdt von Schweicholdt", gestorben am 6. März 1607, der sechste der kindlichen Tochter „Elisabeta von Schwicholt", gestorben am 2. Mai 1568, gewidmet. Beide Steine zeigen die Figuren der Verstorbenen in Nischen und sind mit Wappen besetzt.

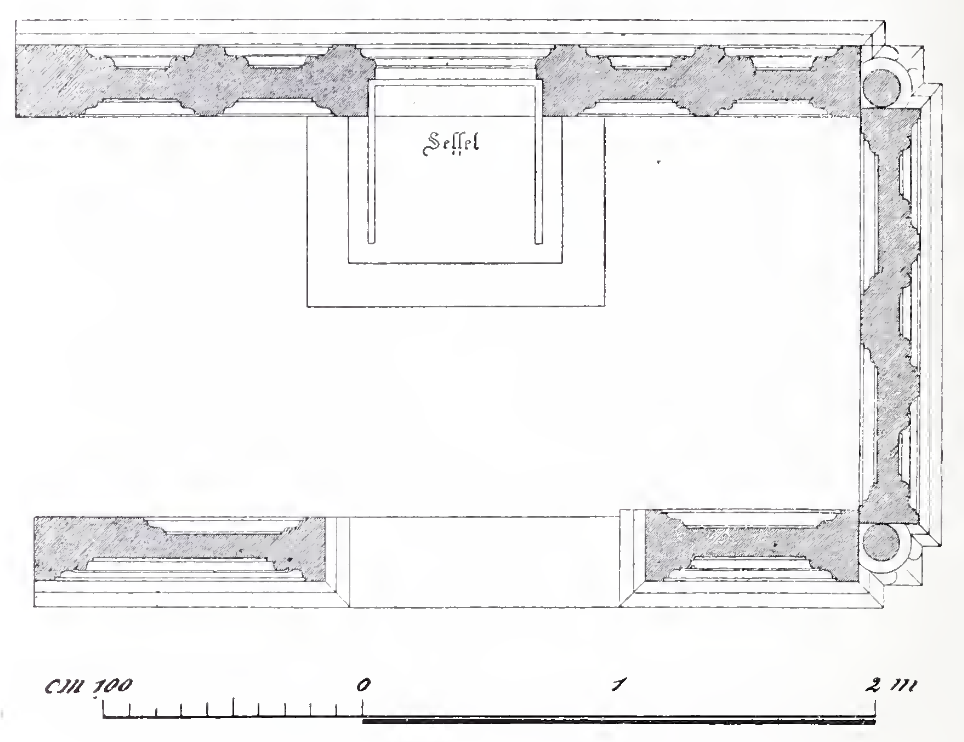
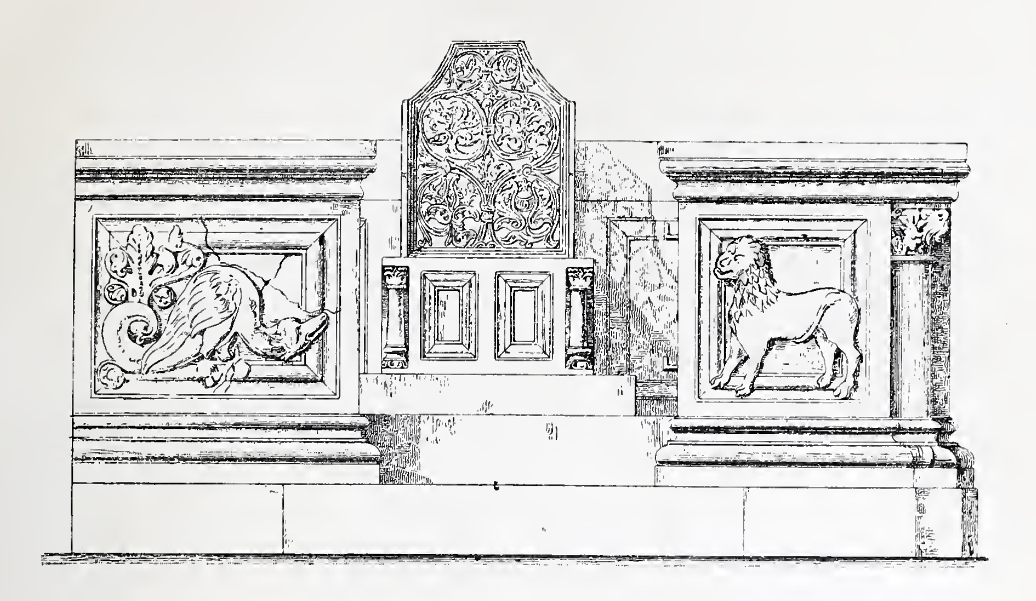


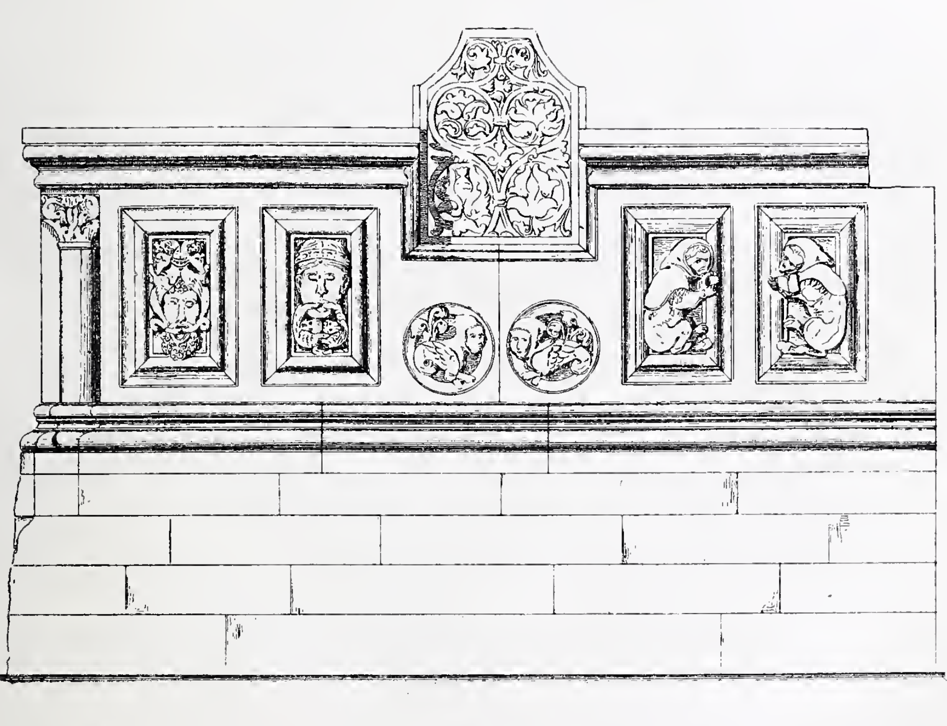
Fig. 60. Domkapelle in Goslar; Kaiserstuhl, Grundriss.

Ueber die Beziehungen der Familie v. Schwichelt zum Dome handelt ausführlich: F. Vogel „in dem Versuch einer Geschlechtsgeschichte des Reichsgräfl. Hauses v. Schwichelt, Celle 1823".

Ein siebenter Stein enthält die lebensgrosse Figur der Elisabeth Maria Krekeler, Frau des Fürstl. Braunschw.-Füneb. Amtmanns Johann Wilhelm Hagen zu Harzburg und stammt aus dem XVII. Jahrhundert.

Drei Grabsteine mit Darstellungen von Geharnischten, einer mit dem Bilde eines Geistlichen († 1543) und eine Schriftplatte sind aus Schiefer hergestellt und stark beschädigt. Zwei derselben tragen die Buchstaben des Meisters H. S.





cm 100 0 1 2 m

Fig. 61 und 62. Domkapelle in Goslar; Kaiserstuhl, Vorder- und Rückseite.

Holzbildwerk.

Ein gothisches Schnitzwerk von guter Arbeit, leider beschädigt, stellt die trauernde Mutter des Heilandes dar, wie sie von Johannes und Maria Magdalena getröstet wird. Oben sehen wir die Kreuztragung und die Stadt Jerusalem, unten einen Hirten mit der Heerde und die Schädelstätte.

Kaiserstuhl.

Der Kaiserstuhl, welcher neuerdings im Kaiserhause Aufstellung gefunden hat, stand mit seiner Rücklehne in einer ihn umgebenden, steinernen Brüstung. Letztere ist in der Domkapelle erhalten, während an Stelle des echten Stuhles hier eine Nachbildung aufgestellt ist (Fig. 60—62). Die Brüstung, welche falsch zusammengesetzt war und 1885 neu zusammengefügt wurde, ist an drei Seiten mit Füllungen versehen und mit Figuren geschmückt; sie enthält romanische Sockel- und Deckplatte und zwei Ecksäulchen. Die vierte, jetzt offene Seite wurde durch die Scheidewand zwischen Chor und Schiff ersetzt. An der Vorderseite ist ein Löwe und ein Basilisk dargestellt, auf der Rückseite sehen



Fig. 63—66. Domkapelle in Goslar; Kaiserstuhl, Theilzeichnungen.

wir zwei Affen mit Mönchskapuzen, von denen der eine einen Apfel, der zweite ein Buch hält, zwei menschliche Köpfe, aus deren Munde phantastische Thiergestalten hervorkommen, Zeichen der Laster (Fig. 63—66), und zwei kleinere Darstellungen in runder Umrahmung. Die Seitenwand wird in ihren drei Feldern mit Vögeln ausgefüllt, welche zum Theil andere Thierköpfe tragen und auf kleineren Vögeln stehen.

Kreuzigungsgruppe.

Die aus Holz gearbeiteten Figuren der mächtigen Kreuzigungsgruppe, welche früher auf einem grossen, spätgothischen Holzbogen (Fig. 50) im Dome angebracht war, sind noch alle gut erhalten. Christus und die beiden Schächer stehen jetzt an der Eingangsseite, Maria, Johannes, Joseph und Nicodemus an der Ostwand der Kapelle. Das Werk zeigt die Formen aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.

Ein Holzsarg enthielt früher das steinerne Bild Heinrichs III., welches jetzt in der Kapelle des Kaiserhauses aufbewahrt wird. Er ist eine Arbeit des XVIII. Jahrhunderts und trägt auf dem Deckel die Inschrift: Sarg.

P. S:
Henricvs III:
Imperator ·
obiit · Bvrfeldae · III · non · Octob ·
M · LVI ·
Cvm · morte · jam · lvctatvs ·
In · argvmentvm · veri · amoris ·
filiam · svam · Mechtildim ·
virginem · et · postea · cor ·
svvm · cvm · praecordiis ·
in · choro nostro · tvmvlari
devotivs · procvravit ·
Quia · propter · loci · obitvs
distantiam · hic · integraliter
sepeliri · non · poterat ·
exsangve · corpvs · ipsivs ·
sepvltum · est ·
Spirae.

En!
Qvod de Caesareo Monvmento
cistae huic incluso in
vidiosa vetvstas
hic
reliquit.

Am Fussende des Sarges stehen die Worte:

Rever : Capitulum :
Imper : Lib : Exemt : ac : Im̄ed : hujus : Ecclesiae.

Debita ac pia revēnia ligneam hujus Caesarei
Monumenti cistam longa temporis . . . . . citate
consumptam et destructam
R. C.

M · D · CC · XL.

Verschiedenes. Ausserdem sind in der Domkapelle untergebracht: sechs romanische Säulen aus der Krypta des Domes (vergl. Fig. 67), eine spätgothische Bekrönung einer Nische mit Farbenspuren, zwei Gewölbeschlusssteine, ein Schrank mit thönernen Gefässen, Resten von Stuckverzierungen und Beschlägen zumeist vom Petersberge. Vor der Kapelle ist ein Kapitäl der Domsäulen aufgestellt (Fig. 68).

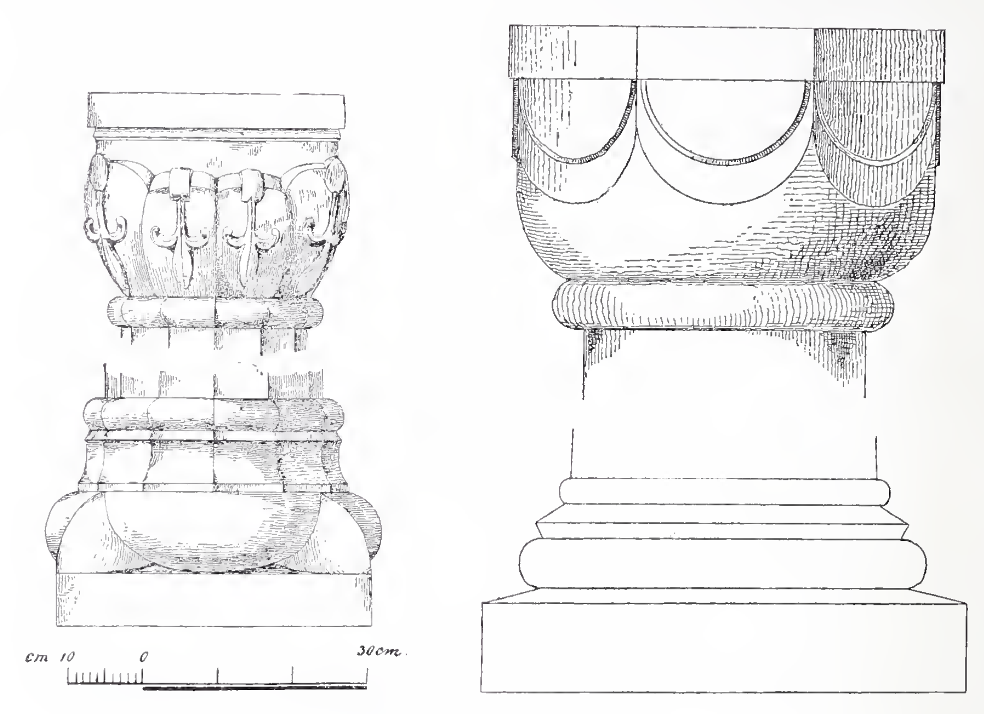


Fig. 67 und 68.
Domkapelle in Goslar; Säulen.

Dombezirk. Der Kurienbezirk des Domstiftes deckte sich mit der Parochialgrenze der Thomaskirche, umfasste also den kleinen Stadttheil zwischen der Abetucht, dem Liebfrauenberge, dem Wallgraben und der Kramer-, Münster- und Königsstrasse. Aufgefundene Grundmauern machen glaubhaft, dass dieser Palatialbezirk einst von einer Mauer rings umschlossen gewesen ist, und es erklärt sich daraus die Richtung der alten Stadtmauer, die von der Wallstrasse (= Gerdener Strasse Urk. 1327) nach der Abetucht hin zur Königsstrasse abbog. Die den Domplatz durchquerende, nach St. Johannis im Bargedorpe führende Strasse hiess „Herenstrate“ oder platea dominorum (U. 1285). Von der Menge der im Domsprengel liegenden, der Stiftsobrigkeit unterworfenen Gebäude ist auch nicht eines erhalten; wie das Kapitelhaus (Capitolium U. 1274), das Schlafhaus (Dormitorium U. 1181), die Zehntscheuer (Granarium U. 1181), die Küche (Coquina), der Stoben (Stupa dominorum), so sind auch die „Stiftskurien“ der Domherren, davon um 1810 noch acht übrig waren, nunmehr allesammt verschwunden. Wir brauchen uns daher an dieser Stelle damit

nicht zu beschäftigen; was darüber weiter zu sagen ist, wird unten bei den Privathäusern passender seine Stelle finden.

Thomaskapelle.

Im Jahre 1840 wurde die neben dem Dome belegene kleine Thomaskapelle, von der noch Bilder genug vorhanden sind, auf Abbruch verkauft. Sie war ganz kunstlos schlicht gebaut, aber von hohem Alter, das sich durch die Urkunden bis 1181 zurückführen lässt. Merkwürdiger Weise übte der Pfarrer dieser dem Domstifte einverleibten „Kirche" als plebanus auch über alle innerhalb des Sprengels liegenden Kurien der Domherren ein Parochialrecht aus, dem sich letztere erst seit 1518 entzogen. Im Jahre 1529 wurde die Kapelle von dem „Volke" in der Stadt geplündert, der Altar zerbrochen und alle Ornamente weggeschleppt, darauf 1530 trotz des Einspruchs des Kapitels und trotz der Drohung des Kaisers ein lutherischer Kaplan darin eingesetzt. Von 1566 ab, wo der „neue Gottesdienst" in den Dom verlegt wurde, bis 1789 stand die Kapelle verlassen da; darnach den Katholiken in der Stadt eingeräumt, wurde sie 1803 wieder geschlossen, und die damit verbundene kleine Gemeinde der Marktkirche zugewiesen. Das Altargeräth mit den wenigen Kostbarkeiten, soweit es nicht auch der Marktkirche zufiel, wurde verkauft.

Hospital des Deutschen Ritterordens und Kapelle des heiligen Geistes.

Im Domsprengel lag ferner, nicht weit vom rechten Ufer der Abetucht, dem Grossen Heiligen Kreuze gegenüber, das Spital des Deutschordens St. Mariae und B. Martini, „ein längliches Gebäude, im Garten freistehend, mit zwei dem Eingange vorgebauten kleineren Häusern, auf jeder Seite des Giebels mit einem steinernen, gleichseitigen Kreuze geschmückt". Ueber dessen Gründung melden die Urkunden von 1227 ff., dass Giselbert de Goslaria, ein Ritter und Bürger der Stadt, zugleich auch Reichsvogt, derselbe, dessen Leichenstein, kürzlich ebenhier aufgefunden, im Grossen Heiligen Kreuze aufbewahrt wird (siehe unten), dieses Spital an der Königsbrücke („ad pontem regis") zur Aufnahme und Pflege von Armen bestimmte und dem Deutschorden zum Eigenthum übergab. Der König Heinrich VII. unterstellte es dem Schutze des Domdechanten, sowie der Aebte von Walkenried und von Riddagshausen. Mit dieser Stiftung wurde bald nachher auch die daneben gelegene ältere königliche Kapelle St. Spiritus verbunden. Das reich ausgestattete Hospital (H. Iherosolimitanum) blühte rasch auf, erlag aber bald der Konkurrenz des 1254 gegründeten städtischen Neuen Hospitales, dem sich alles Interesse der Bürger zuwandte. Die Folge war, dass der Komturhof nach Weddingen verlegt wurde, wo dem Orden reicher Besitz zugefallen war. Seit dem XIV. Jahrhundert trat das Hospital ganz in den Hintergrund. Gleichwohl lehren die Urkunden, dass der Orden sich nach und nach in den Besitz des sog. „Klapperhagen"*) und des „Bedelerhagen" setzte; die Kapelle St. Spiritus überliess er den Beginen („Klopkens" in der Stadt genannt), die damit das Hospital St. Ludovici (Urk. 1274 prope domum custodis) verbunden zu haben scheinen, während das Goddesridderhus (Urk. 1407) als Elisabethanum zur Krankenpflege-Anstalt umgewandelt wurde. 1501 verkaufte der Orden das Beginenhaus mit

*) Man ist versucht, diesen Namen als „Leprosenviertel" zu deuten, und demgemäss anzunehmen, dass der Orden dort ein Spital für Aussätzige gehabt habe. Da aber das Leprosenhaus vor der Stadt (s. u.) lag, so bleibt nur übrig, den Namen von „Quepperlig" (s. Urk.-B.) abzuleiten.

vier dazu gehörigen Häusern, gleichzeitig wurde die Kapelle zum heiligen Geiste zum Wohnhaus gemacht, und 1546 das Elisabeth-Haus für 146 fl. dem Rathe abgetreten, der es zum Gymnasium einrichten liess. Das übrige dem Orden daselbst noch verbliebene Eigenthum ging in den Besitz der Familie v. Schwichelt über. Erst vor einigen Jahren ist, nachdem das eine kleine Haus schon 1823 auf Abbruch verkauft war, auch das andere kleine Haus am Hohen Wege, das den Thorweg zur alten „Bürgerschule“ bildete, abgerissen. Ein im Klapper-

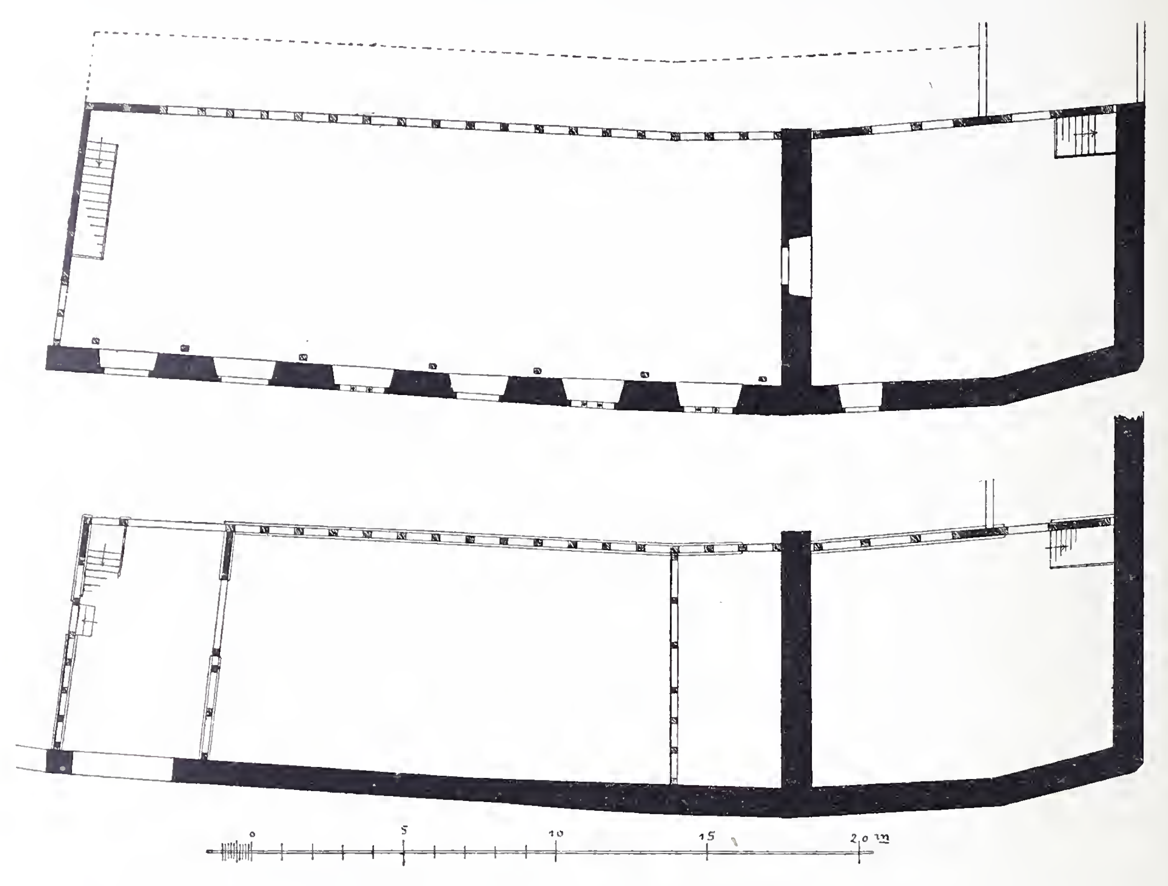
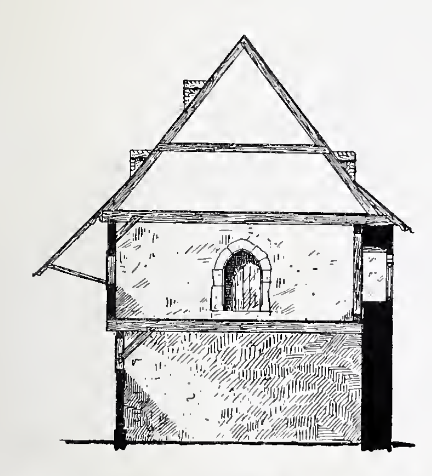


Fig. 69 und 70. Zum Hospital des Deutschen Ritterordens in Goslar gehöriges Gebäude; Grundrisse.

hagen gelegenes Gebäude, welches zu dem Hospital des Deutschen Ritterordens gehörte, ist heute noch erhalten und in Fig. 69—72 wiedergegeben. Es ist ein schlichter Bruchsteinbau mit Schieferdach ohne Gesimse und in den beiden Geschossen mit rohen Balken überdeckt. Die Strassenfront ist unten nur durch eine rundbogige Einfahrt durchbrochen, oben durch gekuppelte, dreitheilige Kleeblattbogenfenster. An der Wand nach dem Hofe ist Fachwerk angewendet, welches in der oberen Hälfte zwischen den Stielen vollständig geöffnet und mit senkrechten hölzernen Latten vergittert ist. Die Treppe nach dem Dach zeigt aufgedollte Blockstufen, die Querwand des Obergeschosses eine spitzbogige Thür mit Fasen am Sandsteingewände.

Weniger gut erhalten ist die gegenüber liegende Kapelle des heiligen Geistes, welche unter Beibehaltung der Umfassungsmauern zu einem Wohnhause umgebaut ist. Fig. 73 giebt den Grundriss der Kapelle wieder, Fig. 74 einen romanischen, gut gezeichneten Wandpfeiler (b) mit Ecksäulchen. Ferner sind noch Rund- und Spitzbogenfenster, ein rundbogiger Eingang mit Fasen auf der Südseite, Lisenen, durch Doppelhohlkehlchen abgekantet, an den Längswänden und Ecksäulchen an den östlichen Gebäudeecken sichtbar.



Maria-Magdalena-Kapelle.

Im Dombezirk lagen ausserdem noch mehrere Kapellen, von denen aber nichts, nicht einmal mehr ein Bild übrig ist. Zunächst die Marien-Magdalenen-Kapelle neben dem Dome, an der Ecke der Glockengiesser-Strasse, eine Stiftung der Familie von Walmoden (U. 1250). Sie ist geschichtlich zu keiner Bedeutung gelangt.

Andreas-Kapelle.

Im Klapperhagen lag eine Andreas-Kapelle, „auf dem Klosterhofe“ südlich von

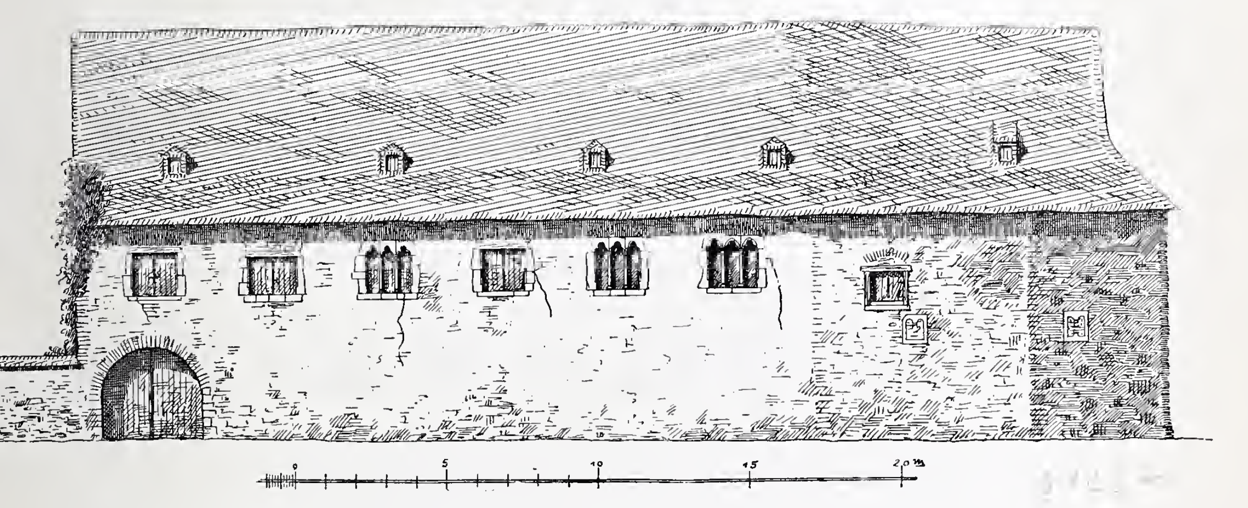


Fig. 71 und 72. Zum Hospital des Deutschen Ritterordens in Goslar gehöriges Gebäude; Schnitt, Ansicht.

der Agetucht, um 1265 zuerst erwähnt. Von dem Domherrn Reinard von Stein 1299 neu ausgestattet und dem Domstift überwiesen, verfiel sie bald wieder; 1388 „arm und verfallen“, wurde sie 1462 ausser Gebrauch gesetzt.

Martins-Kapelle.

An letzter Stelle nennen wir die Kapelle St. Martini, die auch noch in demselben Bezirke lag, und zwar am Eintritt der Agetucht in die Stadt, neben dem Schneiderthurm unter dem Liebfrauenberge. Urkundlich 1265 zuerst erwähnt, war sie von Anfang an dem Domstifte einverleibt, das den „rector capellae“ darin bestellte. (Urk. 1320.) Der spätere Volksmund nannte sie die

„Jutten-Kapelle“, weil in dem Hause daneben ein Bordell war. 1693 entstand daraus ein Armenhaus, das vom Rathe 1711 zum Arbeits- und 1719 zum Spinnhause eingerichtet wurde.

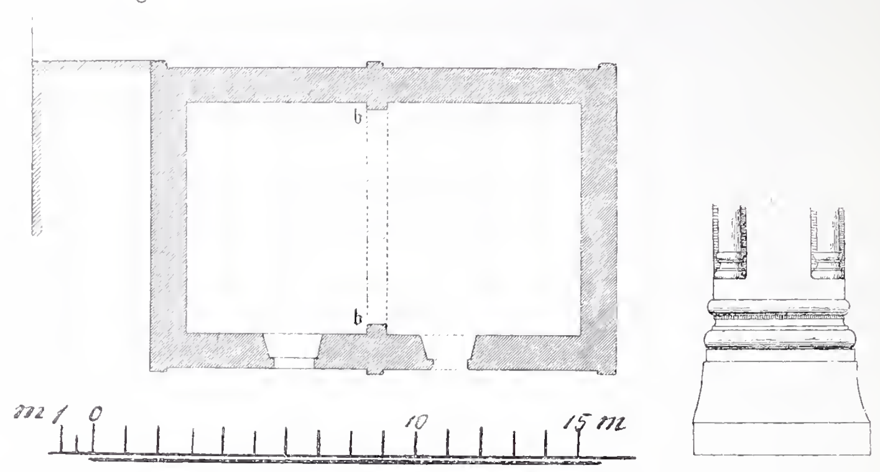


Fig. 73 und 74. Kapelle des heiligen Geistes in Goslar; Grundriss, Wandpfeiler.

Daniels-Kapelle.

Ausserhalb des Kurienbezirks hatte das Domstift nur eine kleine Kapelle, an der Südseite des Breiten Thores, St. Danielis genannt; die Geschichte meldet von ihr nur, dass sie frühe (U. 1324) unter das Patronat des Rathes und 1506 in den Besitz der Stadt kam, die sie alsbald in den Kreis der Befestigungswerke am Breiten Thore hineinzog. („Danielsthurm“.)

Ueber das St. Johannis-Spital oder Grosse Heilige Kreuz, das auch im Dombezirke lag, vergl. weiter unten.

Das Chorherrenstift auf dem Petersberge.

Litteratur: Hotzen, Nachforschung nach dem St. Petri-Kloster in Ztschr. für Harzgesch. 1875 (VIII); Kurze diplomatische und gründliche Geschichte des Kaiserl. Unmittelbaren Reichsstifts auf dem Petersberge 1757 (Moeschel); Büsching, Reisen 1817; Ztschr. für die Geschichte des Harzes (S. Register); Gründliche Nachricht von der Petersberger Kirche zur heiligen Catharina, Brschw. Anz. 1759; Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen, III; Menges, die Stiftskirchen auf dem Georgen- und dem Petersberge bei Goslar (Deutsche Bauzeitung 1884).

Quellen: Urk. B. I—V; Königl. Staatsarchiv, Hannover; Gosl. Archiv und Registratur; Janecke, U. B. I. des Stifts Hildesheim; Handschr. Nachlass von Erdw. v. d. Hardt; Chroniken; Gosl. Wochenblatt 1871 ff.

Geschichte.

Nahe dem Breitenthore, ausserhalb der Stadt, erhebt sich in mässiger Anhöhe der alte Kalkberg, von dem aus der schönste Rundblick auf die nahe Bergkette und die weit im Thale hingestreckte Stadt sich darbietet. Auf der

Kuppe lag einst das stolze Chorherrenstift St. Petri, das als capella reginae an Rang und Ehren mit dem Domstifte wetteiferte. Leider ist auch von dieser Kirche nichts mehr vorhanden als die seit 1871 freigelegten Grundmauern, die zusammen mit einem erhaltenen Bilde gestatten, das Denkmal im Geiste zu vergegenwärtigen. Nach der allerdings nicht sehr glaubwürdigen Tradition war das Innere der Kirche prächtig ausgeschmückt, so mit einem „goldenen Altar“ St. Petri, zu dem eine Altardecke gehörte, die, reich mit Edelgestein geschmückt, wohl 10000 rthlr. werth gewesen sein soll. Von den übrigen Altären oder dem Kirchenschatz, der ohne Zweifel ansehnlich war, wissen wir nichts, als dass ein in Silber gefasstes Haupt des heiligen Sixtus in hohen Ehren stand. Das einzige noch vorhandene Inventar von 1575 nennt ausser einem kupfernen Rauchfass und einem Altarleuchter nur noch einen Reliquienkasten und einen Schrein von Elfenbein. Aus dem Bauschutt wurde der jetzt in der Domkapelle niedergelegte Leichenstein des Frater Arnoldus (obiit 1320) gerettet (vergl. Fig. 57).

Von der Geschichte des Klosters ist wenig bekannt, da die meisten Urkunden abhandengekommen sind. So fehlt gleich die Stiftungsurkunde. Aber aus der ältesten Urkunde von 1062 ist ersichtlich, dass das Stift vom Kaiser Heinrich III. gegründet und ausgestattet worden ist. Während aber das Domstift als capella regia unmittelbar frei blieb, schenkte der Kaiser Heinrich IV. das Petersstift dem Bischofe Hezilo von Hildesheim. In der Erinnerung an die Kaiserin Agnes, auf deren Antrieb das Kloster vollendet wurde, nannten sich die Chorherren in späterer Zeit gern capellani reginae; eine Anzahl gefälschter Urkunden lässt erkennen, dass sie, schon frühe bestrebt, sich unabhängig zu machen, ihr rechtliches Verhältniss zum Bischofe von Hildesheim zu verdunkeln trachteten, aber ohne ihren Zweck zu erreichen. Sie mussten 1270 einräumen, dass der Bischof allein das Recht habe, ihnen einen Propst zu setzen. Ueber die Besitzungen des Klosters vergl. Bode Urk. B. I, Einl. S. 81. 82.

Da über die Baugeschichte der Kirche urkundlich so gut wie nichts überliefert ist, dürfen wir die auf unsicherer Tradition beruhenden Angaben um so eher unterdrücken, als von dem Bau selbst nichts mehr vorhanden und jene Angaben mehr einer leeren Eitelkeit als der Wirklichkeit entsprungen sind. Im Allgemeinen ist nämlich zu bemerken, dass die Vermögenslage des Stifts seit dem XIII. Jahrhundert noch viel trauriger war als die des Domes und grössere Bauveränderungen nicht zuliess. Denn von der ersten Zeit an, wo Goslar eine eigene Verwaltung erhielt (1290), war der Rath darauf aus, die der Stadt lästige Vogtei des nahen Klosters an sich zu bringen; der endlose Streit schloss damit, dass 1500 die Vogtei unter dem Namen Vicedominat dem Rathe überlassen wurde, nachdem fast das ganze darin eingeschlossene Klostergut an die Stadt verloren war. Nicht anders erging es dem Stifte mit den weiter entlegenen Besitzungen, die trotz dem „Spruche“ des Baseler Concils (1436) ihm vorenthalten wurden. Demnach kann von einer Blüthe des Petersberger Klosters, dessen ganzer Konvent seit 1355 aus acht oder noch weniger Kanonikern bestand, füglich nicht geredet werden, mag auch den „kaiserlichen Chorherren“ bei den Synoden an hohen Ehren es nicht gemangelt haben.

Nachdem die baufällige Kirche, „die völligen Einsturz drohte“, in den Jahren von 1480—1508 hauptsächlich mit Hülfe des Goslarischen Rathes wiederhergestellt war, brach 1527 unerwartet das Verhängniss los: Von der fanatisch erregten Bürgerschaft gedrängt, liess der Rath, sei es in der begründeten oder unbegründeten Furcht, dass der die Stadt belagernde Herzog von Braunschweig die umliegenden Klöster besetzen wolle, die gesammten Gebäude des Petersberges durch Feuer zerstören, am Abend des 22. Juli. (Näheres über diese Katastrophe siehe unter Georgenberg.) Am nächsten Tage zeugten nur noch rauchende Trümmerhaufen von dem Kaiserstifte: Die verzweifelte Stadt hatte sich selbst ihres schönsten Schmuckes beraubt. Was von den Mauerresten, Säulen oder Fenstern noch begehrenswerth und zu Bauten nützlich erschien, wurde von den Bürgern fortgeschleppt. Der Propst war rechtzeitig entkommen; aber während er bei seinem Bischofe, bei dem Herzoge Heinrich und dem Kaiser über den ruchlosen Landfriedensbruch Klage führte, vertrugen sich die Kanoniker mit dem Rathe der Stadt und beruhigten sich um so eher bei der vollendeten Thatsache, als ihnen gestattet wurde, bei ihrem katholischen Gottesdienste zu bleiben; sie verlegten ihn in die unter ihrem Patronate stehende kleine Kapelle St. Catharinae, der sie den stolzen Namen einer kaiserlichen Stiftskirche beilegten.

Beschreibung. Mithoff theilt in seinem Werke „Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen“ die Ergebnisse der im Frühjahre 1871 vorgenommenen Nachforschungen mit, durch welche der grösste Theil der Fundamente der Stiftskirche und mehrerer anderer Gebäude und der Brunnen aufgedeckt wurden. Seine Mittheilungen sind von einer kleinen Skizze begleitet, welche nach einem vom Architekten Hennecke zu Goslar in grossem Maassstabe angefertigten Grundrisse gezeichnet ist. Mithoff äussert sich wie folgt:

„Erstere (die Kirche) war eine dreischiffige romanische ungewölbte Basilike, anscheinend ohne den in Niedersachsen beliebten Wechsel von Pfeilern und Säulen in den Arcaden, sondern gleich der Kirche auf dem Moritzberge bei Hildesheim eine Säulenbasilike. Dabei hatte sie das Eigenthümliche, dass Mittelschiff und Seitenschiffe gleich lang und am Ostende je durch eine Apsis begrenzt, die drei Apsiden mithin zu einer Gruppe vereint waren, und dass — statt des sonst üblichen, die Abscheidung des Chors bildenden Querhauses — am Westende des Langhauses ein Querschiff mit je einer Altarnische in der Ostwand seiner beiden wenig vortretenden Arme sich befand. Der Raum zwischen dem Querschiffe und der — wie es scheint — etwas spätern westlichen Thurmanlage hatte ursprünglich nur die Breite des Mittelschiffs. Zu dieser Annahme führt der an der Südseite der Kirche gut erhaltene gegliederte, hierneben im Profil dargestellte Quadersockel*), welcher am Eckpfeiler der südöstlichen Apsis beginnend und längs der Südseite fortgehend, hier den Vorsprung des Querhauses erreicht, solchen an seinen drei freistehenden Seiten — dabei die übrigen heller schraffirten Fundamentmauern**) daselbst

*) Profil b in Fig. 75.
**) Mauern g in Fig. 75.

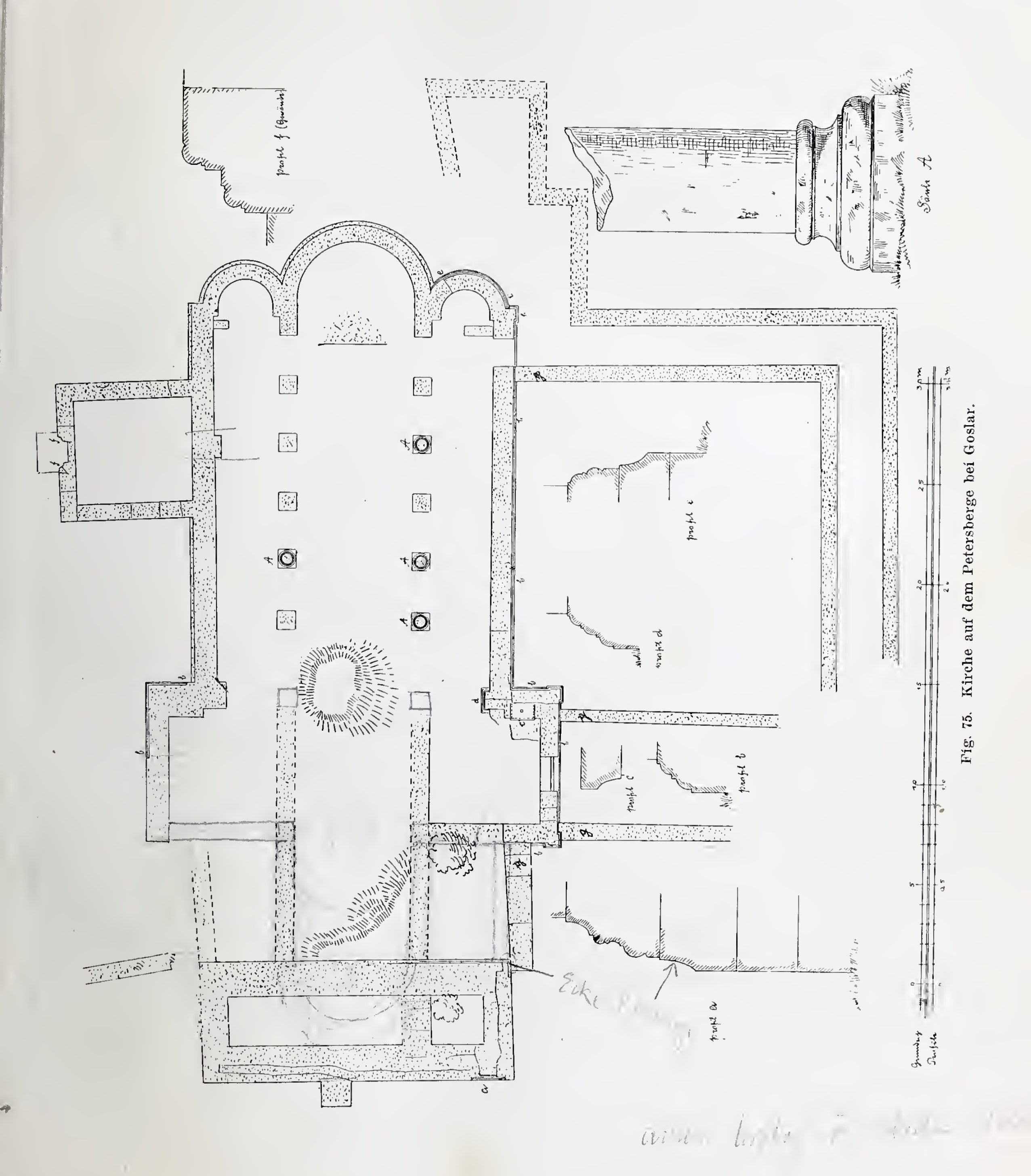


Fig. 75. Kirche auf dem Petersberge bei Goslar.

durchschneidend — umzieht und die westliche Verlängerung des Mittelschiffs erreicht, wo derselbe jetzt mit einem nach Westen gerichteten Ansatz aufhört. Da dieser Sockel im Profil von demjenigen der westlichen Thurmanlage abweicht, so wird letztere erst nach Vollendung der übrigen Theile des Kirchenbaus ausgeführt sein. Der Nordseite der Kirche war ein rechteckiger, wohl als Sacristei benutzter Raum vorgelegt. Das Profil des Sockels an den Apsiden gleicht demjenigen an der Südseite der Kirche, nur ist darunter noch ein, oben mit Hohlkehle versehener Vorsprung angebracht. An den Umfassungen waren Eckpfeiler vorhanden, wie dies aus den bezüglichen Sockelvorsprüngen hervorgeht. Im Innern findet sich im südlichen Seitenschiff, neben der kleinen Altarnische des Querhauses, ein Wandpfeiler auf reich gegliedertem, aber nur Wiederholungen von Viertelstab und Plättchen zeigendem Sockel, darauf hinweisend, dass hier eine bis zur Nordwand reichende Quer-Arcadenstellung angeordnet war. An der Ostseite des, einer Vierung zu vergleichenden Theils des Querschiffs stand anscheinend ein Altar; hierauf deuten die daselbst vorhandenen Fundamentreste hin, welchen zufolge auch die Vierung einst durch Schranken mag abgesondert gewesen sein.

Von den Arcaden-Säulen sind einige Basen in attischem Profil ohne Eckblatt, die noch der zweiten Hälfte des XI. Jahrh. angehören können, sowie einzelne Schaftreste von 55 cm unterm Durchmesser, aber keine Kapitäle übrig geblieben. In der südlichen Nische der Ostwand des Querschiffs ist ein steinerner Altar mit alter Deckplatte wieder aufgerichtet.

Bruchstücke kleiner Säulen und gegliederter Quader liegen umher, darunter auch ein alterthümlicher, wie ein Säulenkapitäl geformter, dabei aber als ein Weihwasserbecken ausgehöhlter Stein. Ausserdem sind Bruchstücke romanischer Ornamente, auch kleiner Gipskapitäle mit Spuren von Bemalung und Vergoldung entdeckt. Der Fussboden in der Kirche, sowie im Thurm, bestand aus Gipsestrich und war theilweise gut erhalten."

„Von dem aus drei Flügeln bestehenden Kreuzgange und den angrenzenden Räumen sind die Fundamente an der Südseite der Kirche vorhanden, wo sie von deren Quadersockel durchschnitten werden, woraus hervorgeht, dass der Kreuzgang nebst Zubehör jünger als die Kirche war. Am südlichen Kreuzgangsflügel wird das Refectorium mit der Küche, am östlichen das Dormitorium sich befunden haben. Eine hier entdeckte Heizvorrichtung gehörte wohl der Küche an; unfern derselben hat der jetzt trockene Brunnen (Cisterne?) seine Lage. Die südwestliche Ecke des Kreuzgangs ist zerstört, weil gegenwärtig unmittelbar an dieselbe der Bergabhang herantritt; durch eine Benutzung dieser Seite des Berges als Steinbruch hat das Plateau des Petersberges an Umfang eingebüsst.

Die übrigen blossgelegten Fundamente befinden sich hauptsächlich ostwärts von der Kirche und dem Kreuzgange. Sie sind von grosser Ausdehnung, geben aber, wenn auch die ehemalige Anordnung einzelner Räume, u. a. Keller, daraus hervorgeht, doch nicht genügenden Anhalt, um danach die frühere Gebäudeeinrichtung mit Sicherheit angeben zu können.

Ausser vielen Bruchstücken von grün glasirten Ofenkacheln und verschiedenen alten Eisentheilen sind auch Spuren von Glasmalerei, ferner eine Schieferplatte mit der Zeichnung des sog. Mühlenspiels, endlich verschiedene Thongefässe (letztere auf dem Boden des Brunnens) aufgefunden. Diese Gegenstände werden jetzt in einem Schranke in der Vorhalle des Doms aufbewahrt."

Der heutige Zustand der Ruine ist in Fig. 75 nach einer neuen Aufnahme wiedergegeben; die noch vorhandenen Profile sind im Grundrisse an den betreffenden Stellen eingezeichnet, ausserdem im vergrösserten Maassstabe der Fig. 75 beigefügt.



Fig. 76. Kirche auf dem Petersberge bei Goslar.

Auf einer im Besitze des Magistrats der Stadt Goslar befindlichen Sepiazeichnung, von welcher ein Stück in Fig. 76 abgebildet ist, sehen wir die Basilika mit westlicher Thurmfront, Querschiff und Vierungsthurm, und im Vordergrunde den Felsen der Klus.

Die Kapelle der St. Catharina (vergl. Gosl. Wochenbl. 1821, 1822) lag in der Glockengiesser-Strasse nahe bei dem St. Annenhospitale an der Stadtmauer. Ihre erste Erwähnung bringt vielleicht eine Urkunde von 1227, wo ein Henricus de St. Catharina genannt wird; als Kapelle kommt sie zuerst 1265 vor. Nach der Klosterchronik ist sie 1054 noch vor dem Petersstift und

Katharinen-Kapelle.

1199 von Neuem eingeweiht. Zwischen ihr und der Kapelle St. Mariae-Magdalenae war die grosse Prozessionsstrasse (Urk. 1287). Im Mittelalter sehr wenig erwähnt, bekam sie erst 1533 grössere Bedeutung, als, wie oben erwähnt, sie die „Petersberger Stiftskirche“ wurde. Was Möschel in seiner „kurzen und gründlichen diplomatischen Geschichte des kaiserlichen unmittelbaren Reichsstifts auf dem Petersberge vor und in Goslar“ (1757) über die Kapelle anführt, beruht zumeist auf Erfindung oder Entstellung der Thatsachen. Als das Domstift 1566 evangelisch geworden war, vermochten auch die Chorherren von St. Peter nicht lange mehr zu widerstehen: 1570 nahmen sie auf die Aufforderung des Herzogs Julius, ihres Beschützers, die Reformation an und verlegten, einer Einladung folgend, ihren Gottesdienst in den Dom. Aber bei dem Anspruche der Domherren auf höheren Rang blieb die Vereinigung nicht lange bestehen: im Jahre 1603 wurde die neu aufgeputzte Katharinen-Kapelle wieder bezogen, nachdem der Propst dem Rathe sich verpflichtet hatte, darin „nichts Neues zu unternehmen“. Vorübergehend wurde von 1630—1632 das ganze Stiftsvermögen von den Jesuiten beschlagnahmt und die Kapelle geschlossen. Nach der Zurückgabe bestand das ganze Kapitel nur noch aus 3—4 Personen, die ausserhalb Goslars ihre Präbenden verzehrten. Im XVIII. Jahrhundert machte das Stift unter der Führung des vom Rathe der Stadt gekränkten Dechanten Möschel den Versuch, durch gefälschte Urkunden sich den Domherrnrang zu erstreiten, konnte aber auch nach der Restauration von 1758 eine Bestätigung der „Neuen Statuten von 1763“ vom Kaiser nicht erlangen, obwohl Joseph II. 1787 in dem Diplome, durch das er ihnen das Kanonikatskreuz verlieh, sie den Domherren gleichsetzte. Das an schwarzem Bande mit Goldrand getragene, längliche goldene Kreuz zeigt auf dunkelblauem, emailliertem Grunde in kleinen Schildchen rechts das Bild der Kaiserin Agnes mit dem Modell der Stiftskirche im Schoosse, links das Bild des Apostels Petrus.

Im Luneviller Frieden von 1802 fiel das Stiftsvermögen an die Krone Preussen; mit einem jährlichen Ertrage von 1500 rthlr. bildete es fortan zusammen mit dem Vermögen des Domstifts den „Stiftsgüterfonds“, als welcher es zur Unterstützung von Kirchen und Schulen in der Stadt Goslar dient. (Vergl. ob. Gesch. d. Domstifts.)

Die Katharinenkapelle, bei der Neuordnung des Gottesdienstes 1803 ausser Dienst gestellt, wurde 1825 von der Stadt verkauft und das baufällige Gebäude 1850 abgetragen. Das Inventar, darunter 32 Gemälde, eine Glocke, eine Orgel, war bereits 1822 versilbert; der Rest des Archivs wurde mit dem städtischen verbunden.

Die Klus. Die am Fusse des Petersberges liegende „Klus“ oder Klause (Capella St. Mariae apud Clusam) ist ein freistehender Sandsteinfelsen von 15 m Höhe, von dem die Mütter den Kindern erzählen, dass der grosse Christopher ihn als Steinchen aus dem Schuhe geschüttelt habe. Eine andere Sage meldet, dass die Kapelle in der Klus von der Kaiserin Bertha gestiftet sei als Sühne für die Hinrichtung einer unschuldigen Zofe, die beschuldigt war, ein Diadem entwendet zu haben, das nachher in dem Neste eines Raben gefunden wurde. Wahrscheinlich ist die Klause eine ältere „Eremitage“, obwohl sie erst seit

1392 in den Urkunden vorkommt. Sie gehörte zum Petersstift, aus dessen Mitte ein Kanonikus das Altaramt darin verwaltete. Nach 1527 blieb sie leer stehen, bis der Herzog Julius 1572 sie als Eigenthum beanspruchte und als Wohnung fortgab. Später gelangte sie in den Besitz der Stadt*).

Der Aufgang zur Klus enthält an mehreren Stellen aus dem Felsen gearbeitete Sitzplätze. Der Raum selbst, vor welchem sich ein freier Platz mit einer Sitzbank, aus dem Felsen gehauen, befindet, ist heute länglich rund, unregelmässig, 5,7 m lang, 3,7 m breit und 3,6 m hoch und gewölbeartig aus dem natürlichen Stein herausgearbeitet. Hinter dem Steinaltar steht in einer Nische ein Marienbild aus Holz.

Die Kapelle St. Romani und Petri.

Die Geschichte dieser einst am westlichen Abhange des Sudmerberges gelegenen Kapelle, die als Filiale des Petersstifts öfter genannt wird, ist ebenso dunkel wie die ganze Ueberlieferung von dem Orte Sudberg daselbst, mit dem sich nur die Chroniken eingehender beschäftigen.

Das Augustinerkloster auf dem Georgenberge.

Litteratur: Ztschr. für Harzgesch. XIII, 149; Vaterl. Archiv 1819; Hölscher, Gesch. des Klosters Georgenberg bei Goslar 1890; Crusius, desgl. im Gemeinnütz. Unterhaltungsblatt 1851; Gosl. Wochenbl. 1875, Nr. 108; Casp. Cörber, Gesch. Goslars 1679; Deutsche Bauzeitung 1878, 1884; Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen III; ders., Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte III; Hann. Courier 1884, 15. Febr.

Quellen: Gosl. Urk. B. I—V; Annales Georgimontani (MS. in der Beverinschen Bibl.); das Staatsarchiv in Hannover; das Goslarische Archiv; Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen, Handexemplar im Kestner-Museum zu Hannover; Chronik von der Hardt's, MS. in Goslar, u. A.; Goslarsches Wochenblatt 1873 ff.

Geschichte.

Wie das Kaiserstift auf dem Petersberge, so überragte auf dem „Jürgenberge“ die nahe liegende Stadt das Chorherrenkloster der Augustiner, ein köstliches Denkmal Deutscher Baukunst, das noch heute in den gewaltigen Grundmauern gerechte Bewunderung abzwingt. Es wurde an demselben Tage wie das Petersstift von der fanatisch erregten Volksmenge eingeäschert, an dem so verhängnissvollen Tage Mariae Magdalenae (22. Juli) 1527, als die aus fünf Gotteshäusern emporlodernden Flammen ankündigten, dass in Goslar nach der Zerstörung der alten Altäre dem neuen Glauben die theuersten Opfer dargebracht würden.

*) Im Jahre 1869 wurde unter einer Linde neben der Klus ein Felsengrab entdeckt, das einem Sarge gleich geformt, durch eine Steinplatte geschlossen war. Die Urne mit den dabei gefundenen Gebeinen ist in der Domkapelle niedergesetzt. Ueber die Verbindung dieses Fundes mit der obigen Sage von der Kaiserin Bertha vergl. Gosl. Wochenbl. 1869 No. 18.

Nach der Ueberlieferung der heimischen Chronik stand vordem auf dem Sassen-, d. i. dem Georgenberge eine vom Kaiser Heinrich I. erbaute Burg, die nach der Gründung der Pfalz von Conrad II. in ein Kloster umgewandelt wurde. Die Urkunden wissen nur, dass Conrad II. der Stifter des Klosters war. Aus der Urkunde von 1108 erhellt, dass der Bau des Klosters von Conrad II. begonnen („ab avo fundatum, sed imperfectum"), vom Kaiser Heinrich III. nicht fortgesetzt, weil dessen Interesse ganz den beiden grossen Stiftskirchen zugewandt war, vom Kaiser Heinrich IV. wieder aufgenommen, endlich erst vom Kaiser Heinrich V. vollendet wurde. Damit stimmt überein, dass im „Mortuarium" des Klosters das Gedächtniss nur der drei Kaiser als Stifter und Wohlthäter gefeiert wurde. Ausserdem ist in der genannten Kaiserurkunde noch bemerkenswerth, dass das Kloster darin als in Goslar gelegen bezeichnet wird, während die Bischöfe von Hildesheim es stets *vor* die Stadt (juxta, prope, vicinum) verlegen. Nach der Vollendung des Baues schenkte der Kaiser das dem Augustiner-Orden eingeräumte und königlich ausgestattete Kloster (Monasterium St. Georgii ordinis B. Augustini) dem Bischofe Udo von Hildesheim oder genauer dem Domstift daselbst, „pro devoto fidelis nostri Udonis episcopi servicio St. Mariae in Hildenesheim". Von dessen Nachfolger Barthold wurde 1128 die Einweihung feierlichst vollzogen. Die Bestätigung des Besitzes (vergl. Bode U. B. I. E. S. 84, II, S. 35) und der Statuten durch den Papst erfolgte 1145, durch den Kaiser 1152. Vögte waren die Grafen von Wöltingerode und die Herren v. Borchthorpe. Nachdem das Kloster mit allen Nebengebäuden 1145 abgebrannt war, wurde es in vergrössertem Glanze und Umfange wieder hergestellt („nobiliter exstructa"). Denn damals wurde wohl die anfänglich nur bescheidene Basilika um das Oktogon erweitert, dem als Modell die Kaiserkirche in Aachen zu Grunde lag. Von diesem neuen Bau heisst es in einer alten Handschrift: „eminet basilica his locis nulli secunda, ad exemplar imperialis ecclesiae Aquisgranensis constructa, quinque turribus et triginta sex altaribus, duplicique testudine magnifice ornata". Wir fügen gleich eine Beschreibung der Kirche aus 1527 hinzu: „Die Kirche, duppelt gewelbet, nach aller Form why zu Achen, mit zwen gewelbeten Choren übereinander, zwen thornen und dri grossen Rundelthornen, alle mit Blye gedecket und mit glocken gezieret. Darnegest dat Slaphus mit den Gastkameren överhalben des Crucesganges, unnen mit zwen Refectorien und einem Infirmarium, einer Librarien mit vilen buchern. Uebersich mit dri Kornbonen, alles wunderlich durcheinander verbunden. Item dar is dat Gasthus mit stuben und taffeten, unnen de spiskamer; item de Koken und de Keller, dat schöne bruhus, item noch dat knechthus, barberhus, badehus, klutherie, langewech und de prostie" u. A. Als besondere Zierde der Kirche wird der Chor mit dem Hochaltar St. Mariae et Georgii gerühmt. Von Reliquien hören wir nur gelegentlich; in dem Umstande, dass darunter auch solche des heiligen Godehard waren, liegt wohl nur ein Hinweis auf eine innigere Beziehung zum Hildesheimer Domstift (s. o.), nicht ein Fingerzeig, dass Godehard den ersten Bauplan der Kirche entworfen habe. Als besondere Gunst erwies der Papst Cölestin 1196 dem Konvente das Recht der Propstwahl. Im Unterschiede von den anderen Kollegiatstiftern in

Goslar erfreute sich das Kloster bei kräftiger Zucht und festem Willen, der auch dem Papste und dem Bischofe gelegentlich trotzte, bis in das XIV. Jahrhundert hinein eines blühenden Wohlstandes. Es kam ihm zu statten, dass es von Anfang an zu der Bürgerschaft in Goslar in freundschaftliches Verhältniss eintrat, das besonders noch dadurch befestigt wurde, dass es erlaubte, innerhalb seines der Stadt anliegenden Vogteibezirkes die nöthigen Befestigungswerke anzulegen. Der fleissige Besuch des Gottesdienstes, die reichen Zuwendungen, besonders auch die Bevorzugung der von dem Kloster geleiteten Schule von Seiten der Bürgerschaft erregten wiederholt Neid und Zank bei den anderen Klöstern. Erst um die Mitte des XV. Jahrhunderts begann der äussere und innere Zerfall, jener infolge der Fehden, die das Land plagten, und der Gelüste der adeligen Herren nach dem Klostergute, dieser infolge des Streites mit dem Bischofe, der den Chorherren eine Reformation ihrer Klosterordnung aufzwang. Vergebens beriefen sich diese, vom Goslarischen Rathe kräftig unterstützt, in ihrem Widerstande gegen die sog. Windesheimer Kongregation auf die Bestimmungen des Goslarischen Generalkapitels (1447); sie mussten sich fügen, nachdem das Kloster inzwischen eine leere Stätte geworden war. Von dieser Zeit an datiert der Anspruch des Goslarischen Rathes auf die Vogtei. Heineccius, der solche in der Kaiserurkunde von 1252 findet, irrt, es ist darin von keiner Vogtei, die ausdrücklich den Herren v. Burgdorff vorbehalten wird, sondern nur von einem Schutze des Klosters die Rede. Erst als die Herren v. Burgdorff ihr Vogteirecht zum Schaden des Stifts zu missbrauchen anfingen, suchte der Konvent bei den Herzögen von Braunschweig und bei dem Rath der Stadt Schutz.

Ueber die Zerstörung des Klosters geben wir am besten den Bericht aus einer gleichzeitigen Akte wieder, der anschaulich das tragische Ende dieses herrlichen Bauwerkes schildert und uns einen Einblick gestattet in die Noth der Zeit, der so viele der schönsten Denkmäler in Goslar zum Opfer fielen.

Es war damals eine Zeit der tiefsten Erregung aller Gemüther, der Gährung und des Aufruhrs der Bürgerschaft gegen die Obrigkeit, im Kleinen das Widerspiel der gleichzeitig das Heilige Römische Reich erschütternden sozialen Bewegung, die, von der Reformation ausgehend, so unendlich viel Gutes hätte stiften können, wenn nicht unlautere Begierden und böse Geister die bethörte Menge irregeleitet hätten; diese Wellen der Bewegung wurden auch in Goslar gespürt, aber wenn man gemeint hat, zwischen dem Aufruhr der Bürger und dem Bauernaufstande auch in Goslar einen unmittelbaren Zusammenhang nachweisen zu können, so trifft das nicht zu, wenn auch nicht zu leugnen ist, dass hüben wie drüben derselbe Geist der Empörung in der Masse des Pöbels lebendig war, dem die neue Lehre nur willkommenes Mittel zum bösen Zwecke war. Insofern war es für Goslar sehr verhängnissvoll, dass in diesen inneren Sturm hinein noch die schlimme Belagerung der Stadt durch den katholischen Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel fiel. Denn folgerichtig wandte sich die Leidenschaft nun gegen die Katholiken in der Stadt; nachdem sie aus dem Rathe von den sog. „Bevollmächtigten“ entfernt waren, wurde auch an die Stifter und Klöster die Aufforderung gerichtet, sich der Reformation

anzuschliessen, angeblich, weil man sonst ausser Stande sei, in der durch Kriegsdrangsal und Arbeitslosigkeit entfesselten Leidenschaft den nach den reichen Klosterschätzen lüsternen Pöbel im Zaume zu halten. Als jene sich dem Ansinnen hartnäckig widersetzten und gar mit dem Kaiser als ihrem Rächer und dem feindlichen Herzog als ihrem Beschützer drohten, kam es am Fronleichnamstage 1527 zu der gefürchteten Gewaltthat. Die Volksmenge, durch die Prozession auf's Heftigste erregt, trieb den Zug auseinander und rückte in hellen Haufen, Landsknechte, Bergknappen, Bürger mit Weib und Kind, vor das Georgenberger Kloster und verübte unter lautem Geschrei gegen den „verdächtigen, heuchlerischen“ Propst, der die Stadt verrathen wolle, den greulichsten Unfug. Es war nämlich laut geworden, dass der Propst, schon länger über das Verhalten des Pöbels beunruhigt, zu dem Herzog geflohen sei und ihn um Schutz seines Klosters durch Einlager von Mannschaften gebeten habe; man erwartete daher stündlich das Anrücken des Feindes, dem man um keinen Preis das nahe Kloster überlassen durfte. Der Propst, inzwischen zurückgekehrt, betheuerte umsonst, dass das Alles eitel Gerücht sei; er wurde aufgefordert, unversäumt das Kloster zu räumen und alle Werthsachen auf das Rathhaus zu schaffen, weil man Willens sei, den Georgenberg mit Kanonen zu belegen. Der Propst gehorchte, machte aber den Rath für allen Schaden verantwortlich. In der Akte heisst es nun:

„Anno 1527 an Vigiliae Corporis Christi syn us Goslar vil vom Volke an das Kloster gefallen, in den Conventgarten gebrochen, und haben die Fenstern entzwei worfen und anderen mutwillen vil verübt, worauf der Procurator zwimal auf das Rathus mit der klage und bitte um hilfe gesand. Es ist auch beidemal von radespersonen, die us der stube geschickt, zusage geschaffen, man wolle dem volcke stüren, aber bi dem mutwillen ist es bis fast uff den abent bliben. Als sich das hat wollen einreissen, hat der procurator noch eins uf das rathus um hilfe angesucht, da is der Burgermeister Hans Weidemann mit Jochen Wegener und Carsten Balder komen und haben denn etlich mit gewalt gegriffen, aber am dritten dage ungestraffet weggelassen, damit die theter in ihren bösen vorhaben nur gestercket sin.

Am Tage Marie Magdalene na negen slegen kam Hans Weidemann, Jochen Wegener, Carsten Balder und Hans Grym mit iren dienern an die Kirchen, slugen mit iren spis an die thür, bis der procurator uffmachte. Da fragt Hans Weidemann, ob fremd lüt im kloster weren, im were verraten, das der Herzog solte fremde lüt geschicket haben. Antwortet der procurator „nein“, und da er die thür uffthun gemusst und niemand darinnen war, sagt Weidemann: „Wolt ir noch was wegbringen, das mögt ir thun, ich kan dem volcke nit lenger weren“. Daruff der procurator gesagt: „Her Burgermeister, ir wolt uns noch acht dage inlassen, das ist uns jetzt ser ilig“. Sagt W. nichts als: „Was ir noch könt herusbringen, das thut ungesumet“, und damit zog er mit seiner cohorte widder herab in die stadt. Als da der portener hinder im das thor zumachen wolt, da schrie in W. an: „Lasset das thor uff!“ und da bliben das gesint und die knechte us der stadt darin und machten darin ein lager. Under der maltit huben die Knechte und vil Bürger us der stadt ein

solch geschrei, tumult und hauen an, das man in refectorio musst uffhoren mit singen und lesen, und do der probst mit den brüdern in die kirche kommen, hat einer den probst winkt und gesaget: „Wolt ir dene nit insehen, man wird uns das kloster über kopf brennen". Der probst sagt: „Des verseh ich mich nicht", da horet er, das Weidemann in rufet und fand da Hans Weidemann mit Jochen Wegener, Carsten Balder und Hans Grym und eine menge volcks zu fuss und ross mit büchsen und kanonen und Weidemann hub an und sagte: „Her probst, wolt ir noch was usbringen, das thut, es wil nit anderst werden, ich kans nit wandeln". Da standen der profoss und etlich knechte mit brennenden lunden und für, und der profoss schrie: „Is denn nu geschickt? sol man brennen?" Da sagt Weidemann: „Her probst, seht zu, das die personen in dem kloster nit befallen werden oder schaden nemen". Sagt der probst: „Triuwen, is es so, so wil ich die personen balde gewarnt haben". Das war das letzte wort, was der probst mit dem Burgermeister redete.

Unterdes fragt der profoss noch eins: „Wes nu geschickt, wie lange werede, do man anstecken sol?" Do sagt der redliche Weidemann: „Nu ja, in Goddes namen, steckt an!" Do liefen sie hin und steckten erst den schapstal an und so fort. Alse nu so die gebuwe umbher brenneden, kam de profoss und sagte: „H. Bgmstr, die kirche steht noch, sol man die auch füeren?" Do sagte Carsten Balder: „Ja, was were es sunst, die muss auch gefüeret syn!" Do wurden die geschlossenen thüren geöffnet und die kirche gefüeret, das um 4 schlegen alles uff einen haufen lag."

So ging am 22. Juli 1527 das schöne Kloster St. Georgenberg unter. Der Zerstörung folgte auf dem Fusse die Demolierung des St. Peterstifts, der Johanniskirche, der Kapelle zum heiligen Grabe; zugleich wurden der Dom, die Thomaskirche und das Kloster Neuwerk geplündert, die Altäre zerbrochen, die Kelche weggenommen, die Kreuze zerschlagen, die Bilder zerstört, bis der Wuth des Pöbels endlich durch Gewalt gesteuert war.

Von dem prächtigen Kloster auf dem Georgenberge blieb nichts übrig; denn Alles, was noch zu Bauzwecken dienlich erschien, wurde nach und nach fortgeschleppt. Mit Recht sagt eine spätere Stimme: „Nur noch überall in den Strassen Goslars, in den Mauern und Fenstern der Häuser, sehe man die Reste dieses Klosters." Sehr zu bedauern ist auch, dass damals die herrliche Bibliothek des Klosters mit unterging. Die Reliquien und Kostbarkeiten, 1527 dem Rathe übergeben, wurden 1567 an den Herzog von Braunschweig ausgeliefert. Auch das rühmend hervorgehobene grosse schöne „Drachenbild" („egregie sculptum draconis"), offenbar der St. Georg als Drachentöter, das der Rath am Eingange des Schulhofes aufstellen liess, und woran sich noch im vorigen Jahrhunderte die Sage von dem in Goslar erschlagenen Lindwurm knüpfte, ist spurlos verschwunden. Erst im Jahre 1875 veranlasste die dunkle Erinnerung an eine nach dem Modell des Aachener Domes erbaute Kirche in Goslar die Regierung, die Grundmauern des Klosters blosszulegen (vergl. Berichte darüber im Gosl. Wochenblatt 1875, 1877), sodass wenigstens noch eine Vorstellung von der Grösse dieses hervorragenden Denkmals Deutscher Baukunst vergönnt ist. Mit der Leitung der umfassenden Ausgrabung, die von 1875—1884 dauerte, waren ausser dem

Landeskonservator v. Dehn-Rothfelser in Berlin besonders die Königl. Bauräthe Cuno in Hildesheim und Leopold in Hannover betraut. Wer könnte von diesen Ruinen ohne Schmerz auf die alte Kaiserstadt hinabblicken, die alle ihre grossen Bauwerke, die Zeugen der einstigen Kaiserherrlichkeit, in schweren Zeiten der Noth selbst hat zertrümmern sollen!

Von Kapellen oder Bethäusern in dem Parochialbezirke des Klosters ist nichts zu melden; der Papst hatte auf Wunsch des Konvents deren Errichtung verboten. In der Urkunde von 1151 wird noch eine nördlich gelegene Kapelle („aquilonialis capella monasterio contigua") erwähnt, bemerkenswerth, weil darin der Markgraf Adalbert als Beschützer des Klosters einen Streit schlichtete; damit kann die noch in den Grundmauern vorhandene kleine Votivkapelle nicht bezeichnet sein, weil diese im Süden liegt. Unerwähnt wollen wir auch nicht lassen, dass der Konvent den Juden gegen die Abgabe eines Stübchens Wein 1331 den Abhang des Georgenberges als Friedhof überlassen hatte, und dass in späteren Jahren Klostergebiet am „Galgenberge" als „Köppelsbleek" (v. Köpfen) und als Galgenplatz diente.

Von den Besitzungen in der Stadt sind neben dem Georgenberger Vorwerke in der Breitenstrasse, von dem nichts mehr übrig ist, die sog. Georgenberger Häuser an der Marktstrasse zu erwähnen, an deren Stelle 1526 die architektonisch bemerkenswerthen Häuser (s. u.) traten. Erhalten ist noch die Kapelle in der Münzstrasse. Desgleichen gehörte zum Kloster das sog. „Terminirhaus" an der Ecke der Mönch- und Jacobistrasse, „porta coeli" (Urk. 1349) genannt oder „Himmelspforte" (vergl. Ztschr. f. Hzgsch. XII, 149). Wir halten dafür, dass die Kapelle hinter dem Mönkehus davon herstammt, wie denn auch die „Mönkestrasse" und das „Mönkehus" damit erklärt sind. (Das Weitere darüber siehe unten.)

Beschreibung.

Die Ruine wird von der königlichen Klosterkammer in Hannover unterhalten und befindet sich in einem guten Zustande. Die Mauern aus Bruchsteinen ragen bis zu 1 m Höhe aus dem Boden hervor und zeigen an mehreren Stellen die Sockelprofile. Ausserdem finden sich hier Bruchstücke mehrerer bearbeiteter Steine, die Reste von drei Altären, einer mit der vorderen Platte und ferner zwei Grabsteine mit Wappen und Minuskelumschrift aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Der heutige Zustand ist aus Fig. 77 zu ersehen, die Profile, welche mehrfach wechseln, sind in grösserem Maassstabe dem Grundrisse beigegeben.

Den Hauptbau bildete hiernach ein Achteck von bedeutenden Abmessungen in romanischen Formen mit acht freistehenden Pfeilern, welche den Mittelbau trugen, und einem ebenfalls achtseitigen Umgang. An der Westseite sehen wir den Eingang und zwei Thürme, im Südwesten einen mit dem Umgang durch eine Oeffnung verbundenen, quadratischen Raum, und im Nordosten und Südosten des Umganges je eine aus fünf Achteckseiten gebildete Apsis. Die östliche Oeffnung führt zu einer axial zum Achteckbau angelegten, älteren, dreischiffigen Basilika von kleineren Abmessungen. Sie zeigt ein breiteres Mittelschiff, schmalere Seitenschiffe, drei Apsiden im Osten und zwei Westthürme, welche den genannten Achteckumgang im Osten begrenzen. Auf der Nordseite sind die Mauern einiger Nebenräume und des Kreuzganges

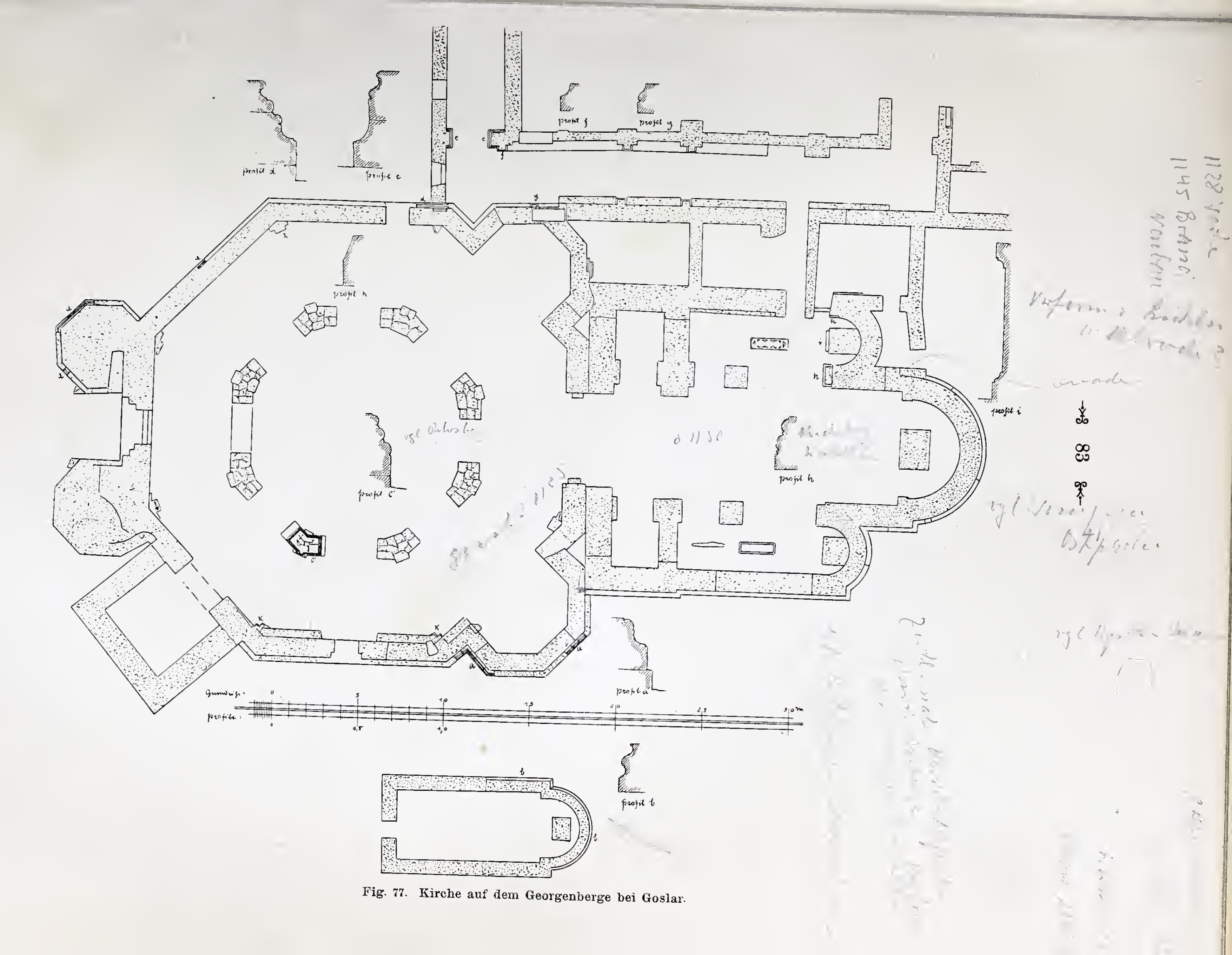


Fig. 77. Kirche auf dem Georgenberge bei Goslar.

sichtbar, auf der Südseite in einiger Entfernung vom Hauptbau die Reste einer kleinen Kapelle mit östlicher, halbrunder Apsis und westlichem Eingang.



Fig. 78. Kirche auf dem Georgenberge bei Goslar; Siegel.

Die Abbildung des Gotteshauses auf dem alten Klostersiegel (Fig. 78) stimmt mit dem Befunde im Grossen und Ganzen überein; sie zeigt eine fünfthürmige Centralanlage: eine mittlere Kuppel und vier Nebenthürme.

Kloster und Kirche Neuwerk.

Litteratur: Henr. Morgenstern, Kurze historisch-kritische Betrachtung über das Exemtstift (!) Neuwerk. 1755; Büsching, Reisen 1817; Goslar Römerdorf, Mitth. histor. Forschungen f. Hildesh. X; Zur Geschichte des Klosters, Vaterl. Arch. 1819 ff., 1829 (Zeppenfeld); Koken und Lünzel, Hildesh. Mittheilungen 1833, I, II.; Döbner, Visitationsbericht, Ztschr. f. Nieders. Gesch. 1895. Ferner: Ztschr. f. Harzgesch., XVIII, 163; Kloster-Ordnung in Neuwerk, 1740; der Vogt Volcmar und die Anfänge Neuwerks im Gosl. Wochenbl. 1867, Nr. 59; Lotz, Kunst-Topographie Deutschlands, I; Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, III; Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen, III; Mithoff, Kirchen und Kapellen im Königreiche Hannover, I; Bertram, Geschichte des Bisthums Hildesheim, I; Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte; Lübke, Geschichte der deutschen Kunst.

Quellen: Urk. Bd. I—V; Das Staatsarchiv in Hannover; das Archiv und die Registratur in Goslar; MSS. in den Bibliotheken zu Hildesheim (Beverin), Göttingen und Wolfenbüttel; Gosl. Wochenbl. 1875—79; die Goslarischen Chroniken. (MSS.)

Geschichte. Das Benediktiner-Frauenstift Neuwerk („Novum Opus“) mit der schönen, fast unverändert erhaltenen Kirche St. Mariae in horto ist von allen grossen Klöstern in Goslar das einzige, das die Zeit überdauert hat. Wie alle Klöster in Goslar, lag es zwischen dem Stadtgraben und der Stadtmauer, „ausserhalb“ des Stadtthores in eigenem Vogteibezirk, der erst 1769 an die politische

Gemeinde angeschlossen wurde. Als Grenze wird die Schilderstrasse („platea clipeatorum“) und das Vitithor angegeben. In diesem Bezirke lag nordwärts von dem Rosenthore die Kirche, davon südwärts das Oratorium oder Kloster, ferner innerhalb des Thores das Hospital und das Vogtshaus, im Thore selbst die Kapelle (St. Mariae).

Nach Ausweis der Urkunde vom 16. Oktober 1186 wurde das Kloster vom kaiserlichen Vogte Volcmar de Wildenstein und seiner Gattin Helene als Oratorium (Bethaus) „ausserhalb des Ruzindores auf seinem Eigenthume gegründet“ mit Zustimmung des Bischofs Adelog von Hildesheim, der auch die Weihe des Hochaltars zu Ehren der Gottesmutter selbst vollzog. (Gosl. U. B. I. 1186.) „Von feurigem Eifer für sein Werk getrieben“, stiftete der Vogt darnach einen neuen Altar „in dem südlichen Theile der Kirche“, der am 10. August 1186 von demselben Bischofe geweiht wurde „zu Ehren der Maria, des heiligen Kreuzes, St. Johannes, St. Bartholomäus und Anderer, deren Reliquien daselbst ruhen“. Bei dieser Gelegenheit begnadigte der Bischof die Kirche mit allem „Vorrange, den auch die anderen Kollegiatkirchen geniessen“ und gewährte das Recht der Bestattung Aller, die dort beerdigt zu werden wünschten. In dem kaiserlichen Schutzbriefe von 1188 und in der päpstlichen Bestätigungsurkunde von 1199 heisst die neue Stiftung Coenobium oder Monasterium St. Mariae.

Mit dieser klaren Ueberlieferung einer unbezweifelt echten Urkunde, die den Bau der Neuwerkskirche in's Ende des XII. Jahrhunderts hinaufrückt und 1186 den östlichen Theil mit dem Hochaltare und den südlichen Theil (Vierung?) mit dem Altare der Maria als vollendet nachweist, sind viele Theile des Gebäudes nicht in Einklang zu bringen. Wir müssen vielmehr annehmen, dass der im XII. Jahrhundert begonnene Bau der Kirche längere Zeit, mindestens noch bis in die Mitte des XIII. Jahrhunderts, fortgesetzt worden ist. Als den Meister, der den Umbau der inneren Kirche vorgenommen hat, nehmen wir den Steinmetzen Wilhelm in Anspruch, der seiner Kunst an der Südwand der Kirche einen bescheidenen Denkstein gesetzt hat in einer Steinplatte, die in roher Kunst einen Engel zeigt mit der Umschrift: Miri facta vide laudando viri lapicidae Wilhelmi, d. i. die Wunderwerke schau mit Loben des Steinmetzen Wilhelm. Der Zeit nach könnte es der Wilhelm sein, der in einer Urkunde von 1225 (Gosl. Urk. B. I, 442) als Zeuge in Neuwerk [„Laienbruder“ Bode] genannt ist. Als seine Arbeit sind auch alle Sonderbarkeiten (miri facta) voll von Allegorie anzusehen, darunter besonders auch die durch „Ringe“ unterbrochenen Säulen, in denen der Künstler den durch die Sünde unterbrochenen Himmelsweg anzudeuten scheint.*) Von einem andern Meister stammt die selten schöne Steinkanzel über dem Altare, der, als „Altar St. Mariae unter der Kanzel“ oft erwähnt, mit dem in der Urkunde von 1186 erwähnten

---

*) Die Deutung ist schwierig: es scheint in dem „Wulst“ die trotzige Kraft des natürlichen Menschen, in der Schlange, die sich in den Schwanz beisst, die sich selbst verzehrende Sünde bezeichnet zu sein; dem entsprechen der grinsende Teufel und die menschliche Unmässigkeit.

gleichbedeutend sein möchte; denn dieser Altar mit der Kanzel ist erst 1843 bei der Veränderung der inneren Kirche von seinem Orte an der „Ostseite der Vierung mitten vor dem Querschiffe“ an seinen jetzigen Platz gerückt.

Weitere Nachrichten über diesen merkwürdigen Bau sind nicht vorhanden. Was nun die Geschichte des Klosters angeht, so fügte 1188 der Kaiser Friedrich zu dem Gnadenerweise des Bischofs das Vorrecht hinzu, dass das Kloster keinen Vogt über seine Güter haben sollte, als den es sich selbst von der Gnade des Kaisers erbäte, und diesen nur so lange, als es durchaus nützlich erschiene, ein Vorrecht, durch das das Kloster der vielen Scherereien mit Vögten überhoben war. Als möglich muss aber gelten, dass dessen Spitze gegen die Stadt Goslar selbst gerichtet war, die von Anfang an das namentlich durch den Besitz der vielen vom Stifter ihm vermachten Markthallen eng mit den Interessen der Bürgerschaft verbundene Kloster unter sich zu bringen trachtete. In diesem Sinne warnte der Kaiser Philipp 1200 den Vogt der Stadt und die Bürgerschaft ernstlich vor jeder Belästigung der „novella plantatio“. Was etwa Wahres sein mag an der sehr alten (cf. MS. in Göttingen CB. 622, fol. 542, 579) und allgemeinen Ueberlieferung von dem Verrathe der (urkundlich bezeugten) Äbtissin Antonia, die Goslar 1206 an den welfischen Heerführer Gunzelin ausgeliefert haben soll, lassen wir dahingestellt; es mag auch dieses mit dem erwähnten Hader und damit zusammenhängen, dass das Kloster gerade in den ersten Jahrzehnten keines guten Rufes sich erfreute. Denn die Zuchtlosigkeit und Ueberspanntheit der Nonnen traten in dem vom Bischofe von Hildesheim gegen das Kloster 1223 anhängig gemachten Prozess deutlich genug hervor, als der Propst Henricus, ein Prämonstratenser, die durch seine Persönlichkeit bezauberte Äbtissin mit dem ganzen Konvent dazu verleitet hatte, nicht allein die Regel des heiligen Benediktus, dem das Stift unterworfen war, in den Brunnen zu werfen, sondern auch in Leben und Lehre die heilige Kirche zu verleugnen. Mit erbostem Trotze widersetzten sich die Nonnen der Verfolgung und Bestrafung der Schuldigen und riefen den Papst und den Kaiser gegen „den rachsüchtigen Bischof“ um Schutz an. Erst als ein päpstlicher Legat strenges Gericht über den Ketzer befahl und danach das Verdammungsurtheil bestätigte, fügte sich der Konvent. Aber diese schwere Befleckung erforderte eine gründliche Reinigung des Klosters, dem bei der neuen Weihe selbst der Name St. Mariae in horto nicht gelassen, sondern, vielleicht nicht ohne Anspielung, der Name Neuwerk oder Novum Opus gegeben wurde, ein Name, der nicht etwa auf einen neuen Kirchenbau hinweist, sondern ein weit verbreiteter Klostername ist, z. B. in Halle, Halberstadt, Erfurt, Hamburg. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass der um diese Zeit erfolgte Umbau der inneren Kirche irgendwie im Zusammenhange mit der neuen Weihe steht. Mit der neuen Weihe zog ein neuer Geist ein, der Geist des Gehorsams, der nicht mehr wider den scharfen Stachel der Cistercienser-Regel lökte, wenn auch der Ruf an den Nonnen von Neuwerk haften blieb, dass sie gelegentlich noch gern die Heloisen spielten.

Infolge Verwirrung in den Urkunden ist seit Alters ein Streit geführt, ob das Kloster eine Gründung der Benediktiner oder der Cistercienser sei;

noch 1629 führten die beiden Orden beide aus den Urkunden den Beweis des Eigenthums. Entscheidend mag ja nicht sein, dass der Papst Innocenz 1199 in der Bestätigungsurkunde das Kloster ausdrücklich den Benediktinern zuweist; aber entscheidend ist neben der Geschichte des Cistercienser-Ordens, der um jene Zeit bereits neue Klöster unter seine Jurisdiktion aufzunehmen sich sträubte, die Thatsache, dass das Hochchor der Kirche St. Benedicto et Scholastico geweiht war; ferner, dass der Hochaltar mit einem Bilde des heiligen Benedikt und der Gottesmutter geschmückt und die Wand vor dem Jungfrauenchor mit der Legende desselben Heiligen altbemalet war. Die Lösung des Knotens muss darin gefunden werden, dass in dem Benediktiner-Kloster die Regel der Cistercienserinnen eingeführt war.

Unter der strengen Klosterzucht kehrte, wie gesagt, bald Ordnung und Ruhe zurück, und bei stetig wachsendem Wohlstande war die weitere Entwickelung Neuwerks eine ebenso glückliche, als unter dem Schutze der Stadt Goslar gesicherte. Insbesondere wurden auch die Beziehungen des Konvents zu den vornehmen Familien der Stadt, deren Töchter mit Vorliebe sich ihm widmeten, recht innige, so dass das XIII. Jahrhundert ohne bedeutendere Störung zu Ende ging. Gegen das Ende des Jahrhunderts (1293) beseitigte der Konvent den letzten Anstoss des Streites mit der Stadt durch die Ueberlassung der Kaufhallen am Markte gegen mässigen Zins an den Rath. Bald nachher trat ein Ereigniss von weittragenden Folgen für das Kloster ein, als 1335 der Bischof die St. Jacobikirche, an der er besonderes Anrecht hatte, mit Zustimmung der Gemeinde Neuwerk einverleibte und so das Kloster auf's Engste mit den Interessen der Gemeinde verband. Die Angabe ist daher durchaus für wahrscheinlich zu halten, dass bei dieser Gelegenheit der Bischof von Hildesheim als Vormund Neuwerks dem Rathe der Stadt die Bestellung zweier Provisoren auftrug, die ihm als Berather in der Vermögensverwaltung dienen und das Kloster schützen sollten, da es, des kaiserlichen Schutzes bar, in den hereinbrechenden Zeiten der wilden Fehden des Beistandes bedurfte. Dazu brach auch sonst eine Zeit schwerer Noth für das Kloster an, indem die Pestnoth, die Goslar fast gänzlich entvölkerte, die Klosterzellen verödete und die gute Ordnung zerrüttete, die so lange geherrscht hatte. Von Bauveränderungen verlautet aus dieser Zeit nichts weiter, als dass die beiden Thürme erneuert wurden; im Inneren sind nur einige neue Altäre Zeugen der schrecklichen Angstzeit. Im XV. Jahrhundert sank die Zucht im Kloster immer tiefer, wobei das Aufgeben der sparsamen Haushaltung, verbunden mit schwereren Verlusten, bald auch die äusseren Verhältnisse änderte. Es ist ein sonderbarer Widerspruch zwischen dem päpstlichen Gnadenerlass von 1437, der die frommen Büsserinnen in Neuwerk vom Fegefeuer erlöste, und dem nicht viel späteren Revisionsbericht, der die schreiendsten Missstände unwiderleglich aufdeckte. War die Folge davon auch eine Erneuerung strengerer Zucht und Einführung geregelter Arbeit, der insbesondere auch eine neu eingerichtete Schule für junge Mädchen (1493) als Feld zugewiesen wurde, so war es doch mit der Blüthe des Klosters vorbei. Die Zeiten waren andere geworden, und auch der Dienst der heiligen Anna, der 1502 unter Gepränge ein Altar in der Kirche geweiht wurde, erweckte

kein inneres Leben mehr. Der äussere Verfall des Klosters war so gross, dass 1513 nur noch mit Mühe die Mittel zur Ausbesserung der verfallenen Klostergebäude sich beschaffen liessen. Um welche Bauten es sich dabei gehandelt hat, geht aus den Rechnungen nicht hervor; ein grösserer Umbau an der Kirche in dieser Zeit ist äusserlich nicht sichtbar. Mit der Reformation, die 1528 in Goslar vom Rathe eingeführt wurde, brachen für Neuwerk neue schwere Stürme herein. Denn die Prädikanten, die bei dem sehr kargen Kirchenvermögen Goslars Noth litten, blickten mit Unmuth auf dieses Kloster, das sich nicht nur mit rechtem Nonnentrotz der Reformation widersetzte, sondern auch, wie es schien, seine Güter verschwendete. Thatsächlich aber litt das Kloster grosse Noth, weil der Herzog Heinrich von Braunschweig, in dessen Gebiet das Klostergut lag, dem Kloster so schwere Lasten auflegte, dass z. B. 1533 aus Noth das „Weihefass“ (dat grote wyckfatt dat woch VII mrk 11 lot) und andere heilige Geräthe verkauft werden mussten. In demselben Jahre wurden die Kelche und de (grote) kedde für 100 fl und 1 fl verkauft; „dat gelt hebbe wy genomen to der kercke, dat dack to verbeternde“. Der vom Rathe 1542 angewandten Gewalt begegnete der Konvent, in heimlichem Einverständniss mit dem Herzoge Heinrich, mit Gewalt, indem er sich offen unter den Schutz des Kaisers und des Herzogs stellte. Aber damit hatte das Kloster seine natürliche Verbindung mit der Stadt abgebrochen und Geister wachgerufen, die es nicht los wurde. Zwar wagte der Rath der Stadt in der eigenen schweren Bedrängniss nun nichts Weiteres gegen die Widerspenstigen zu unternehmen; aber in dem Herzog Julius erstand ein viel schlimmerer Dränger: er befahl, gleich als ob das Kloster ihm unterthan wäre, 1570 die Annahme der Reformation und belegte, als der Konvent gegen solches Ansinnen bei dem Rathe Schutz suchte und Schutz fand, unter nichtigem Vorwande 1571 das Klostergut Olhof, worauf die „ausgehungerten“ Nonnen in der Mehrzahl bald nach dem vom Herzoge neueröffneten „Kloster Olhof“ übersiedelten. Auch als durch Erkenntniss des Reichskammergerichts 1604 Neuwerk dem Herzog ab- und der Stadt Goslar zugesprochen wurde, behielt Braunschweig trotzdem das Klostergut noch bis 1660 besetzt. Unter solchen Ängsten und Verfolgungen gab der Konvent endlich den Widerstand gegen die Reformation auf und ergab sich darin, von dem Rathe der Stadt, der das Vermögen des Klosters unangetastet liess, abhängig zu sein. Aber im Jahre 1629 mussten die Nonnen nochmals weichen, als der Kaiser auf Grund des Restitutionsedikts das Kloster dem Benediktiner-Orden auslieferte, dem auch der Rath ohne Widerstand alles Besitzthum sammt allen Kleinodien und dem Archive aushändigte. Von den Schweden zurückgerufen, nahmen die Vertriebenen 1632 ihr Eigenthum wieder in Besitz, und 1648 wurde das Kloster nach dem Normaljahre 1624 als lutherisch Goslar zugesprochen. Das Gut Olhof aber, das der Bischof von Hildesheim 1661 als Pfandgut für eine Forderung belegt hatte, wurde erst 1693 wiedergewonnen. Der 1696 von den Provisoren erstattete Bericht über den Zustand des Klosters gewährt einen Einblick in die trostlose Lage: das Vermögen war zum grösseren Theil verzehrt oder verloren, was an Gütern übrig war, schwer belastet; die Gebäude waren auf's Aeusserste verwahrlost und vielfach einem Trümmerhaufen

gleich. Dank einer energischen, äusserst sparsamen Verwaltung wurde der ersten Noth bald abgeholfen, auch die bedrohten Gebäude, insbesondere die Kirche im Jahre 1700, soweit die knappen Mittel reichten, wiederhergestellt. Allerdings wurde letzterer dabei übel mitgespielt, indem alle Malereien, mit denen die Seitenwände reich verziert waren, übertüncht und Alles so monoton-röthlich angestrichen wurde, dass, wie ein Bericht sagt, alle Unterschiede der Architektur und Skulptur verwischt waren. Die Armuth, ohne Verständniss für die Kunst, war froh, als es nur wieder ordentlich aussah. Noch einmal brach dann der alte Streit aus über die „behauptete Exemtion" des Klosters; aber 1767 kam der endgültige Vertrag zu Stande, in dem der Rath von Goslar als Obrigkeit, mit dem Rechte Provisoren als Vermögensverwalter zu ernennen, anerkannt, dem Konvent aber überlassen wurde, die Domina (Priorin) und den Beichtprediger nach eigenem Gutdünken zu wählen; zugleich wurde ausgemacht, dass nur Goslarische Bürgertöchter, die zur Augsburgischen Konfession sich bekennten, zu den Präbenden zugelassen werden sollten. Alle klösterlichen Sitten und Formen, wie Gelübde, Messen, Ordenstracht u. a. blieben abgeschafft. — Im Jahre 1799 erwarb Neuwerk bei der Auftheilung diejenige Strecke des anliegenden Walles und Grabens am Rosenthore, die nun zu Gartenanlagen umgewandelt, eine so schöne Zierde der Klosterkirche ist. Wie die alten Benediktinerinnen, verrichteten die Nonnen, mit eigenen Händen Spaten und Karren führend, die schwere Arbeit der Planierung. Durch die Aufräumung der alten Burganlage im Rosenthore (von 1825—1865) wurde auch nach dieser Seite der freie Blick auf die Kirche geöffnet. Die preussische Verwaltung (1803) änderte an der bestehenden Verfassung des Klosters nichts; nur wurde es, anstatt mit der Jacobikirche, die damals der katholischen Gemeinde überlassen wurde, mit der Marktkirche verbunden. Die französische Habgier legte 1810 die Hände auf das Vermögen, aber Preussen gab 1815 ohne Verzug das Kloster an Goslar zurück. Die Bestätigung der Hannoverschen Regierung erfolgte am 16. Oktober 1816. Mit der Wiederherstellung der äusserlich verfallenen und im Inneren sehr entstellten Kirche wurde 1843 begonnen; das Mauerwerk wurde ausgeflickt und das störende Beiwerk im Innern beseitigt: so die nördliche Prieche, während die andere im Süden erst 1876 verschwand; auch der Kanzelaltar wurde an seinen jetzigen Ort gerückt. Am bedenklichsten war der Zustand der Thürme, die Einsturz drohten. Aber erst 1863 wurden diese, nach den Angaben des Stadtdirektors Sandvoss, der leider dabei nur seinem Laien-Kunstverstande und praktischen Erwägungen folgte, restauriert. Die 1865 von der Regierung eingesetzte Kommission zur Prüfung der in Goslar noch vorhandenen Baudenkmäler forderte eine gründlichere Wiederherstellung der sowohl künstlerisch als historisch hervorragenden Klosterkirche. Aber die Ausführung verzögerte der Uebergang auf Preussen im Jahre 1866, das zunächst es bei der Wiederherstellung des Kaiserhauses bewenden liess. Die erste Anregung zur Erneuerung der inneren Kirche in weiterem Umfange ging von dem Geheimen Oberbaurath Salzenberg in Berlin aus, der bei Gelegenheit seines Besuches in Goslar zwecks Revision der Arbeiten im Kaiserhause, 1873 vom Bürgermeister Tappen auf die Malerei in der Kirche aufmerksam gemacht, voll enthusiastischer Freude

nach kurzer Prüfung erklärte, dass darin nicht allein ein Kunstschatz seltenster Art gegeben sei, sondern auch eine Malerei in viel weiterer Ausdehnung, als man es vorher vermuthet hatte. Auf seinen Vorschlag wurde Professor Welter aus Köln, der eben damals die Godehardi-Kirche in Hildesheim ausmalte, zur Besichtigung eingeladen, der alsbald das obige Urtheil bestätigte und erklärte, dass die Restauration mit Sicherheit vollendet werden könnte. Auf Welter's Vorschlag wurde auch sofort mit der Abblattung und Säuberung der Wände im Chor begonnen, wobei sich allerdings die blossgelegten Gemälde nicht so deutlich zeigten, als man anfangs erwartet hatte. Nachdem darauf die Regierung mit der Stadt übereingekommen war, dass die Kosten, die anfänglich auf 12000 Mark veranschlagt wurden, zu zwei Drittel aus dem Dispositionsfonds und zu einem Drittel aus dem Klosterfonds Neuwerks bestritten werden sollten, wurde der bewährte Kunstmaler Fischbach aus Berlin mit der Wiederherstellung der Bilder beauftragt. Im Mai 1875 war die Arbeit im Wesentlichen fertig, indem Chor und Kreuzgewölbe ausgemalt waren, wobei der Künstler sich grundsätzlich und seiner Vorschrift gemäss auf die Wiederherstellung der alten Bilder beschränkt hatte, ausgenommen die nördliche Chorwand, die der freien Ergänzung, z. B. in dem Erzengel, bedurfte. Der Wunsch der Stadt, dass auch die Wände des Seitenchores bemalt werden möchten, blieb unerfüllt, weil fast gar keine Spur der alten Malerei mehr übrig war. Gleichzeitig mit dieser Malerei wurden auch die Chorfenster durch neue aus Kathedralglas ersetzt, die H. D. Oidtmann in Lennep lieferte. Im folgenden Jahre 1876 wurde auch das Innere der Kirche erneuert, indem nicht allein die „beschädigten Pfeiler ihre abgeschlagenen Halbsäulen“ wiedererhielten, sondern auch die Wände neu gestrichen wurden, wobei auch die übrigen Reste alter Malerei an den Seitenwänden des Mittelschiffes verschwanden. Nach dieser Wiederherstellung, die 1878 beendigt wurde, schrieb eine kundige Feder Folgendes: „Die Klosterkirche ist nun fertig. Die früher so leichtsinnig ruinierten Ornamente der Pfeiler sind vollständig hergestellt, auch die Pfeilervorlagen nebst den Kreuz- und Quergurten nach den vorhandenen Mustern des Chores neu dekoriert. Leider zeigen aber die Farben gegen die auf dem Chore einen unangenehmen Unterschied im Tone, den man im gewöhnlichen Leben als Gegensatz zwischen Echt und Unecht bezeichnet. Auch sind noch die steifen Stühle geblieben. Besonders aber auffallend ist der Farbenanstrich der Kanzel, der vielfach übereinander die wirklich schönen Sculpturen hässlich macht. Gothische Kanzeln sind ja nicht so selten, aber solche, wie diese in Neuwerk, sind nur sehr wenige mehr da, und ausserdem schon wegen der selten feinen Bildhauerarbeit, die künstlerisch als vollkommen gelten muss, sollte der Anwurf, wie schwierig das auch sein mag, doch entfernt werden, damit der wahre Kunstwerth dieser romanischen Kanzel nicht länger verdunkelt bleibe.“

Die Gesammtkosten der Restauration, einschliesslich der vom Orgelbauer Eckert in Paderborn gelieferten neuen Orgel, beliefen sich auf 36000 Mk., wovon, wie gesagt, zwei Drittel aus dem Dispositionsfonds zur Verfügung gestellt wurden. Dank dieser Unterstützung besitzt Goslar in der Neuwerkskirche ein „Schmuckkästchen“ Deutscher Baukunst, das Alle mit Freude erfüllt. Verweilen wir einen Augenblick bei der Malerei, in der, wie in dem gleichzeitigen

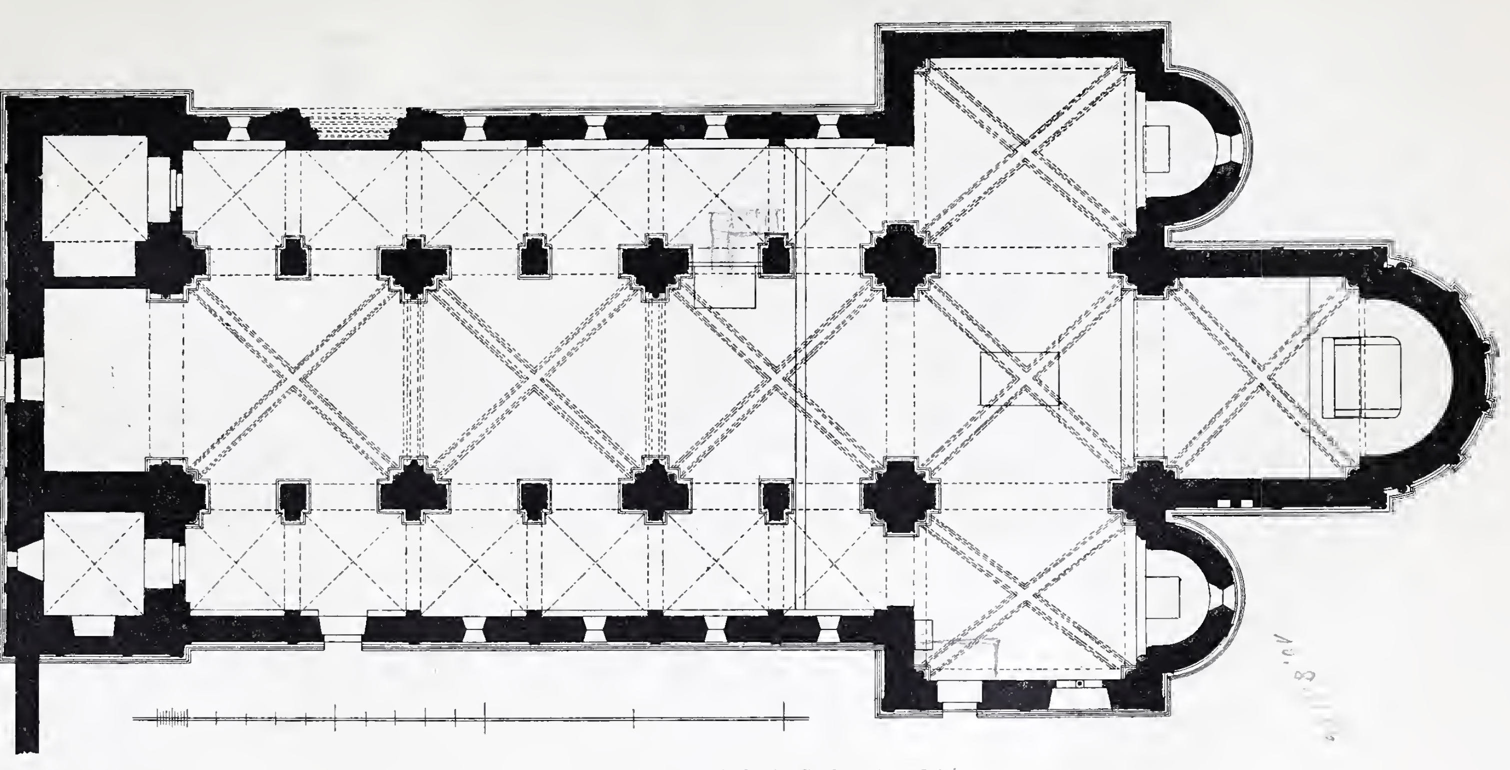


Fig. 79. Neuwerkskirche in Goslar; Grundriss.

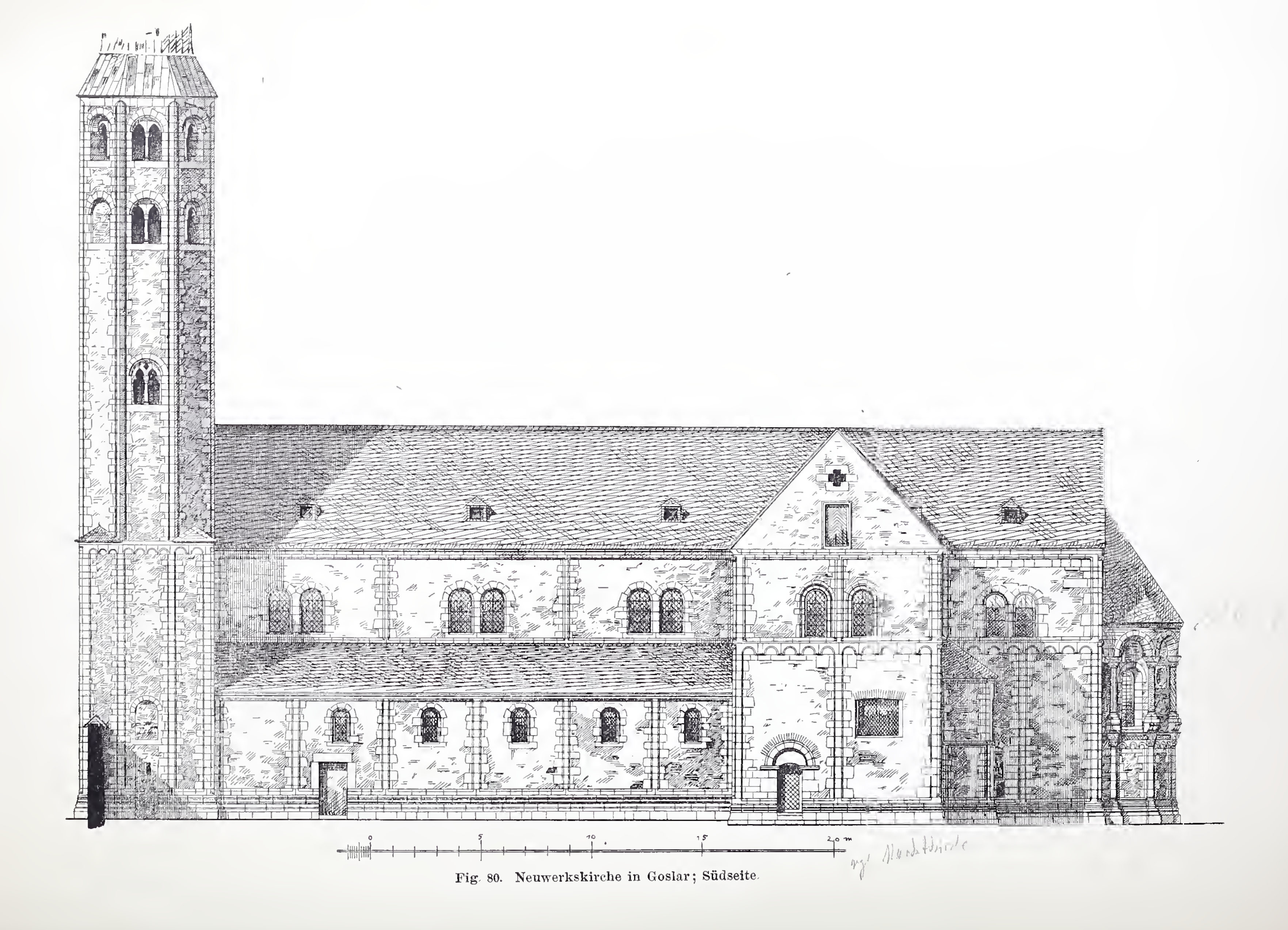


Fig. 80. Neuwerkskirche in Goslar; Südseite.

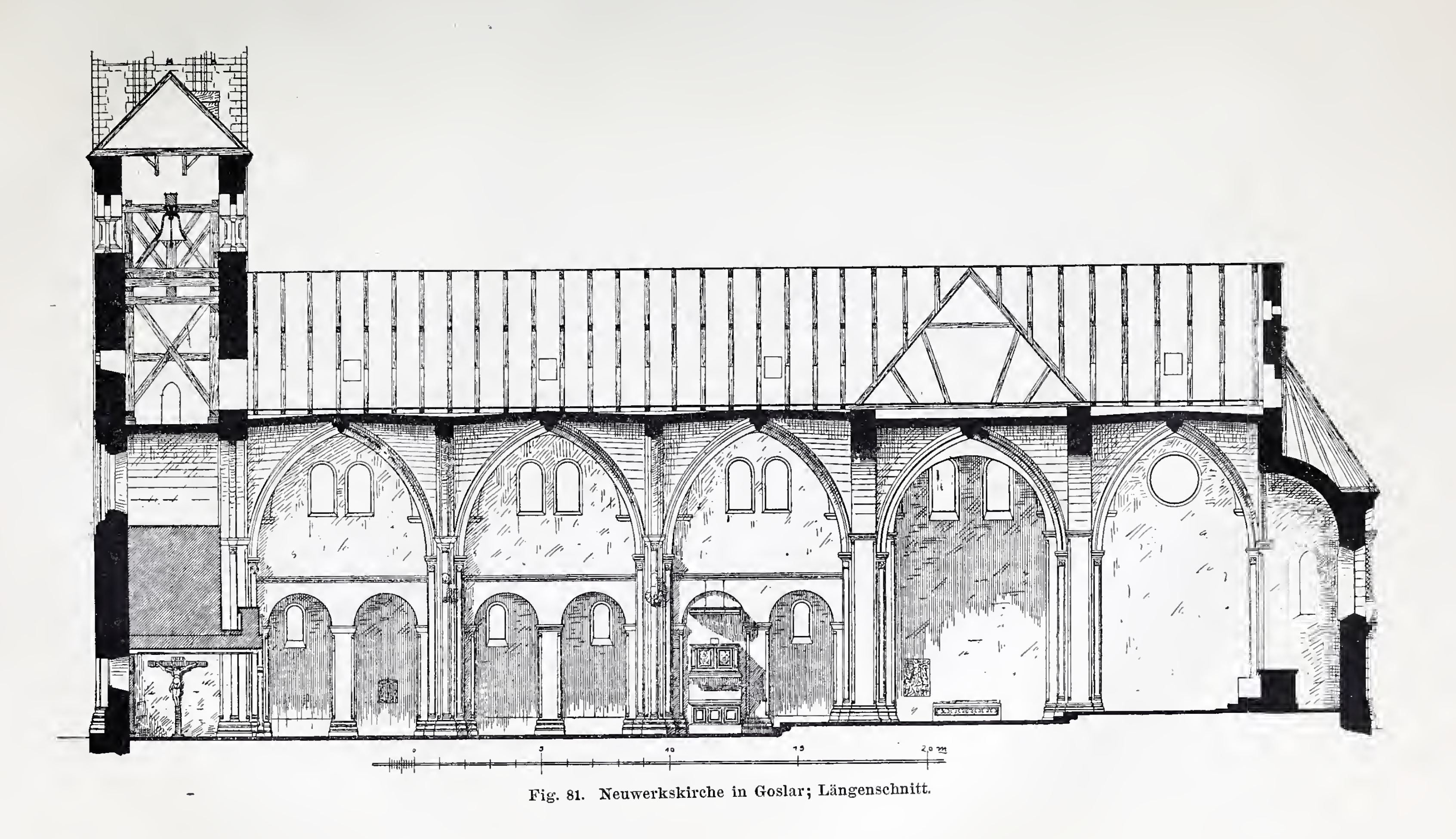


Fig. 81. Neuwerkskirche in Goslar; Längenschnitt.

Goslarischen Evangeliar (s. u.), Deutsche Kunst nach byzantinischem Vorbilde arbeitend, ihren höchsten Triumpf feiert! Welche Fülle der Schönheit und der Tiefe des Gedankens in dieser Darstellung des Alten und Neuen Bundes, der Zeit der Verheissung und Erfüllung! In der Chornische die selige Himmelskönigin mit dem strahlenden Kinde, Lust zu Lust gesellt, die irdische Mutter auf goldenem Himmelsthrone. In sieben Stufen des Thrones ebensoviel Stufen der Seligkeit, und an ihnen in vierzehn Löwen die vierzehn Geschlechter Davids. Die Füsse der Madonna ruhen auf herrlichstem Perlenmuster, womit die drei Stufen des Aufganges geziert sind. Und während noch das Auge entzückt bei der Gottesmutter weilt, deren Geheimniss tief in der Dreieinigkeit verhüllt ist, löst sich das Bild als grosse Gruppe, von buntem Regenbogen, dem Symbole des Friedens, umschlossen, los, und im Halbkreisbogen umschweben es sieben Tauben als die sieben Gaben des heiligen Geistes. — Rechts von der Madonna erblickt man Gabriel mit dem Spruchband: Spiritus Sanctus superveniet te, und Petrus, links Stephanus mit dem Spruchband: „Domine ne statuas illis peccatum“, und Paulus.*) Unter der Himmelsgruppe erscheinen in vier Gestalten: Jacob, Isaak, Jephtha und Judith, die Hoheit des Opfers versinnbildlichend, und über diesen Jesaias, zwei Erzengel mit Weltkugel und Scepter, und Jeremias. In langer Reihe darunter sieht man acht Könige in Israel, in ihrer Mitte Jesus als König aller Könige mit Kreuzfahne und Weltscepter. — Das Schlussgemälde zeigt in dem Kreuzgewölbe über dem Gurtbogen vor der Apsis den von Engelschaaren (der triumphierenden Gemeinde) umgebenen Erlöser, die Rechte zum Segen erhoben, in der Linken die Bibel mit dem Spruche: Ego sum via, veritas et vita. In den Kappengewölben treten acht Gruppen hervor, auf die acht Zwickel vertheilt, alle dem Heiland zugewandt, zu beiden Seiten Seraphim und Cherubim; links Päpste, Kardinäle, Mönche und Nonnen, rechts Patriarchen, Märtyrer, fürstliche Frauen. An dem Schildbogen der nördlichen Wand glänzt in wunderbarer Farbenpracht der Erzengel Gabriel, Michael u. a. Der Gurtbogen vor dem Chore ist mit Bildern von Propheten geschmückt, daneben in Arabesken die zwölf kleinen Propheten mit Hesekiel. Der Gemeinde im Mittelschiff zugewandt sind über dem Triumphbogen symbolisch die sieben apokalyptischen Gemeinden mit den sieben Leuchtern und dem lateinischen Kreuz dargestellt; dem ist Daniel zugesellt, das Ganze nach Joh. Off. c. 2, 3, eine Mahnung an die Gemeinde in den sieben Sendschreiben. In den Fensternischen sind die Inschriften der zwölf Figuren verloren und daher ihre Spruchbänder leer geblieben.

Das Kloster besitzt keine kostbaren Altargeräthe mehr. Der letzte Rest des Inventars, ausser Silber-, Kupfer- und Messingsachen, auch zwei Thurmglocken, von denen die eine über 10 Ctr. schwer war, ist 1841 verkauft (Gosl. Wochenbl. 1841, 23. Febr.). Aus dem Jahre 1750 wird noch von einem Teppich dort berichtet, darauf sei ein Ave Maria eingewirkt gewesen, und dargestellt Maria in einem Garten knieend, davor ein Engel, der sie segnet, auf

*) Von den beiden anderen Spruchbändern ist dasjenige über der Jacobsleiter noch deutlich lesbar: „Ecce, virgo concipiet et pariet filium et vocabitur nomen ejus Immanuel“, während das andere sehr verwischt, nur die Worte „aliud sub celo datum“ errathen lässt und damit auf Act. Apost. 4, 12 hinweisen könnte.

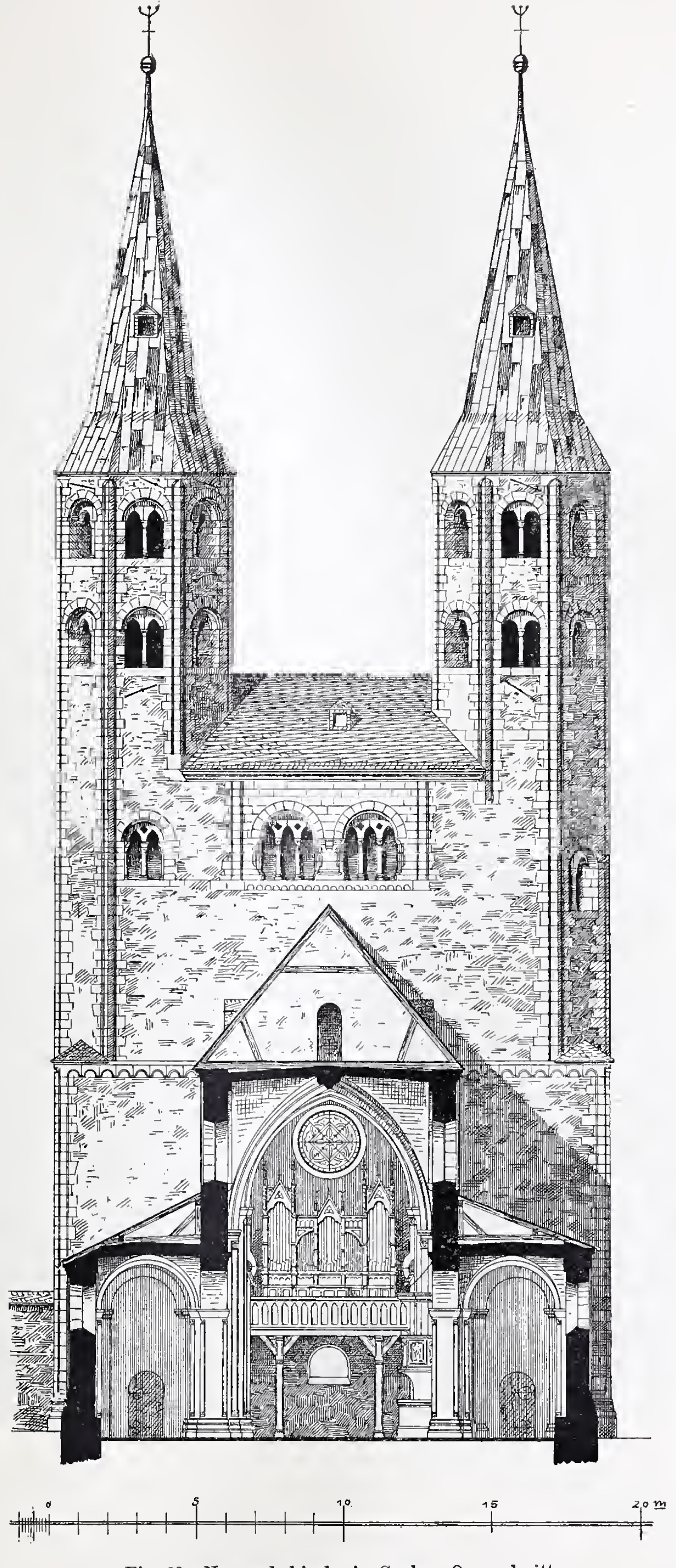


Fig. 82. Neuwerkskirche in Goslar; Querschnitt.



Fig. 83. Neuwerkskirche in Goslar.

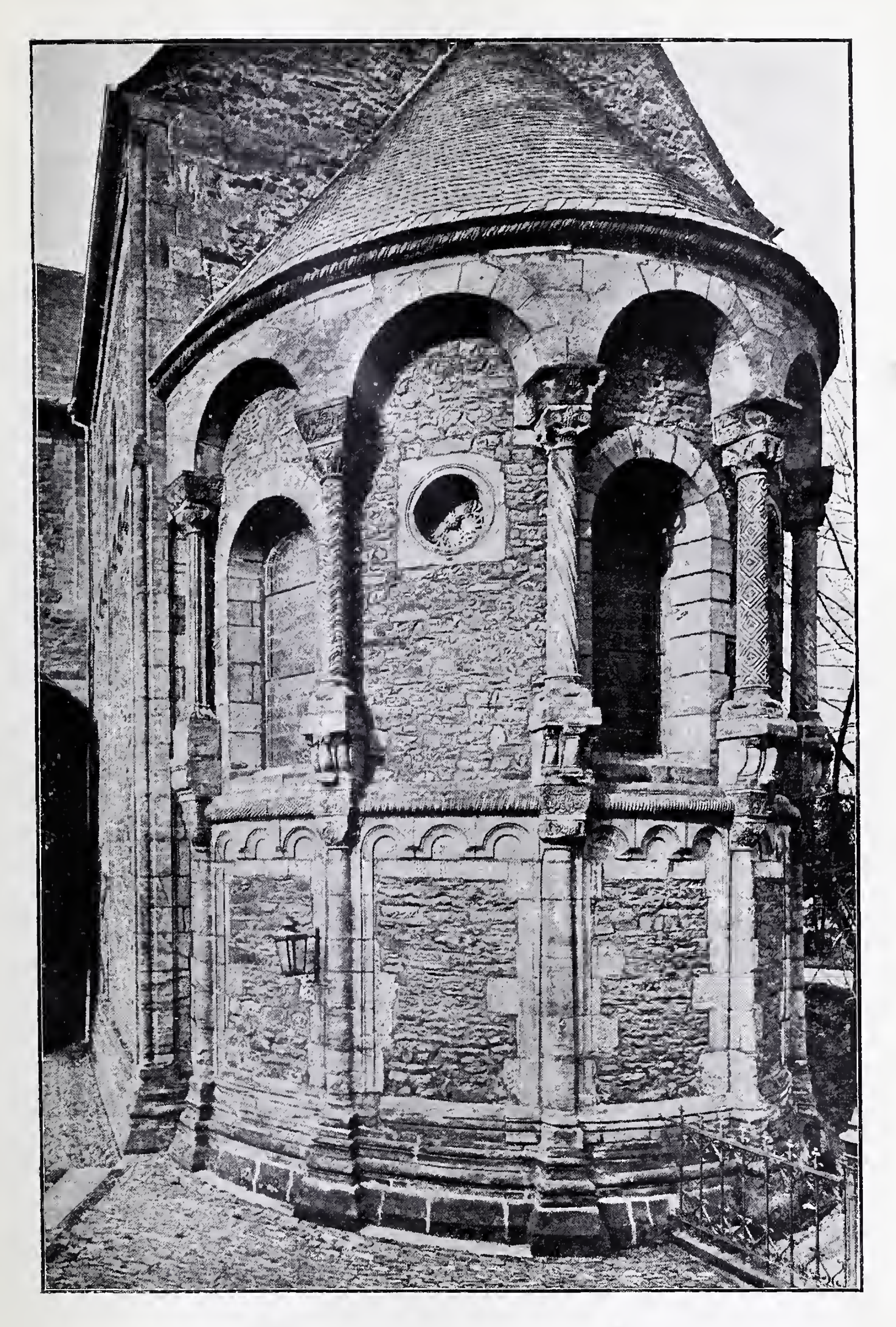


Fig. 84. Neuwerkskirche in Goslar; Hauptapsis.

ihrem Schoosse der Kopf eines ruhenden Einhorns, dahinter zwei Hunde. Durch das Gitter des Gartens, in dem ein Brunnen springt, Jesus hindurchguckend. Ueber den Verbleib dieses köstlichen Gewebes verlautet seit 1750 nichts mehr.

Beschreibung. Die Kirche besteht aus einer dreischiffigen Basilika mit Querschiff, Chorvorlage, Hauptapsis, zwei Nebenapsiden und einem westlichen Thurmbau mit zwischengebautem Glockengeschoss. Sie ist durchweg gewölbt, mit Ausnahme der Thurmhelme in Schiefer eingedeckt und aus Bruchsteinen erbaut; einzelne Flächen, ferner die Lisenen, Gesimse, Einfassungen der Fenster und Thüren, die Gebäudeecken und Architekturtheile sind aus Quadern hergestellt. Die schöne, harmonisch abgestimmte Baugruppe ist in einfachen, vornehmen, romanischen Formen gezeichnet, welche sich in der Hauptapsis zu grösserem Reichthum entwickeln. In einigen oberen Oeffnungen der Thurmfront sehen wir den Spitzbogen. Die Wandflächen werden durch Lisenen getheilt, welche am Thurm, Querschiff und Chor durch Bogenfriese mit einander verbunden sind, während die Gebäudeecken durch Ecksäulchen besonders betont werden. Die Lisenen und Bogenfriese des östlichen Theiles sind durch zwei Hohlkehlchen abgekantet, die Lisenen der oberen Wände dagegen an den Kanten durch Viertelstäbe gebrochen. Der Sockel des Schiffes liegt aussen höher als derjenige des Querschiffes und des Chores, innen niedriger. Entgegen dieser einheitlichen Erscheinung des Aeussern finden wir im Innern des Bauwerkes neben der romanischen Kunst, unmittelbar mit ihr verbunden und in eigener Weise verarbeitet, die Formen der beginnenden Gothik. Schwach vortretende, unprofilierte, spitzbogige Schildbogen sind auf Konsolen, welche aus schwerem Wulst und kleiner Platte gebildet werden, fast an allen Aussenwänden unter den Gewölben angebracht und fehlen nur an der Ostwand des Querschiffes. Mittelschiff, Querschiff und Chor enthalten Spitzbogengewölbe mit profilierten Rippen auf Diensten, während die Gewölbe der Seitenschiffe scharfgratig, ohne Rippen konstruiert sind; bei den Gurten kommt der Rundbogen und der Spitzbogen vor. Die Konsolen der Schildbogen sitzen unter den Hauptgewölben durchweg höher als die Kämpfer der Gurtbogen, in den Seitenschiffen tiefer. Dagegen sind die Kämpfer der rippentragenden Dienste durchweg tiefer gesetzt als die Gurtbogenkämpfer, wie dies aus den Abbildungen näher zu ersehen ist. Kapitäle und Sockel zeigen romanische Formen, die Pfeiler romanische Ecksäulchen. In der Verarbeitung des Uebergangsstiles im Innern des romanischen Bauwerkes, in der Verbindung des Gewölbebaues mit der althergebrachten Basilika, dürfte die Thätigkeit des Meisters Wilhelm zu suchen sein, dessen Name uns in der für ihn schmeichelhaften Inschrift des westlichen Mittelschiffsjoches überliefert worden ist.

Chor. Die mit einer Halbkuppel überwölbte, halbrunde Hauptapsis enthält drei halbkreisförmig geschlossene Fenster in tiefen Schrägen. Die Fenstereinfassungen, die dieselben verbindenden Kleeblattbogen, der Halbkreisbogen nach der Chorvorlage und einzelne Theile der Wand- und Deckengemälde, wie Heiligenscheine, Thronsessel und einzelne Gewandtheile der Figuren treten aus der Fläche heraus, sind aus Stuck hergestellt, reich ornamentiert und vergoldet. Die westlichen Pfeiler tragen einen aus Platte, zwei Wulsten und zwischenliegender Hohlkehle gebildeten Kämpfer und sind mit zwei Rundstäben



Fig. 85.

NEUWERKSKIRCHE IN GOSLAR; BLICK IN DEN CHOR.



Fig. 86.

NEUWERKSKIRCHE IN GOSLAR; BLICK IN DAS SCHIFF.

abgekantet. Aussen hat die Apsis einen hohen Sockel, welcher sich aus Wulsten, Hohlkehlen und Platten zusammensetzt, darüber einen mit Halbsäulen, Lisenen und Bogenfries belebten Theil und oben sechs freistehende, verschiedenartig gebildete, reich verzierte Säulen, welche durch weit vortretende Rundbogen mit einander verbunden sind. In drei der so gebildeten fünf Nischen sitzen die erwähnten Fenster. Die Säulen stehen auf eigenartigen Kragsteinen, welche durch kleine Halbsäulchen verziert werden, das Hauptgesims besteht aus Hohlkehle und tauartigem Wulst.

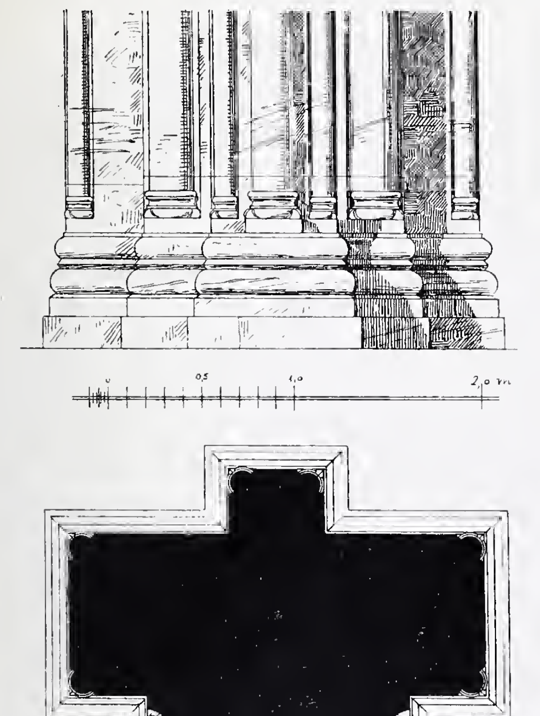


Fig. 87. Neuwerkskirche in Goslar; Pfeiler.

Das Gewölbe der Chorvorlage wird von vier Diensten mit romanischen Basen und Kapitälen getragen und enthält schwere Rippen ohne Schlusssteine, deren Profil sich als ein an den Ecken durch einen Viertelstab abgekantetes Rechteck zu erkennen giebt, welchem in der Mitte ein Wulst vorgelegt ist. In der Südseite sind zwei hochgelegene Rundbogenfenster angebracht, in der Nordseite ein Kreisfenster mit äusserer, reicher romanischer Umrahmung. An der südlichen Aussenseite ist in einem früheren, jetzt vermauerten, rundbogigen Eingang ein beschädigtes, gothisches Flachbild erhalten, welches die Begegnung Christi mit Maria Magdalena nach der Auferstehung darstellt.

Querschiff.

Die halbkreisförmigen, unprofilierten Vierungsbogen sitzen auf rechteckig gestalteten Pfeilern mit Ecksäulchen, romanischen Kämpfern und Basen. Drei Kreuzgewölbe ohne Schlusssteine mit Rippen, welche denen des Chorgewölbes entsprechen, erheben sich auf Diensten; letztere haben einen kreisförmigen Querschnitt in den beiden Querschiffsflügeln und einen birnstabförmigen in der Vierung. Die mit Steingiebeln abgeschlossenen Stirnwände enthalten je zwei hochgelegene, aussen profilierte Rundbogenfenster, die Südwand ausserdem im unteren Theile ein gekuppeltes Fenster mit Kleeblattbogen und einen Eingang. Die Westwand hat ebenfalls hochgelegene Rundbogenfenster, von denen die beiden nördlichen jetzt vermauert sind. Die Ostwand wird durch zwei halbkreisförmige, mit Halbkuppeln überwölbte Apsiden unterbrochen, deren öffnende Bogen und Pfeiler an den Kanten mit Hohlkehlen und Rundstäben oder Säulchen profiliert sind und romanische

Kämpfer zeigen. In der Axe der Apsiden, welche aussen mit Lisenen und Gurtgesims getheilt sind, sehen wir ein Rundbogenfenster und über demselben in der östlichen Querschiffswand auf der Nordseite ein Achteck-, auf der Südseite ein Kreisfenster. Die Nordwand des Querschiffes enthält auf der Innenseite ein handwerksmässig gearbeitetes, die Kreuzigung darstellendes steinernes Flachbild aus dem XVI. Jahrhundert.

Schiff. Das basilikale Schiff besteht aus drei Jochen im gebundenen romanischen System und liegt zwei Stufen tiefer als das Querschiff. Die Pfeiler, welche Haupt- und Nebenschiffe trennen, sind durch ungegliederte Rundbogen auf verschiedenartig gezeichneten Kämpfern verbunden. Während die Zwischenpfeiler mit romanischen Basen und Kämpfern rechteckig gestaltet und auch an der rechteckigen Vorlage des Seitenschiffs mit Ecksäulchen — im Ganzen also sechs — versehen sind, haben die Hauptpfeiler (Fig. 87) eine reichere, zweckentsprechende Ausbildung erfahren. Letztere sind ebenfalls rechteckig, aber

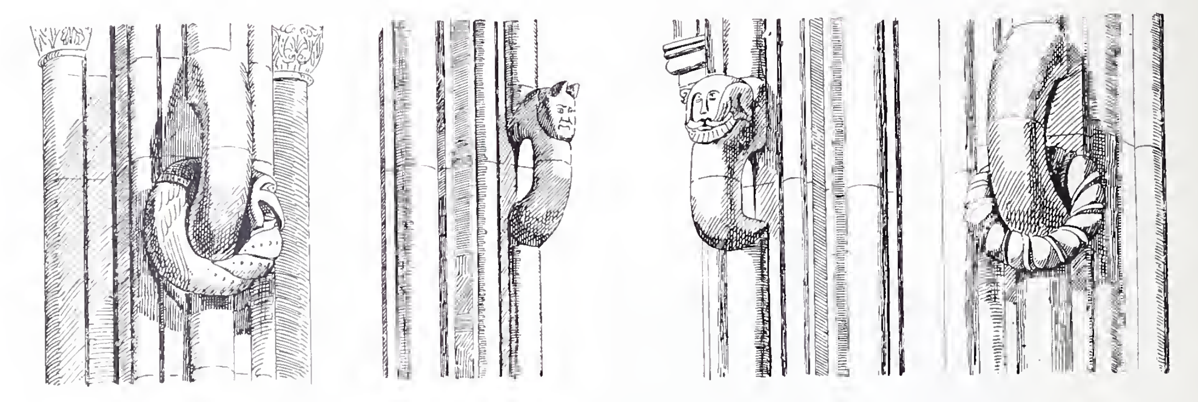


Fig. 88—91. Neuwerkskirche in Goslar; Pfeiler.

breiter und enthalten nach dem Mittelschiff eine rechteckige Vorlage mit zwei Ecksäulchen und nochmals vorgelegter mittlerer, stärkerer Halbsäule, welche zur Aufnahme der profilierten spitzbogigen Gurtbogen dienen und ferner je zwei Dienste unter den Gewölberippen. Die genannte rechteckige Vorlage mit Halbsäule und Ecksäulchen ist auf einer romanischen Basis errichtet, welche für eine weiter vorspringende, breitere, rechteckige Pfeilervorlage bestimmt war. Nach den Seitenschiffen sind wieder rechteckige Vorlagen angeordnet, welche denjenigen der Nebenpfeiler entsprechen. Ueber den Arkaden sehen wir im Mittelschiff ein aus Wulst und Kehle gebildetes Gurtgesims und in jedem Joch zwei hochgelegene, gekuppelte Rundbogenfenster in tiefen Schrägen. Die spitzbogigen Gewölbe haben die schweren Rippen der Querschiffsgewölbe und entbehren ebenfalls der Schlusssteine. Eine Eigenthümlichkeit zeigen die vier Hauptpfeiler des mittleren Joches: ungefähr in der Höhe des Gurtgesimses wird die mittlere Halbsäule durch eine ösenartige Ausbauchung unterbrochen, welche bei den östlichen Pfeilern je einen Steinring — eine Schlange, die sich in den Schwanz beisst, und einen Wulst — enthalten, bei den beiden westlichen Pfeilern, ohne Steinringe, durch Fratzen belebt sind. (Fig. 88—91.) Die Seitenschiffe

sind mit unregelmässig gemauerten, rippenlosen Kreuzgewölben überdeckt, bei denen stellenweise der Spitzbogen erkennbar ist. Die ungegliederten Gurtbogen sind als Halbkreise konstruiert und stützen sich auf die erwähnten rechteckigen Vorlagen der freistehenden Pfeiler und auf rechteckige romanische Wandpfeiler mit Ecksäulchen. In jedem Gewölbejoch sitzt ein schlichtes, romanisches Fenster, im Westen auf der Südseite ein Eingang und auf der Nordseite ein grosses, jetzt vermauertes Portal mit prächtiger, romanischer Einfassung, um



Fig. 92. Neuwerkskirche in Goslar; Eingang auf der Nordseite.

welche das breite Sockelprofil noch herumgeführt ist. (Fig. 92.) Die spitzbogigen Schildbogen sind bereits oben erwähnt.

An der Westseite des südlichen Querschiffes hat der Sockel einen Ansatz, welcher auf eine früher geplante grössere Breite des Seitenschiffes schliessen lässt.

In dem vermauerten Eingang der Nordseite befindet sich, innen sichtbar, ein Flachbild, aus Stein gearbeitet, eine Kreuzigung darstellend, ähnlich derjenigen im Querschiff, und ferner an dem südlichen Nebenpfeiler des Westjoches im Mittelschiff unter dem Gurtgesims die im Abschnitt Geschichte erwähnte Engelfigur, welche auf einer Konsole steht und eine Rolle in den Händen hält. Letztere trägt die Worte: „Miri · facta · vide · laudando · viri · lapicide ·“ und auf der Konsole befindet sich der Name des Meisters „Wilhelmi“.

(Fig. 93.) Der Engel ist gegenüber dem jetzt vermauerten nördlichen Eingang angebracht, sodass er von den Eintretenden sofort gesehen wird. In diesem Joche befindet sich noch im Scheitel des westlichen Gurtbogens eine Figur

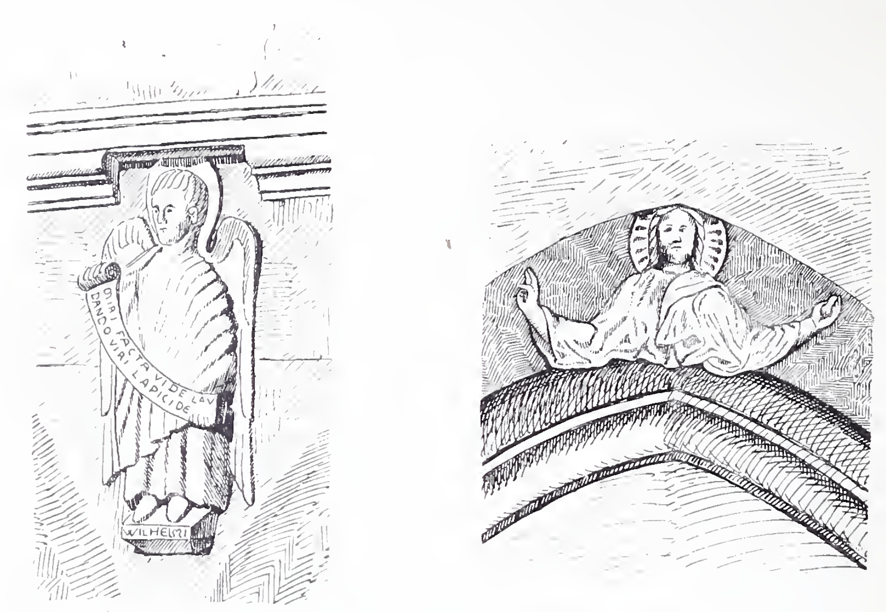


Fig. 93 und 94. Neuwerkskirche in Goslar; Engelsfigur, Figur Christi.

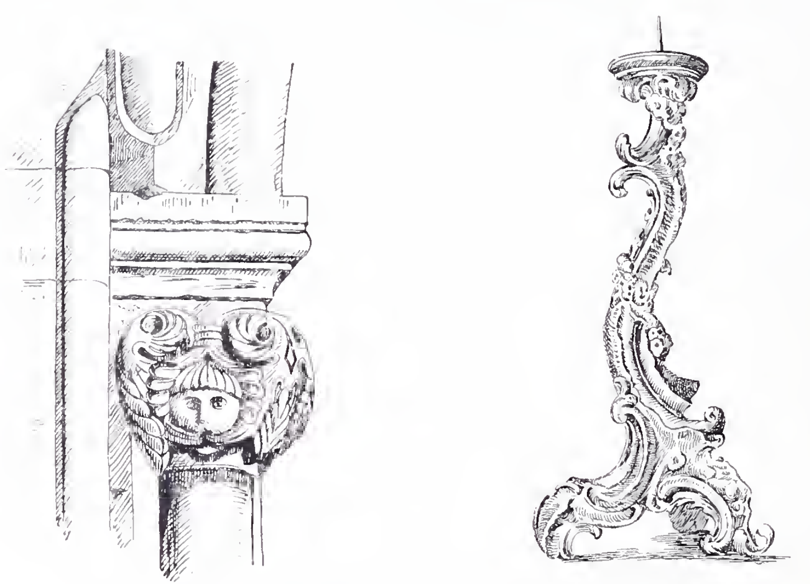


Fig. 95 und 96. Neuwerkskirche in Goslar; Dienstkapitäl, Altarleuchter.

Christi (Figur 94), welche beide Hände emporhält. Ein Dienstkapitäl an der Orgelempore ist in Fig. 95 wiedergegeben.

Thurmfront. Zwei quadratische Thürme, welche oben in das Achteck übergehen, sind im unteren Theile mit dem zwischengelegten Glockenhaus zu einer mächtigen

Westfront vereinigt und im Erdgeschoss mit Kreuzgewölben versehen. Zwischen ihnen liegt im Glockenhause eine zur Kirche gezogene, spitzbogige Tonne in der Breite des Mittelschiffes. Die Westseite enthält einen jetzt theilweise vermauerten, rundbogigen Eingang mit Lisene im Scheitel, darüber schlichte Rundbogenfenster und ein grösseres, profiliertes, im Schiff der Kirche sichtbares Kreisfenster. Im Glockengeschoss sind auf der West- und Ostseite je zwei Rundbogen mit drei gekuppelten Spitzbogenöffnungen angebracht. Die Oeffnungen der Achteckthürme, welche im Jahre 1863 zum Theil wieder vermauert sind, enthalten meist durch Säulchen getrennte Kleeblatt-, Spitz- oder Rundbogen; die achteckigen, niedrigen



Fig. 97. Neuwerkskirche in Goslar; Crucifixus.

Helme sind mit Blei eingedeckt und tragen je einen Knauf. An der Westseite des Glockengeschosses sind in verschiedener Höhe zwei Inschrifttafeln angebracht, welche die Jahreszahlen der Wiederherstellungen 1700 und 1865 aufweisen.

In den Apsiden sind die drei alten massiven Altäre noch erhalten. Altäre. Der rechteckige Tisch des Hauptaltars ist an den Vorderecken durch zwei, an den Hinterecken durch eine Hohlkehle abgekantet und enthält vorn zwei, an jeder Seite eine Füllung, welche mit einer Doppelhohlkehle umrahmt sind. Der Sockel zeigt eine steile Hohlkehle, die Deckplatte einen Wulst. Die Nebenaltäre in den Apsiden des Querschiffes sind einfacher gehalten, ohne Füllungen, Sockel und Deckplatte mit steiler Hohlkehle gezeichnet. Auf dem nördlichen Nebenaltar

steht eine kleinere, handwerksmässig gearbeitete, auf dem südlichen eine etwas grössere Pietas aus Holz, letztere eine gute Arbeit um 1500.

Altarleuchter. Zwei Altarleuchter, 60 cm hoch, aus Holz zeigen die Formen des Rokoko (Fig. 96).

Crucifixe. Auf dem Hochaltar steht ein kleiner Crucifixus aus Holz geschnitzt mit Maria und Johannes aus dem XVIII. Jahrhundert. Ein grosses, hölzernes Kreuz, vermuthlich ein altes Triumphkreuz (XVI. Jahrhundert), befindet sich jetzt in der mittleren Thurmhalle. Es zeigt den Gekreuzigten mit natürlichem Haar und Dornenkrone (Fig. 97).

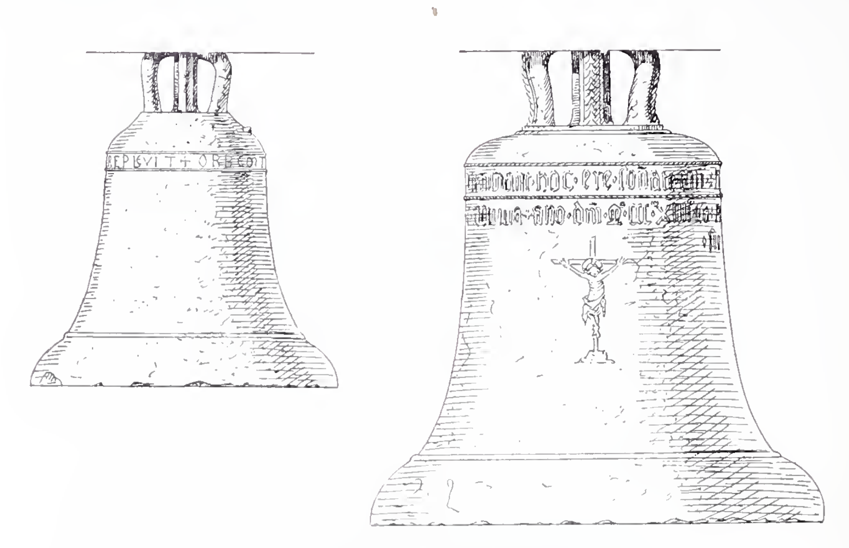


Fig. 98 und 99. Neuwerkskirche in Goslar; Glocken

Gemälde. An der südlichen Wand im Querschiffe hängt ein Oelbild, welches die Kreuzigung, umgeben von elf kleineren Darstellungen aus der biblischen Geschichte, enthält. In dem zwölften Felde ist das Wappen des Dieterich von der Recke, gestorben am 20. Januar 1684, und der Anna Dorothea von Behre, gestorben am 21. Januar 1684, angebracht.

Glasmalerei. Im Fenster der südlichen Nebenapsis sehen wir zwei gemalte Scheiben: des Rektors Hagius mit Wappen und der Jahreszahl 1660 und des Stadtvogts H. Jürgen Evers. Das untere, gekuppelte Fenster der südlichen Querschiffswand enthält vier kleine gemalte Wappenscheiben aus dem XVII. Jahrhundert: des H. Andreas Senger mit der Jahreszahl 1660, des Hans Dronewvlf, des H. Gothfrid Proebsting und des H. Hans Biel.

Glocken. Von den vier alten Läuteglocken, welche im obersten Geschoss des westlichen Querhauses hängen, tragen drei Inschriften. Die erste nach Süden (Fig. 98), von 82 cm unterem Durchmesser, aus der Zeit der Erbauung der Kirche, zeigt unter der Haube zwischen zwei glatten Schnüren die einzeilige Inschrift:

+ $\overline{\text{sps}}$ · $\overline{\text{dni}}$ · replevit + · orbem · terrarum ·

Die Buchstaben (Fig. 102) sind lateinische Grossbuchstaben, untermischt mit einzelnen Unzialen (e und m). Ausser dem Schriftband und einem glatten

Streifen über dem Kranze findet sich an der Glocke keine weitere Verzierung. Die Oehre, von denen eins fehlt, haben runden Querschnitt und schliessen sich mit geringer Ausladung an den Mittelbogen. Die Buchstaben der Inschrift sind erhaben und von rundem Querschnitt.



Fig. 100—102. **Neuwerkskirche in Goslar; Glocken, Glockeninschrift.**

Die nördlich daneben hängende Glocke von 1,20 m unterem Durchmesser (Fig. 99) zeigt unter der Haube in zwei Zeilen, deren obere von zwei gedrehten Schnüren eingefasst ist, in gothischen Minuskeln (Fig. 103) oben die leoninische Reimumschrift:

fulmineus · terror · et · quilibet · aeris · error + matre · dei · dante · fugiant · hoc · ere · sonate · an̄ ·

Darunter ebenfalls in gebundener Sprache:

rector · celi · nos · exaudi · tu · dignare · nos · salvare · A · Ω · nos · adjuva + ano · dn̄i · M° · CCC° · XIIII° · fcā +

· sum ·

Die Buchstaben haben rechteckigen Querschnitt und sind anscheinend in Wachs geformt und auf die Mantelform aufgelegt. Vor dem mittleren C in der Jahreszahl hat sich der untere Haken abgelöst und verschoben. Das letzte

Wort der Inschrift „sum“ ist unter die Zeile gesetzt. In der Mitte der Glocke befindet sich auf der Ostseite das Bild des Gekreuzigten in ganz wenig vortretenden Umrisslinien (Fig. 104); auf der Westseite ist dementsprechend das Bild der trauernden Maria zu sehen (Fig. 105). Die Oehre neigen sich schon der eckigen Querschnittform zu, tragen auf den Aussenseiten ein ährenförmiges Ornament und schliessen in schön geschwungener Linie an den Mittelbogen an. Mantel und Schlagring sind durch ein glattes Band getrennt.

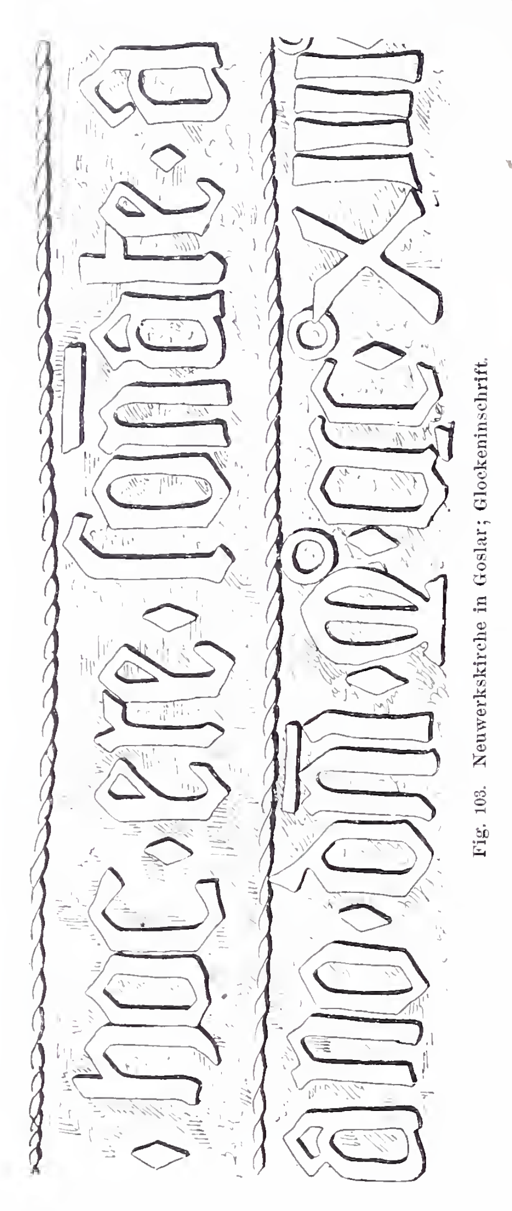


Fig. 103. Neuwerkskirche in Goslar; Glockeninschrift.

Die dritte Glocke (Fig. 100), die grösste von allen, hat 1,31 m unteren Durchmesser und zeigt unter der mit einem glatten Streifen verzierten Haube zwischen je zwei glatten Streifen in reichverzierten, gothischen Grossbuchstaben (Fig. 106) die einzeilige Inschrift:

Ave ·:· Maria ·:· gracia plena · dominus : tecum ·:· + ·:·

Die Buchstaben sind aus wenig vortretenden, schmalen Linien und Punkten gebildet.

Unterhalb der Inschrift ist der Mantel mit neun kleinen, theils kreisrunden, theils im Vierpass geformten Verzierungen versehen, deren bildliche Darstellungen sehr undeutlich sind. Der Kranz ist durch drei glatte Streifen vom oberen Theil getrennt und durch einen glatten Streifen verziert. Die Oehre, welche mit kräftiger Ausladung an den Mittelbogen anschliessen, tragen auf den Aussenseiten zwischen zwei glatten Streifen buckelartige Verzierungen.

Die vierte Glocke (Fig. 101) hat 0,73 m unteren Durchmesser und keine Verzierung ausser einem glatten Streifen oberhalb des Schlagringes. Die Form ist langgestreckt, die Oehre sind von rundem Querschnitt und steiler Form. Die Glocke zeigt viele streifige Unebenheiten, der Schlagring bedeutende Gussfehler. Sie scheint die älteste von allen zu sein.

Im südlichen Thurme neben der Glockenstube hängt noch eine fünfte Glocke, welche der zuletzt beschriebenen ähnlich ist. Sie hat 0,70 m unteren Durchmesser, unter der Haube zwei, zwischen Mantel und Schlagring ein glattes

Band und trägt auf dem Rücken der leicht geschwungenen Oehre von rundem Querschnitt eine ährenförmige Verzierung. Ihre Form ist noch schlanker als die der vierten Glocke. In einem von kundiger Hand geschriebenen Artikel des Goslarischen Wochenblattes (1885) werden zwei Glocken und drei Schellen

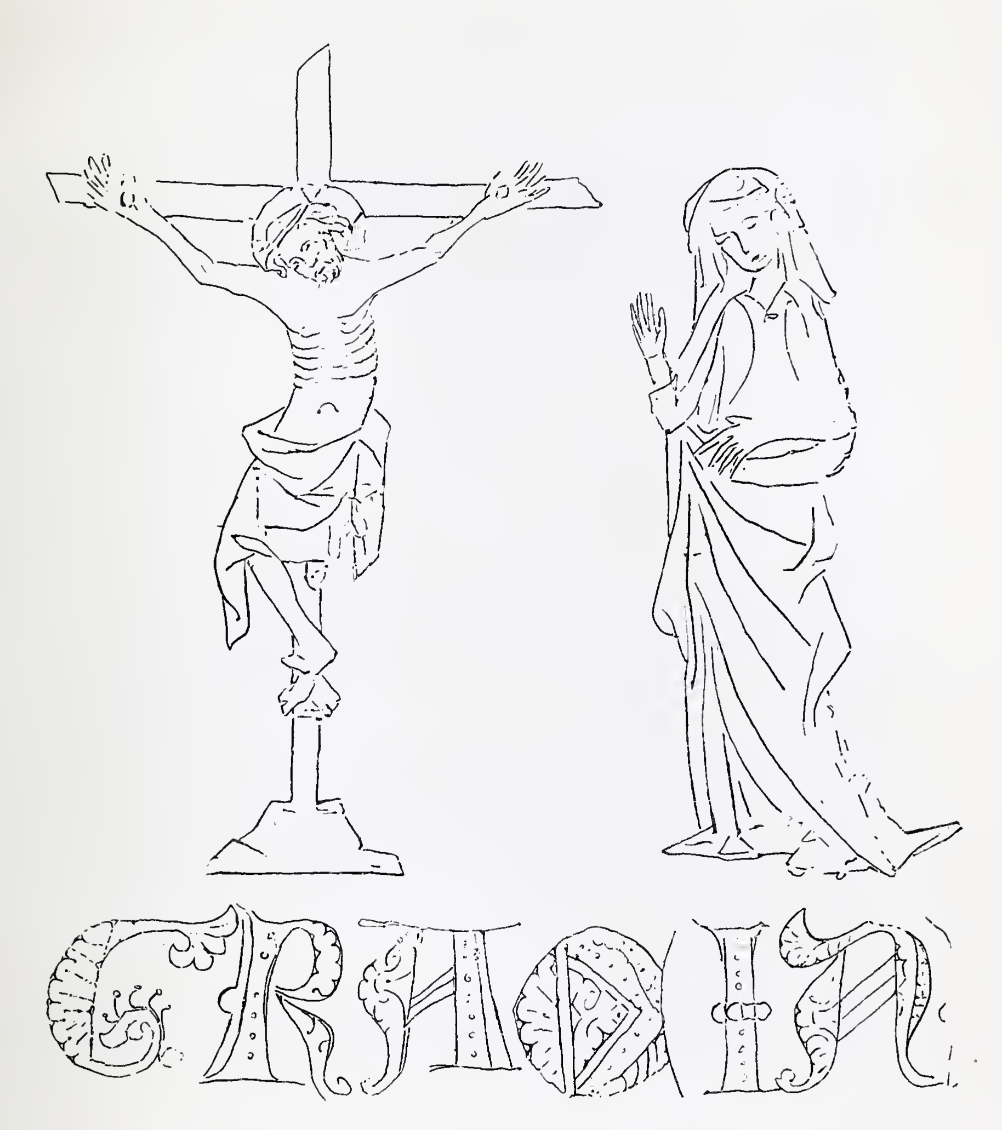


Fig. 104—106. Neuwerkskloster in Goslar; Glockenbilder, Glockeninschrift.

unterschieden und dabei bemerkt, dass Mithoff eine sehr alte Schelle, im Südthurm ohne Leitstrang hängend, im Durchmesser 0,705 m und mit oberer Abrundung, übersehen habe. Diese dritte Schelle bilde die Oktave zu der Sonntagsglocke, während der Ton der beiden anderen Schellen $\overline{d}$ und $\overline{fis}$ sei. Das Zusammengeläute der fünf Glocken wird als sehr harmonisch gerühmt.

Gotteskasten. Ein Gotteskasten aus Holz mit Eisenbeschlag, zwei gemalten Wappen und den Bezeichnungen „H. G. V.“ und „C. M. B.“ stammt aus dem Jahre 1663. Auf der Rückwand ist in roher Bemalung eine Darstellung des Scherfleins der Wittwe erhalten.



Fig. 107. Neuwerkskloster in Goslar; Kanzel.

Grabsteine. Im nördlichen Seitenschiff an der Rückseite der Kanzel steht ein Grabstein mit der Jahreszahl 1521. Er zeigt das Bild der Verstorbenen in einfachen Linien und eine (verstümmelte) Umschrift in gothischen Minuskeln. Ausserdem befindet sich unter der Vierung ein als Hochgrab gebildetes Denkmal, welches in spätgothischer Zeit den Stiftern des Klosters gesetzt worden ist. Die Deckplatte trägt die Umschrift in gothischen Minuskeln:

Consepulti · sūt · hic · strenvus · miles · dns · volcmar' · de · wildensteyn .
et · helēa · uxor · eius · fundatores · et · dotatores · hui' · monasteriy · qui .
floruer̄t · circa · annos · · · · · III M · CC · quor' · aīe · requiescāt · in · pace ·

Volcmar v.Wildenstein und seine Frau Helena sind in einer spätgothischen Nischenarchitektur dargestellt, der Mann bartlos, mit einem Schwert, die Frau in langem Gewande, mit einem geöffneten Buch. Oberhalb der Figuren sind zwei Wappen angebracht; das Ganze ist roh gearbeitet.

Die Steinkanzel (Fig. 107), welche ihren Platz an der Nordseite des Mittelschiffes hat, ist mit einem darunterliegenden Altare verbunden und ein seltenes, prächtiges Werk spätromanischer Kunst von der Hand eines tüchtigen Meisters. Sie stand bis zum Jahre 1843 in der Mitte vor dem Chore, an der Westseite desselben, und die Stufen des Chors schlossen sich an den Sockel des Altars an. Letzterer diente hier offenbar als Laienaltar und bildete mit der zugehörigen Kanzel nach Art eines Lettners den Abschluss zwischen Chor und Schiff. Der Altar hat eine gegliederte Deckplatte mit Reliquienbehälter, an der Vorderseite profilierte Füllungen und Sockel. Auf ihm steht, mit einer grossen Hohlkehle überladend, die rechteckige Kanzel, welche früher weiter gegen den Altar zurückgesetzt gewesen sein soll. Sie ist reicher behandelt als der Altar, mit Ecksäulchen besetzt und in den Füllungen mit schönen figürlichen Darstellungen versehen. An den Seitenflächen sehen wir vier Heilige, darunter Petrus und Paulus, an der Vorderseite Christus, welcher der links neben ihm sitzenden Maria die Krone reicht. Kanzel.

Ein kleines, hölzernes Lesepult auf dem Hauptaltare, geschnitzt, mit Barockornament versehen, stammt aus dem Jahre 1719. Lesepult.

Ein spätgothisches, rohgearbeitetes Tabernakel aus Stein an der nördlichen Chorwand enthält die Jahreszahl 1484. Tabernakel.

Die herrlichen romanischen Malereien des Chores sind bei den Abschnitten, welche die Geschichte und die Beschreibung des Chores behandeln, bereits besprochen. Im Uebrigen ist die Kirche neuerdings in einfacher Weise mit verschiedenen Tönen, weiss, grau, blau, braun, gold, angestrichen worden; im Querschiff sind noch einige romanische Muster an den Bögen und Rippen angebracht. Wandmalerei.

Das südlich von der Kirche gelegene Wohngebäude ist ein Fachwerksbau in einfachen Formen aus der Barockzeit. Bemerkenswerth ist der Haupteingang mit Messingklopfer, reichgeschnitzter Bekrönung und Inschrift. An dem massiven Nebengebäude sind noch Reste einiger gekuppelter Fenster aus der Uebergangszeit erhalten. Im Innern sind zwei übereinanderliegende Säle im Erdgeschoss und ersten Stock bemerkenswerth. Der untere Raum hat eine mit Stuck verzierte Balkendecke, deren Balken in der Mitte der profilierten und verkröpften Füllungen aus Stuck geformte Figuren und sonstige Verzierungen enthalten. Der obere Saal hat eine ähnliche, aber einfacher gehaltene Decke, einen reichverzierten Stuckkamin und enthält eine Anzahl alter Oelbilder aus der Barockzeit, welche theils geistlichen Inhaltes sind, theils Porträts früherer Klosterinsassen darstellen. Die daselbst aufbewahrte kleine Kreuzigungsgruppe, Maria Klostergebäude.

und Johannes neben dem Gekreuzigten, aus Holz geschnitzt und bemalt, eine Anzahl Stuckfiguren von Heiligen und eine aus Holz geschnitzte und bemalte Engelfigur sind vermuthlich bei der Wiederherstellung der Kirche in's Kloster überführt. In den übrigen Räumen befinden sich noch mehrere alte Möbel, Truhe, Schrank, Stühle und Spiegel. Die Thür vom Nebenflur zu dem an der Bahnhofstrasse belegenen Wirthschaftsraume ist von einem profilierten spätgothischen Spitzbogen eingefasst.

Das Frankenberger Kloster.

Litteratur: Cronicon Coenobii Montis Francorum v. Kotzebue 1698; Mittelalterliche Baudenkmäler 1865; Merian, Topographie von Niedersachsen; Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, III; Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen, III.

Quellen: Urk. B. I—V; Staatsarchiv in Hannover; Archiv und Registratur in Goslar; Chroniken in Goslar; Wochenblatt.

Das „Kloster Frankenberg" liegt, nur durch eine Mauer vom Frankenberger Kirchhofe getrennt, inmitten eines grossen Lustgartens zwischen dem Stadtgraben und der Stadtmauer; erst vor Kurzem ist es, von Braunschweig übergeben, an das Goslarische Stadtgebiet angeschlossen. Von den Gebäuden des alten Nonnenklosters ist nichts mehr erhalten; gleichwohl bedarf es wegen der regen Beziehungen zur zubehörigen Parochialkirche St. Petri et Pauli, deren Baugeschichte davon nicht wenig berührt ist, einer kurzen Besprechung. In welchem Jahre das Kloster gegründet ist, ergiebt sich nicht genau aus den Urkunden, wahrscheinlich um 1225; die päpstliche Bestätigung dieser an den Orden der Magdaleniterinnen angeschlossenen Stiftung erfolgte 1235, als Gründer aber und hervorragendster Wohlthäter wurde der Bischof Conrad von Hildesheim, der Patron dieser so eigenartigen, weitverbreiteten Schwesternschaft gefeiert. Ueber den Güterbesitz des Klosters vergl. Bode U. B. I, E. S. 107 f. und II, 101 f. Gleich im Anfange schenkte die Frankenberger Gemeinde ihre Parochialkirche dem Kloster, mit dem Zusatze, dass der Propst als Pleban den Altardienst verwalten sollte. (1235.) In Folge dessen wurde ein abgeschlossener Gang zwischen dem Kloster und der Kirche gebaut und den Schwestern eine besondere Empore eingeräumt. Beide, Kirche und Kloster, erschienen so als eins, dass die Urkunden von einem Monasterium St. Petri und einer ecclesia St. Mariae Magdalenae im Frankenberge reden.

Aber dieses Einvernehmen konnte nicht lange von Bestand sein, weil die Bischöfe das rechtliche Verhältniss immer schärfer so herauskehrten, dass das Kloster nicht in Goslar (1254), sondern vor der Stadt (apud Goslariam infra muros civitatis 1298) läge und demgemäss die Pröpste jede Annäherung an die Stadt abwiesen. Dazu kam, dass aus den „büssenden Schwestern"

(sorores poenitentes) bald Herrinnen („dominae") wurden, die sich der Gemeinde, der sie eingegliedert waren, entfremdeten. So sank die unter der Gunst der Zeit rasch aufgeblühte Stiftung schon im XIV. Jahrhundert darnieder und gerieth in solche Armuth, dass 1327 zur Ernährung der Nonnen ein bedeutender Theil des Besitzes verkauft werden musste. 1493 vom Feuer zerstört, wurde das Kloster mit Hülfe der Stadt wieder aufgebaut, wofür es sich aber den Verlust der Unabhängigkeit musste gefallen lassen. Bald nachher, nach dem Ende der Stiftsfehde, 1523, fiel es an Braunschweig und musste so an den wechselnden Schicksalen des Herzogs Heinrich theilnehmen. Die erste Folge war, dass 1528, nach der Einführung der Reformation in den Goslarischen Pfarrkirchen, den Nonnen der Zutritt zur Kirche verboten wurde, woran sich 1529 die Zerstörung des „Aussenchores" an der Kirche anschloss. Nach der Niederlage des Herzogs wurde das Kloster vom Rathe besetzt und reformiert, 1548 aber mit allen Kostbarkeiten zurückgegeben. Erst 1568 wurde die Messe endgültig darin abgeschafft, und aus dem Kloster eine Versorgungsanstalt für eine Domina und drei adelige Schwestern gemacht. Der Versuch des Rathes von Goslar, im Wege des Prozesses sich dieses Besitzthums zu bemächtigen, schlug fehl; auch die Schweden gaben 1632 nach der Vertreibung der 1630 zurückgekehrten Magdaleniterinnen das Kloster an Braunschweig zurück. 1704 wurden die Klostergebäude vom Herzoge Anton Ulrich neu gebaut und das Stift feierlich wiederum eingeweiht. Die preussische Organisation 1803 liess alles Bestehende unangetastet, aber die französische Verwaltung zog das Kloster ein. 1815 an Braunschweig zurückgegeben, hörte es auf, Kloster zu sein. Das ganze Besitzthum, bestehend aus einem Wohnhaus, einem überbauten Gange nach der Kirche (2 Geschosse hoch, 6′ breit und 46′ lang) und vier „Inquilinenhäusern", darinnen noch viel altes Mauerwerk, wurde 1837 verkauft und dabei auch endlich gestattet, dass die letzten Reste der Verbindungsmauer u. A. beseitigt wurden. Durch Staatsvertrag zwischen Preussen und Braunschweig ist neuerdings das Kloster wieder an Goslar gefallen, wozu es nach seiner Lage und Geschichte gehört.

Das Brüdernkloster der Minoriten.

Litteratur: Die Franziskaner in Goslar, Ztschr. f. Hzgesch. XIII, 7; fr. Lemmers, die Franziskaner im Stifte Hildesheim (1895).

Quellen: Urk. B. Goslars I—V; Archiv und Registratur in Goslar; Chroniken.

Das „Brüdernkloster" der Franziskaner lag zwischen dem Stadtgraben und der Mauer, an dem sog. Ziegenplatze, wo der Name noch als „Hinter den Brüdern" fortlebt. Auch steht noch etwas von der alten Ringmauer, die an der „Fruwekenstrate" (= Kettenstrate) in der Mauer des Frankenberger Klosters sich fortsetzt. Das Brüdernkloster scheint von Anfang an zur Stadt Goslar

gehört zu haben, da die Urkunden auch der Vermuthung keinen Raum geben, dass dieser Bezirk in eigener Vogtei gewesen sei. Die Chroniken beanspruchen als Gründer den Kaiser Otto IV. (1209) und als Patron den heiligen Laurentius. Beglaubigtes ist über die Geschichte dieses Klosters wenig überliefert, und was gefabelt wird von regem geistigen Leben, von der Pflege der Heilkunst („Colbo medicus") und besonders der Alchemie (Ecmannus 1368) hat wenig Werth: als Merkwürdigkeit erwähnen wir nur noch, dass Berthold Schwarz in diesem Kloster das Schiesspulver erfunden haben soll. Auch mit der grossen Bibliothek (Hein. Antt. 237. 297) war es wohl nicht weit her, da sie 1500 für 4 Mk. an den Rath in Goslar verkauft wurde. Zu dem nordwärts gelegenen Kloster gehörte auch eine der Bäringer Strasse zugekehrte grosse Kirche, von der nur noch eine sehr mangelhafte Beschreibung bei v. Löhr (1737) vorhanden ist. Auch aus den Resten der Grundmauer lässt sich keine Vorstellung davon mehr gewinnen. Die Ausstattung des Klosters war ohne Zweifel sehr ärmlich, da auch nicht eine Urkunde von grösserem Besitze zeugt. Dagegen scheint die Wirksamkeit der Brüder, die sich besonders bei den Gewerkschaften grosser Beliebtheit erfreuten, nicht unbedeutend gewesen zu sein, wie das auch durch mehrere Altäre der Fraternitäten in der Brüdernkirche bewiesen wird. Als nach der Reformation das Betteln in der Stadt nichts mehr eintrug, wanderten die Franziskaner, vom Rathe bedrängt, nach Halberstadt aus und liessen nur leere Räume zurück. Das zum Kistenamt eingezogene Vermögen des Klosters betrug nicht mehr als 300 rthlr. 1569 wurde das Kloster zu einem Hospitale eingerichtet. Während des 30jährigen Krieges nahm der Orden wieder Besitz von seinem Eigenthume, musste es aber bald räumen und konnte auch von dem Rathe die Zurückgabe nicht erlangen. Die baufällige Kirche wurde 1715 bis 1717 nothdürftigst erneuert und im Innern mit einer Kanzel und mit Bildern geschmückt; aber nach dem Berichte der Baukommission von 1814 war bereits Alles wieder verfallen und die Kirche selbst eingestürzt. Es wurde daher 1820 beschlossen, Kloster und Kirche abzureissen und das Hospital („Brüdernkloster") mit dem Grossen Heiligen Kreuze zu verbinden. Ausser den bunten Fenstern mit Wappen Goslarischer Familien aus dem XVII. Jahrhundert, die dem Grossen Heiligen Kreuze zufielen, wurde das übrige Inventar, darunter zwölf Gemälde der Apostel, ein Christusbild und ein „geschnitztes Altarblatt" der Jacobikirche überwiesen. Der Altar war schon 1815 verkauft. Wo die „neue Kanzel" von 1717 hingekommen ist, ergeben die Akten nicht.

Das Kloster zum Heiligen Grabe.

Litteratur: Hann. Gelehrte Nachr. 1755; Deutsche Ordensritter in Goslar 1753; Merian, Topographie von Niedersachsen; Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, III; Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen, III.

Quellen: Urk. B. I—V, Das städtische Archiv in Goslar und das Staatsarchiv in Hannover.

Die Geschichte dieses kleinen Klosters führt in ein bemerkenswerthes Stück Goslarischer Vorzeit zurück, in die sog. Kleine Vogtei der Reperstrate, die vor dem Vitithore gelegen, eine eigene Vorstadt („suburbium") ausserhalb der Stadtmauer bildete und nach dem Namen reperebân ehemals wohl eine Seilerbahn war. Mit dem „Römerbanne" und der villa Romana sie in Verbindung zu bringen, so verlockend es auch ist, scheint doch zu gewagt, wie es auch für unmöglich gelten muss, dass aus Romsche Strate („platea Romanorum") je eine Reperstrate hat werden können. Der ziemlich ausgedehnte Bezirk, vom Frankenberge bis zum Rosenthor reichend, gehörte, wie die Goslarischen Statuten nicht bezweifeln lassen, zum Stadtgebiete und stand unter der Jurisdiction des Rathes, was auch noch in späterer Zeit darin hervortritt, dass der Rath in der Reperstrate die Juden ansiedelte. Während des Braunschweigischen Krieges 1527 wurde diese ganze Vorstadt von den Bürgern selbst eingeäschert. Innerhalb dieses Gebietes lag in einer Wiese („pratum"), „Freudenplan" genannt, das Kloster des Johanniter-Ordens, nur aus einer kleinen Kapelle und dem zugehörigen Kurienhause bestehend. Die Stiftungsurkunde ist leider verloren; in den Urkunden heisst es „Monasterium ad S. Sepulcrum" (zuerst 1214) und weiterhin Parochialkirche der Kleinen Vogtei. Die der Kommende von Supplinburg untergeordnete Stiftung gelangte, da sie zu arm ausgestattet war und in Folge dessen kaum den einen Priester ernähren konnte, zu keiner Bedeutung. Nachdem der Prior Johann v. Dornten (1489—1500) das Vermögen verschleudert hatte, setzte der Orden dem Wunsche des Rathes, diese fast nur noch Wegelagerern zum Schlupfwinkel dienende, völlig verfallene Kapelle wegzuräumen, nichts mehr entgegen; mit Einwilligung des Papstes und des Bischofs von Hildesheim wurden 1508 die Gebäude abgerissen*) und der Altar in einer kleinen Holzkapelle aufgestellt. In dieser soll 1521 (wenig glaublich!) der aus der Jacobikirche verstossene Pfarrer Klepp als erster Reformator Goslars seine neue Predigt unter grossem Zulauf des Volkes gehalten haben. 1527 wurde die Kapelle von den Bürgern in Brand gesteckt und als Ersatz dem Orden dafür der „Trollmönch" eingeräumt.

Der Trollmönch.

Der noch erhaltene, an der Glockengiesser-Strasse gelegene Trollmönch hat seinen Namen von den darin wohnenden „trullebroderen", d. h. Begarden, die während der Pestzeit im XIV. Jahrhundert zur Krankenpflege und Todtenbestattung zusammengetreten waren. Zu dem Orden der Hieronymiten zugezählt, nannten sie sich auch Celliten, Lollarden, Willige Arme oder Innighe Brodere. Uebrigens scheint der Name „trullebroder", von trill oder trull, d. i. schlagen, oder richtiger von trul-Fass (Gosl. Stat. 51, 14 dat vat eder de trul) abgeleitet, späterer Spottname, etwa soviel wie Saufbruder gewesen zu sein, wie ja die Beginen und Begarden in schlechtem Leumund standen. Die erste Erwähnung der Trollmönche in Goslar geschieht 1482, und nicht viel früher mag auch das Haus gebaut sein. Seit 1532, wo es in den Besitz des Johanniter-Ordens überging, hiess es das Prioratshaus, 1540 kaufte es Fritz v. d. Schulenburg,

*) Bis 1876 hiess die Anlage „Schweineplatz". Bei Nachgrabungen wurden 1885 Fundamente des alten Klosters blossgelegt. Vergl. Wochenbl. Nr. 86.

ein Ordensritter, von dem es dann an die v. Saldern'sche Familie kam. Neuerdings entfernte Wappen über dem 1580 erbauten Thore zeigen noch diesen Familien-Zusammenhang. 1713 wurde das Haus von dem Amtmann Mylius, der es von dem Syndikus Klein geerbt hatte, erneuert, und 1755 das ganze Besitzthum mit allen Priorats-äckern von dem Kloster Neuwerk erworben. 1860 wurde der Trollmönch, der inzwischen der Stadt als Gefängniss gedient hatte, von der Hannoverschen Krone angekauft.

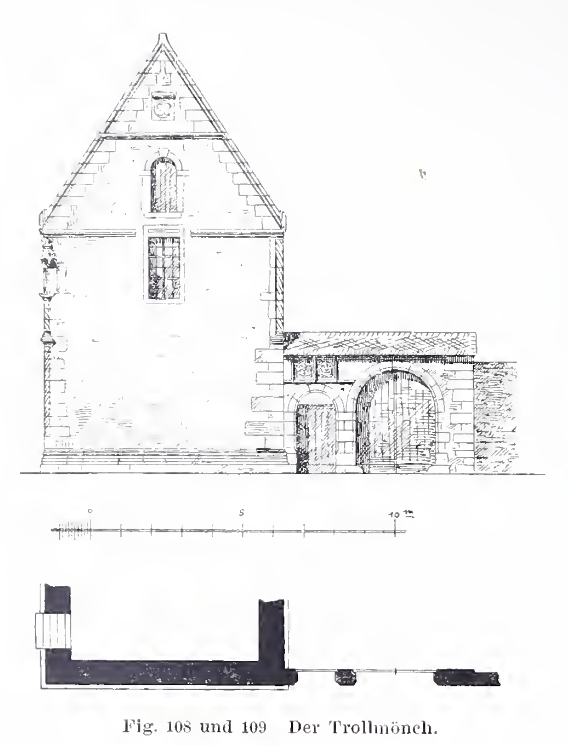


Fig. 108 und 109 Der Trollmönch.

Es ist nur noch ein kleines rechteckiges Gebäude erhalten, welches als Kapelle gedient hat und im Inneren vollständig verbaut ist; auch das von Mithoff erwähnte, romanische Fussgesimse der darin befindlichen Eckpfeiler ist nicht mehr zu sehen. Der Südgiebel (Fig. 108 und 109) hat gewundene Ecksäulchen, Nische und Baldachin in spätgothischen Formen auf der Südecke. Die Figur der Nische fehlt. Ein anschliessendes Thor, welches zum Hof führte, wurde im Jahre 1900 abgebrochen; zwei Wappensteine desselben befinden sich jetzt im Grossen Heiligen Kreuz.

Das Kloster St. Viti.

Litteratur: Gelehrte Nachrichten (Hannover) 1755.

Quellen: Urk. B. I—V; Gosl. Archiv; Chroniken; Handschr. Nachlass von Erdwin von der Hardt (Goslar).

Das Kloster St. Viti lag mit seinem von der Bäringerstrasse durchschnittenen Gebiete zwischen der Stadtmauer und dem Graben recht eigentlich in dem Thore, dem es seinen Namen gegeben hat. Ob und inwieweit diese alte Stiftung, die in der (ersten) Urkunde von 1107 auf zwei Aebte aus der Benediktiner-Abtei Corvey zurückgeführt wird, etwa mit der von Bode (Einl. z. U. B. I zu 1234) nachgewiesenen (?), zugehörigen „Klause“ zusammenhängt,

lässt sich nicht mehr zeigen. Obwohl mit dem Rechte einer Pfarrei ausgestattet, gelangte das Kloster zu keiner Blüthe. Schon im Jahre 1284 kam das Patronat über das „verfallene Kloster" an den Rath der Stadt, der 1397 mit Genehmigung des Bischofs von Hildesheim einen Theil der Kapelle im Thore zur Erbreiterung der Strasse und der Thoranlage abreissen liess. Die letzten Ruinen des Klosters wurden 1572 weggeräumt. Zu St. Viti gehörte der mehr stadteinwärts gelegene „Vitushof", der 1480 an Riechenberg übergeben, mit diesem 1523 an Braunschweig fiel. Von der Münze, die der Herzog darin einrichtete, erhielt er seinen neuen Namen als fürstliche Münze oder Zehnten. Das grosse Gebäude an der „Zehntstrasse", wo jetzt die Kaserne liegt, brannte 1811 nieder, nachdem es kurz vorher noch Jerome von Westfalen als Absteigequartier gedient hatte. Ueber die Thorkapelle vergl. unter „Befestigungswerken".

Die Cäcilienkapelle am „Himmelreiche".*)

Litteratur: Mit besonderer Berücksichtigung der Kapelle nicht vorhanden; auch die Handbücher enthalten nur wenige Bemerkungen.

Quellen: Urk. B. I—V; Archiv und Registratur in Goslar; Chroniken.

Die Kapelle der heiligen Cäcilie lag an der Kornstrasse, gegenüber der Judenstrasse, zwischen dem Schwichelthause und der Domstrasse, in demjenigen Stadttheile, der vordem dat himelrike oder lat. vicus caeli hiess; daher erklärt sich auch der Name des Eckhauses dort an der Judenstrasse: de wicbughe. (Urk. 1424.) Der Platz heisst heute der St. Johannis-Kirchhof. Die Cäcilien-Kapelle, im Volksmunde und späteren Urkunden gern Sixtilien genannt, war eine der ältesten geistlichen Stiftungen in Goslar, von einem Domherrn Sidag, über dessen Familie Näheres in der Einl. zum Urk. B. I. zu ersehen ist. Ihrer Bestimmung nach, wie das auch in der Urkunde über die durch Bischof Hezilo (1054—1069) vollzogene Einweihung hervorgehoben wird, nur Hauskapelle jener Familie, erweiterte sie sich allmählich zu einer „Parochialkirche". Nach dem Erlöschen der Sidags ging sie an die von ihr sich benennende Familie de Capella über, die sich den Besitz durch den Bischof Bruno 1160 bestätigen liess. Etwa hundert Jahre später (1269) übereignete der Graf Hermann v. Woldenberg seine „Kurie, zu der auch die Cäcilien-Kapelle gehörte", an das Kloster Walkenried, dem es 1298 von dem Bischofe bestätigt wurde. Näheres über diese Woldenberger Kurie, die an der Domstrate gelegen, als altes Besitzthum der Herren v. Barum (in einer Urk. v. 1315) erscheint, ist nicht bekannt, insbesondere auch nicht, wie ihr die Cäcilien-Kapelle zugefallen ist. Auffallend

---

*) Wie ein „Himmelreich", so hatte Goslar auch seine „Hölle"; 1467 brannten zwei Ritterhäuser, neben dem „Bäckerhaus" in der „Bergstrasse an der Hölle" gelegen, nieder.

ist der aussergewöhnliche Reichthum an Reliquien, womit die Stiftung gleich anfangs hervortritt; ob nicht doch das der Urk. v. 1054 ff. (Urk. B. I, 104) hinzugefügte Register später anzusetzen ist? Allerdings hatte die Kapelle von Anfang an eine Menge heilige Beschützer, indem sie gestiftet war in honorem St. trinitatis, St. crucis, St. Mariae, St. Martini, St. Nicolai et omnium Sanctorum. Reicheren Grundbesitz scheint sie nicht gehabt zu haben. Seitdem sie Walkenrieder Besitz geworden war, hörte der Zusammenhang mit der Stadt auf, und ihr Name wird nur selten noch genannt. Die völlig verfallene Kapelle mit der Kurie wurde, obwohl Braunschweig Einspruch erhob, 1563 von der Stadt angekauft. Nach Crusius, S. 373, soll die Kurie oder der „Walkenrieder Hof", gemeinlich der „Grauehof" genannt, 1634 von den Schweden zerstört sein. Im Jahre 1665 kaufte die Marktkirche den Platz an der Kapelle zur Anlegung des St. Johannis-Kirchhofes. Die Kapelle blieb als Ruine leer stehen, bis sie 1798 für kurze Zeit den Katholiken zum Gottesdienst überlassen wurde. Darnach als Lagerraum verpachtet, wurde sie 1852 abgebrochen, weil sie den Zugang zum Schwichelthause, in dem das Progymnasium war, sperrte. Das noch vorhandene Bild lehrt, dass ein Kunstdenkmal damit nicht verloren gegangen ist.

Die Aegidienkapelle.

Litteratur: Nur einzelne Bemerkungen in den Handbüchern; vergl. auch Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, III; Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen, III.

Quellen: Urk. B. I—V; Chroniken, Archiv und Registratur in Goslar.

Die St. Aegidien-Kapelle lag an der Ecke zwischen der Marktstrasse und der Bäckerstrasse, an dem sog. Sperlingsplane, wo die Frankenberger, Bäringer- und Bulkenstrasse zusammenlaufen; es gab auch vordem noch eine St. Egidienstrasse „am orde der Papenstrate" (1444). Es darf aus dieser Lage gefolgert werden, dass die Kapelle früher freigelegen hat. Das Vorhandensein dieser bürgerlichen Stiftung ist schon in einer Urkunde von 1181 angedeutet, wo von einer area iuxta St. Egidium gesprochen wird; in einer Urkunde von 1293 heisst es: sub St. Egidio. Die Kapelle hat einer angesehenen Goslarischen Familie de St. Egidio (Urk. 1226), in der man vielleicht die Gründer zu suchen hat, den Namen gegeben. In der Kaiserzeit sehr selten erwähnt, tritt die Kapelle später in inniger Beziehung zu der Bürgerschaft häufig hervor; sie hatte fünf Altäre und einen Schatz von Kleinodien und Reliquien. Auch war die Fraternitas St. Mariae damit verbunden. (Urk. 1363.) Ueber Grundbesitz der Kapelle hören wir nur in einer Urk. von 1293 (Urk. B. II, 453). Merkwürdig ist, dass im Volksmunde der auch in die Urkunden übergegangene Name St. Egidii als St. Ilien, Illigen, Suntilien, St. Ottilien lautet.*)

*) St. Egidius = St. Gilles; daher oft St. Ilien genannt. Vergl. in Hannover das Ilgenthor.

Im XV. Jahrhundert ging die verfallene Kapelle in den Besitz der Marktkirche über, deren Provisoren sie erneuern liessen. Seit der Reformation 1528 geschlossen, diente sie nur noch als Pastorenhaus. Dieses wurde 1551, die Kapelle 1587

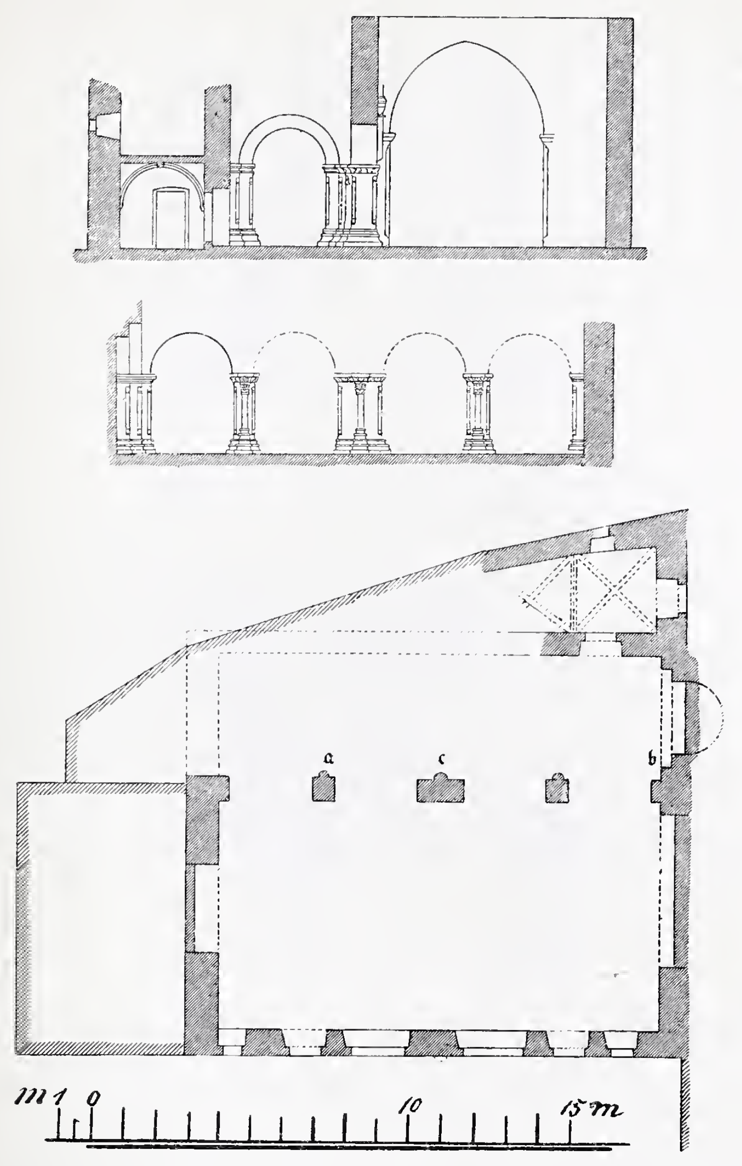


Fig. 110—112. Aegidienkapelle in Goslar.

eingeäschert. Als „Mönkehof" ging die ärmlich erneuerte Kapelle in den Besitz der Stadt über. Nachdem 1823 der noch erhaltene Thurm eingestürzt war, wurde das Gebäude bis auf die noch ziemlich bedeutenden Baureste abgetragen, die noch in mehreren Häusern dort erhalten sind, an der Ecke der Marktstrasse

und Bäckerstrasse. Nach den Mithoff'schen Aufnahmen, welche in den Fig. 110 bis 115 wieder gegeben sind, bestand das romanische Bauwerk aus einem Westthurm, Hauptschiff, nördlichem Seitenschiff und einem überwölbten Raum auf

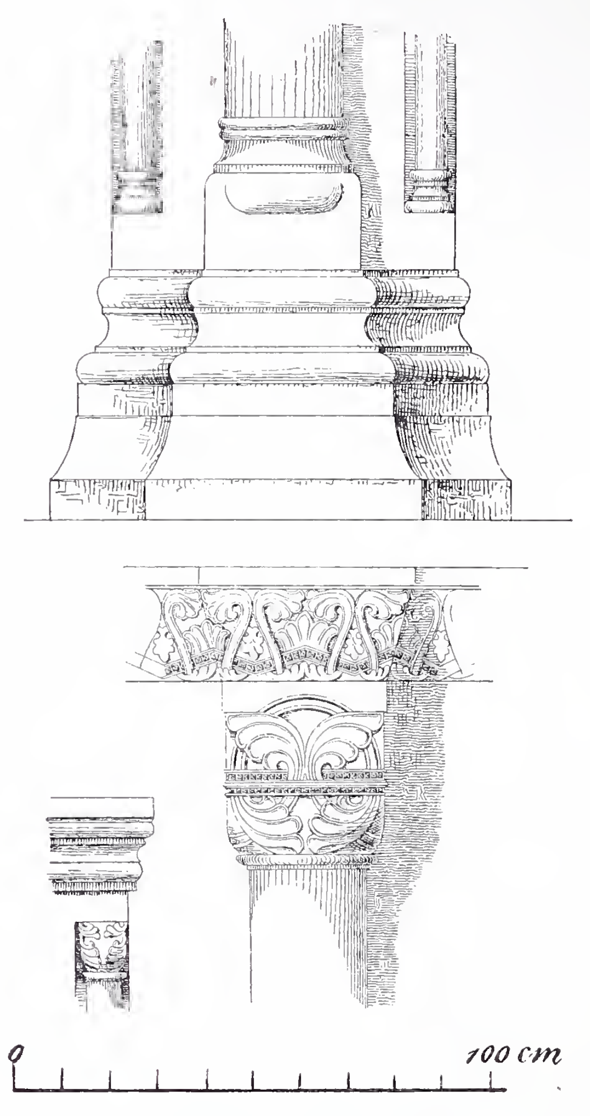


Fig. 113—115. Aegidienkapelle in Goslar; Pfeiler a, b und c.

der Nordseite. Letzterer hat ein Kreuzgewölbe mit Birnstabrippen und Schlussstein. Die Nische an der Ostseite des Hauptschiffes ist spitzbogig, diejenige des Seitenschiffes halbkreisförmig geschlossen. Auf der südlichen Aussenseite ist ein Stück des Bogenfrieses noch sichtbar.

II. Städtische Kirchen und Kapellen.

Die Marktkirche.

Litteratur: Ausser den Werken von Heineccius, Trumpf, Mund, Crusius u. A. (s. o.) kommt besonders in Betracht eine Reihe von Aufsätzen in dem Gosl. Wochenblatt 1834 ff., darunter von W. Meyer, Geschichte der Marktkirche in Goslar 1834, Nr. 61 bis 71, über die Dom- und die Marktglocken 1812, Nr. 36 ff., über die Restauration der Kirche 1868 bis 1886. Erwähnt werden Einzelheiten in Julius B. v. Rohr Merkwürdigkeiten, 1739; in Müller, Streifereien durch den Harz, 1800; Büsching, Reisen, 1817; Volckmar, zur Geschichte des Kirchen- und Schulwesens in Goslar, 1836, und in Zeitschriften, besonders dem „Vaterländischen Archiv“ und der „Zeitschrift des Vereins für Harzgeschichte“. Ferner: Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, III; derselbe, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen, III; derselbe, Kirchen und Kapellen im Köngreiche Hannover, I; Lotz, Kunst-Topographie Deutschlands, I; Bertram, Geschichte des Hochstifts Hildesheim; Müller, Führer durch Goslars Merkwürdigkeiten sonst und jetzt.

Quellen: Stadtarchiv in Goslar; Königl. Archiv in Hannover; Urkundenbuch I bis III und ff.; Registratur des Rathes und der Pfarreien in Goslar; die Chroniken; MSS. von Erdwin v. d. Hardt, von Volckmar u. A.; Verzeichniss der kirchlichen Kunstdenkmäler von 1896.

Urkunden über die Entstehung und älteste Geschichte der Marktkirche sind fast gar nicht überliefert; dass dies mit der Plünderung Goslars 1206 zusammenhänge, erschiene glaubhafter, wenn nach diesem Jahre reichlicher die Quellen flössen. Aber bis 1300 muss die Kirche allein durch ihren Bau von sich zeugen, und da fällt ihre Erbauung der Zeit nach ziemlich genau mit ihrer ersten urkundlichen Erwähnung 1151 als der „ecclesia forensis“ zusammen. Da von älteren Resten nichts mehr sichtbar, hat es keinen Zweck, zu forschen, ob früher, wo ohne Zweifel schon ein Gotteshaus dort gestanden hat, schon eine Kirche oder, wie die Chroniken einmüthig überliefern, nur eine Kapelle vorhanden gewesen sei. Es mag richtig sein, dass das Gotteshaus, in dem 1009 bei Gelegenheit eines Hoflagers der Kaiser Heinrich II. seinen Kaplan Meinwerk Geschichte.

durch den Erzbischof von Mainz zum Bischof von Paderborn feierlich einweihen liess, die Gemeindekirche am Markte gewesen ist, wenn auch gewichtige Bedenken dagegen sprechen. Die Chronik weiss auch, dass die ursprüngliche Kapelle dem heiligen Nicolaus geweiht gewesen ist. Dürfte man dem jüngeren Siegel trauen, das den heiligen Nicolaus als Bischof zwischen Cosmas und Damianus zeigt, so möchte dies in Verbindung mit der Thatsache, dass der Hochaltar der Maria zugleich dem heiligen Nicolaus geweiht war, jene Vermuthung der Chronik nicht ganz unwahrscheinlich machen, und so möchte dann auf dem alten Siegel der Montani (1290) auch dieser Schutzheilige, und demnach das Stadtthor darunter zu erblicken sein. Im Zusammenhange hiermit sei endlich noch erwähnt, dass auch die alte Glasmalerei der drei Chorfenster die Legenden der genannten drei Schutzpatrone der Kirche miteinander verbindet. Um so auffälliger ist, dass gegenüber diesen Thatsachen die Urkunden erst verhältnissmässig spät Cosmas und Damianus als Patrone nennen und niemals in Verbindung mit Nicolaus. Mag es nun damit sein, wie es wolle, mag wahrscheinlich erst seit der Gründung der Kapelle mit dem Altare Nicolai, Cosmae et Damiani in der Marktkirche im XV. Jahrhundert die obige Ueberlieferung begonnen haben: jedenfalls wurde die jetzige Marktkirche gleich anfangs als dreischiffige romanische Basilika im Wesentlichen nach dem Muster des Domes neu erbaut und in der Mitte des XII. Jahrhunderts vollendet. Sie war von Anfang an die älteste und Hauptkirche der Stadt, wie das deutlich aus dem Rangstreite ihres Plebans mit dem Dechanten des Domstiftes zu ersehen ist, den der Bischof (1281) dahin erledigte, dass beide gleich seien, die anderen aber nachstehen sollten. Dunkel ist eine Meldung der Chronik aus dem Jahre 1295, wonach die Kirche um diese Zeit auf Befehl des Bischofes Sigfried von Hildesheim erweitert worden sei: „testudinibus templum jussu Siffridi dilatatur", was in einer anderen Chronik mit den Worten gedeutet wird: De bischop Siffrid hefft denne bevalen, dat me moste S. Nicolai mit nyen affsiden vergroteren: dat dede de voghet vlitichlichen, de stene halte he ut dem harte unde se arbeiden daränne wente in dat andere jar. Es ist nicht ausgeschlossen, dass obige Meldung, falsch verstanden oder gedeutet, mit der Erweiterung und Einwölbung des Chors zusammenhängt, aber es ist unverständlich, was der Bischof von Hildesheim, der nur ein Aufsichtsrecht durch den Archidiakon ausübte, an dem Kirchenbau soll zu befehlen gehabt haben. Eine Urkunde von 1334 meldet von einem „Altare in der nyen Affsiden" und eine Urkunde von 1396 erwähnt eines Altares „S. Gregorii in der nyen Affsiden".

Von der Bedeutung der Marktkirche, die als Haupt- und Rathskirche immer ihren Vorrang behauptete, legt am besten Zeugniss ab, dass 1355 ausser dem Plebane, der zugleich der Archidiakon der Stadt war, drei Kapläne, drei Priester, sechs Altaristen und sechs Scholaren darin bedienstet waren. Dem entsprach die Menge der Altäre: der Slaper- oder Fromissen, St. Gregorii, S. Petri, S. Crucis (vor dem Hochchore), S. Mariae et Nicolai (auf dem Hochchore), S. S. Johannis Evangelistae et Baptistae, S. Annae (Altar der slopetarii oder Schützenbrüderschaft), S. Cyriaci et Vincentii, Omnium Sanctorum, S. Matthiae, Corporis Christi, S. Erasmi (Kalandsbrüderschaft); unter den

Kapellen war eine, wie erwähnt, SS. Nicolai, Cosmae et Damiani. Eine Clausa oder Klus darin wird 1529 erwähnt, aber niemals eine Krypta. Daher war auch die 1896 vorgenommene Nachgrabung nach einer solchen erfolglos, und es ist die Annahme unrichtig, dass die Krypta müsse zugeschüttet sein. Aber bei dieser Nachforschung wurden andere Fundamente blossgelegt, die mit Recht als Reste des älteren Chorabschlusses gedeutet sind; vielleicht auch hat auf der dicken Mauer, die seitwärts rechts davon gefunden wurde, die zweite Sakristei gestanden, deren ehemaliges Vorhandensein gut bezeugt ist. Es ist bedauerlich, dass eine Aufnahme dieses Befundes unterlassen ist, zumal da auch in dem geöffneten Grabgewölbe viele Grabsteine entdeckt wurden.

Ein Neubau in grösserem Umfange fand abermals am Ende des XV. Jahrhunderts statt, in denselben Jahrzehnten, wo auch an den übrigen Stadtkirchen durchgreifende Veränderungen vorgenommen wurden. Nachdem, angeblich nach einem bedeutenderen Feuer 1476, die Glockenthürme wiederhergestellt waren, wurden nach Ausweis der vorhandenen Inschrift 1478 auch am Chore Aenderungen vorgenommen; nach der übereinstimmenden Angabe der Chroniken soll damals der enge Halbzirkel in einen erweiterten polygonen Chorabschluss verändert sein; dies dürfte indessen bereits früher stattgefunden haben. Um dieselbe Zeit, angeblich schon 1476, wurde an der südlichen Seite des Kreuzarmes die Apsis so eingerichtet, dass durch sie die Eingangsthür unter der Prieche hin zur Kirche führte; der Zweck dieser Aenderung scheint kein anderer zu sein, als den Treppenaufgang von aussen zur „Herrenprieche", die demnach auch um jene Zeit entstanden ist, zu vermitteln. Bald hernach ging man, da die Kirche für die rasch wachsende Gemeinde nicht mehr ausreichte, an das Werk des Anbaues der beiden in Spätgothik aufgeführten Seitenschiffe, durch die der einheitliche Charakter der imposanten romanischen Kirche zerstört wurde. Die Chroniken fügen dem hinzu, dass der Rath von Goslar, in der Absicht, eine Hallenkirche daraus zu machen, einen „Abriss des Münsters in Strassburg auf einem Brette" habe kommen lassen, um nach diesem Muster zu bauen. Die Ausführung dieser Arbeit sei aber hinausgeschoben und dann, kaum begonnen, durch die hereinbrechende Noth der Stadt 1525 verhindert. Die auf der südlichen Seite der Kirche („nach dem Gemeindehofe hin") aufgeführte, von dem Kreuzgewölbe bis an den Thurm reichende Mauer, 50 Fuss hoch und 3 bis 4 Fuss dick, wurde, nachdem sie fast drei Jahrhunderte überdauert hatte, 1799—1801 zum Theile abgerissen: „weil diese alte Mauerschanze die Kirche mehr verdunkelte als schützte"; während Müller (1800) und Büsching (1817) in dieser Mauer noch „Reste schöner Gothik und Anfänge eines vielverheissenden Baues" erkannten, sagen die neueren Akten nur kurz, dass 1836—38 die „hässliche Mauer" ganz entfernt sei. Mund's Behauptung, es sei nur eine „Schutzmauer" gewesen, wird durch die Thatsache hinfällig, dass ausser vieler schöner Steinmetzarbeit drei grosse Fenster und ein Portal in der Mauer waren. Den Umbau der Kirche um 1500 begleitete eine reiche Ausschmückung der inneren Kirche mit Wandmalerei: dargestellt war in dem Schwibbogen des Kreuzgewölbes das Leiden Christi, in dem Chore selbst ein Salve Regina und an den beiden Wänden über den Priechen die Legenden der Heiligen Cosmas und Damianus. Leider

hat der Fanatismus, der in der Vernichtung solcher Heiligenbilder ein Verdienst suchte, bald nachher (1525) dieses Kunstwerk zerstört: die Wände wurden so dick überkalkt, dass der 1611 gemachte Versuch, die Bilder wieder an's Licht zu fördern, misslang. Die Angabe Büsching's, dass er noch ein Gemälde aus dem XVI. Jahrhundert: „Christi Auferstehung auf farbigem Grunde“ durchschimmern gesehen habe, wird durch eine gelegentliche Mittheilung aus dem Jahre 1849 bestätigt, wonach 1822 „der letzte Rest der alten Malerei, in mehreren riesenmässigen, geschmacklosen Bildern“ bestehend, übertüncht worden ist. Für die Geschichte der Goslarischen Kunstmalerei ist dieser Verlust sehr bedauerlich, um so mehr, als diese Bilder vielleicht ein Licht über andere Malerei, besonders die im Huldigungszimmer des Rathhauses verbreitet hätten. Das Urtheil Henrici's, dass sie „geschmacklos“ gewesen seien, gilt wenig, da ihm Alles, was nicht modern war, als „geschmacklos“ erschien. Ausser der Wandmalerei erhielt die Marktkirche um dieselbe Zeit einen „schönen Schmuck in einem grossen Kreuze und vielen Standbildern von Heiligen“. Ohne Zweifel ist damit der „Querbalken über dem kleinen Predigtstuhl“ vor der Vierung bezeichnet, von dem aus „wie von einer Gallerie“ eine Reihe „geschnitzter Apostelbilder in die Kirche hineinschauten“. Auch diese Zierde wurde 1822 als „geschmacklos“ entfernt, und damit zugleich ein Heiligenbild, das aus der Katharinenkapelle hinübergebracht war. Der „Bildersturm“ hat der Goslarischen Marktkirche in alter wie in neuer Zeit sehr geschadet.

Im Jahre 1528 fand die Abschaffung der Messe in allen Stadtkirchen Goslars statt, und zwar durch den von Magdeburg herbeigerufenen Prediger Nicolaus Amstorf, der auch 1531 die von ihm verfasste und vom Rathe bestätigte neue Kirchenordnung in der Marktkirche verkündigte. Zur Erinnerung daran wurden 1532 von den Rathsherren Hieronymus Grimme und Heinrich Meyer die noch vorhandenen „Lutherlinden“ auf dem Kirchhofe gepflanzt. 1535 erfolgte der Anbau des sog. Konsistorialzimmers über der Sakristei, in dem seit 1849 das städtische Archiv (s. u.) untergebracht ist. Zweimal wurde im XVI. Jahrhundert die Kirche vom Feuer bedroht; nach dem Brande 1573, der die beiden Thürme zerstörte, ohne, wie es scheint, weiteren Schaden anzurichten, wurde bei dem (1593 vollendeten) Neubau den Thürmen die eigenthümliche Gestalt verschiedener Helme gegeben, die sich auf den vorhandenen Bildern noch zeigt. Im folgenden XVII. Jahrhundert, der grossen Noth- und Drangsalszeit der Stadt, blieb die Kirche ziemlich unangetastet. Die sog. „Schwicheltprieche“, über der Haupteingangsthür im Süden, 1660 erbaut und später von der Familie v. Eckart übernommen, wurde 1836 entfernt, weil sie bis in das „Hauptgewölbe der Kirche vorspringend, einen sehr hässlichen Anblick darbot.“ 1693 wurde „das Gewölbe nach der Seite des Brodscharrens hin erweitert“, d. h. wohl, dass damals zu beiden Seiten des Haupteinganges auf der Thurmseite die beiden „Leichenhallen“, auch einmal als „alte Polterkammern“ bezeichnet, entstanden. Auch das XVIII. Jahrhundert brachte keine nennenswerthe Bauveränderung mit sich. Im XIX. Jahrhundert begann eine moderne Ueberklugheit einen sehr verderblichen Sturmlauf gegen die Kunstschätze der Kirche. Von dem Jahre 1822 ist oben bereits gesprochen. Bald nachher

richtete sich der Angriff gegen den Holtzmann'schen Altar, der „als eine wahre Schande“ für die schöne Kirche heruntergemacht wurde; er störe nicht allein den „Totaleffekt“ des Chores, sondern sei auch als „Kunstwerk völlig verpfuscht“; das „winzige Ding passe kaum für eine kleine Dorfkirche“. Ebenso sei die Kanzel, wenn auch eine „wackere Holzschnitzarbeit“, doch „im Stile unpassend“. Der Kronleuchter sei mehr werth- als kunstvoll. Die von einem Wilh. Meyer ausgehenden Angriffe wurden von dem Superintendenten Henrici in einer Reihe von anonymen Artikeln „Ueber einige Verbesserungen in der Marktkirche“ 1838 aufgenommen und mit der ihm eigenen Phrasenfülle von rationalistischer Kritik dahin gerichtet, dass er bei dem Kirchenvorstande und dem Rathe der Stadt eine Reinigung der Kirche von allem mönchischen Werke beantragte. Zum Glück war der Rath bedächtiger und liess es bei dem Versprechen einer Prüfung der Vorschläge bewenden. Eine Aenderung an der Kirche wurde nur 1840 dahin vorgenommen, dass die beiden kleinen Fenster über der südlichen Prieche durch grössere ersetzt wurden; der Vorschlag Henrici's, die drei grossen Chorfenster, die zu viel Licht einströmen liessen, zu ändern, wurde als unausführbar abgewiesen. Eine gewaltige Feuersbrunst, von den Thürmen anhebend, zerstörte 1844 ausser den beiden Glockenthürmen mit ihren herrlichen „goldenen Glocken aus dem Dome“ *) das Dach der Kirche und beschädigte nicht unbedeutend das Gewölbe. Im Inneren der Kirche wurde ausser manchem anderen Schönen namentlich die Orgel weggerafft, die als ein wahres Meisterstück von seltener Schönheit und unschätzbarem Werthe allgemein gepriesen wurde. Durch die grosse Opferwilligkeit der Bürgerschaft wurde, nachdem der ernstlich in's Auge gefasste Plan, die Kirche ausser Gebrauch zu setzen und den Gottesdienst in die Neuwerkskirche zu verlegen, aufgegeben war, der grosse Schaden bald gebessert: die Kosten der Wiederherstellung beliefen sich auf 90000 Mark. Es war das unbestreitbare Verdienst des städtischen Baumeisters Hauptmanns a. D. Wiebking, dass er, gegen alle phantastischen Entwürfe Henrici's taub, mit allem Nachdrucke darauf bestand, dass das Neue möglichst genau dem Alten gliche. Geändert wurde also nur das Dach der Seitenschiffe, das etwas niedriger wurde, und die „Mauergiebel der Fenster, die einen sehr ungünstigen Eindruck machten und daher durch eine horizontal laufende Einfassung von Sandsteinquadern ersetzt wurde“ (vergl. Gosl. Wochenbl. 1844, Nr. 95). Kaum war die Kirche wieder hergestellt, als der Superintendent von Neuem mit seinem „unverständigen Purismus“ hervortrat und die Entfernung nicht nur des „höchst anstössigen Altares“, sondern auch der Kanzel forderte, „die plastisch kein Meisterstück, mit ihren lateinischen Inschriften und den unpassenden Bildern“ zu einem „modernen Lehrstuhle“ ungeeignet, „wie ein alter Lappen auf neuem Gewande“ erscheine; er schlug vor, dieselbe als „mönchisches Raritätsstück“ in die Domkapelle zu verweisen. Da er sich erbot, einen neuen Altar, der „den neuesten Geschmacksregeln“ entspreche, der Kirche zu stiften, waren der Kirchenvorstand und der Rath nicht abgeneigt, auf das Angebot einzugehen, als ein kräftiger Hieb des Stadtrichters Hirsch, der Henrici's völligen

*) Die Glocke „Mariae Lob“ wurde gerettet (Wochenbl. 1844, Nr. 95).

Mangel an historischem Sinn und Kunstverstand blosslegte, zum Glück für die Kirche den Angriff plötzlich abschlug. Die Gemeinde beschränkte sich darauf, durch freiwillig aufgebrachte Beiträge den Altar zu vergolden (1849). Seitdem ist in der Kirche nichts mehr verändert, bis auf den neuen Anstrich und die Versetzung des Taufbeckens in die Vierung. Aber viel Noth machten die Thürme; die bei der grössten Glocke angewandte, von Ritter in Trier erfundene neue Methode der Aufhängung, welche die Bewegungen des Bauwerks verhindern sollte, war ohne genügenden Erfolg. Im Jahre 1886 entschloss man sich, an der nördlichen Thurmhaube Veränderungen vorzunehmen, um sie leichter zu machen. Die jüngst vorgenommene Abklöpfelung der Kalkschicht an den Wänden zum Zwecke der Nachforschung nach den übertünchten Wandgemälden hat zu keinem befriedigenden Ergebniss geführt; aus den blossgelegten Theilen von Bildern erkennt man nur, dass die Legende von Cosmas und Damianus in kleinen viereckigen Bildern dargestellt war, deren Kunstwerth unbedeutend ist. Die vorhandenen Unterschriften unter den Bildern entstammen dem XV. Jahrhundert.

Hervorragendes Interesse beansprucht noch immer das Altargeräth der Marktkirche, obwohl gar manches Prunkstück davon verloren ist. Das älteste Inventur-Verzeichniss (von 1698) beschreibt u. A. noch ein selten schönes Kunstwerk: „einen Kanzelvorhang von braunem Sammet, darin reich mit Perlen und Edelgestein die Auferstehung Jesu eingestickt, den Crucifixus mit der in Edelsteinen scheinenden Siegesfahne, daneben zwei Engel mit goldenen, perlenumsäumten Rauchfässern, ferner S. Nicolaus in prunkendem Messgewande mit goldenem Bischofsstabe und einer Krone aus Edelsteinen, umgeben von S. Cosmas und S. Damianus mit ihren Apothekengefässen; im Himmelfelde 27 goldene Sterne und zwei Wappen, 210 goldene Rosen. An dem reich bordierten Vorhange hingen unten zehn silberne Glöcklein.“ Dieses stets sorgfältigst behütete Prunkstück wurde 1803 zusammen mit zwei werthvollen Kanzeldecken, davon die eine aus rothgeblümtem Damast mit dem Wappen des Stifters Paul Schröder und seiner Frau Dorothea geb. Bruns geziert, die andere in rothem Sammet mit herrlichen Bildern in Gold und Silber bestickt war, und mit dem ganzen Schatze an alten Messgewändern und Altarlaken unter den Hammer gebracht.

Ueber die Kelche ist aus der Inventur zu ersehen, dass der eine (s. u.) von Cord Mechtshusen geschenkt ist; er trägt auch noch das Wappen dieser angesehenen Familie, die durch mancherlei fromme Stiftungen im Dome und in der Marktkirche sich einen Namen gemacht hat. Der vorerwähnte Cord war Mitglied des Rathsausschusses, dem die Einführung der Reformation aufgetragen war. Ebenso war Jürgen v. Hagen, der 1665 der Kirche den Kelch (s. u.) schenkte, ein Goslarischer Patrizier. Mehr als die noch vorhandenen vier Kelche werden seit 1698 nicht aufgezählt; der von der Thomaskirche 1802 überwiesene wurde verkauft. Weinkannen waren drei da, eine (noch vorhanden), in Silber gearbeitet, 1613 von dem Goslarischen Bürger und Kirchenvorsteher Christian Strube geschenkt, 1693 umgearbeitet und mit der Aufschrift Ambrosius Brandes und Caecilie Lessel versehen. Die beiden anderen Kannen sind zinnern. Auch besitzt die Kirche zwei Ciborien: davon ist das ältere 1750 von dem Patrizier

Konrad Wetterling und seiner Frau Anna geb. Düsing geschenkt; das jüngere ist ziemlich kunstlos gearbeitet. In der Inventur von 1750 findet sich noch allerhand Geräth verzeichnet, z. B. ein kupfernes Taufbecken von 1707, ein messingenes Opferbecken von 1727. Aus der Inventur von 1771 sind noch die beiden Klingelbeutel mit Silberbeschlag und Inschriften hervorzuheben.

Die drei neuen von Christ. Heinr. Stutzer in Benneckenstein gegossenen Glocken haben eine eigene Geschichte, insofern sie, in den Sturmjahren 1848 bis 1851 entstanden, auch von Sturm zeugen. Die Inschrift der grossen Glocke: Bürgermeister G. J. Hesse, Stadtrichter F. Hirsch verräth dem Kundigen, dass zur Zeit des Gusses der erste Bürgermeister, Magistratsdirektor Sandvoss, aus seinem Dienste verdrängt war. Die beiden Inschriften: „Johanna soll dein Name sein / Du tratest in das Leben ein / als unser Erzherzog Johann / des Reichsverwesers Bahn begann" / und: „Zur Andacht ruf ich Christen euch zusammen / zur Hilfe mahn' ich bei empörten Flammen / zur Leichenfeier trauern meine Klänge / zum Sturme braucht mich nicht bei Volksgedränge" / sind von Henrici erdacht, dessen phantastischem Geiste auch die beiden anderen Glocken „Christina", d. i. die Kündigerin Christi, und „Paulina", d. i. die Predigerin Pauli ihren Namen verdanken.

Zum Schlusse bleibt noch zu bemerken, dass in der Marktkirche zwei werthvolle Sammlungen geborgen sind: die Marktkirchenbibliothek und das Archiv der Stadt Goslar. Die erstere, neuerdings auf der südlichen Prieche aufgestellt, ist zwar hinsichtlich der Zahl der Bände sehr bescheiden, enthält aber neben einer Menge von Inkunabeln besonders viele werthvolle Litteratur aus der Reformationszeit. Auch hier hat der Unverstand viel Unheil angerichtet: 1535 wurden „alle bosen boeker von der liberey weggedan unde gude an de stat gebrocht, ok wart de dör togedan, unde de slötele nam de superintendent an sek, wente de vörnemsten boeker flogen darhen, wenne se ok fast herte mit oren kedden weren angesmedet." Ueber die Entstehung und Geschichte dieser Bibliothek vergl. Hölscher, Progr. des Gymn. zu Goslar 1895, I. Das Archiv, seit alters in dem Huldigungszimmer des Rathhauses untergebracht, wurde nach dem Brande der Kirche 1844, bei dem auch das Rathhaus stark bedroht war, mit Einwilligung des Marktkirchenvorstandes in das feuersichere Gewölbe des sog. Konsistorialzimmers über der Sakristei untergebracht. Das Archiv der Stadt Goslar ist weitbekannt wegen seines Schatzes an Kaiserurkunden seit Otto dem Grossen; ausserdem umfasst es die Urkunden und Akten der geistlichen Stiftungen, der Stadt und des Bergbaues in Goslar. Ueber die ebendort vorhandenen alten Handschriften giebt die genannte Programmarbeit Auskunft.

Die Marktkirche war umgeben von einem nicht sehr geräumigen Kirchhofe, dem cimiterium forense 1186. In der anfangs des XIX. Jahrhunderts noch vorhandenen niedrigen Einfassungsmauer war das Eingangsthor, die sog. „Eiserne Schlinge" an der Südseite gegenüber dem Gemeindehofe. Innerhalb des Kirchhofes, dem „Brusttuch" allzu nahe, lag das Küsterhaus, bei dessen Abbruche viele Alterthümer gefunden wurden. Ueber das zur Marktkirche zugehörige „Beinhaus" mit der Kapelle S. Mariae vergl. unter dem Abschnitt Rathhaus.

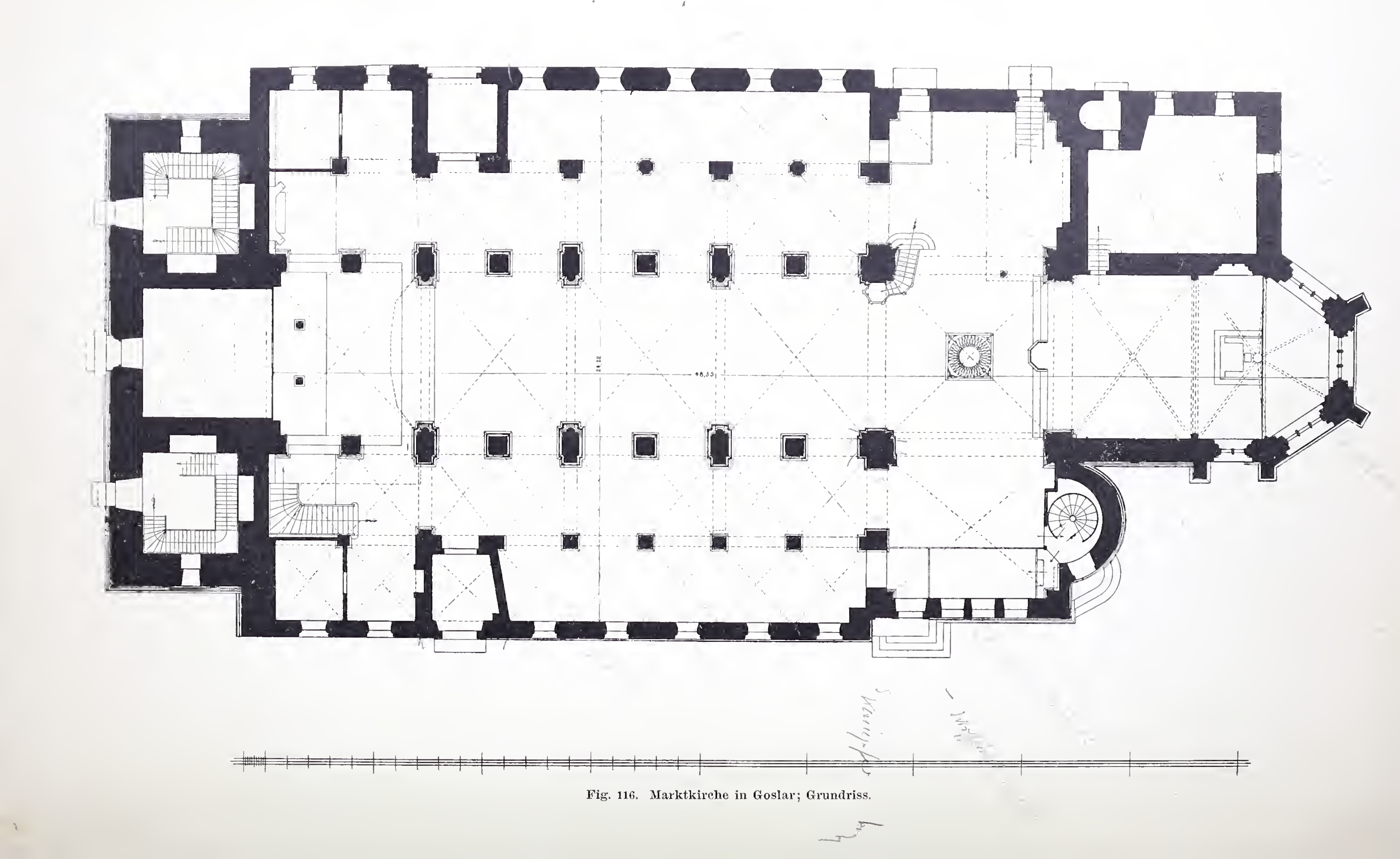
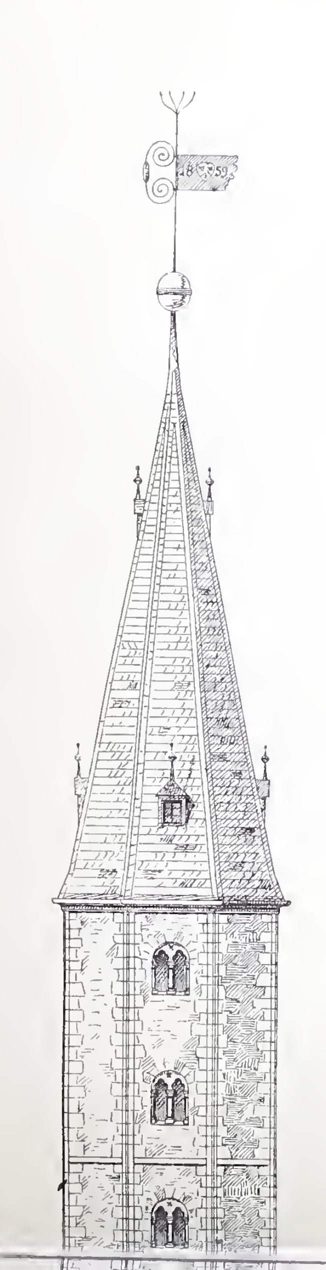


Fig. 116. Marktkirche in Goslar; Grundriss.


18 59

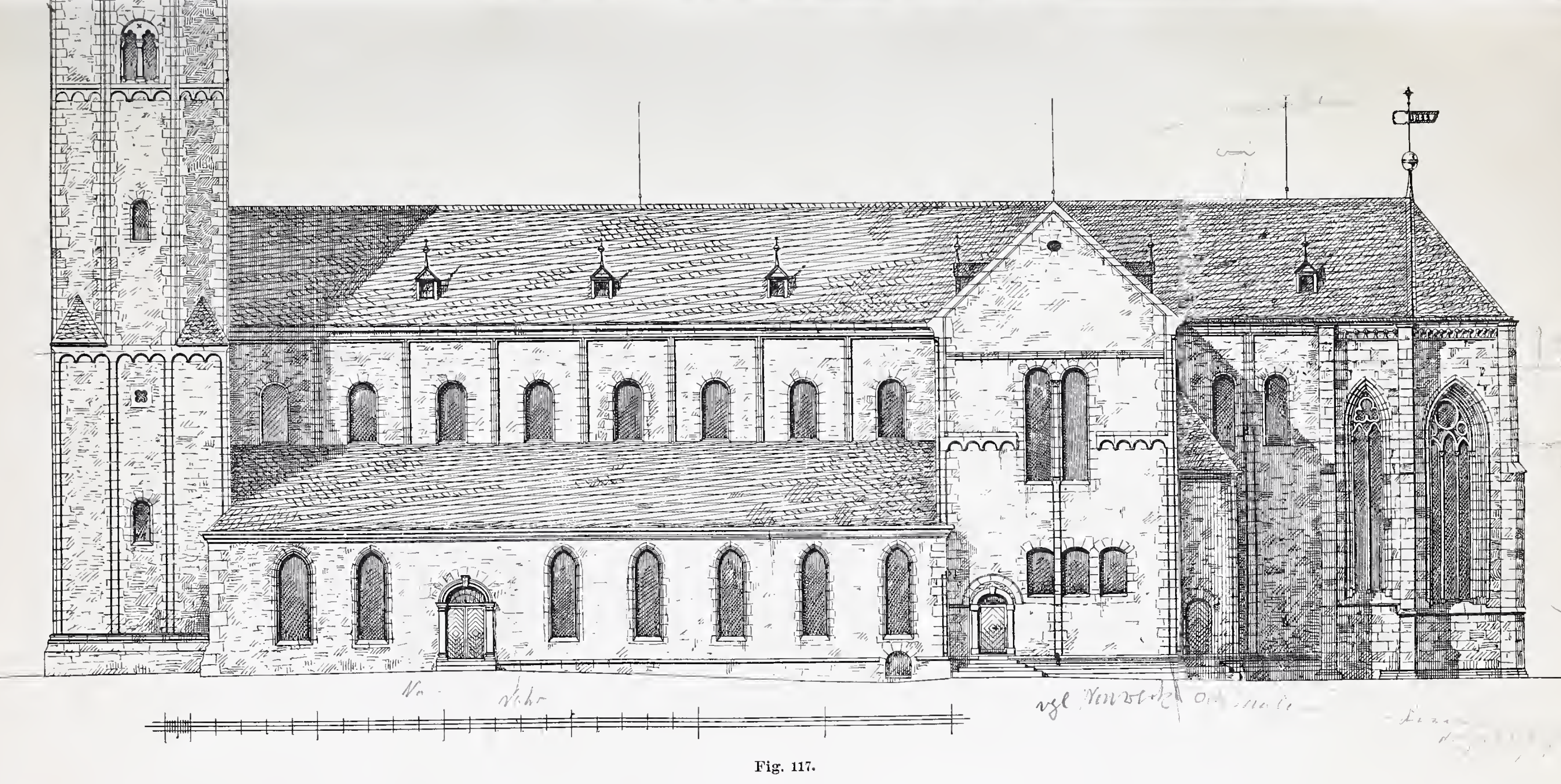


Fig. 117.

MARKTKIRCHE IN GOSLAR; SÜDSEITE.

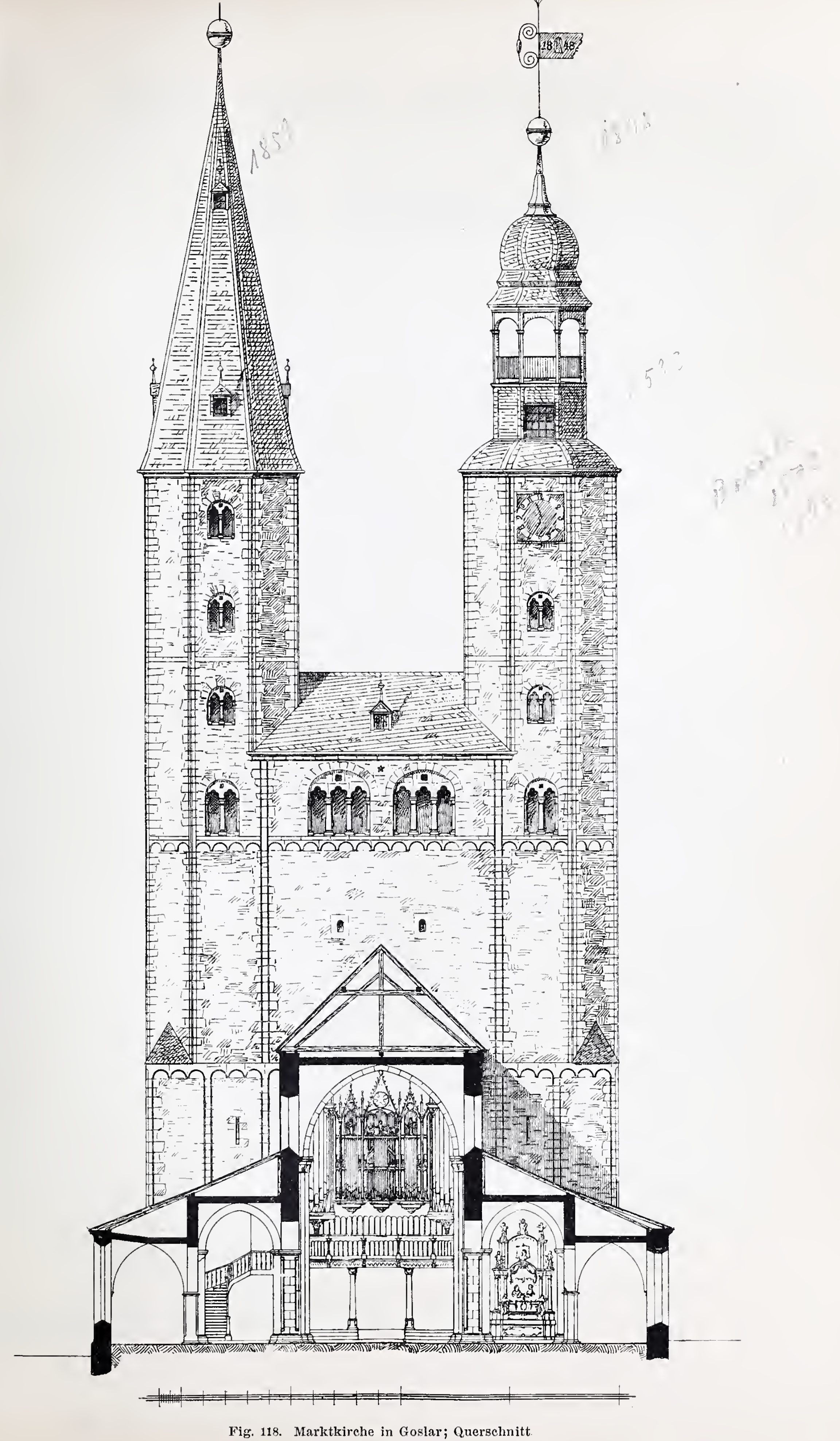


Fig. 118. Marktkirche in Goslar; Querschnitt

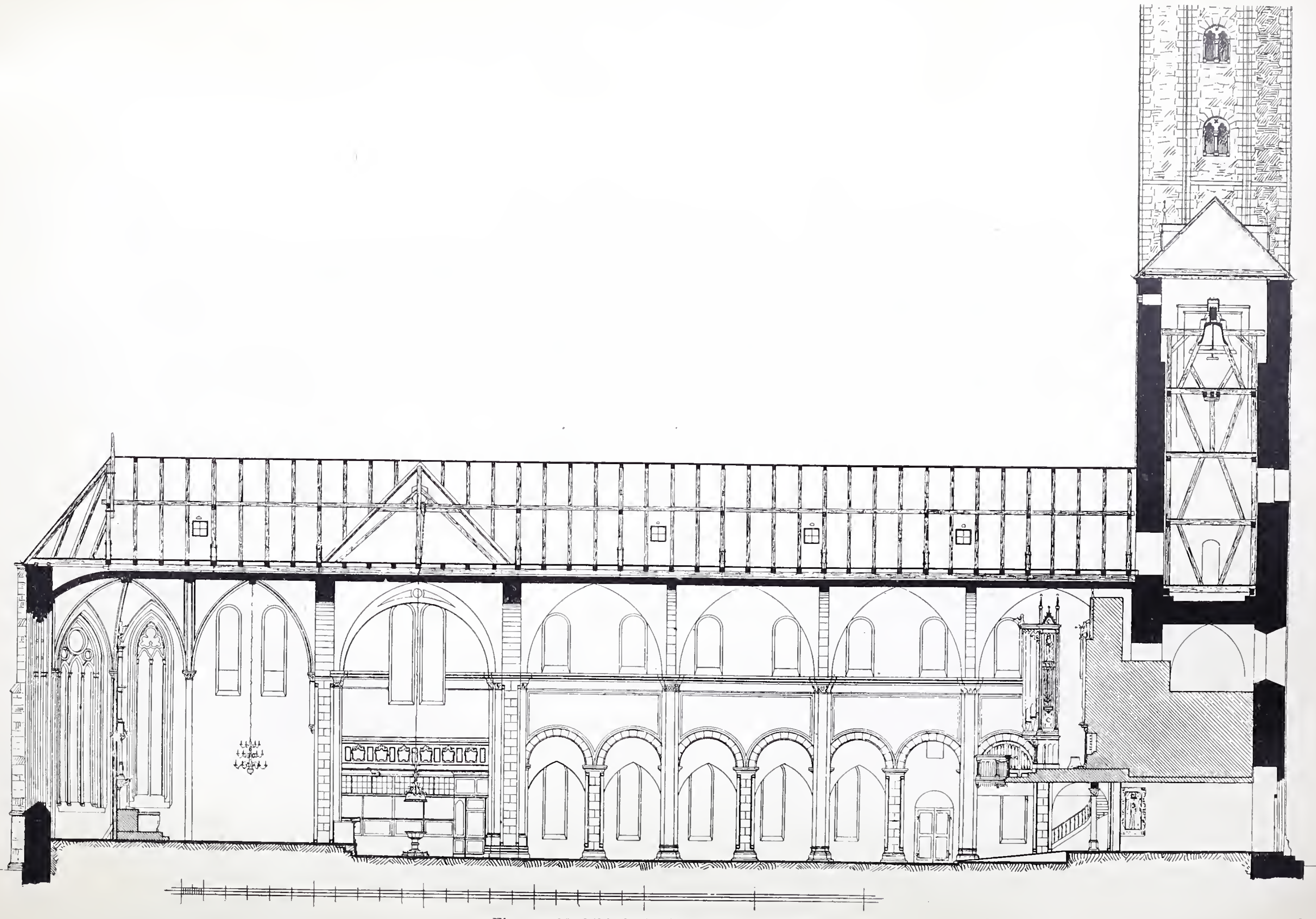


Fig. 119. Marktkirche in Goslar; Längenschnitt



Fig. 120.

MARKTKIRCHE IN GOSLAR; BLICK IN DAS SCHIFF.

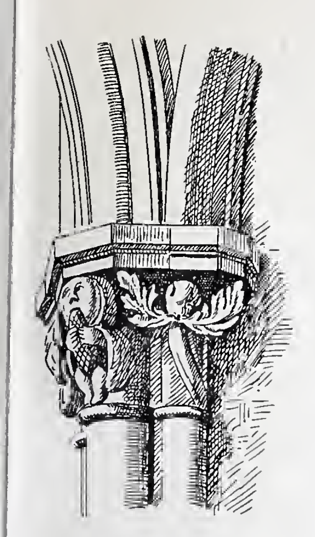


Fig. 121. Marktkirche in Goslar; Dienstkapitäl im Chor.

Beschreibung.

Der heutige Zustand (Fig. 116—120) lässt erkennen, dass die Marktkirche eine romanische dreischiffige Basilika war, mit zwei Westthürmen, zwischengebautem Glockenhaus, einem Querschiff, zwei halbrunden Apsiden und Chor mit Hauptapsis. Sie wurde in gothischer Zeit mit einem grösseren Chor versehen, zu einer fünfschiffigen Basilika erweitert und erhielt einen Anbau auf der Nordseite. Als Material sind Bruchsteine verwendet, Quader- und Sandsteine für die Architekturtheile; die Dächer sind mit Schiefer eingedeckt.

Chor.

Der Chor, dessen Gewölbe und Chorschluss in frühgothischen Formen gezeichnet sind, ist mit drei Seiten des Sechsecks geschlossen und mit Kreuzgewölben auf Diensten überdeckt. Die Dienste sind mit zierlichen Laubkapitälen versehen, die Bruchsteingewölbe haben Birnstabrippen, Schildbogen und Schlusssteine mit Laubwerk. Zwei zweitheilige Fenster, von denen das nördliche (Fig. 122) später durch den Anbau verdeckt wurde und drei dreitheilige Fenster des Chorschlusses enthalten Maasswerke, welche nach frühgothischer Art unter den Kämpfer heruntergezogen und an einzelnen Stellen beschädigt sind; die Gewände derselben sind mit Fasen, Rund- und Birnstäben profiliert; letztere enthalten Basen und Laubkapitäle (vergl. Fig. 117, 119, 122 und 123). Die Strebepfeiler des Chorbaues treten wenig vor und zeigen ein Hohlkehlengurtgesims unter dem Absatze an der Stirnseite. Der südöstliche derselben trägt am oberen Rande die Jahreszahl 1478 in gothischen Minuskeln, eine Angabe über die letzte bauliche Aenderung in mittelalterlicher Zeit. Das Hauptgesims des Chors ist als Hohlkehle mit Blattknollen (Fig. 124), das Gesims unter den Fenstern als Hohlkehle und der Sockel in reichem Profil gezeichnet.

1478

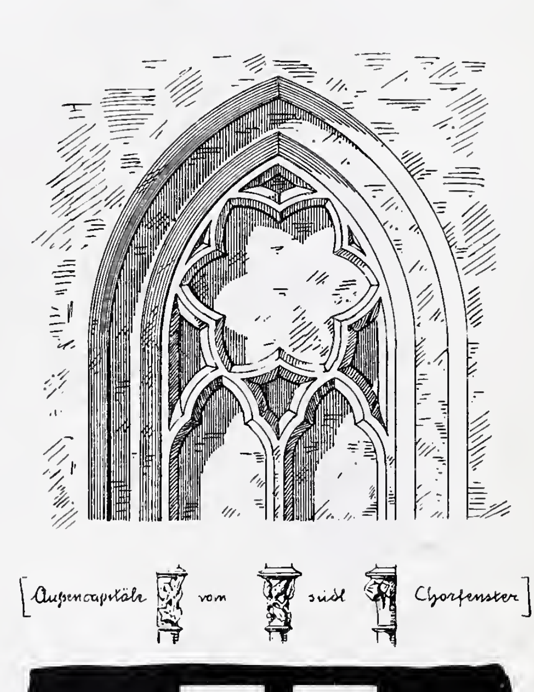


Fig. 122. Marktkirche in Goslar; vermauertes Fenster im Chor.

Der westliche Theil der Südwand enthält zwei hochgelegene romanische Fenster, Lisenen und Sockel, wie sie an den älteren, romanischen Theilen der Kirche vorkommen. Der Chor trägt auf dem Dache einen Knauf und eine Wetterfahne mit der Zahl 1844.

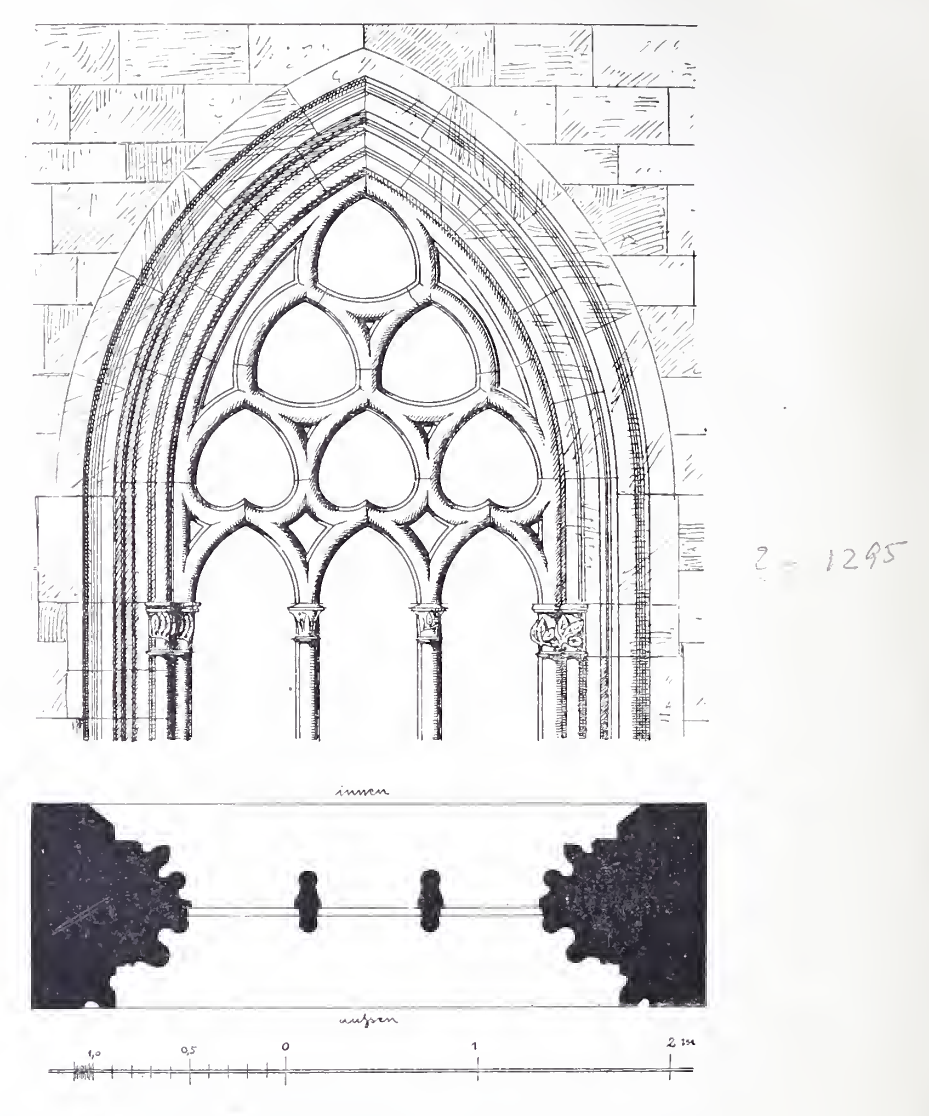
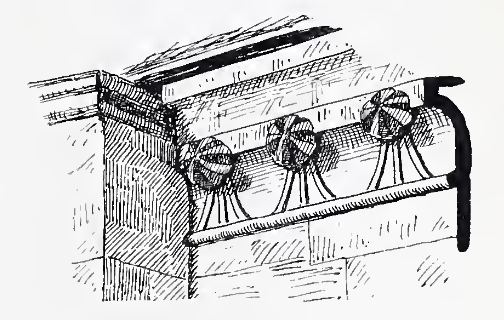


Fig. 123. Marktkirche in Goslar; Fenster im Chor.

Querschiff. Das Querschiff ist mit drei spitzbogigen, rippenlosen Kreuzgewölben der Uebergangszeit überdeckt und auf den beiden Kurzseiten durch Giebel abgeschlossen. Die Vierungsbogen sind halbkreisförmig ohne Gliederung; in den Ecken der Pfeiler haben Säulen in Birnstabform mit Basen und Kapitäl Platz gefunden, welche die Gewölbegrate aufnehmen. Ihr aus Hohlkehle, Wulst und

Platte bestehendes Gesimse läuft an den Wänden des Querschiffes weiter und wird von den in späterer Zeit heruntergeführten Fenstern durchbrochen. Letztere sind im Südgiebel rundbogig, im Nordgiebel spitzbogig, durch ein Säulchen getrennt und haben im Inneren tiefe Schrägen. Die mit Rundbogen geschlossenen, hochgelegenen Fenster der Ostseite sind vermauert und durch kreisrunde Oeffnungen oberhalb der Apsiden ersetzt. Die Giebel enthalten Ecksäulchen und Lisenen mit Bogenfries in halber Höhe; eine Mittellisene ist noch zum Theil erhalten und wird durch die Theilungssäule der gekuppelten Fenster unterbrochen. Die flachen Lisenen sind bis zur Höhe des genannten Bogenfrieses, ebenso wie dieser selbst, auf beiden Seiten durch zwei scharf aneinander stossende Hohlkehlchen abgekantet, oberhalb des Bogenfrieses dagegen von einem kleinen Rundstab begleitet. Die Südseite enthält einen durch Korbbogen überdeckten späteren Eingang, die Nordseite zwei spitzbogig geschlossene Eingangsthüren, von denen eine die Jahreszahl 1611 trägt. Der Sockel des südlichen Querschiffes ist in Fig. 126 wiedergegeben.



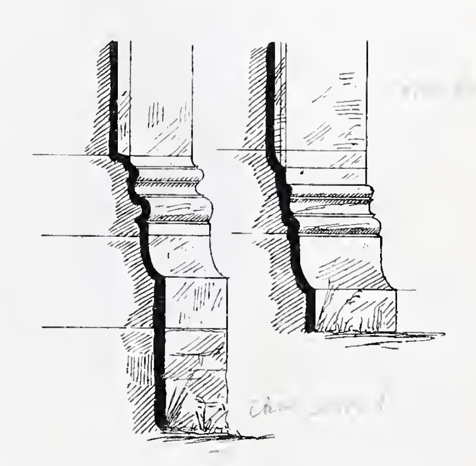


Fig. 124—126. Marktkirche in Goslar; Hauptgesims des Chors, Sockel.

Von den früheren Nebenapsiden ist die südliche noch vorhanden. Sie hat einen reichen, romanischen Sockel, eine Theilung durch Lisenen, deren Ecken in der oben beschriebenen Art durch zwei Hohlkehlchen abgekantet sind und als Hauptgesims eine Schräge.

In den beiden Querschiffarmen befinden sich später eingebaute, hölzerne Emporen.

Unter dem südlichen Kreuzarme ist ein mit Schädeln und Knochen angefülltes Gewölbe erhalten, welches, als Kreuzgewölbe aus Bruchsteinen hergestellt, erst hinter den Vierungspfeilern abschliesst.

Die zwischen Chor und nördlichem Querschiff angebaute Sakristei ist zweigeschossig und dient in dem oberen Raume als Archiv. Sie enthält in beiden Geschossen zwei rechteckige, rippenlose Kreuzgewölbe und drei Fensterchen, zwei auf der Nordseite, eins auf der Ostseite; die unteren sind spitzbogig mit Durchdringung der Profile im Scheitel, die oberen dreitheilig mit geradem Sturz und überschneidenden Profilen. Ueber dem nördlichen, rundbogig geschlossenen Eingang steht die Jahreszahl 1535. Gurt- und Hauptgesims sind als Hohlkehle gebildet. Sakristei.

Schiff. Das hochgeführte Mittelschiff ist auf jeder Seite von zwei verschieden hohen Seitenschiffen begleitet, welche unter einem Dache vereinigt sind und vor das Querschiff und die Thurmfront vortreten. Es enthält vier spitzbogige Kreuzgewölbe der Uebergangszeit ohne Rippen, durch Spitzbogen ohne Gliederung von einander getrennt. Die Hauptpfeiler sind rechteckig und haben zur Aufnahme der Gurtbogen und der Gewölbegrate eine Vorlage, welche aus einer

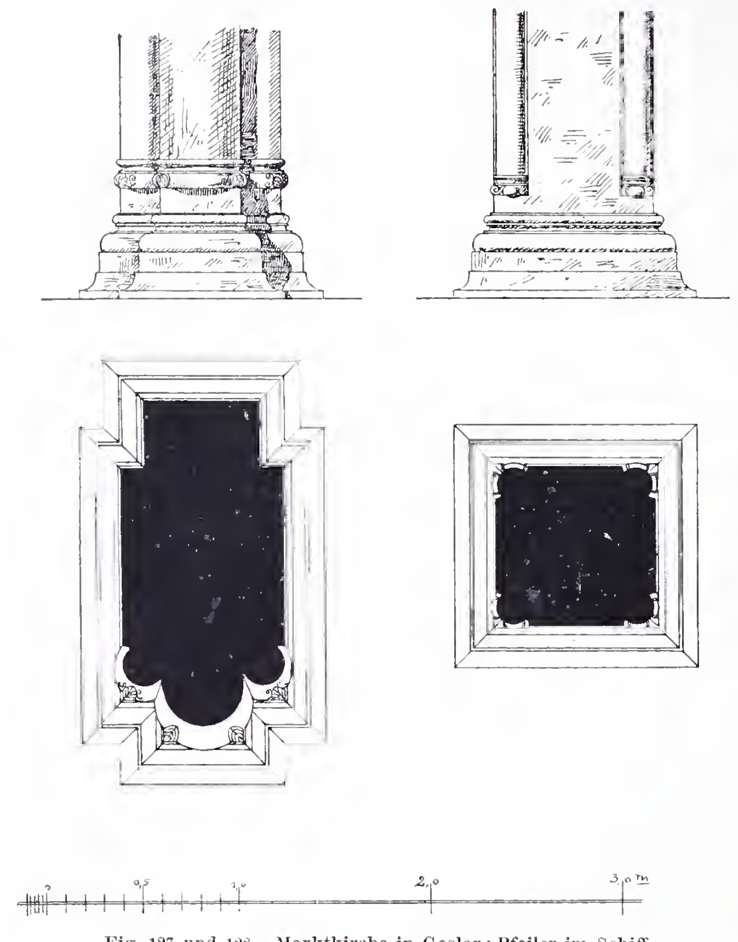


Fig 127 und 128. Marktkirche in Goslar; Pfeiler im Schiff.

stärkeren Halbsäule in der Mitte und zwei schwächeren Ecksäulchen besteht. Nach den Seitenschiffen sind rechteckige Vorlagen zur Aufnahme der Gurtbögen angebracht. (Fig. 127.) Ueber den kelchförmigen Kapitälen liegt das auch bei dem Querschiff vorhandene, aus Hohlkehle, Wulst und Platte gebildete Gesims, welches an den Mittelschiffswänden unterhalb der Fenster weiterläuft. Letztere sind halbkreisförmig geschlossen und liegen aussen und innen in Schrägen. Die quadratischen Nebenpfeiler (Fig. 128) mit romanischer Basis, Ecksäulchen und Kämpfer — letztere aus Hohlkehle, Wulst und Platte gebildet, welche sich

am Hauptpfeiler mit Ausnahme des vorgelegten Säulenbündels wiederholen — tragen die nach dem Mittelschiff mit einer kleinen Hohlkehle abgekanteten Halbkreisbogen. Die beiden Ecksäulen am Vierungspfeiler haben die Birnstabform wie sie im Querschiff vorkommt.

Die beiden inneren Seitenschiffe enthalten rippenlose Kreuzgewölbe des Uebergangs, zeigen an den Hauptpfeilern spitzbogige Gurtbogen ohne Profil und öffnen sich nach dem Mittel- und Querschiff mit Rundbogen, nach den äusseren Seitenschiffen mit Spitzbogen. Die äusseren, der spätgothischen Zeit angehörenden Seitenschiffe sind ohne Gurtbogen und ebenfalls mit rippenlosen Kreuzgewölben überdeckt. Zwischen den Seitenschiffen haben auf der Nordseite achteckige und — den Hauptpfeilern entsprechend — rechteckige Pfeiler mit Vorlage, auf der Südseite quadratische Pfeiler mit abgefasten Ecken, sämmtlich mit gothischem Kämpfer, Platz gefunden. Die Fenster der Seitenschiffe sind spitzbogig und haben Schrägen, zu denen an einzelnen Stellen Hohlkehlen hinzutreten. Die Hauptgesimse bestehen aus Untergliedern, Platte und Sima. In der Südwand befindet sich ein mit Korbbogen überdeckter Eingang, in der Nordwand ein solcher in Spitzbogenform mit reichem Profil, Hohlkehle, Birnstab, Rundstab, ohne Kapitäl und Basis. In den Vorhallen, welche sie zugänglich machen, sind die alten romanischen Eingänge der ursprünglichen Seitenschiffe noch erhalten; sie sind von schweren Profilen begleitet und enthalten glatte Bogenfelder.

Die Mauer des Mittelschiffes ist aussen zwischen je zwei Fenstern durch Lisenen gegliedert, welche mit Rundstäben abgekantet sind; die Mauer selbst war früher niedriger und lässt erkennen, dass oberhalb der Fenster eine Erhöhung stattgefunden hat.

Das westliche Joch des Mittelschiffes enthält die Orgelempore.

Die beiden Westthürme schliessen das Glockenhaus ein und sind in ihrem unteren Theile bis zur Hauptgesimshöhe des Schiffes quadratisch, oben achteckig. Fig. 125 zeigt den Sockel. Das untere Geschoss, welches bei dem Brande im Jahre 1844 unbeschädigt geblieben ist, enthält auf der Westseite in der Achse der Kirche einen romanischen Eingang, in dessen Scheitel eine Lisene ansetzt, mehrere rundbogige Fenster, über dem Eingang ein Kreisfenster, flach vortretende, mit einer kleinen Hohlkehle abgekantete Lisenen mit Bogenfries und an den Ecken Säulchen. In jeden Thurm führt westlich eine rundbogige Thüre aus späterer Zeit. Die oberen Theile der Thürme, nach dem Brande in den alten Formen, jedoch ohne genaue Wiedergabe der Einzelheiten neu aufgebaut, sind mit Rundstabbündeln an den Ecken geschmückt und mit gekuppelten romanischen Oeffnungen in mehreren Geschossen versehen, wie dies aus den Abbildungen näher ersichtlich ist. Der südliche Thurm schliesst mit einem achteckigen, beschieferten Helm, der nördliche mit einer Laterne und geschweifter Haube ab; ersterer trägt in der Wetterfahne die Jahreszahl 1859, letzterer 1848. (Die Wetterfahne des südlichen Thurmes ist in dem Querschnitt (Fig. 118) nicht gezeichnet.) Thurmfront.

Der Altar (vergl. Fig. 120), eine Stiftung der Holtzmann'schen Familie, ist mit einer mächtigen Holzwand in Barockformen versehen, farbig und mit Altar.

Gold behandelt. Er enthält in der Mitte die Kreuzigung, die Jahreszahl 1659 und eine Darstellung des heiligen Abendmahls. Seitlich sind je vier Säulen angebracht, welche auf Konsolen stehen und ein verkröpftes, mit Engelsköpfen verziertes Gebälk tragen. Zwischen ihnen sehen wir im Ganzen sechs Figuren, die vier Evangelisten und die Apostel Petrus und Paulus, und unter diesen je ein Wappen eines Mitgliedes der Familie Holtzmann. Ueber der Kreuzigungsgruppe befinden sich in der Mitte zwei Figuren, Maria und Johannes, und noch weiter oben das Grab Christi mit den Wächtern und als Bekrönung der Auferstandene. Die Wand enthält auf jeder Seite des Altars einen Durchgang und oben als Abschluss je einen Engel mit den Leidenswerkzeugen: Kreuz und Säule.

Altarleuchter. Zwei Altarleuchter aus Bronze mit drei Füssen sind 43 cm hoch und haben nach gothischer Art einen walzenförmigen Schaft mit Knauf in der Mitte.

Ciborium. Eine silberne, mit Ornamenten verzierte Dose trägt die Jahreszahl 1657.

Gemälde. Ein auf Holz gemaltes Oelbild stellt die Kreuzigung dar und befindet sich in der Sakristei.

Glasmalerei. Einige schöne Reste aus der ältesten Zeit der Glasmalerei sind in neun Bildern in den Fenstern des Chorschlusses erhalten. Sie stellen Scenen aus der Legende des Cosmas und Damian dar.

Gotteskasten. Im nördlichen Seitenschiff steht ein Gotteskasten aus Holz gearbeitet mit schweren Eisenbeschlägen.

Grabmal. An der Westwand des nördlichen ersten Seitenschiffes steht das bis zum Gewölbe reichende, aus Marmor gearbeitete Fischbeck'sche Grabmal, eine schöne Arbeit in den Formen des Regencestyles mit figürlichen Darstellungen, Wappen und drei Bildnissen der Verstorbenen (Fig. 129). Dr. med. Andreas Wilhelm Fischbeck war ein berühmter Arzt in Goslar, 1657—1708; sein Sohn Dr. Johann Wilhelm Fischbeck war ebenfalls Arzt.

Grabsteine. Gegen 20 Grabsteine liegen im Fussboden der Kirche mit der Hauptseite nach unten gekehrt. Zwei Steine sind an den Wänden in der Thurmhalle untergebracht: der Grabstein des Konrektors Henricus Rhesus, gestorben 1699, mit Wappen und langer lateinischer Inschrift, und der Grabstein der 1632 gestorbenen Wittwe des Ulrich Behr, geb. von Schwicheldt. Letzterer zeigt in der Mitte die Figur der Verstorbenen in einer rundbogig geschlossenen Nische als flaches Relief und zu beiden Seiten je vier Wappen.

Kanne. Eine silberne Kanne (vergl. Geschichte).

Kanzel. Ein prächtiges Stück der Renaissancekunst ist uns in der Kanzel aus dem Jahre 1581, einem Geschenk des Bürgermeisters Hans Staes, erhalten; sie ist aus Holz gearbeitet, reich geschnitzt, mit Farben und Gold behandelt und stellenweise mit eingelegtem Holz verziert. An der Brüstung der sechseckig gestalteten, an einem Pfeiler angehängten Kanzel und des Treppenaufganges sind zwischen Säulchen oder Pfeilern acht Bogenstellungen angebracht, welche Darstellungen aus der biblischen Geschichte, den Sündenfall, Johannes den Täufer auf das Lamm Gottes weisend, die Begegnung zwischen Maria und



Fig. 129. Marktkirche in Goslar; Fischbeck'sches Grabmal.

Elisabeth, die Verkündigung, Geburt, Kreuzigung, Auferstehung und die Himmelfahrt enthalten. Unter denselben finden wir die acht Lapidarinschriften:

„In Adam omnes morimvr in Christo vivificamvr."
„Agnvs dei qvi tollit peccata mvndi."
„Colloqvia pia et salvtaria."
„Ave gratiosa, dominvs tecvm."
„O beatvs partvs ille, virgo cvm pverpera."
„Oblatvs est, qvia volvit."
„Resvrrexit propter jvstificationem nostri."
„Ascendens in altvm, dona dat hominibvs."

In dem Bilde des Sündenfalles sind die Buchstaben H. S. angebracht, am Schalldeckel „H. 1581. S." Oberhalb der bildlichen Darstellungen steht am Rande der Brüstung die Inschrift in Grossbuchstaben:

Ha · ac · 2 · Hie · stehe · ich · vf . meiner · Warte · vnd · trete · vf · meine · Feste · gebe · actvng · drvf · was · mir · vom · Hern · gesagt · wirt · an · die · Fromen · vnd · an · die · Gotlosen.

Mehrere Einzelheiten sind in Ortwein „Deutsche Renaissance, 52. Abtheilung, Goslar" abgebildet.

Kelche. Ein schöner Kelch aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts besteht mit der zugehörigen Patene aus Silber und ist vergoldet. Der Fuss mit aufgeheftetem Crucifixus ist als Sechsblatt gebildet, der Knauf hat sechs Zapfen und ist mit Edelsteinen besetzt; der Schaft trägt oberhalb des Knaufes die Buchstaben „J H E S V S", unterhalb desselben „M A R I A H". Der Becher zeigt die gothische Form, das Ganze ist mit reichem spätgothischen Maasswerk verziert.

Ein zweiter Kelch mit Patene in gleichem Material und gleichen Formen, jedoch einfacher, hat einen mit Maasswerk verzierten Knauf und den Fuss als Achtblatt ausgebildet.

Ebenfalls aus Silber hergestellt und vergoldet sind zwei Patenen und zwei Kelche, welche das Jahr der Herstellung aufweisen. Der erste trägt die Jahreszahl 1532, am sechseckigen Fuss aufgeheftet die Kreuzigung, zwei Wappen und drei Figuren und an den sechs Zapfen des Knaufes die Buchstaben „J H E S V S". Der zweite hat am Fuss sechs ornamentierte Buckel, einen dreitheiligen, mit Engelfiguren geschmückten Knauf und einen Becher, welcher oben leicht ausladet und unten mit aufgelegter, silberner, grossblumiger Verzierung versehen ist; er zeigt in einer Inschrift die Jahreszahl 1665. (Vergl. den Abschnitt Geschichte.)

Kronleuchter. Ein schwerer Kronleuchter wurde 1705 von dem Rektor und Kämmerer Andreas Witzmann gestiftet.

Lesekanzel. In der Mitte vor dem Chore steht eine aus Holz gearbeitete Lesekanzel, deren Brüstung mit schönem Laubwerk in den kräftigen Formen des späten Barock geschmückt ist.

Taufbecken. Ein mit Bildwerken reich ausgestattetes Taufbecken der Renaissancezeit (vergl. Fig. 129) ist aus Messing hergestellt und mit einem kupfernen Einsatz versehen. Der obere Durchmesser beträgt 0,95 m. Drei nackte Knaben,

welche je einen Hund zwischen den Knieen halten und drei halbbekleidete Knaben mit einer Kugel in der rechten Hand umgeben den runden Fuss mit der Lapidarumschrift:

Hans · Kegel · Valentin · Witzenhvsen · Johannes · Lantman · sindt · thoder · Tidt · Vorstender · gewesen ·

Die Inschrift schliesst mit dem Goslarischen Adler. Auf dem Fuss mit der Jahreszahl 1573 steht ein Schaft, welcher in zwei Reihen übereinandcr zwölf kleine Apostelfiguren und in der Mitte die Umschrift enthält:

Mangnvs · Karsten · hat · mich · gegossen · tho · Gosler · 1573.

Das Becken ist mit sechs Flachbildern geschmückt, welche sich auf Vorgänge aus der biblischen Geschichte beziehen und die Lapidarinschriften tragen:

„Dit is de Historien van der Arken Noe."
„Dit is de Historien van Johannes den Doper."
„Die Historia da Moses das Volck Iserael 60000 Ma."
„Die Historia des Bvndes der Laden."
„Die Historia van Naeman dem Havptman in Sirien."
„Die Historia dar latet de Kinder tho mi kame."

Die zum Theil figurenreichen Darstellungen sind durch schmale Streifen von einander getrennt, welche oben mit einem Engelskopf, unten mit einem Löwenkopf endigen.

Der zugehörige Deckel enthält ebenfalls sechs, durch geschweifte Giebel eingeschlossene Bildwerke: Christus am Oelberg, das heilige Abendmahl, den Gekreuzigten zwischen Maria und Johannes, die Grablegung, die Auferstehung und das jüngste Gericht. Zwischen denselben sind Engelköpfe angebracht, welche nach oben in einen Fischschwanz endigen. Aehnliche Gestalten wiederholen sich mehrere Male an dem vielfach gegliederten oberen Schaft, welcher mit der Figur Gottes des Vaters endigt. Gott Vater erhebt die Rechte segnend und hält in der Linken die Weltkugel; über ihm schwebt der heilige Geist in Gestalt einer Taube. Das Taufbecken stand früher vor dem Fischbeck'schen Grabmal, wie es in Fig. 129 wiedergegeben ist; augenblicklich hat es seinen Platz unter der Vierung.

In der Sakristei stehen zwei Vasen aus Zinn mit der Jahreszahl 1759. **Vasen.**



Fig. 130. Marktkirche in Goslar; Wandleuchter.

An der Chorwand ist ein Wandleuchter aus Messing (Fig. 130), ein Stück aus dem abgebrochenen Dome, angebracht. Er enthält auf jeder Seite ein Wappen und die Lapidarinschrift: „Qvi male agit odit lvcem". **Wandleuchter.**

Am Wandteller lesen wir die Lapidarumschriften:

Joan · Mento · imper : eccae · S S · aplr ·
Simon : et · Jvdae · Can · Senior · d · d ·

und:

Hans Marten : an · 1 · 5 · 8 · 1 · 29 avgvst.

Wandmalerei. Reste spätgothischer Wandmalerei mit figürlichen Darstellungen sind im oberen Theile der südlichen Querschiffswand erhalten.

Die Jacobskirche.

Litteratur: Die Geschichte der Jacobikirche hat keine besondere Bearbeitung gefunden. Die Litteratur stimmt mit derjenigen der Marktkirche überein.

Quellen: wie bei der Marktkirche.

Geschichte. Die Kirche St. Jacobi ist die erstgenannte Pfarrkirche Goslars, wenn auf sie die Urkunde von 1073 bezogen wird, in der Hezilo, der Bischof von Hildesheim, vom Kaiser Heinrich IV. Schutz gegen den Vogt erbittet, weil dieser in Uebereinstimmung mit der Bürgerschaft ihm seine Kirche in Goslar („ecclesiam in propia area et de bonis ecclesiae meae legitime constructam“) mit der anmassenden Behauptung sperre, dass dem Bischofe nicht zustehe Pfarrkirchen in Goslar zu bauen. Auch der Bischof Bruno nannte die St. Jacobikirche eine von seinen Vorgängern mit päpstlicher Zustimmung erbaute und von der Milde der Gläubigen ausgestattete Kirche. Endlich erhellt aus der Urkunde von 1206, dass die Bischöfe sich von der Goslarischen Bürgerschaft das Recht erstritten hatten, allein das Altarlehen in dieser Kirche zu begeben, d. i. also den Plebanen (Stadtpfarrer) darin zu ernennen. „Niemand als der Bischof habe ein Recht“, heisst es in derselben Urkunde, „an irgend etwas, was die Kirche betreffen möge, etwas anders zu machen.“ — Damit ist aber auch so ziemlich die ganze ältere urkundliche Ueberlieferung über die St. Jacobikirche vor 1300 erschöpft; denn selbst von deren Güterbesitz, der im Hinblick auf den noch lange fortgesetzten Streit zwischen dem Bischofe und der Gemeinde besonders interessieren würde, erfahren wir einzig, dass 1265 der Graf von Schladen einige Morgen Land geschenkt hat.

Die jetzige Kirche ist bis auf den unteren Theil der Thürme und einige Reste gänzlich umgebaut, aber ihre ursprüngliche Anlage zeigt sich als eine der Marktkirche ähnliche und auch gleichzeitige (Urk. 1151) romanische Pfeilerbasilika. — Die Nachricht, dass die Aebtissin Antonia von Neuwerk zur Busse für den verübten Verrath an der Stadt 1206 den obersten Chor in St. Jacobi habe erbauen lassen, ist ebenso in das Gebiet der Fabel zu verweisen, als die weitere Ausstaffierung dieser Geschichte, in der die kleinen Reliefs an der Aussenwand des Chores und die sieben Kreuze als Erinnerungen an die „böse Antonia“ erscheinen. Mithoff hat sie richtig als Reste aus der älteren Kirche erkannt

und symbolisch gedeutet. Die Chroniken berichten über jene Antonia folgendes: „Da die Feinde die Stadt nicht bezwingen konnten, stiegen sie bey Nacht ein bey dem Kloster Neuwerk und gewunnen die Stadt und fingen darin einen Grafen, den König Philippus darin gesetzt vor einen Hauptmann, und ehe er sich gefangen gab, wurden in seinem Hause sieben Ritter neben ihm erschlagen, wie das Gedechtniss an dem Hause unten an der Mauer (?) lange vorhanden war, und zu ihrem Gedechtniss wurden auch in S. Jacobi Kirche gemauert sieben Kreuze, und der Löwe als der Ueberwinder, darauf unser Herr Gott; auf der anderen Seite ward die Domina des Klosters auf einen giftigen Lintwurmb gesetzet, darum das sie die Stadt hatte verrathen helfen. Und als man den Verräther erfahren, packten sie sich aus der Stadt, und ward auch an dasselbe Thor, daraus sie gewichen, ihr gedechtniss gehauen.“ Merkwürdig ist, dass diese eigenartige Ueberlieferung von der Antonia in ein sehr hohes Alter zurückreicht. (Vergl. die Geschichte des Klosters Neuwerk.) Aber von einer engeren Verbindung zwischen dem Kloster Neuwerk und St. Jacobi vor 1335, in welchem Jahre der Bischof das ihm zustehende Altarlehen mit Zustimmung der Gemeinde auf das Kloster übertrug, ist sonst nichts bekannt. Die Einverleibung war keine vollständige, weil die Gemeinde darauf bestand, dass der vom Propste ernannte Pfarrgeistliche (Pleban) dem Goslarischen Archidiaconus unterstellt, und die Vermögensverwaltung wie bisher unter der Aufsicht des Rathes bleiben sollte. Vielleicht belehrt durch das Beispiel der Frankenberger Pfarrkirche, liess sich die Gemeinde die Kirche nicht ganz entziehen. Mit dieser Einverleibung möchte aber die erwähnte Nachricht von dem Bau des oberen Chores zusammenzubringen sein, wenn man annimmt, dass nicht Antonia 1206, sondern das Kloster Neuwerk, das sehr begütert war, 1335 den neuen Chor in St. Jacobi gebaut hat. Damit ist die ebenso alte als allgemeine Ueberlieferung von der „Erweiterung“ dieser Kirche durch das Kloster erklärt, und es wiederholt sich nur das Beispiel der Frankenberger Kirche, in der auch mit der gleichen Rechts-Veränderung gleiche Bauveränderungen eintraten, ohne indessen deutlich erkennen zu lassen, wie weit sich letztere erstreckt haben. Vom XIV. Jahrhundert an fliessen die Nachrichten etwas reichlicher: da hören wir von einem Hochchor mit dem Altare St. Mariae und St. Jacobi, von einer Kreuzkapelle mit dem Altare St. Crucis, vom Altare St. Galli mit einer Commende der Schneider und Bäcker, dem Altare St. Martini der Schuster, St. Thomae der Zimmerleute, von vielen Zuwendungen der Brüderschaften, woraus mit Sicherheit auf das innige Verhältniss dieser Kirche zu den Gilden und Innungen zurückgeschlossen werden darf, ein Verhältniss, das später bei der hereinbrechenden Reformation dieser Gemeinde den Vortritt gab. Ausser den genannten waren noch Altäre geweiht S. Andreae, S. Oswald, S. Trinitati, deren Lage sich noch in einer Inschrift verräth (s. u.), den Heiligen drei Königen, der Catharina und Anna. Die Priesterschaft war aber immer an Zahl sehr beschränkt; neben dem Pleban zwei bis drei Geistliche. Der Umbau der Kirche begann bald nach der Feier eines grossen Jubelablass-Festes im Jahre 1441, das der Bischof von Meissen durch die Gabe mehrerer Reliquien und „eines köstlichen Crucifixes“, vielleicht desselben, das noch ein so schöner Schmuck der Kirche ist (s. u.), erhöhte.

Seit der Mitte des XV. Jahrhunderts verlautet es ununterbrochen von Zuwendungen zum Bau der Kirche; aber der eigentliche Umbau in eine spätgothische Hallenkirche ist erst später, als die sehr vergrösserte Gemeinde grösseren Raum beanspruchte, wahrscheinlich seit 1491 in Angriff genommen und 1506 vollendet; die in spätester Gothik ausgeführte Vorhalle wurde erst laut der Inschrift 1516 hinzugefügt. Für die Baugeschichte mag diese Aenderung noch so interessant sein, die Harmonie ist vernichtet, da der Versuch, das Neue dem Alten anzupassen, als wenig glücklich angesehen werden muss. Bedauerlicher Weise sind bei diesem Neubau auch die romanischen und gothischen Wandmalereien untergegangen; nur noch wenige verwischte Spuren davon sind an den Kapitälen (rother und blauer Untergrund, grüne Blätter u. a.) und in den Bogen der Orgel zu bemerken. Die neue Kirche war kaum eingeweiht, als schon die Vorstürme der Reformation ihre Hallen durchbrausten, da, von den Innungen ausgehend, die neue Lehre zuerst in der Jacobigemeinde Anhang fand. An sie richtete daher auch Luther 1529 den (noch erhaltenen) Brief*), in dem er dringend vor den Schwarmgeistern warnte und mahnte, ohne Aufruhr an Gottes Wort zu halten. Nach der Reformation (1528) trat die Jacobikirche ganz in's Dunkel; von dem Kloster Neuwerk rechtlich und geistlich getrennt, überlieferte die Gemeinde ihr geringes Vermögen dem städtischen „Kistenamte“, aus dem fortan die Kosten der Unterhaltung der Kirche kümmerlich bestritten wurden. Von Bauänderungen verlautet gar wenig, zu erwähnen ist nur die Anlage einer neuen Prieche 1691, die Besserung der Vorderwand 1702 und die Erneuerung des oberen Theils der Glockenthürme 1732.

Ein merkwürdiges Geschick fügte, dass, als bei der Organisation Goslars durch die preussische Verwaltung 1803 eine Kirche zum Gottesdienste für die neue katholische Gemeinde gesucht wurde, die Wahl gerade auf St. Jacobi

*) Der Brief Luther's richtet sich gegen die in Goslar überhand nehmende Lehre Zwingli's vom Sakrament, gegen die Amstorff umsonst eiferte. Luther, von Corvinus darüber belehrt, schrieb am 31. Mai 1529 „den Ersamen, Weisen lieben Herrn und Freunden in Christo, den Pfarr Kindern zu St. Jacob zu Gosslar sämtlich und sonders: Gnad und Frid ynn Christo. Ersamen lieben Herrn und Freunde. Eur Schrifft sampt dem Herrn euern Seelsorger ist zu mir kommen / und von mir so gut als vermag / empfangen. Und weil oder wo sichs also bei euch hellt / bin ich von ihm berichtet / so bin ich von Hertzen froh / und bitte Gott den Vater aller Gnaden / wollte euch bey solcher Weise erhalten / und fordern. Amen. Dann ich zwar unlängst / auch nichts sonderliches von euch arges erfahren / allein das einige Stück bey uns in die Ohren getragen / als solt sich Ungehorsam / Aufruhr und Frevel widder die Obrigkeit bei euch eugen / welchen ich doch biss auf Kundschafft des anderen Teyls nicht habe stattlich glauben wollen. / One dass ich mich dennoch gefurcht und Gott gebeten habe / euch und uns allen und das liebe Evangelion für solcher Aergerniss zu behüten / Hinfürder helff euch / der bey euch angefangen hat / Unfride Fahr und Widderwertigkeit müsset ihr leiden / weret ihr des Teufels und seiner Welt teyl / so hetten sie euch lieb und liessen euch Fride. Weil aber Christus euch zu seinem teyl gefordert hat und behellt / so müssen sie euch hassen / wie Christus lehret. Aber seyt getrost / er ist grösser der bey uns ist / denn der in der Welt ist. Haben sie den Haus Vater Belzebub geheissen / so werden sie es seinem Gesinde nicht bessern. Knechte sollens nicht besser haben / denn der Herre. Fahret also fort ynn Gedult / so wird der HErr bei euch seyn / Amen. Behalt mich in euer Gebeth. Zu Wittenberg montags ultima Maji 1529.“

Fig. 131. Jacobskirche in Goslar; Grundriss.

fiel, auf diejenige Kirche, die zuerst von der katholischen Kirche sich losgesagt hatte. Da Goslar derzeit nur 5000 Einwohner hatte, schien die Unterhaltung von vier Pfarrkirchen mit dreizehn Geistlichen eine unnütze Last zu sein. So wurde St. Jacobi das Opfer, das die Stadt für das königliche Geschenk der Stiftsgüter (s. o.) bringen musste; im Zusammenhange damit wurde auch die Unterhaltung der Diener an Kirche und Schule dem Stiftsgüterfonds auferlegt. Für den Einzug und die feierliche Weihe wurde die Kirche (1804) „nur nothdürftig“ in Stand gesetzt, „da der preussischen Verwaltung an der Ausschmückung der Kirche nichts gelegen war“.

Das Inventar verblieb, so weit es niet- und nagelfest war, in der Kirche, das Uebrige wurde verschleudert. Die Kelche, Kreuze, Ciborien wurden 1804 verkauft, von der Bücherei blieb nur Luther's Brief (jetzt dem Archive überwiesen); ein Missale und eine alte deutsche Bibel (Lübeck 1484) nebst einem Gebetbüchlein 1527 sind noch in der katholischen Pfarrei. Ueber den Verbleib der im Inventare von 1804 erwähnten „sechs alten Predigerbilder in der Sakristei“ ist nichts zu erfahren; vermuthlich sind auch sie in Auktion gebracht.

In der Kirche sind verblieben:

die Kanzel (1620), ein Beichtstuhl, das Gestühl, die Orgel (1592), der Taufkessel, ein Kronleuchter (1727 vom Rector Andr. Witzmann geschenkt), zwei Wandleuchter, eine Pieta, ein Triumphkreuz, eine Krönung Mariä (1514), vier Glocken.

Hinzugekommen sind:

der grosse Altar mit den beiden Seitenaltären aus dem Kloster Riechenberg, 1807 von der französischen Regierung überwiesen, 1854 erneuert, die Messglocke, ebenfalls aus Riechenberg 1805, ein Ciborium von Heissum, Paramente von Grauhof, Lamspringe, St. Godehardi, St. Michaelis, ein Kelch von Heiningen; das turibulum, die navicula, pixis sind in Goslar 1804 neu angefertigt, die Oelbilder, aus dem 1823 abgerissenen Brüdernkloster stammend, vom Rathe überwiesen.

Das Schicksal der laut Anzeige vom 12. Januar 1815 aus dem Pfarrhause gestohlenen silbernen Kirchengeräthe, Kanne, Kelch und Ciborium ist unbekannt.

Beschreibung.

Die mehrfach umgebaute Kirche (Fig. 131 bis 134), welche die verschiedensten Kunstformen aufweist, bestand ursprünglich als eine wahrscheinlich mit Balkendecke versehene, dreischiffige romanische Basilika mit Westthürmen, Querschiff und Chor. Von dieser Anlage sind noch die beiden östlichen Wände des alten Querschiffes, der jetzigen Seitenschiffe, mit aussen sichtbaren Ecklisenen und mit romanischen Fenstern erhalten, ferner die beiden westlichen Vierungspfeiler mit Schräge und Platte in Kämpferhöhe, der sie verbindende Gurtbogen in Halbkreisform und die Thurmfront. Ausserdem sprechen für die Annahme der früheren Basilika noch folgende Thatsachen: Im Dachboden sind einzelne Gesimsstücke erhalten, welche aussen die hohe Mauer des Mittelschiffs abschlossen und sich noch an der alten Stelle befinden; die östliche Seite des Thurmhauses zeigt hier noch die Dachlinie des früher allein hochgeführten

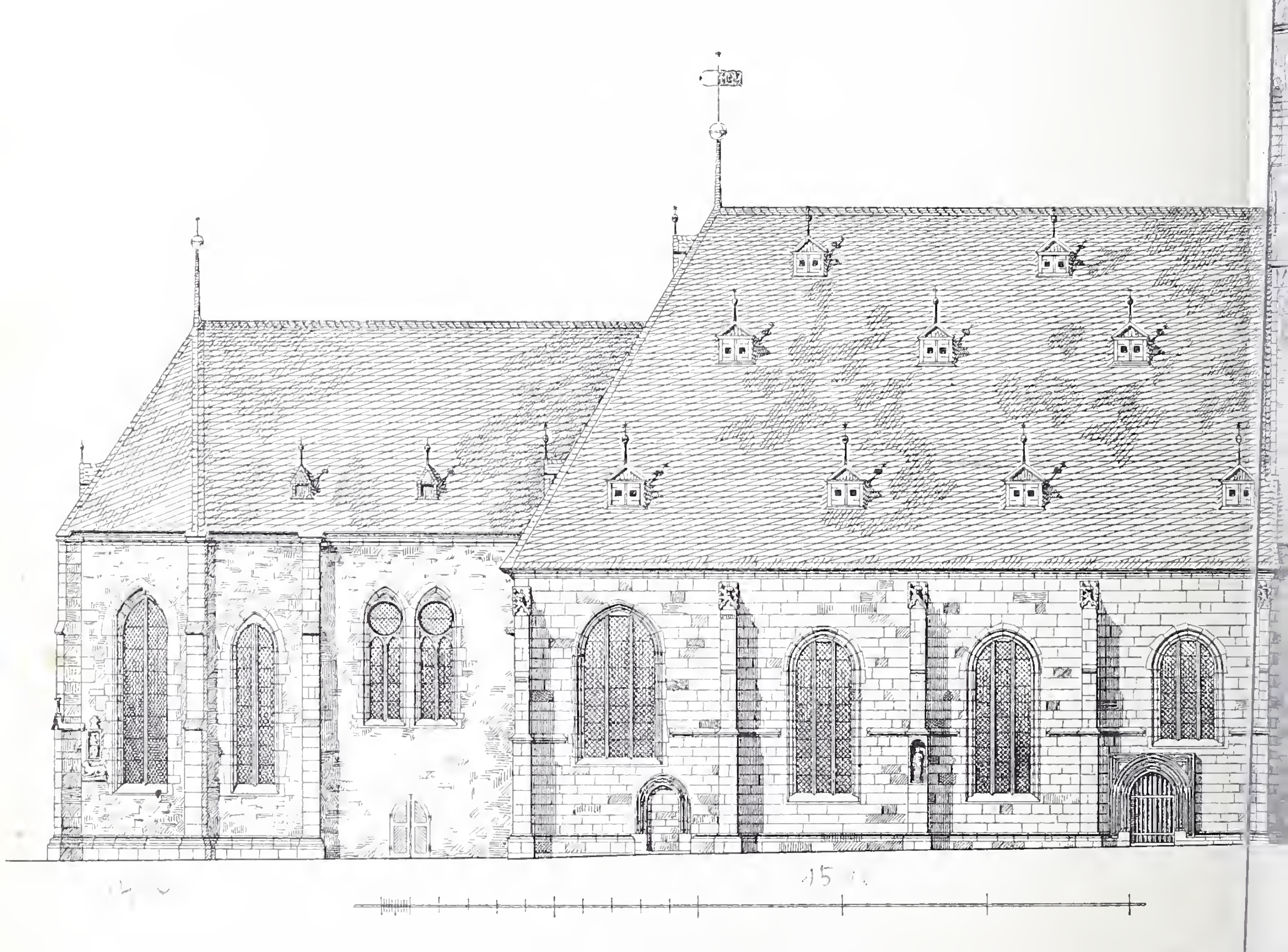


Fig. 132 [u]nd 133

JACOBSKIRCHE IN GOSLAR; N[O]RDSE[ITE]



1 133.

NORDSEITE UND QUERSCHNITT.



Fig. 134.

JACOBSKIRCHE IN GOSLAR; BLICK IN DAS SCHIFF.

Mittelschiffes und seitlich, soweit die Thürme oberhalb der niedrigen Seitenschiffe frei waren, eine für Aussenfronten berechnete Bearbeitung des Materials, die Ueberführung in das Achteck und unterhalb desselben Gesimse, wie sie auch an den übrigen Thurmseiten vorhanden sind. Die freistehenden Pfeiler im Innern der Kirche enthalten noch in halber Höhe die Kämpfer der früher vorhanden gewesenen rundbogigen Oeffnungen; dabei muss angenommen werden, dass zwischen den vorhandenen Pfeilern Zwischenpfeiler angeordnet waren.

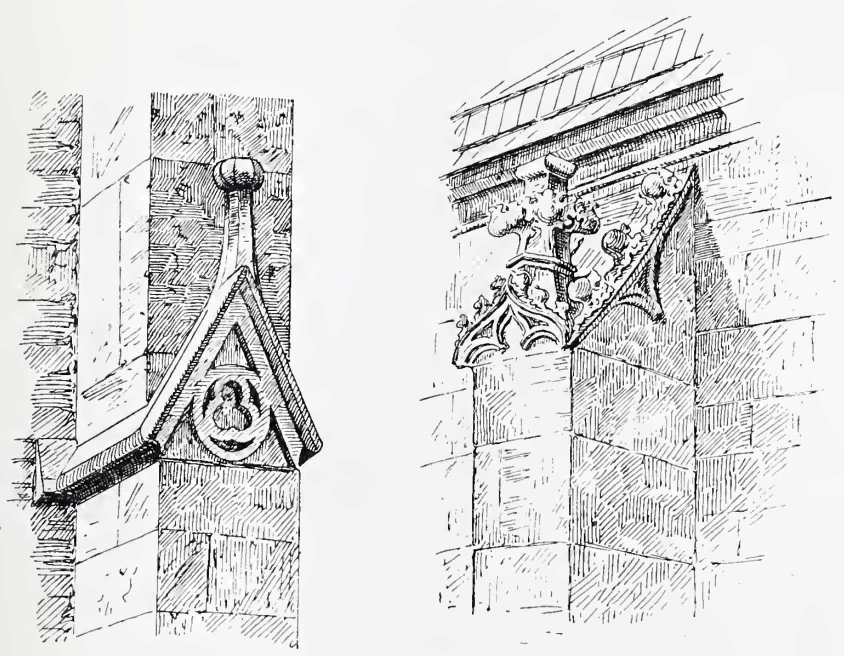


Fig. 135 und 136. Jacobskirche in Goslar; Strebepfeiler am Chor und am Schiff.

Die Kirche wurde dann in der Uebergangszeit gewölbt, die Pfeiler erhielten Verstärkungen. Aus dieser Zeit sind noch die geänderten Pfeiler im Mittel- und Querschiff und die Gewölbe dieser Theile vorhanden. Dann erhielt das Gotteshaus einen neuen gothischen Chor, und es erfuhr im Anfang des XVI. Jahrhunderts einen Umbau der beiden Seitenschiffe. So entstand eine vierjochige Hallenkirche, bei welcher Chor und Seitenschiffe eine grössere Breite haben als das Mittelschiff. Vor die Südseite des Schiffes wurde eine neue Eingangshalle angeordnet. Im XVIII. Jahrhundert entstand die Sakristei auf der Südseite des Chors; ein bei Mithoff angegebener Anbau auf der Nordseite des Chors ist heute nicht mehr vorhanden.

Der aus Bruchsteinmauerwerk unter Verwendung von Sandsteinen an den Architekturtheilen und den Strebepfeilern errichtete Chor ist mit drei Seiten des Sechsecks geschlossen, enthält ein aus zwei Hohlkehlen gebildetes Hauptgesims, einen fein profilierten Sockel — Hohlkehle zwischen zwei Wulsten, darunter Platte und Schräge — und schwächliche Strebepfeiler (Fig. 132 und 135). Chor.

Die mit Birnstabrippen und flachen Schlusssteinen versehenen Bruchsteingewölbe sitzen auf Diensten von Kreis- oder Birnstabquerschnitt, die zweitheiligen spitzbogigen Fenster der Chorvorlage zeigen Maasswerk nach frühgothischer Art, während die Spitzbogenfenster des Chorschlusses in nüchterner Weise durch spätere Holzpfosten getheilt sind, welche — wie im Schiff — in

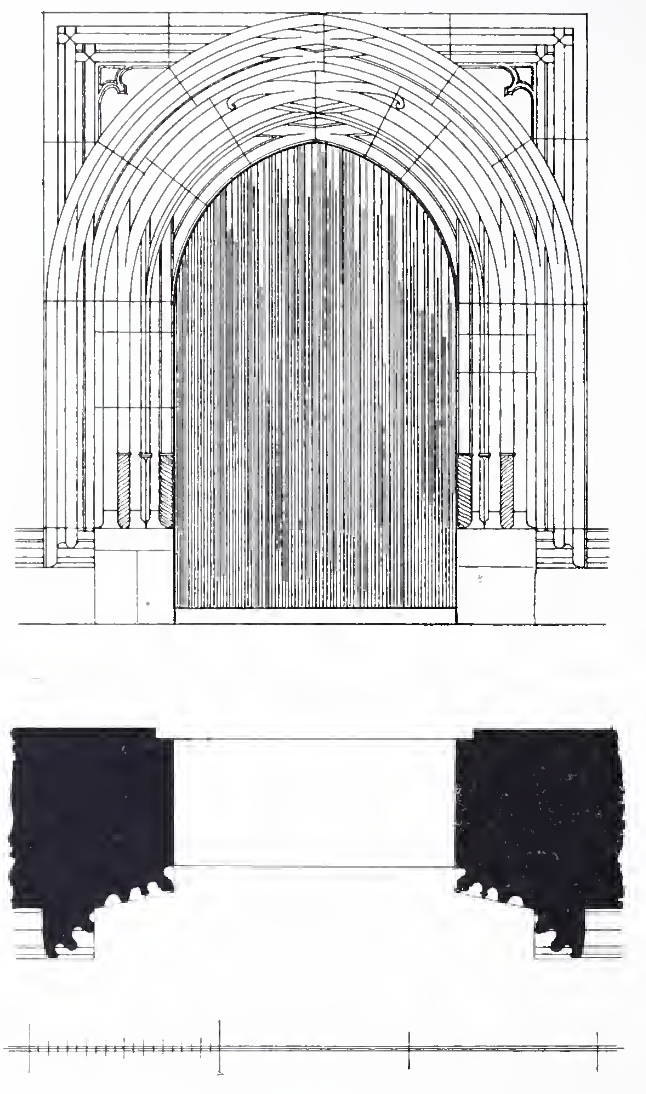


Fig. 137. Jacobskirche in Goslar; Thüre der Nordseite.

den Spitzbogen einschneiden und auf Maasswerk verzichten. Ein Strebepfeiler trägt die Jahreszahl 1496.

An der Aussenseite des Chors sind sieben in Stein gearbeitete Kreuze und zwei Steinbildwerke erhalten, von denen das auf der Nordseite in rechteckiger Umrahmung einen segnenden Christus darstellt; darunter befindet sich

auf einem Kragstein ein liegender Löwe. Die südliche Figur steht unter einem gothischen Giebel auf einer kurzen Säule, welche von einem auf einem Kragstein ruhenden Drachen getragen wird; es ist die triumphierende Kirche.

Schiff.

Die drei Schiffe der Hallenkirche werden durch ein gemeinschaftliches Satteldach überdeckt, welches im Osten abgewalmt ist und hier einen Knauf und eine Wetterfahne mit der Jahreszahl 1744 trägt. Die Gewölbe sind sämmtlich

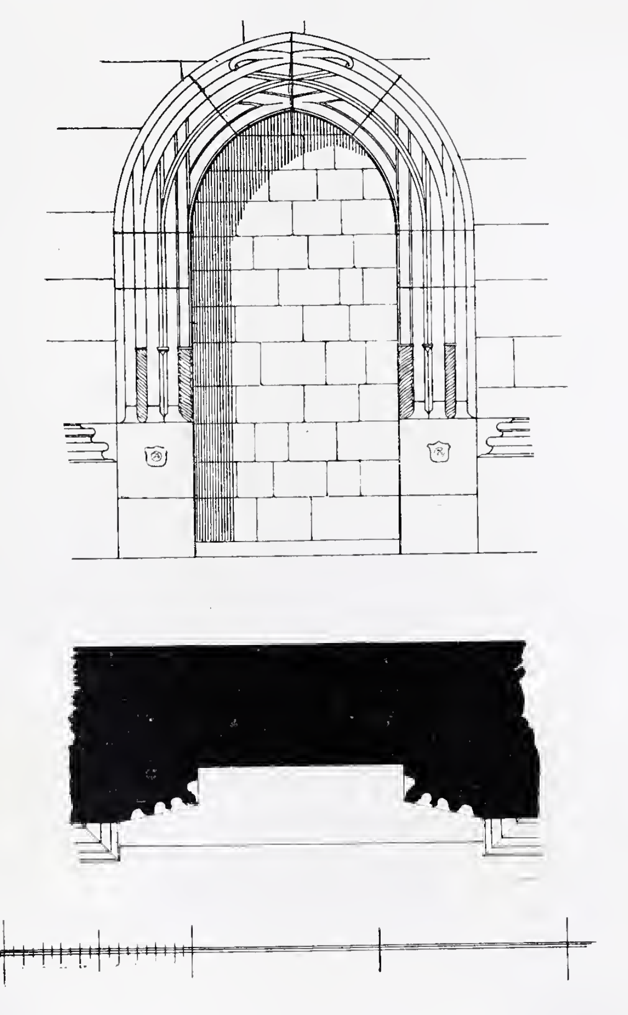


Fig. 138. Jacobskirche in Goslar; Thüre der Südseite.

spitzbogige Kreuzgewölbe; diejenigen der Seitenschiffe, mit Ausnahme des Ostjoches, sind ohne Rippen und aus Ziegeln konstruiert, die übrigen dagegen aus Bruchsteinen hergestellt und mit wulstförmigen Rippen und tief herabhängenden Schlusssteinen versehen. Die Wandpfeiler der Seitenschiffe erinnern an romanische Auffassung und haben Kämpfer in Renaissanceformen. Am Pfeiler in der nordwestlichen Ecke des Schiffes steht eine Inschrift in gothischen Kleinbuchstaben:

„āno · dn̄i · M · d · XII · cōsecratū · ē · pn̄s · altare · sac̄te · trinitatis ·“

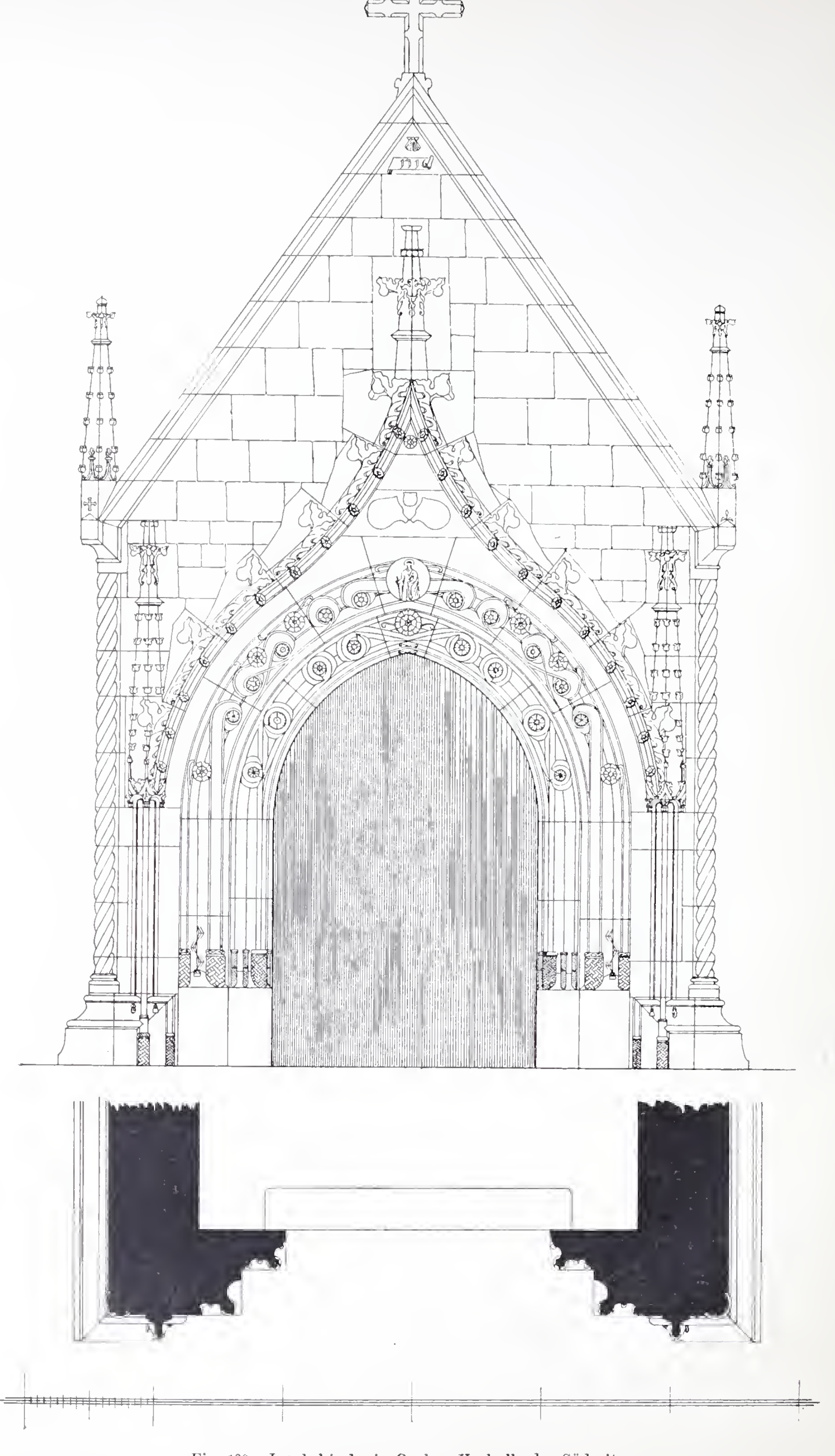


Fig. 139. Jacobskirche in Goslar; Vorhalle der Südseite

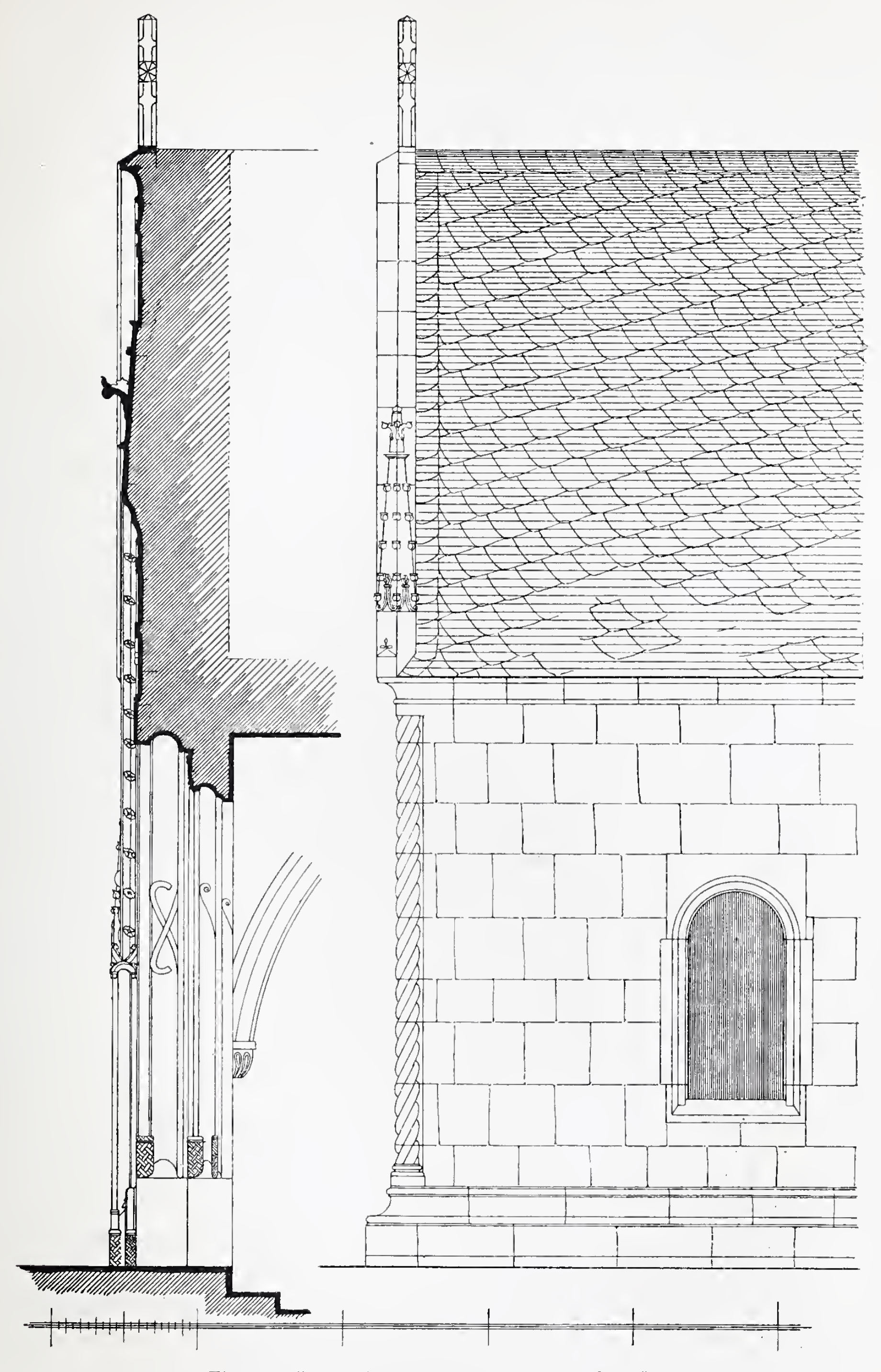


Fig. 140. Jacobskirche in Goslar; Vorhalle der Südseite.

Die Umfassungswände im Norden und Süden sind aus Quadern errichtet und aussen mit einem Sockel versehen, welcher demjenigen des Chors entspricht; es fehlt jedoch die untere Schräge. Die Strebepfeiler enthalten Gurtgesimse und als Bekrönung ein geschweiftes Giebelchen mit Krabben und Kreuzblume (Fig. 136). Ein Strebepfeiler der Nordseite trägt die etwas verwitterte Jahreszahl 1516, ein zweiter eine Rundbogennische mit Holzstatue. Auf dieser Seite sind auch zwei spitzbogige Eingänge mit reichen, einander durchdringenden Profilen erhalten, von denen der westliche — in das alte Querschiff führende — jetzt vermauert ist (Fig. 137). Die dreitheiligen Spitzbogenfenster enthalten senkrechte Theilungspfosten ohne Maasswerk und sitzen in tiefen hohlkehlprofilierten Leibungen. Auf der Südseite kommen zu den Hohlkehlen noch Rundstäbe mit verziertem Sockel. Am östlichen Strebepfeiler sieht man hier oben die verwitterte Jahreszahl 1507. An der Stelle des alten Querschiffs ist ein ebenfalls jetzt vermauerter Eingang (Fig. 138), ähnlich den beiden nördlichen, noch vorhanden und ausserdem im westlichen Joch eine schöne Vorhalle im reichsten spätgothischen Style angebracht (Fig. 139 und 140). Als äusserer Eingang dient ein reicher Spitzbogen mit geschweiftem Wimperg, Krabben, Kreuzblumen und Fialen. Oben steht die Jahreszahl 1516, am Fuss des bekrönenden Kreuzes die Jahreszahl 1881 und im Scheitel des Spitzbogens ein Bild des heiligen Jacobus. Die Vorhalle wird von einem Kreuzgewölbe auf Konsolen mit Rippen und Schlussstein überdeckt und ist auf der Ost- und Westseite zur Anbringung von Sitzbänken rundbogig ausgenischt. Der innere Eingang zum Schiff ist spitzbogig und in den an der Aussenseite zur Verwendung gekommenen Formen reich profiliert. Ein Steinbildwerk über dem Rundbogenfensterchen der Ostseite stellt das Schweisstuch der Veronika dar.

An der Ostseite des Schiffes sind noch die alten Querschiffswände aus Bruchsteinmauerwerk erhalten geblieben, welche im oberen Theile je zwei romanische Rundbogenfenster in tiefen Schrägen enthalten. Die dritten, im Inneren noch sichtbaren Fenster werden durch die späteren Chorwände verdeckt. An der Westwand des Mittelschiffes steht die aus Holz hergestellte, durch Pfeilerchen getheilte, geschnitzte und in der Brüstung durch bildliche Darstellungen geschmückte Orgelempore in Renaissanceformen.

Das nördliche Seitenschiff enthält noch zwei Bildwerke: an der Westwand eine in Stein gearbeitete, farbig behandelte Krönung der Maria mit der Jahreszahl 1513, der Inschrift „bndicta sit sancta trinitas“ und der Umschrift „Anno domini · MCCCCC · XIII · consecratu · m · ē · pns · epitaphium · in · honore · m · trinita · tis ·“ und an der nördlichen Wand ein grösseres, gothisches Holzschnitzwerk. Letzteres stellt die sitzende Mutter Gottes mit dem Leichnam Christi dar, eine sehr gute Arbeit, welche ihre Bemalung noch erhalten hat. Sie steht auf einem steinernen Fusse (Fig. 141) (früher Kanzel?) in den Formen der südlichen Vorhalle.

Thürme. Die kräftige, romanische Thurmfront besteht aus zwei Thürmen mit zwischengebautem Glockenhaus. Sie ist aus Bruchsteinen hergestellt und mit Architekturtheilen aus Sandstein ausgestattet. Das untere, rechteckige Geschoss enthält im Westen die — jetzt spitzbogige — Eingangsthür mit rundbogiger

Umrahmung und einfache Fenster. Ueber der Thür hat später ein grösseres Spitzbogenfenster Platz gefunden. Das Geschoss wird durch einen Rundbogenfries mit darüber befindlichem Bienenzellenornament abgeschlossen und zeigt unter dem Bogenfries an den Ecken der Westseite noch zwei Hochbilder: ein Meerweib mit doppeltem Fischschwanz und einen Löwen, dessen Kopf an der Ecke zwei Gesichter enthält. Die darauffolgenden achteckigen Thurmgeschosse zeigen Lisenen, Gesimse, romanische Oeffnungen und schliessen mit einem Zackenfries, welcher an den unteren Spitzen mit Lilien besetzt ist, ab. Ueber den Achteckgeschossen erheben sich noch zwei Geschosse im kreisförmigen Grundriss; sie enthielten Unterabtheilungen, welche durch senkrechte, mit gewundener Verzierung versehene Stäbe abgetheilt waren. Einzelne Stücke derselben sind noch erhalten. Die Schallöffnungen sind rund geschlossen und zum Theil gekuppelt. Jeder Thurm trägt einen achteckigen, beschieferten Helm, Knauf und Wetterfahne und in letzterer die Jahreszahl, südlich 1747, nördlich 1820. Am achteckigen Theil des Südthurmes befindet sich noch eine Inschrift mit der Zahl der Wiederherstellung 1732. In diesem Thurm sind auch einige Läufe der alten Holztreppe erhalten, bei welcher die Blockstufen mittelst Holznägel auf Langschwellen aufgedollt wurden.

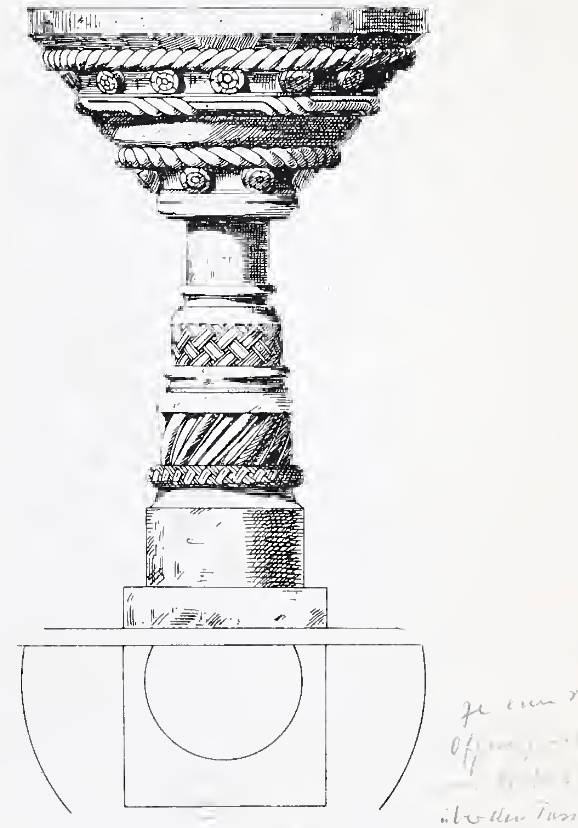


Fig. 141. Jacobskirche in Goslar; Kanzelfuss.

Das Erdgeschoss des Thurmhauses ist mit drei Kreuzgewölben überdeckt; hier finden sich noch einige Würfelkapitäle. Hinter der Orgelbühne zeigt sich als Verbindung zwischen Thurm und Mittelschiff eine grosse Rundbogenöffnung auf romanischen ornamentierten Kämpfern.

Die Sakristei ist als rechteckiger Raum zwischen Chor und Schiff auf der Südseite angebaut, durch eine Tonne mit Stichkappen überwölbt und durch drei kleine, sehr fein profilierte Korbbogenfensterchen beleuchtet. Ueber der hölzernen, nach dem Chore führenden mit Régencemustern geschmückten Thür steht die Jahreszahl 1754. Sakristei.

Drei Altäre stammen aus der Kirche in Riechenberg. Der Hauptaltar im Chor ist als eine reich geschnitzte, mächtige Holzwand in den Formen des späten Barock mit vielen gewundenen Säulen, Fruchtgewinden und Engelsköpfen, Heiligenstandbildern, gekröpftem Gesims und grossem Aufsatz ausgebildet (vergl. Fig. 134). In der Mitte sehen wir ein Gemälde, welches die Altäre.

Auferstehung darstellt, im Aufsatz das Bild der Himmelskönigin. Auf dem Altartisch steht ein Tabernakel aus Holz in denselben Kunstformen.

Der Altar des nördlichen Seitenschiffs ist ebenfalls in den Formen des späten Barock mit kräftigem Laubwerk gezeichnet und aus Holz hergestellt. Zwei gewundene Säulen tragen ein verkröpftes Gebälk mit Aufsatz und schliessen das Hauptgemälde, die heilige Familie darstellend, ein. Seitlich sehen wir die Standbilder Johannes des Täufers und Paulus, auf dem Altartisch ein Holztabernakel.

Dieselbe Anordnung und Form zeigt der Altar des südlichen Seitenschiffs. An den Seiten sind die Standbilder Christi mit der Dornênkrone und der schmerzhaften Mutter Gottes angebracht; ganz oben steht der Gekreuzigte. Das Oelbild zeigt den Opfertod Christi als Erlösung für die Sterbenden.

Fig. 142. Jacobskirche in Goslar; Crucifixus.

Altarleuchter.

Auf den Seitenaltären stehen vier Altarleuchter aus Holz, 57 cm hoch, in Barockformen geschnitzt, auf dem Hochaltar sechs Barockleuchter aus Messing von gleicher Höhe mit drei Füssen.

Beichtstuhl.

Ein aus Holz geschnitzter Beichtstuhl in reichen, schweren Barockformen mit vier gewundenen Säulen, Blumengewinden, korinthischen Kapitälen, Seitenverzierung und reich ornamentiertem Aufsatz, vier knieenden Figuren und einem Christusstandbild als Bekrönung steht im südlichen Seitenschiff.

Buchmalerei.

Gemalte Anfangsbuchstaben und Bilder finden sich in einem auf Pergament geschriebenen Gebetbuch von 1527 und in einem gedruckten Missale aus der Zeit um 1500.

Chorstühle.

Zwei Chorstühle aus Holz, geschnitzt, mit je vier Sitzen, Rückwand und Brüstung, sind mit eingelegten Hölzern verziert und zeigen die Formen des XVIII. Jahrhunderts.

Crucifixe.

Ein früheres Triumphkreuz aus Holz, rund 2 m hoch, in den Formen des XV. Jahrhunderts, hängt heute an der Westseite im südlichen Seitenschiff. Ein kleineres Crucifix mit dem Gekreuzigten aus Elfenbein stammt aus Grauhof und ist ein sehr schönes Beispiel aus der Zeit um 1700. Das kurze Lendentuch

wird durch einen Strick gehalten, der Kopf des Heilandes ist mit schmerzvollem Ausdruck nach oben gerichtet, der Körper hängt am Kreuze tief herunter (Fig. 142).

Gemälde.

An den Wänden des Chors und im Schiff hängt eine Reihe von Oelbildern, unter diesen die zwölf Apostel, eine Fusswaschung und ein Abendmahl von 1702, eine Anbetung der Könige, Christus am Oelberg, eine Betrauerung Christi von 1683, Maria mit dem Leichnam Christi, die Kreuzaufrichtung und Andere.

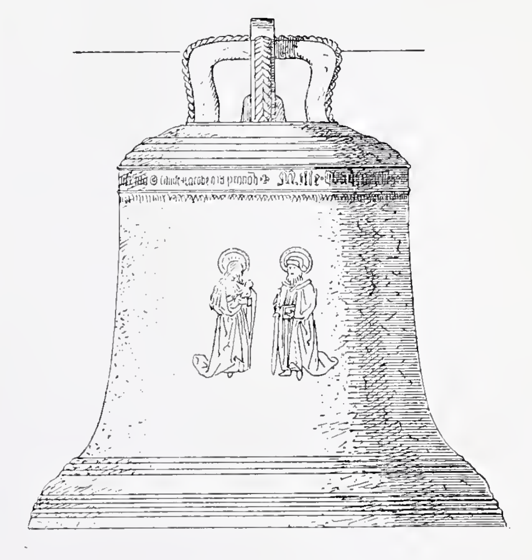
Gestühl.

Das Gestühl enthält reich geschnitzte, schöne Kopfstücke mit mehrfach wechselndem, kräftigen Barockornament.

Glocken.

Eine Glocke von 128 cm Durchmesser (Fig. 143) enthält in vortretenden Linien die Hochbilder der heiligen Katharina, Barbara, Jacobus und Maria mit dem Kinde (Fig. 145 bis 148), am Halse einen Spitzbogenfries und darüber in gothischen Minuskeln zwischen zwei Riemchen die Inschrift:

+ Mille + quadringentis octies decem fit iunctis + novembre + facta · x̄pe + laude + speciosa + Katherina + sancte Jacobe ora pro nob. + (Fig. 144).



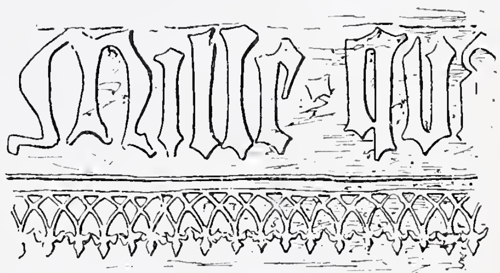


Fig. 143 und 144.
Jacobskirche in Goslar; Glocke, Glockeninschrift.

Die zweite Glocke hat einen Durchmesser von 165 cm und ist mit den Hochbildern Christi und des Jacobus major und mehreren Lapidarinschriften geschmückt:

Vivos convoco mortvos deploro festa decoro pro pace oro ·

Ferner:

Anno 1679 · Campanam hanc posteritati restauraverunt integram dn · M · Johannes Buschius, pastor et ministerii senior : dn · Ludolphus Faber, symmista : nec non dnn · provisores Johann Kinderling Heinrich Gockel Henning Schubeler Hans Drönewolf, Henrico Tilen aedituo.

Am Rande befindet sich ein reich verzierter Fries mit Engelsköpfen und die Inschrift:

Nicolaus Greue hat mich gegossen.

Gotteskasten.

Ein Gotteskasten mit geschnitzter Rückwand, Fuss und Seitenverzierung in Barockformen trägt ein Bild: Das Scherflein der Wittwe.

Kanzel. Die am nordwestlichen alten Vierungspfeiler angehängte Kanzel ist aus Holz angefertigt und ein Meisterwerk der Spätrenaissance (Fig. 149). Sie ist reich geschnitzt, mit eingelegten Hölzern ornamentiert und farbig behandelt. Ueber der Thür, welche sich zwischen zwei korinthischen Säulen befindet, erhebt sich ein reich durchgebildeter Aufsatz mit den Standbildern der vier Evangelisten. Die Treppen- und Kanzelbrüstung enthält bogenförmig geschlossene Nischen zwischen jonischen Eckpfeilern und korinthischen Säulchen mit Hochbildern aus der biblischen Geschichte: die Taufe, Auferstehung der Todten,



Fig. 145—148. Jacobskirche in Goslar; Glockenbilder.

jüngstes Gericht, Ausgiessung des heiligen Geistes, Himmelfahrt Christi, Kreuzigung, Christus mit der Weltkugel und die Dreieinigkeit. Am Fries finden sich die Worte:

> Christus ist vns gemacht von Gott zur Weissheit vnd zur Gerechtigkeit vnnd zur Heiligung vnd zur Erlösung auf dass wer sich rühmet der rühme sich des Herrn · 1 · Corinth : 1 · Christus ist vmb vnser Sünde willen dahin gegeben vnd vmb vnser Gerechtigkeit willen auferwecket. Rom : 4 : Año : 1620 :

Der hohe Schalldeckel ist mit Ornamenten, kleinen Pyramiden und Engeln geschmückt und enthält auf der Unterseite die Taube des heiligen Geistes. An der Rückseite der Kanzel ist eine Inschrift in einer Bogenstellung angebracht. Abbildungen in grossen Massstäben und viele Theilzeichnungen enthält das Werk von Ortwein: „Deutsche Renaissance, 52. Abtheilung, Goslar“.

Drei vergoldete Kelche stammen aus dem XVIII. Jahrhundert, unter ihnen einer mit Sechsblattfuss von 1733, und ein Speisekelch. Kelche.

Zwei Messkannen mit zugehöriger Schüssel gehören dem Ende des XVIII. Jahrhunderts an. Messkannen.

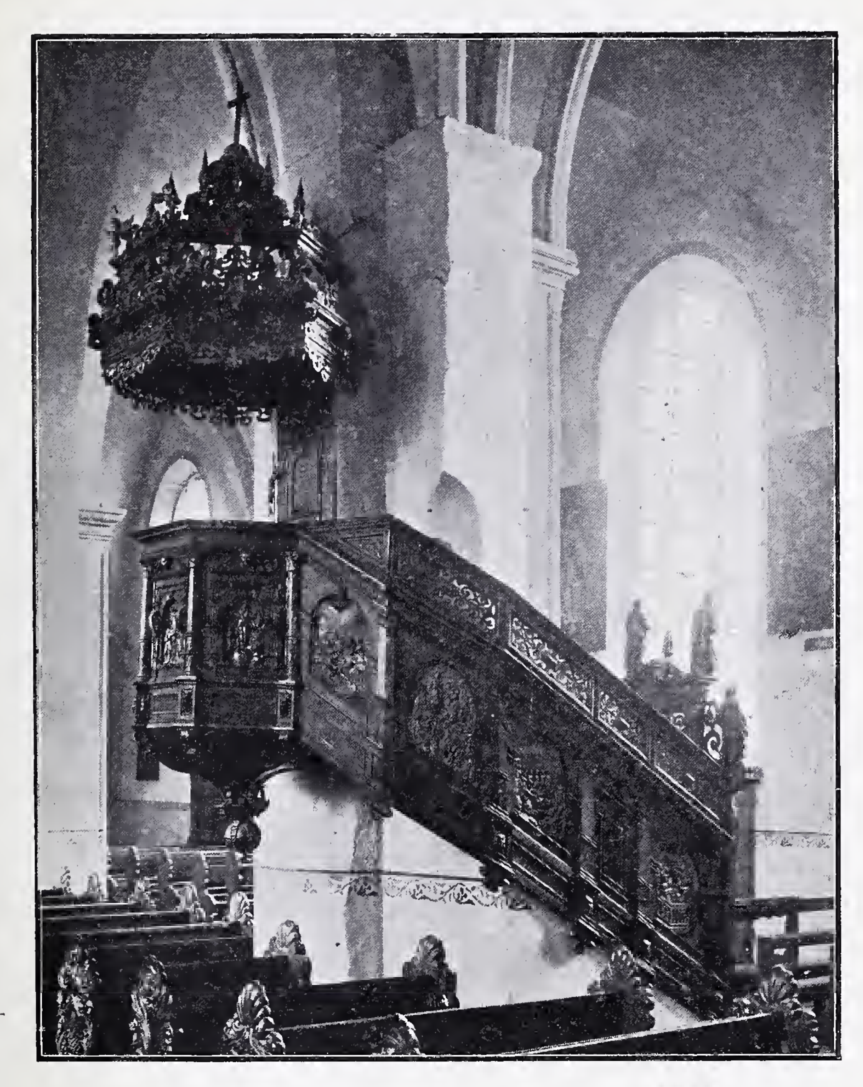


Fig. 149. Jacobskirche in Goslar; Kanzel.

Eine 80 cm hohe, vergoldete Monstranz (Fig. 150) zeigt die Formen des Zopfstiles mit mächtiger Strahlenglorie, Laubgehänge, Kornähren und Weintrauben als Sinnbildern für Brod und Wein. Monstranz.

Die Orgel enthält Ornamente in Renaissanceformen. Orgel.

Paramente.

Ein prachtvolles, gesticktes Messgewand mit Zubehör, zwei Levitenröcke und ein kostbares, gesticktes Velum, letzteres 1895 wiederhergestellt, gehören in die erste Hälfte des XVIII. Jahrhunderts.



Fig. 150. Jacobskirche in Goslar; Monstranz.

Taufbecken.

Auf einem durch zwei Stufen erhöhten und durch ein hölzernes Geländer abgeschlossenen Platze in der Westecke des südlichen Seitenschiffes steht ein aus Kupfer gearbeitetes, mit Bronzefarbe angestrichenes Taufbecken von 83 cm Durchmesser und rund 2 m Höhe einschliesslich Deckel. Das Becken ruht auf einem kurzen Schaft mit Knauf, der Fuss wird von fünf Putten getragen. Am Fuss steht eine Stelle aus Gal. 3, am Rande aus Joh. 3 und die Jahreszahl 1592. Der Deckel enthält 12 gemalte Wappen der Familien Sander, Uslar und Jacobs und eine Stelle aus Tit. 3.

Weihrauchgefäss.

Ein Weihrauchgefäss mit Schiffchen aus Silber stammt aus dem Jahre 1804.

Die Stephanskirche.

Litteratur: wie bei der Marktkirche; dazu: Relation der furchtbaren Feuersbrunst u. s. w. 1728; Evangelische Kirchweihung in S. Stephani 1734; der neue Altar eingeweiht 1767. (Alle drei Schriften sind in Goslar bei Fr. Duncker gedruckt.)

Quellen: wie bei der Marktkirche.

Geschichte.

In der Nacht vom 26. auf den 27. April 1728 brach in Goslar ein Feuer aus, das in weniger als neun Stunden die ganze Unterstadt in Schutt und Asche legte; unter den abgebrannten 180 Hauptgebäuden waren 40 Brauhäuser, die als alte Patrizierhäuser der schönste Schmuck Goslars waren. Aber weitaus am schmerzlichsten wurde der Verlust der St. Stephanikirche empfunden, des schönen Gotteshauses, das mit seinen zwei Thürmen die Stadt hoch überragte. Die furchtbare Flammengluth liess nichts davon übrig; nur noch in Bildern schauen wir schmerzlich die heilige Stätte, an der einst ein Corvinus gewirkt hat. Auch diese Kirche war, wie die anderen Pfarrkirchen der Stadt, eine romanische Basilika aus dem XII. Jahrhundert, nach dem übereinstimmenden Berichte von allen die schönste und am reichsten geschmückte. Der Bericht des Rathes meldet von ihrem Untergange: Mitten im Flammenmeer habe das Gotteshaus lange verschont dagestanden, als plötzlich oben unter dem Knopfe des südlichen Thurmes ein kleines Flämmchen erblickt sei, das, vom Sturme angefacht, alsbald zur lodernden Flamme geworden, auf den anderen Thurm übergesprungen sei. Das vom Dache niederfliessende Blei habe jeden Rettungsversuch vereitelt; nach kaum einer Stunde sei das Vernichtungswerk vollendet gewesen und mit der Kirche neun herrliche Glocken und das ganze Inventar: Orgel, Kanzel, Altäre, Taufbecken, Kronleuchter und viele unersetzliche Kostbarkeiten zerstört. Der Verlust wurde auf mehr als 100 000 rthlr. geschätzt. Die arme Gemeinde, ausser Stande aus eigenen Mitteln ein neues Gotteshaus zu beschaffen, brachte durch eine Kollekte in der Stadt, im Reiche, in Schweden, Dänemark und den Niederlanden 18000 rthlr. zusammen, wofür alsbald (von 1729 bis 1734) eine neue Kirche erbaut wurde, einfach und schmucklos von aussen und innen, aber nach dem Urtheil der Mitwelt schöner als die anderen Pfarrkirchen. Der Baumeister war Daniel Köppel, Maurermeister in Hannover, ein Schwiegersohn des zum Bau der Grauhöfer Kirche (1711) herbeigezogenen Baumeisters Mitto aus Mailand. Als Grundstein der neuen Kirche diente ein Leichenstein, der ausgehöhlt eine Büchse aufnahm, worin eine Urkunde über die Zerstörung der alten und den Bau der neuen Kirche lag. Das Material lieferten neben altem Gemäuer vom Petersberge theils die Steinbrüche bei Langelsheim, theils eine neugefundene Steingrube am Petersberge. Am 21. Februar 1734 wurde das neue Gotteshaus feierlichst eingeweiht, an dessen Herstellung Rath und Bürgerschaft mit gleichem Eifer theilgenommen hatten. Die grossen Fenster im Chore waren ein Geschenk des Rathes, die übrigen stifteten die Gilden und Innungen, den Lettner Andreas Jacob Schröder, derselbe mit Johann Henning Röver das Taufbecken, den grossen

Altar der Bürgermeister Conrad Christian Wetterling (1767) für 1000 rthlr., den Kronleuchter Hans Vogel (1769), die Kanzelleuchter die Worthalter der Knochenhauergilde (1734), den einen der beiden silberbeschlagenen Klingelbeutel J. B. Hoffmann (1734). Die 1734 gesetzte Kanzel ist neuerdings vielfach geändert, die mit der Empore gleichzeitige Orgel (1735) durch eine neue vom Orgelbauer Breust in Goslar ersetzt. Die Uhr lieferte J. C. Michaelis in Braunschweig (1736), die Glocken Thomas Riedeweg in Hannover (1731); letztere wurden 1849 von Christian Heinrich Stutzer in Benneckenstein neu gegossen. Das Altarbild, das heilige Abendmahl darstellend, ehemals für einen Kranach, auch Dürer, ausgegeben, stammt aus dem Dome (1819).

Die neue Kirche hatte noch kein halbes Jahrhundert gestanden, als ihr 1780 bei einer neuen grossen Feuersbrunst dasselbe Schicksal, wie der alten, drohte; nur der Entschlossenheit eines Bürgers, der mit Todesverachtung das im hohen Thurme schon aufgehende Feuer löschte, verdankte sie ihre Rettung. Der Schaden wurde leicht gebessert, wenn auch zur Bezahlung der Kosten einer der schönsten Kelche hergegeben werden musste. Während des Domabbruches fanden die noch erhaltenen Kunstschätze des Domes in der Kirche St. Stephani Unterkunft, worüber das Nähere in der Geschichte des Domstiftes berichtet ist. An der äusseren Kirche ist bis auf den 1829 erneuerten Thurm wenig verändert, das Innere wurde 1899 durch den Architekten Wendebourg erneuert, die Malereien sind von dem Kunstmaler Rumpel ausgeführt.

Von hervorragendem Kunstwerthe ist das aus der alten Kirche gerettete Altargeräth, das aber nur ein kleiner Rest eines einst reichen Schatzes zu sein scheint. Eine beglaubigte Nachricht besagt nämlich, dass 1528, in demselben Jahre, wo Corvinus die herrlichen fünf Stürzungen, Steinbilder mit reicher Skulptur, zum Verdrusse der Gemeinde, als anstössig fortschaffen liess (vergl. Heinecc. S. 454), aller schöne Zierrath aus der Kirche entfernt sei: erwähnt werden alle Tafeln und Bilder, vier silberne Statuen St. Stephani, St. Thomae, St. Catharinae, St. Lorentii, 22 Kelche, Leuchter, Weihgefäss, Taufbecken und alles Parament. Auch die Bibliothek wurde „gesäubert". Eine Klage (wahrscheinlich aus Dronewulffs Diarium) darüber lautet:

> Ich bin vor Kurzem hier gewesen / und habe in den Artikeln gelesen, Dass die Predikanten sollten eben / nach der Aposteln Weise leben / Und den Armen schaffen gross Frommen / dass sie gern möchten zur Kirche kommen. Nun bin ich wieder kommen ins Land / ist aus allem worden gross Tant, Die Kirche gemacht zu einer Scheunen / darinnen die Orgel jämmerlich weinen. Die Pfarrer leben in Saus und Braus / nachdem sie die Chorröck gezogen aus. Was ist da zu erwarten als Gottes Gericht? / Doch sie achten des göttlichen Zornes nicht.

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass in dem Knopf der Kirche 1734 ausser anderem Merkwürdigen verschiedene seltene Münzen goslarischen Gepräges, darunter ein Unicum, niedergelegt wurden. (Näheres vergl. im Wochenblatt 1865 Nr. 85.)

Beschreibung. Das Gotteshaus (Fig. 151 bis 155) besteht aus einer dreischiffigen Hallenkirche, einem Chor mit zwei Anbauten und einem rechteckigen Westthurm, ist

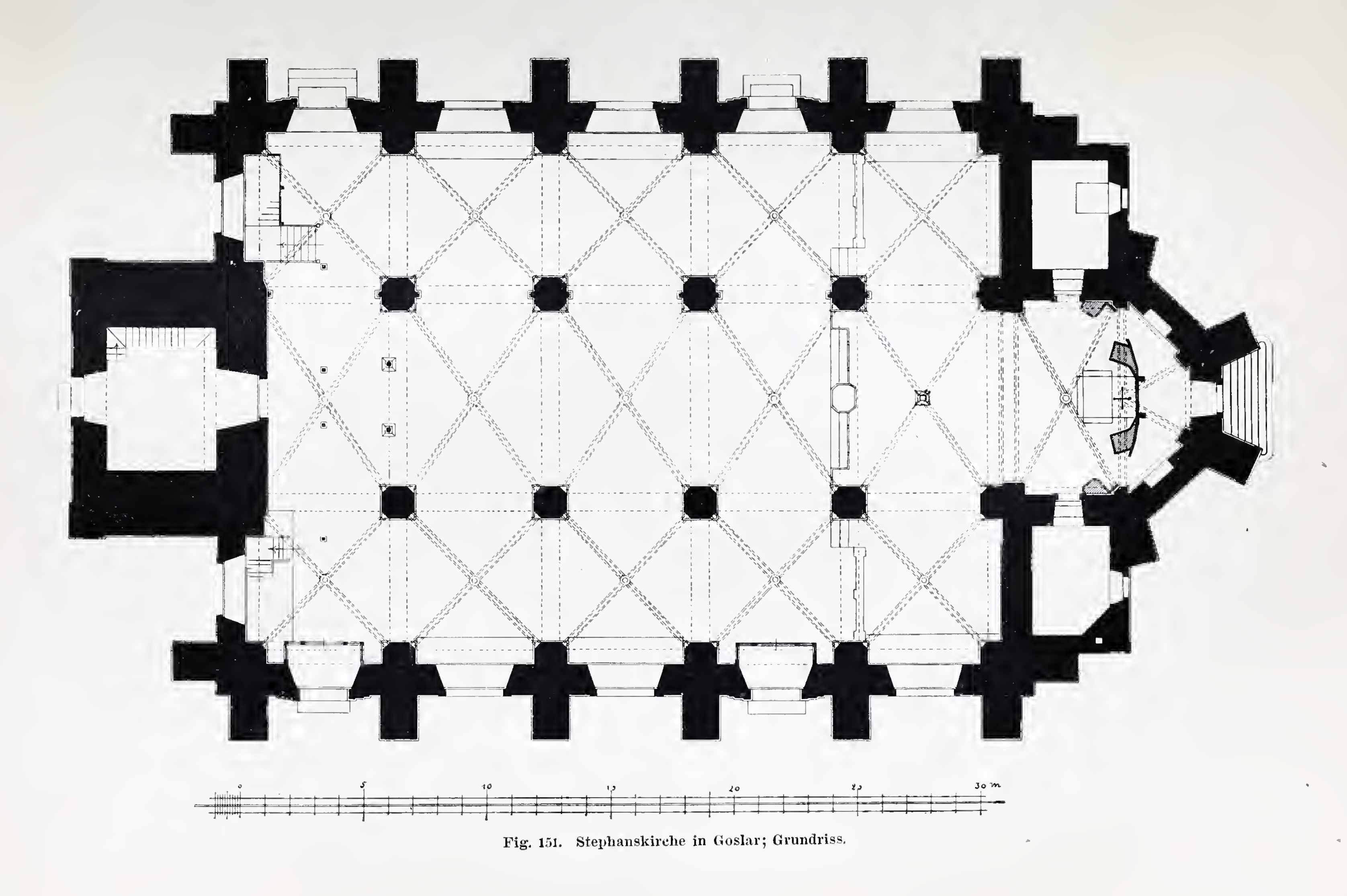


Fig. 151. Stephanskirche in Goslar; Grundriss.

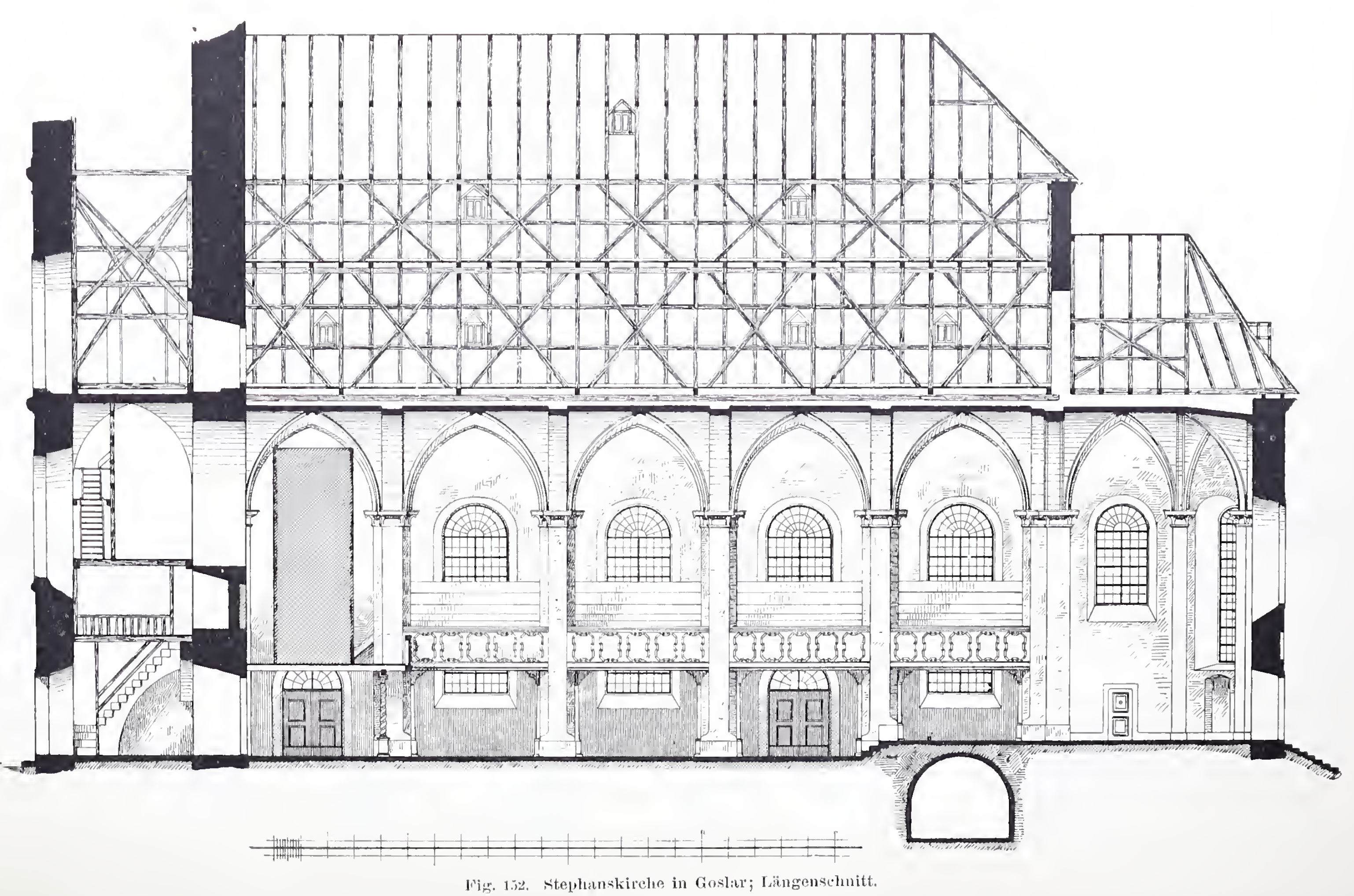
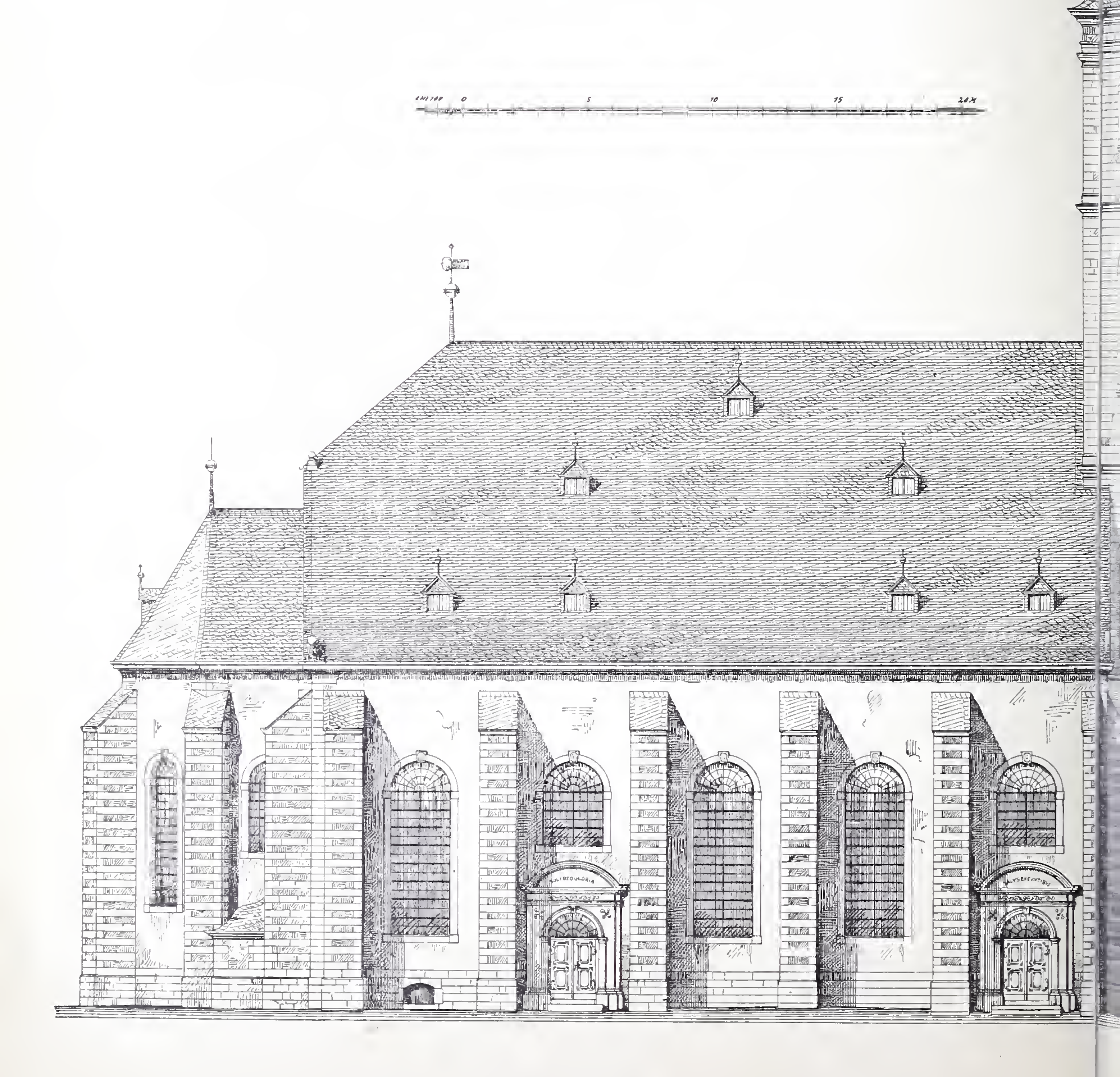


Fig. 152. Stephanskirche in Goslar; Längenschnitt.

Fig. 153 und 154.

STEPHANSKIRCHE IN GOSLAR;
NORDSEITE UND QUERSCHNITT.





aus Bruchsteinen unter Verwendung von Sandsteinen für die Architekturtheile erbaut, gewölbt und mit Schiefer eingedeckt.

Der Chor ist mit drei Seiten des Sechsecks geschlossen und enthält drei Langfenster mit Rundbogen und in der Achse eine Thür mit rechteckiger Umrahmung. Er liegt drei Stufen höher als das Schiff, von welchem das letzte Joch zum Chor hinzugezogen ist. Die beiden niedrigen Anbauten, in denen die Sakristei und ein Nebenraum untergebracht sind, werden durch ein länglich rundes Fenster beleuchtet und tragen ein geschweiftes Schieferdach. Ueber dem mittleren Chorfenster sind im Inneren die Jahreszahlen der Erbauung und der Wiederherstellung, 1733 und 1898, angebracht. Chor.

Das Schiff besteht aus vier Jochen, das fünfte ist in den Seitenschiffen durch niedrige Schranken abgetrennt, erhöht und dem Chor zugetheilt. Die nördliche Schranke ist aus Stein, die südliche aus Holz mit dem Lesepult in der Mitte hergestellt. Die viereckigen, an den Ecken abgestumpften Pfeiler gehen unten in's Quadrat über und tragen oben eine unregelmässig achteckige Platte mit Untergliedern und acht mageren Akanthusblättern an den Ecken. Die Gurtbögen im Mittelschiff sind als Halbkreise, die Scheidebögen, Schildbögen und die Gurtbögen der Seitenschiffe als Spitzbögen mit rechteckigem Querschnitt, ohne Gliederung, die zierlichen Rippen der Kreuzgewölbe als Rundstäbe, von Hohlkehlen begleitet, ausgebildet. An den Wänden haben halbe Pfeiler, welche den übrigen entsprechen, Platz gefunden. Jedes Joch enthält im Norden und Süden ein Rundbogenfenster mit äusseren, glatten Sandsteingewänden, Kämpfersteinen und Schlussstein; die innere Schräge ist zu einem Korbbogen gestaltet. Die Langseiten werden ausserdem durch je zwei Eingangsthüren unterbrochen, welche als rundbogig geschlossene Oeffnung mit einfachem Kämpfer- und Schlussstein gebildet sind und in den Feldern unter dem abschliessenden Flachbogengesims die vier Lapidarinschriften tragen: Schiff.

„Soli deo gloria"
„Salvs exevntibvs"
„Pax intrantibvs"
„Hic porta coeli"

Das Aeussere hat einen abgefasten Sockel, ein aus Untergliedern, Platte und Sima hergestelltes Sandsteinhauptgesims und schwere mit beschieferten Pultdächern abgedeckte Strebepfeiler, welche einen Simaabschluss an der Stirnseite zeigen und zwischen den regelmässig durchgeführten Quadersteinen kleine geputzte Flächen übrig lassen. Die Wandflächen sind geputzt. Das hohe Schieferdach schliesst im Osten mit einem halben Walm und trägt hier einen Knauf und eine Wetterfahne mit der Jahreszahl 1732. Der massive Westgiebel endet am Thurm mit ansteigenden Gesimsen, welche am Kopf und am Fuss aufgerollt sind, während der östliche Giebel an den Fussenden zwei grössere, auf dem Walm zwei kleinere Kugeln trägt.

Hölzerne Emporen befinden sich im nördlichen Seitenschiff und im Westjoch; letztere auf zwei gewundenen Barocksäulen mit Fruchtwerk in den Windungen und mit schöner, geschnitzter Brüstung, welche die Formen des kräftigen späten Barocklaubwerks aufweist (Fig. 156), trägt die Orgel. Das

Innere ist durchweg mit der im Jahre 1898 hergestellten Bemalung versehen; aus derselben Zeit stammen die Glasmalereien der südlichen Fenster.



Fig. 155. Stephanskirche in Goslar; Blick in das Schiff.

Thurm. Der aus Quadern errichtete Thurm hat fünf massive, durch Gesimse von einander getrennte Geschosse, deren Ecken pfeilerartig flach vorspringen

und zur Kröpfung der Gesimse Veranlassung geben. In den vier Obergeschossen befinden sich Rundbogenöffnungen mit Kämpfer- und Schlusssteinen, in der Westwand ein rundbogiger Eingang. Eine achteckige offene Laterne mit geschweiftem Dach, Knauf und Wetterfahne schliesst den Thurm ab. In der Wetterfahne steht die Jahreszahl 1810.



Fig. 156. Stephanskirche in Goslar; Emporenbrüstung.

Altar.

Hinter dem Altartisch erhebt sich im Grundriss mit gekrümmter Linie eine mächtige, marmorartig gestrichene und mit Gold behandelte Holzwand (Fig. 155), deren korinthische Säulen und Pfeiler ein schweres, verkröpftes Gesims und einen durchbrochenen Giebel tragen. Die Mitte des im Jahre 1767 errichteten Werkes zeigt als Gemälde die Kreuzigung; seitlich stehen die Standbilder der Heiligen Johannes des Täufers und Stephanus in Nischen. Unten ist das heilige Abendmahl, gemalt, dargestellt, oben eine Gruppe, welche aus Gott Vater, Sohn, der Taube des heiligen Geistes in der Strahlenglorie und zwei anbetenden Engeln gebildet wird. Die aufgelegten Ornamente benutzen bereits das Muschelwerk des Rokoko. Ueber dem Bilde der Kreuzigung lesen wir die Inschrift:

Ex · don : H : Conrad Christ : Wetterling.

Altarleuchter.

Zwei Altarleuchter aus Bronze, 36 cm hoch, haben einen walzenförmigen Schaft mit drei Knäufen und einen runden Fuss.

Ciborium.

Ein aus Silber hergestelltes, vergoldetes, schönes und werthvolles Ciborium aus der Zeit um 1300 (Fig. 158) hat einen runden Fuss, einen walzenförmigen Schaft mit zehntheiligem Knauf und eine Büchse von rundem Querschnitt. Letztere enthält zwischen Rundbogen auf Säulchen eingraviert die Bildnisse der zwölf Apostel, darüber und darunter je eine Majuskelumschrift, welche, ebenso wie die figürlichen Darstellungen, durch die drei, später aufgehefteten Hochbilder der Heiligen Gregorius, Cyriakus und Johannes Ev. grösstentheils verdeckt werden. Der kegelförmige Deckel ist ebenfalls mit eingravierten Darstellungen (Christus, zwei Engelfiguren, Maria mit dem Kinde und zwei Heilige) versehen und wiederum mit drei Hochbildern geschmückt, welche später aufgeheftet

wurden und die Kreuzigung mit Maria und Johannes, die Auferstehung und die Krönung der Maria wiedergeben. Die noch sichtbare Inschrift lässt dieses Ciborium als ein Geschenk des Propstes Thidericus und der Äbtissin von Neuwerk (äo. 1300 Urk.) erscheinen.

Glocke. Eine Glocke von 153 cm Durchmesser trägt am Halse einen Ornamentstreifen, in der Mitte des Mantels den Goslarschen Adler und auf der entgegengesetzten Seite das Hochbild des heiligen Stephanus mit der kreisförmigen Umschrift:

S · Stephanus Protomartyr ·

Am Halse steht eine einzeilige Inschrift:

Herr Paul Philip Trautman P · T · Pastor ·

unter dem Adler eine dreizeilige:

Herr Petrus Siemens
Herr Johann Philipp Volckmar } P · T · Cons ·
Herr Georg Friederich Hartmann P · T · Synd ·

und darunter:

M : Thomas Rideweg goss mich in Hannover anno 1729 ·

Der Kranz hat die Umschrift:

Ich bin am ersteren aus dem Geläut gegossen / so in der Feuersbrunst für Flam und Glut zerflossen / ich lade wem ich kan zum Worte Gottes ein / auch mit den Traurigen die Todtē ich bewein.

Alle Inschriften sind mit Lapidarbuchstaben ausgeführt.

Kanne. Eine schöne, silberne Kanne (Fig. 157), 33 cm hoch, hat einen reich ornamentierten Deckel mit mehreren Inschriften und im Inneren die Jahreszahl 1622. Im Boden des Gefässes ist eine Darstellung in Gestalt einer Münze angebracht, welche nach innen die Figur Christi mit der Umschrift „Salvator · mvndi · salva · nos · 1578“, nach aussen das Bild des schwedischen Königs Johann III. mit Wappen und den beiden Umschriften zeigt:

„Johannes · III · D · G · Svecie · Got · Van · rx · “
(Johannes III. dei gratia Sveciae Gothorum Vandalorum rex)

und:

Devs · protector · noster ·

Der Deckel wird von der Figur des heiligen Stephanus bekrönt.

Kanzel. Die sechseckige, im Jahre 1898 theilweise abgeänderte Kanzel aus Holz (Fig. 155) enthält Füllungen mit mehrfach gekröpften Profilen zwischen Eckpfeilerchen; sie steht auf einem viereckigen Pfeiler mit Sockel, Kapitäl und Unterbau. Die Treppe hatte früher in der Brüstung ähnliche Füllungen. Am Schalldeckel mit einem reich verzierten Aufbau ist ein kräftiges Ornament in den Formen des Régencestils angebracht. Als Abschluss des Deckels hat ein Posaunenengel mit dem Spruchband „Kommet, denn es ist Alles bereit“ Verwendung gefunden.

Die Kirche besitzt fünf herrliche Kelche aus Silber, vergoldet, mit Patenen. Zwei derselben gehören der Zeit um 1300 an (Fig. 161); sie haben einen Sechsblattfuss mit später aufgeheftetem Crucifixus zwischen Maria und Johannes und einer ebenfalls später aufgehefteten gothischen Monstranz. Der Knauf ist mit Blattwerk, sechs Edelsteinen und Maasswerk in frühen gothischen Formen verziert, der Becher hat fast die Form der Halbkugel. Kelche.



Fig. 157 und 158. Stephanskirche in Goslar; Kanne und Ciborium.

Ein dritter, kleinerer Kelch (Fig. 159) aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts ist auf dem runden Fuss mit Darstellungen der Kreuzigung und der Auferstehung als Hochbildern in Kreisform und mit einem Spruch „O pater alme tuum nomen sit beneficatum / Sit noster custos in omni tempore Christus“ (Hexameter) in Minuskelumschrift versehen. Am Knauf sind sechs Zapfen mit den Grossbuchstaben „JHESVS“, über demselben am Schaft die Kleinbuchstaben „Ave Maria“ und unter demselben „S. Johannes“ vorhanden. Zwischen den Zapfen ist einfaches Maasswerk sichtbar; der Becher hat die gothische Trichterform.

Der vierte Kelch (Fig. 160) gehört der spätgothischen Zeit an. Der Sechsblattfuss hat zwei silberne Schilde, eine Kreuzigung mit Maria und Johannes und drei Heiligenbilder aufgeheftet. An dem mit sechs Zapfen versehenen Knauf befindet sich reiches Blattwerk und Maasswerk. Der Schaft ist sechseckig, der Becher trichterförmig.

Der grösste, nur zum Theil vergoldete Kelch ist in den Formen der Frührenaissance reich ornamentiert, trägt an dem mit eingraviertem Ornament und einer Kreuzigung geschmückten sechseckigen Fuss die Jahreszahl 1532, am walzenförmigen Schaft einen als Wulst gebildeten Knauf und am unteren Theil des trichterförmigen Bechers aufgelegte Verzierungen. Unter dem Fuss stehen die Namen der Stifter.

Kronleuchter. Im Schiff hängt ein zierlicher Kronleuchter aus Bronze mit kleinen Pyramiden auf den Armen und Perlenbuckeln.



Fig. 159—161. Stephanskirche in Goslar; Kelche.

Lesepult. Ein Lesepult, welches als letzter Ueberrest des mittelalterlichen Lettners zu betrachten ist, stand mit seiner seitlichen, niedrigen Holzbrüstung in der Axe der Kirche vor dem Chor und wurde 1898 auf die südliche Seite verschoben. Es besteht aus Holz, ist reich geschnitzt, trägt die Namen der Stifter und gehört der Zeit der Erbauung der Kirche an.

Taufstein. Ein Taufstein mit Deckel, aus rothem und weissem Marmor, ist in den Formen des Régencestiles gehalten und enthält auf dem Deckel zwei Engelfiguren, die Jahreszahl 1743 und oben eine Taube.

Wandleuchter. Neben der Kanzel am Pfeiler hat ein Wandleuchter aus Messing mit der Jahreszahl 1734, ähnlich dem in der Marktkirche, Platz gefunden.

Die Johanniskirche im Bargedorp.

Litteratur: nicht vorhanden, ausser einigen Notizen in den oft genannten Handbüchern.

Quellen: Archiv in Goslar; Urkundenbuch I—V; MSS. Erdwins v. d. Hardt; Chroniken.

Bargedorp, oder wie der Volksmund sagte, „up dem Hofe“, lag „jenseits des Wassers“ (trans aquam) ausserhalb des Stadtgrabens am Abhange des Rammelsberges rechts vom sog. „Stollen“; es bildete eine kleine Vogtei mit eigenem Gerichte, die erst im XIV. Jahrhundert von der Stadt erworben wurde. (Vergl. ausführlich darüber Bode in der Einl. zum Urk.-Buche I, II.) Nach der Angabe der Chroniken war die Kapelle im „Bergdorf“ von allen geistlichen Stiftungen Goslars die älteste und reichte bis in die Ottonenzeit zurück. Ist dies auch geschichtlich nicht nachweisbar, so möchte doch nicht unwahrscheinlich sein, dass diese Niederlassung fränkischer Bergleute so alt ist als der Bergbetrieb selbst, demnach auch die in der Urkunde von 1181 erwähnte Kapelle S. Johannis im Bergdorf zu suchen ist. Noch ein Jahrhundert später tritt deutlich hervor, dass ebendort die vornehmsten Geschlechter der montani und silvani, jener Gesellschaft, die sich zum Betriebe des Bergbaues zusammengeschlossen hatte, angesessen waren; so lag auch die Kirche S. Johannis selbst auf dem Areale der Herren v. Dike (= de Piscina), ihrer Patrone (Urk. 1294), deren Haus 1287 niedergerissen wurde. Die vom Dome hinaufführende Bergstrasse hiess platea dominorum oder herenstrate, neben einer platea viridis. Die Kirche S. Johannis mit einer daneben liegenden Kapelle S. Mariae wird in den Urkunden erst 1290 erwähnt, in welchem Jahre der Bischof von Hildesheim allen, die zum Ausbau der Kirche beitrügen, Ablass verkündigte und zugleich die zu Nutz und Frommen armer, schwacher Bergleute gebildete Brüderschaft S. Johannis Baptistae bestätigte. Mit letzterer hängt das ebendort begründete S. Johannis-Hospital für die im Berge Verunglückten zusammen. Die Kirche, die ausser dem Hochaltar mehrere Nebenaltäre hatte und zum Mainzer Sprengel gehörte, galt als Parochialkirche, weswegen der amtierende Pfarrer Pleban hiess. Als der Rath Goslars im XV. Jahrhundert die Befestigung der Stadt in Angriff nahm, erschien ihm die von Bergleuten fast verlassene Anlage am Berge gefährlich für die Sicherheit Goslars, nicht allein um der starken Kirchhofsmauer, sondern auch um des grossen festen Thurmes willen; er erwirkte deswegen 1500 von Mainz die Erlaubniss, den Thurm im Nothfalle niederreissen zu dürfen, und so wurden 1527 bei der Belagerung der Stadt die gesammten Gebäude im Bergdorf bis auf den Grund zerstört, die Steine aber zum Ausbau der Stadtmauern verwandt. Bereits 1543 durchzog der Pflug das geebnete Feld, in dem nur noch versteckte Mauerreste das Dasein der alten Ansiedelung verriethen.

Als Ersatz für die Kirche und das Hospital wurde 1537 den Bergleuten die Nicolaikapelle nebst dem anliegenden Hause eingeräumt.

Erst allerjüngst hat ein besonderer Zufall die Aufmerksamkeit auf das gänzlich vergessene Bergdorf zurückgelenkt und nicht allein dessen genaue Lage, sondern auch in freiliegenden Mauerresten und nicht unbedeutenden Grundmauern die Stelle der Kirche verrathen. Es wurde nämlich beim Umackern einer Wiese ein steinerner Sarg entdeckt, der in seiner Form ebenso merkwürdig war als in dem Bildwerke des danebenliegenden zugehörigen Deckels; die nähere Besichtigung des umliegenden Terrains ergab auf diese Weise den bezeichneten sicheren Nachweis für die Lage Bergdorfs. Der gefundene Sarg erwies sich aber alsbald als derselbe, der bereits im Jahre 1698 ausgegraben gewesen war. Die Chronik meldet davon: „Am 4. April 1698 stiess der Procurator Balthasar Keller beim Umpflügen des Ackers am Stollen auf einen grossen Stein, der sich als Leichenstein erwies, darauf ein Mann ausgehauen war, der in der einen Hand ein Buch, in der anderen einen Kelch trug. Nachdem dieser losgegraben war, fand man einen grossen Schieferstein von eben der Grösse als jener, darunter aber einen Sarg, darin ein scheridon (?) oder Knochen von einem Verstorbenen noch vorhanden waren. Dieser Sarg ist wie ein sog. Werthstein (?), so in hiesigen Brauhäusern noch zu finden, ausgehauen, sodass man einen todten Körper hineinlegen kann, sonst aber kein Raum mehr übrig bleibt. Unten im Boden ist ein Zapfenloch, aussen zu Füssen aber sind Kreuze gehauen. Nachdem der dreissig Centner schwere Sarg herausgehoben, ist das Loch nicht anders anzusehen gewesen, als wenn es ausgemauert, auch sind darin noch mehr Todtenknochen gefunden. Der Eigenthümer der Wiese hat sich aber mit dem Kommunion-Bergamt nicht über den Besitz einigen können, so ist denn der Sarg mit dem Deckel wieder versenkt.“ Eine andere Chronik bemerkt noch hinzu: „Das Lager des Kopfes sei rund, des Leibes viereckig gewesen, gerade so weit ausgehauen, dass ein Bergmann knapp darin habe liegen können.“ Jeder Zweifel ist also ausgeschlossen, dass der neuerdings gefundene Sarg derselbe wie der hier beschriebene ist. Der gelehrte Verfasser der Chronik giebt noch an, dass auch im Dome „gleichartig gearbeitete Särge“ ständen; und Mithoff berichtet in seinen „Mittheilungen aus einer geschriebenen Chronik“, dass 1710 beim Neubau des Opferhauses an der Marktkirche „im Fundamente“ zwei Steinsärge entdeckt seien, die oben zu Häupten breiter als zu Füssen, für das Haupt ein rundes Loch gehabt hätten; „der ganze Sarg sei aber hin und wieder mit Charakteren als Sonne, Mond und Sternen versehen“. Derzeit, als man 1698 den interessanten Fund machte, war die Erinnerung an das alte Bergdorf und seine Lage so gänzlich geschwunden, dass die Gelehrten in Goslar sich dahin einigten, der Leichenstein gehöre einem Excommunicierten an, den man nach alter Sitte im Felde verscharrt habe! Der vom Senator Borchers erworbene und der Stadt geschenkte Sarg ist nunmehr im Hospitale zum Grossen Heiligen Kreuz aufgestellt.

Die Frankenberger Kirche.

Litteratur: Ausser den oft genannten Handbüchern Goslarischer Geschichte kommen noch besonders in Betracht: Das Chronicon coenobii montis Francorum (von Kotzebue 1698); Hercyn. Archiv, 1805; das Goslarische Wochenblatt, 1868—1886; Vaterl. Archiv, 1819; Zeitschrift für Harzgeschichte, X, 282 ff. (von Hase); Bertram, Geschichte des Hochstifts Hildesheim; Müller, Führer durch Goslars Merkwürdigkeiten sonst und jetzt; Lotz, Kunst-Topographie Deutschlands, I; Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, III; derselbe, Kirchen und Kapellen im Königreiche Hannover, I; derselbe, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen, III; Zeitschrift des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover, 1877; die mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens, III. (Vergl. auch die Litteratur der Marktkirche.)

Quellen: Das städtische Archiv in Goslar und das Königliche Archiv in Hannover; die Beverin'sche Bibliothek; Registratur des Rathes und der Pfarreien in Goslar; MSS. von Erdwin v. d. Hardt; Chroniken; Urkunden-Buch Goslars I—V; Verzeichniss der kirchlichen Kunstdenkmäler von 1896; Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen, Handexemplar im Kestner-Museum zu Hannover. Ueber die Beziehung der Frankenberger Kirche zum Frankenberger Kloster vergl. oben die Geschichte des Klosters.

Geschichte.

Nach der gängigen, aber unbeglaubigten Angabe der Chroniken rief der Kaiser Otto I. nach der Auffindung der Erzlager im Rammelsberge fränkische, im Bergbau kundige Arbeiter herbei und siedelte sie in dem nach ihnen benannten Frankenberge an, wo sie lange Zeit, von der sächsischen Marktgemeinde abgetrennt und abgestossen, eine an Sprache, Recht und Sitte festhaltende Gemeinde („Berggemeinde“) bildeten. Wahrscheinlicher ist, dass Goslar, wie auch der Name selbst in der Endung lar anzeigt, fränkischen Ursprunges ist und von Anfang an eine aus Sachsen und Franken gemischte Bevölkerung gehabt hat, und dass in dem „Frankenhader“, den die spätere Poesie mit Frauenminne und Maienluft erfüllt hat, das Ringen der sächsischen Bürgerschaft nach Befreiung von dem Joche der kaiserlichen fränkischen Vogtei ausklingt. In den Urkunden tritt nirgends ein Gegensatz der beiden Gemeinden hervor. Nicht minder unbeglaubigt und unwahrscheinlich ist die Angabe der Chroniken, dass die erst 1830 abgetragene Augustinus-Kapelle das ursprüngliche Gotteshaus der Frankengemeinde gewesen sei; das noch in Bildern vorhandene kleine, in Bruchsteinen kunstlos aufgeführte viereckige Gebäude verräth mit nichts ein so hohes Alter, und auch in der Urkunde von 1265, in der alle Kapellen der Stadt aufgezählt werden, findet sich der Name nicht, der urkundlich zuerst 1330 auftaucht. Der Zweck dieser auf dem Kirchhofe östlich von der Kirche freigelegenen Kapelle, die einen besonderen Altar hatte, möchte vielmehr als mortuarium oder Beinhaus richtig bestimmt sein. Uebrigens begegnet St. Augustinus als Patron der Frankenberger Kirche schon in einer Urkunde von 1246. Die Chronik meldet nun weiter, dass der Kaiser Konrad II. den Grundstein der neuen Kirche St. Petri gelegt habe, nachdem jene Kapelle für die Berggemeinde zu klein geworden sei. Der Bau ist damit um ein halbes Jahrhundert

zu früh angesetzt, da er kaum weit über das XII. Jahrhundert zurückreicht. Die Vollendung der Kirche wird vielleicht in das Jahr 1108 zu setzen sein, in welchem der Bischof Udo von Hildesheim laut Urkunde die Grenzen des Parochialbezirks genau bestimmte. Die Kirche, als ecclesia S. Petri in Frankenberc anfangs nur dem Apostel Petrus geweiht, heisst seit 1246 ecclesia S. S. Petri et Pauli (et Augustini), was offenbar im Zusammenhange steht mit ihrer 1236 vollzogenen Einverleibung in das Kloster Mariae Magdalenae der büssenden Schwestern in Frankenberg, die der Propst Ambrosius „mit Zustimmung aller Eingepfarrten und auf deren inständiges Bitten“ bewirkte. Diese freiwillige Schenkung, die auch anderweitig in Goslar Nachahmung fand, bestätigte der Bischof mit dem Zusatze, dass das Altarlehen der Kirche nur dem Propste als dem Plebanen der Gemeinde zustehen sollte. Infolge dessen begnügte sich das Kloster mit einer kleinen Hauskapelle und verband sich durch einen Gang von 15 m Länge und 2 m Breite mit der Kirche, in der, im Westen zwischen den beiden Thürmen, den Nonnen eine eigene Empore eingeräumt war, dieselbe, die neuerdings in vollem Schmucke wiederhergestellt, ebenso sehr durch die reichgezierten Schäfte und Kapitäle als durch den bunten Schmuck der Malerei in die Augen springt. Ohne Zweifel hängt demnach die Entstehung dieser Empore und damit auch ihre Ausschmückung mit der Einverleibung der Kirche in das Kloster zusammen, wie das auch in der Malerei selbst deutlich ist. (Vergl. Beschreibung.) Um dieselbe Zeit aber des XIII. Jahrhunderts wurde auch die übrige Kirche erneuert. Die Urkunden beweisen, dass seit 1252 das Kloster unaufhörlich bemüht war, durch immer neuen Ablass sich Mittel zur Besserung der in Noth befindlichen Kirche zu verschaffen: inspecta necessitate ecclesiae Urkunde 1258 u. a., ad emendandam ecclesiam 1268 u. s. w. Die Bauthätigkeit dauerte bis etwa 1300 fort und wurde mit den grossen Wandbildern an der Westseite abgeschlossen. Ungewiss ist, wann die Sakristei angebaut worden ist; die Behauptung, dass sie 1108 von Albert Bolen gestiftet sei, beruht, wie Mithoff schon nachgewiesen hat, auf einem Missverständniss. Der in die äussere Wand der Sakristei eingelassene Stein mit Inschrift (s. u.) gehört einer viel späteren Zeit an und hat unmittelbar nichts mit dem Bau der Sakristei zu thun. Nach 1300 schweigen die Urkunden von weiteren Aenderungen im Bau der Kirche, melden aber viel von Zuwendungen an neue Altäre, deren zuletzt vierzehn da waren. Erst 1483 wurde gleichzeitig mit den anderen Pfarrkirchen und aus demselben Grunde ein Umbau in gothischem Stile mit dem Chore und dem seitlichen Kreuzarme vorgenommen, begleitet von Wandmalereien, deren Umrisse neuerdings mit den übrigen Bildern wiederhergestellt sind. Ausserdem zeigt die nördliche Aussenwand noch deutliche Spuren der beiden Vorbaue, womit im Anfange des XVI. Jahrhunderts die Kirche verunziert wurde; beide sind wieder entfernt, der eine 1529, der andere 1875. Die Stürme der Reformation verschonten auch dieses Gotteshaus nicht; wie in den übrigen Kirchen, so wurden auch hier die herrlichen Malereien übertüncht, an denen eine traurige Verirrung Anstoss nahm. Mit der Einführung der Reformation durch den Rath (1528), der sich die Nonnen heftig widersetzten, hörte das Patronat des Klosters über die Kirche auf: allerdings war die

Verbindung schon seit 1351, wo der Bischof den Pleban von der Aufsicht des Goslarischen Archidiakons befreit hatte, schon sehr locker, und seit 1523, wo das Kloster dem feindseligen Herzoge Heinrich dem Jüngeren zugefallen war, widersinnig geworden. Die Furcht vor dem gewaltthätigen Fürsten hielt zwar bei der Einführung der Reformation 1528 den Rath von Massregeln gegen die widerspenstigen Nonnen zurück, schreckte aber das Volk nicht ab, 1529 eine dem Kloster eingeräumte Aussenkapelle abzureissen und dem Propste den Zutritt zu der Kirche zu verwehren. Der Herzog antwortete darauf mit heftiger Beschwerde wegen Friedensbruches und dem Anspruche auf die Kirche als ein Zubehör des Klosters. Erst 1571 vertrug sich der Herzog Julius mit der Stadt, indem er unter Vorbehalt seines Patronats über die Empore auf die Kirche verzichtete. Aber bis 1630 dauerten die beiderseitigen Chikanen noch fort, zum grossen Schaden für die Kirche, zu deren Besserung nichts geschah. So ergab sich bei der Untersuchung des Baues 1634, dass die Mauern bedenklich aus dem Lothe gewichen waren und die zerrissenen Thürme zusammenzubrechen drohten. Die schwere Kriegslast liess aber auch nicht den Plan des Neubaues zu, es wurde nur nothdürftigst geflickt und verankert, und erst als das Jahrhundert zu Ende ging, nachdrücklicher zugegriffen, wobei ebensowohl das Aeussere der Mauern und Thürme, als das Innere ausgebessert wurde. Bei dieser Gelegenheit wurden auch alle Wände abermals übertüncht und mit werthlosem neuen Bilderschmuck versehen. Um die Thürme zu stützen, wurde die westliche Wand vermauert, und die Nonnen-Empore durch die Aufstellung der Orgel völlig verdeckt; auch der Bau mehrerer Priechen diente so wenig als die Errichtung des Triumphkreuzes vor dem Hochchore zur Verschönerung der Kirche. Die Ausbesserung der Thurmmauern erwies sich bald als unzureichend, die westliche Wand gab immer mehr nach, weil sie den Druck der Thürme nicht aushielt. Noch einmal wurde 1738 geflickt, als aber auch dies nichts nutzte, 1783 beschlossen, die von oben bis unten zerrissenen Thürme niederzureissen und durch einen leichteren Thurm zu ersetzen. Denn die mit der Untersuchung des Mauerwerks betrauten Meister Holzberg und Bokelberg gaben ihr Urtheil übereinstimmend dahin ab, dass, wenn die Thürme erhalten bleiben sollten, das ganze Kreuzgewölbe darunter erneuert werden müsste; es sei aber trotzdem fraglich, ob die höchst baufälligen Thürme wiederhergestellt werden könnten. So wurden 1784 bis 1786 die Thürme abgetragen und ein neuer aufgeführt. Aber trotz aller Ausbesserungen blieb der Bauzustand der ganzen Kirche so traurig, dass die Hannoversche Regierung 1818 anrathen konnte, die Kirche niederzulegen und mit dem Baumaterial den Dom auszuflicken, ein Ansinnen, das vom Rathe und von der Gemeinde auf das Entschiedenste abgelehnt wurde. Mit der Wiederherstellung der verfallenen Kirche wurde 1839 begonnen, aber erst 1868 wirklich Ernst gemacht, als die äusserste Noth drängte, weil „der Regen durch das Gewölbe drang, die Bretter unter dem Schieferdache völlig verfault waren, und die Fenster mit ihrem Gerassel die Predigt unverständlich machten“; „besonders auch die Sakristei bedurfte der Hülfe“. Die grosse Schwierigkeit war nur, woher die Kosten, die auf 10 000 rthlr. veranschlagt waren, genommen werden sollten, weil die arme Gemeinde nicht belastet werden konnte. Die

Verhandlungen darüber, bis 1873 fortgesetzt, endeten damit, dass die Mittel aus dem Stiftsgüterfonds fliessen sollten. Die Wiederherstellung der Kirche erfolgte durch C. W. Hase. Bei der Abnahme der Orgel, die vom Westen nach dem Osten, auf die Nordseite der Vierung versetzt wurde, entdeckte man die Empore mit ihren zwei herrlichen vom Fusse bis zu den Kapitälen reich verzierten Säulen und über den Bögen die schöne Malerei, die in deutlichen Figuren noch aus der Tünche hervorblickte. Aber 1875 schienen die Wiederherstellungsarbeiten eingestellt werden zu sollen, als die bewilligte Summe von 36000 Mark verbraucht war, wofür nur die Pfeiler, der Fries über den Arkaden und die beiden Seitenschiffe mit der Sakristei wiederhergestellt waren. Der Maler Fischbach, der eben mit der Erneuerung der Malereien in der Neuwerkskirche beschäftigt war, erhielt den Auftrag die Gemälde an der Empore aufzufrischen, und damit sollte die Arbeit abgeschlossen sein. Als aber die Stadt sich dabei nicht beruhigte und um die Genehmigung bat, auch die noch fehlende Bausumme von 18000 Mark aus dem Güterfonds entnehmen zu dürfen, erschien 1876 der Konservator Geh. Regierungsrath v. Quast, um die Kirche zu besichtigen, und die Verhandlungen wurden wieder aufgenommen. Da überraschte Fischbach 1877 Alle mit der Nachricht von einem neuen Funde, über dessen Bestand der Bericht lautet: „Die von Fischbach blossgelegten Wandmalereien sind grossartig. Die ersten, die er fand, waren ziemlich werthlos, aber darunter auf dem ältesten Verputze stiess er auf die erste Anlage von Bildern aus dem XIII. Jahrhundert. An den Gewölbekappen liess sich leider, da das Material nur lose war, der Schmuck in seinem Zusammenhange nicht wiederfinden, doch Andeutungen genug zur Herstellung auch dieser Theile. Am vollkommensten sind die Gemälde an den Wandflächen und an der Westseite des Mittelschiffes aufgedeckt. Die Westseite ist mit einem Rundbogen abgeschlossen und zeigt Christus als Weltrichter auf der Weltkugel mit den Füssen ruhend, die Rechte zum Segen erhoben, in der Linken die Bibel mit den Buchstaben E S A O (Ego sum Alpha et Omega). Um den Heiland ist ein Regenbogen gezogen. Rechts davon tritt Petrus hervor mit Schlüssel und Patriarchenkranz, hinter ihm Maria in gebückter Stellung, links Paulus mit dem Schwert, seitwärts Magdalena knieend und eine Bischofsmütze tragend. Unter diesem Rundbogen und über den Arkaden, wohinter die Nonnenprieche ist, ist das von einem offenen Regenbogen nach oben umgebene Brustbild des Heilandes mit der offenen Bibel und Inschrift: Ego sum via veritas et vita. Rechts davon Abraham und Isaaks Opfer, links Melchisedek. Diese, sowie die an den Stirnflächen des nächsten Kreuzgewölbes befindlichen Bilder sind noch in ihren Farben ganz deutlich, während die Malereien im Mittelschiffe nur noch in Umrissen erkennbar, und zwar rechts von der Empore Maria gloriosa mit Christus, der vom Strahlenkranze umgeben, das Scepter trägt, auf der zweiten Fläche David und Goliath, auf der dritten die Salbung Sauls. An der Nordseite im ersten Felde ein Bischof, im zweiten Salomo als weiser Richter, im dritten Salomo als thronender König. In den vier östlichen Bildern sind die Figuren riesengross“. Der Bericht veranlasste die Regierung, die sich sehr für den Fund interessierte, genauere Feststellungen zu machen, zu welchem Behufe der Oberbaurath Flaminius, der

Oberbaurath Hase,*) der Professor Welter zu Gutachten aufgefordert wurden. Die Hoffnung, dass Seine Majestät, wie zur Herstellung der Neuwerker Malereien, auch wieder zwei Drittel der Kosten zur Erneuerung dieser Bilder auf den Dispositionsfonds übernehmen würde, schlug fehl; es wurde nur bewilligt, dass zur völligen Restauration der Kirche selbst noch 20000 Mark aus dem Stiftsfonds genommen würden, für die Malereien aber nur 2400 Mark, die zur Auffrischung der Umrisse ausreichten; die Kosten der völligen Auffrischung wurden zu gross befunden, und bei diesem Entscheide 1879 blieb es. Inzwischen war auch Fischbach nach Lüneburg zur Ausführung der Malereien in der Rathhauslaube abgerufen, und Professor Schaper in Hannover an seine Stelle berufen, der die Arbeit rasch beendigte. Am 12. September 1880 fand die Einweihung der Kirche statt. Der alte Mithoff, der den Entschluss der Regierung aufrichtig bedauerte, konnte nicht umhin zu urtheilen, dass „die Conturen der Bilder, die die Malereien in Neuwerk an Kunstwerth überträfen, wirkungslos seien".

Es erübrigt noch ein kurzer Bericht über den in der Augustinuskapelle 1540 ausgegrabenen Leichenstein, in dem die fabelnde Neuzeit eine Erinnerung an die sagenhaften Personen Ram und Gosa gefunden hat (Fig. 178). Nach der heimischen Sage war nämlich Ram der Ritter, dessen Hengst mit dem stampfenden Hufe zuerst die Erzadern des fortan nach ihm benannten Ramsberges aufscharrte, und Gosa seine Gattin, die Goslar den Namen gab. Der Richtigkeit der Vermuthung war man so sicher, dass man sogar in den Stein die Namen Ram und Gosa einmeisselte, ungeachtet, dass damit die noch lesbare Inschrift getilgt wurde. Der dem XII. Jahrhundert angehörende Leichenstein, merkwürdig durch die Sterne, die an die Steinmetzarbeit am Heiligen Grossen Kreuze erinnern, zeigt in einem Doppelbilde eine männliche und weibliche Figur, von denen die erstere, mit dem Schwerte in der Hand und mit der Schwurhand, auf einen Vogt hindeutet. Von der Krone auf dem Haupte der weiblichen Figur, von Erzstufe und Pferdehuf, und was sonst die goslarischen Berichterstatter in dem Bilde entdeckt haben, ist nichts sichtbar. — Das Weitere darüber enthält Holzmanns Hercynisches Archiv von 1805, und das Goslarische Wochenblatt 1868, Nr. 9.

Ueber die älteste Gestalt der Kirche und die vielfachen Wandlungen, welche der Bau im Laufe der Jahrhunderte erlebt hat, hat C. W. Hase bei der letzten Wiederherstellung 1873—80 eingehende Untersuchungen angestellt. Das Ergebniss ist im dritten Bande der mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens, Seite 94 ff. mitgetheilt. Er nimmt an, dass die älteste Kirche, welche bereits 1108 bestand, an der Stelle begann, wo heute die Rundung des Chors anfängt und sich auf ein nicht zu bestimmendes Maass in das jetzige Langhaus hinein erstreckte, dass man diese Kirche in der Zeit von 1130—1140 verlängerte und mit Kreuzflügeln und dem jetzigen Thurmbau, wie er in den unteren Theilen noch erhalten ist, versah. In der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts wurden dann in dieser mit Balkendecke versehenen Basilika die Gewölbedienste im Mittelschiff vorgelegt und in das ältere Mauerwerk eingebunden. Gleichzeitig wurde die Kirche gewölbt und der halbrunde Chor, Beschreibung.

*) Das Ergebniss liegt in einem Artikel der Zeitschr. für Harzer Geschichte X vor.

welcher die Breite und Höhe des Langhauses hat, errichtet. Für die Gewölbe des nördlichen Kreuzflügels wurden grosse Kragsteine in der Höhe der Vierungskämpfer angebracht. Aus dieser Zeit stammt auch der südliche Kreuzflügel, wenigstens in der Erweiterung; er erfuhr jedoch eine Wiederherstellung und eine noch grössere Erweiterung mit der angehängten Kapelle um die Wende des XV. Jahrhunderts. Für die nachträgliche Herstellung der Gewölbe im XIII. Jahrhundert spricht auch der Umstand, dass die Wandmalereien an den oberen Mittelschiffswänden durch die Gewölbezwickel hindurchgehen und oberhalb der Gewölbe im Dachboden wieder sichtbar werden, ferner die Thatsache, dass der Bogenfries des Langhauses tief unter dem Hauptgesims sitzt und das Mauerwerk oberhalb desselben aus grossen Sandsteinstücken hergestellt ist, während das untere Mauerwerk aus Bruchsteinen besteht. Die Gewölbe verlangten eine grössere Höhe des Mauerwerkes, und so fand die spätere Aufmauerung statt. Dies ist auch noch am nördlichen Querschiff zu verfolgen: hier sitzt an der Westecke ein Gesimsstein, welcher als Ueberbleibsel des früheren Hauptgesimses in der Höhe über dem Bogenfriese angesehen werden muss. Die Unterkante dieses Steines schliesst mit der Oberkante der Bogenfriessteine ab, wenngleich der Bogenfries selbst am Querschiff nie vorhanden gewesen ist, sondern nur am Langhause und am Chor.

Vor dem nördlichen Querschiff und dem anschliessenden Joch des Langhauses befanden sich seit dem XV. Jahrhundert zwei später wieder entfernte Anbauten, einer mit der Jahreszahl 1506, im spätgothischen Stile (Abbildungen bei Mithoff und Hase).

Somit besteht das Gotteshaus (Fig. 162—166) heute aus einer dreischiffigen gewölbten Basilika mit Chor, Querschiff, Thurmfront und einer zwischen Chor und südlichem Kreuzflügel angebauten Kapelle. Es ist in Bruchsteinmauerwerk, zum Theil mit Quadern erbaut; für die Architekturtheile sind Sandsteine zur Verwendung gekommen.

Chor. Der halbrunde Chorschluss ist im XIII. Jahrhundert errichtet und im XV. Jahrhundert umgebaut; sein Sockel besteht aus einem Fasen, über welchem sich zwei Wulste mit dazwischenliegender Hohlkehle befinden. Aus dem XV. Jahrhundert stammen seine beiden, mit Pultdächern abgedeckten, mit Hohlkehlgesimsen und Hohlkehlsockel versehenen Strebepfeiler und die drei spitzbogigen, zweitheiligen Fenster mit nasenbesetzten Theilungsbögen und spätem Maasswerk. Während der hohlgekehlte Pfosten mit dem Maasswerk bei dem mittleren Fenster in der äusseren Mauerflucht steht, sitzen die seitlichen Fenster in tiefen Schrägen. Das Gewölbe des Chorschlusses ist ebenfalls spätgothisch, die Rippen sind als einfache oder doppelte Hohlkehle gestaltet. In der mittleren Kappe sehen wir aufgemalt die Jahreszahl 1529, den Reichsadler und den Goslarschen Adler. Der Chor trägt auf dem Schieferdach einen Knauf und in der Wetterfahne die Jahreszahl 1873.

Die Chorvorlage ist mit einem scharfgrätigen Kreuzgewölbe und spitzbogigen Schildbogen auf vorgelegten Säulen aus dem XIII. Jahrhundert überdeckt. Das Gewölbe ist mit einem Schlusssteine versehen, welcher ein Lamm mit Kreuz auf einem Drachen stehend zeigt. Auf der Nordseite sehen wir

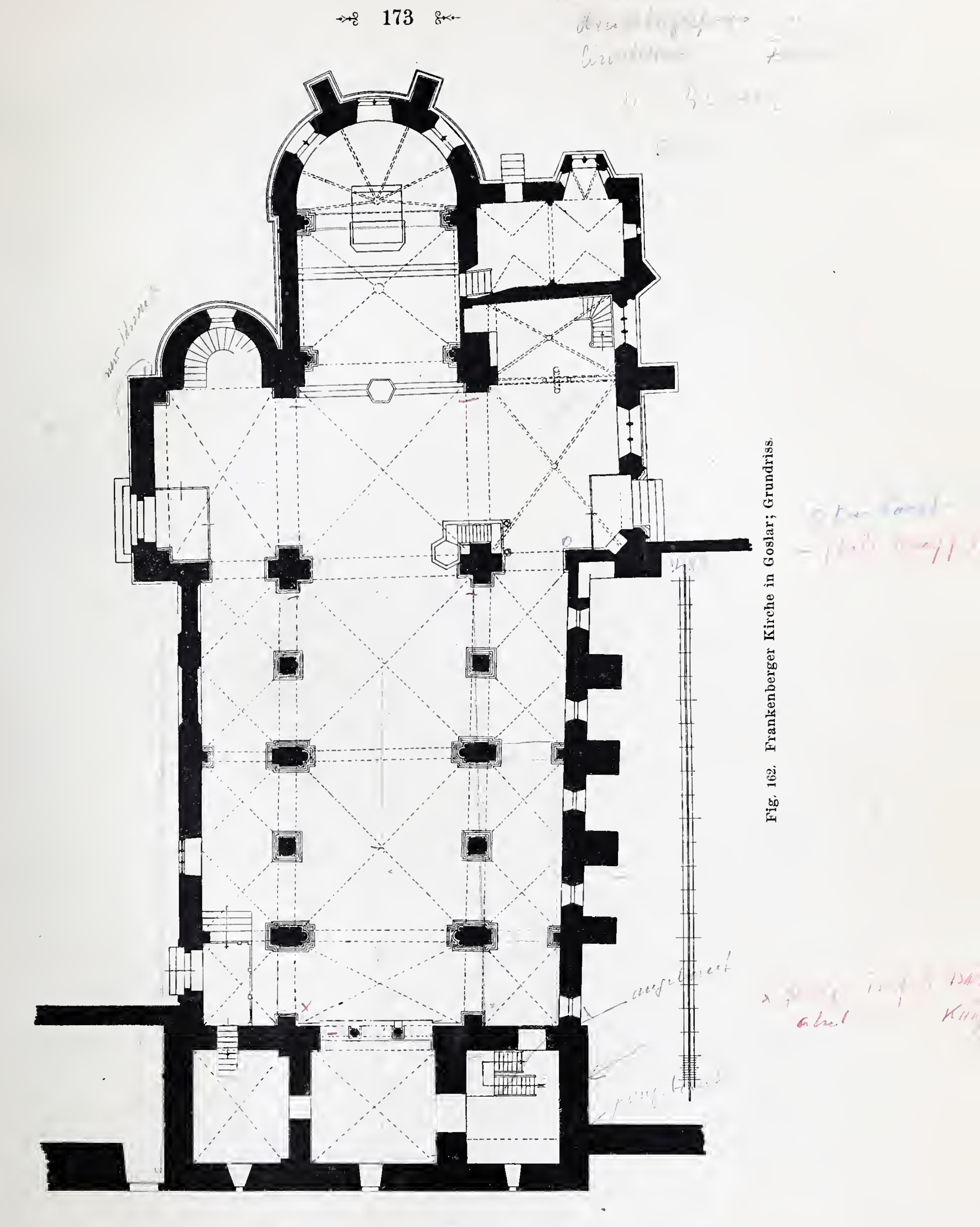


Fig. 162. Frankenberger Kirche in Goslar; Grundriss.

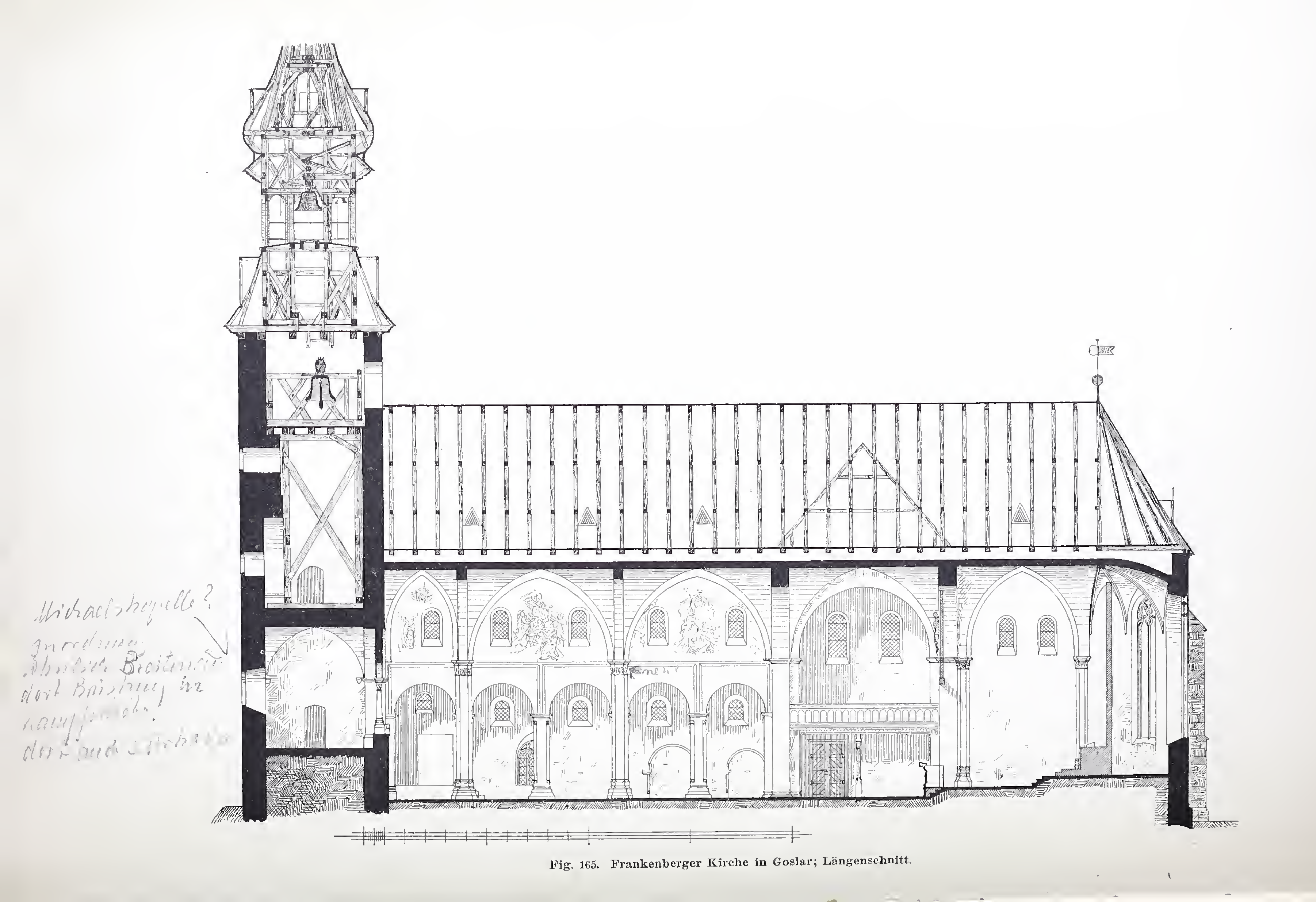


Fig. 165. Frankenberger Kirche in Goslar; Längenschnitt.



Fig. 163

FRANKENBERGERKIRCHE IN GOSL



164.

; SÜDSEITE UND QUERSCHNITT.



Fig. 166.

FRANKENBERGERKIRCHE IN GOSLAR; OSTSEITE.

einen Rundbogenfries mit Theilungssäulen, darüber eine Aufmauerung und ein Hohlkehlengesims, alles wie beim Langhause; der Sockel entspricht dem des Chorschlusses. Der Bogenfries schliesst im Osten mit einer Lisene ab, an der Stelle, an welcher der halbrunde Chor beginnt. Im oberen Theile der Wand sind zwei romanische Rundbogenfenster erhalten. Die zum Theil durch den Anbau verdeckte Südseite enthält Spuren einer Lisene und eines hochgelegenen romanischen Fensters, Aufmauerung und Gesims wie im Norden und stösst gegen den runden Chor mit einer gequaderten Ecke (Fig. 163). Hier hat in spätgothischer Zeit ein spitzbogiges zweitheiliges Fenster in tiefer Schräge mit halbkreisförmigen Theilungsbögen und Fischblasenmaasswerk im Hohlkehlprofil Platz gefunden.

An der südlichen Wand des Chores ist eine hölzerne Empore angebracht, welche sich auch noch auf die östliche Seite des südlichen Kreuzflügels erstreckt und in den Formen des XVII. Jahrhunderts gehalten ist. An der Ecke sind auf einer von zwei Engeln gehaltenen Tafel die Wappen und Namen der Stifter (H. Henning Brüning, H. Matthias Marckwordt, H. Jürgen Horenburg und H. Sigismundus Larizius) erhalten. Die Brüstung im Chor enthält die Standbilder Christus, Petrus, Paulus, einen Kaiser, Luther, Melanchthon, die Brüstung im Querschiff dagegen reiche Fruchtgehänge zwischen den glatten Füllungen.

Die Vierungsbögen haben die Form des Halbkreises ohne Profilierung und werden von einfachen Pfeilern mit romanischem Kämpfer und Basis ohne Ecksäulchen getragen. Das Gewölbe ist scharfgrätig und spitzbogig. Dieselbe Konstruktion zeigt das Gewölbe des nördlichen Kreuzflügels, es ist jedoch auf schwere Konsolen aufgesetzt. Dieser Flügel schliesst im Norden mit einem durch ein Steinkreuz bekrönten Giebel ab, welcher durch zwei halbkreisförmige Fenster in tiefen Schrägen durchbrochen ist und einen halbkreisförmig geschlossenen Eingang mit geradem Sturz und glattem Bogenfeld enthält. An der Westecke ist das obenerwähnte Stück des früheren Hauptgesimses noch vorhanden; der Rundbogenfries des Langhauses und des Chores fehlt am Querschiff. Querschiff.

Die mit einem Halbkreise nach dem nördlichen Querschiff geöffnete, mit einer Halbkuppel überwölbte Apsis enthält ein Hohlkehlengesims, darunter einen Rundbogenfries auf Köpfen, halbrunde Theilungssäulchen mit Kapitäl und Basis, ein Rundbogenfenster in der Achse und einen Sockel gleich demjenigen des Chores.

Der südliche Kreuzflügel, welcher seine jetzige Gestalt dem Umbau der spätgothischen Zeit verdankt, ist durch Kreuzgewölbe mit Birnstabrippen und Schlusssteinen überdeckt. In einem Schlusssteine steht die Jahreszahl 1512. Der südliche Steingiebel zeigt in der Spitze die Jahreszahl 1873, darunter eine Tafel mit dem Goslarschen Adler, zwei Wappen und der Jahreszahl 1506, weiter unten eine Nische mit dem Standbilde der Anna Selbdritt und weiter unterhalb zwei dreitheilige Spitzbogenfenster mit nasenbesetzten Theilungsbögen und Fischblasenmaasswerk. Sie sind mit einer an den Vorderkanten abgerundeten Hohlkehle profiliert und von tiefen Schrägen begleitet. Der westliche der beiden

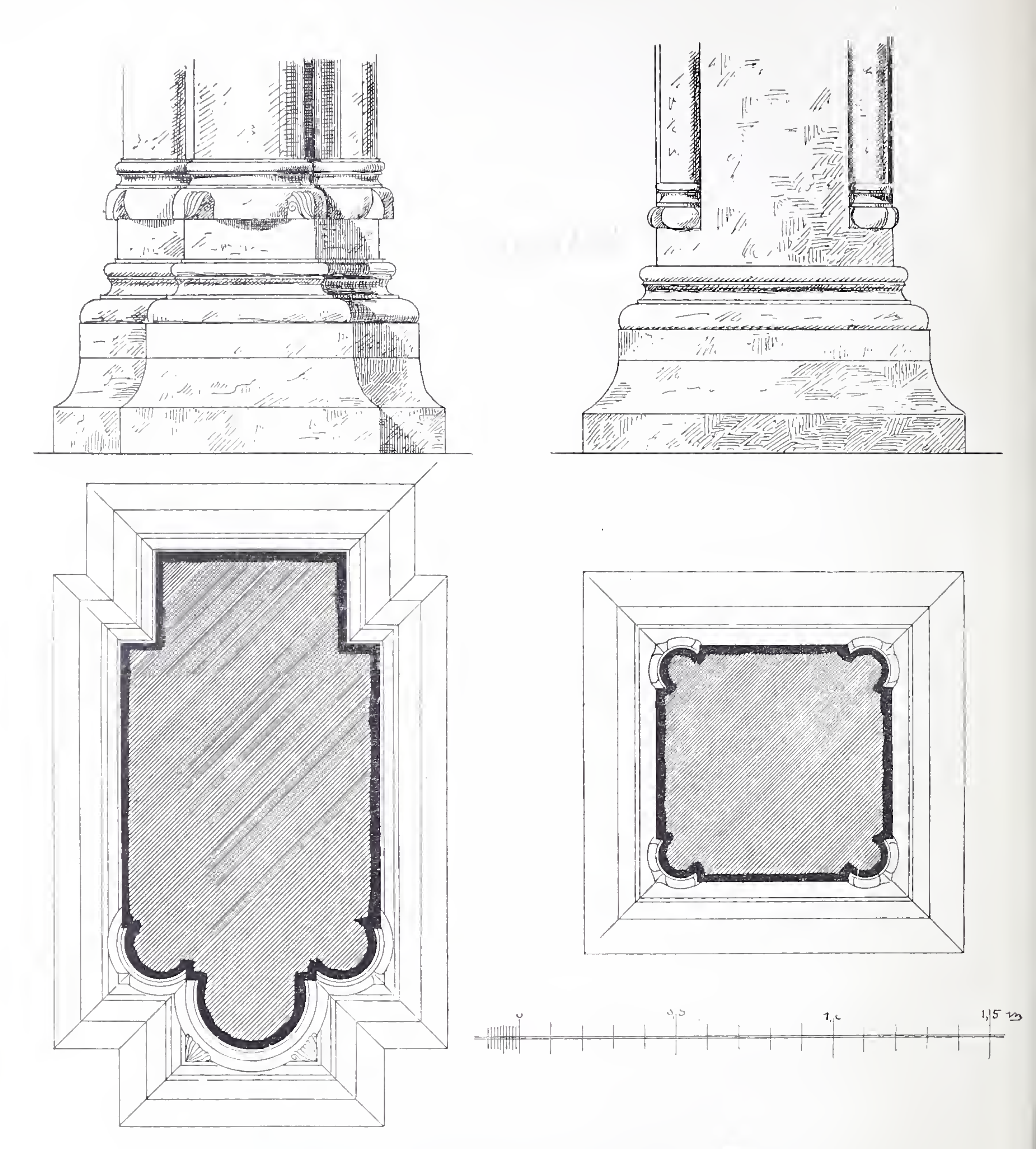


Fig. 167 und 168. Frankenberger Kirche in Goslar; Haupt- und Nebenpfeiler.

einfachen, mit Pultdächern abgeschlossenen Strebepfeiler zeigt die Jahreszahl 1483. Ein spitzbogiger, reich profilierter Eingang sitzt unter einer rechteckigen Umrahmung; darüber befindet sich ein altes, romanisches Bogenfeld mit drei Halbfiguren: Christus zwischen Petrus und Paulus. Ueber dem Bogenfeld ist eine gothische Verdachung in der Art eines Wimpergs vorhanden, an der Ostecke dieses Querschiffsflügels der Rest einer Sonnenuhr und neben dem Eingang im Inneren eine giebelgekrönte Nische erhalten.

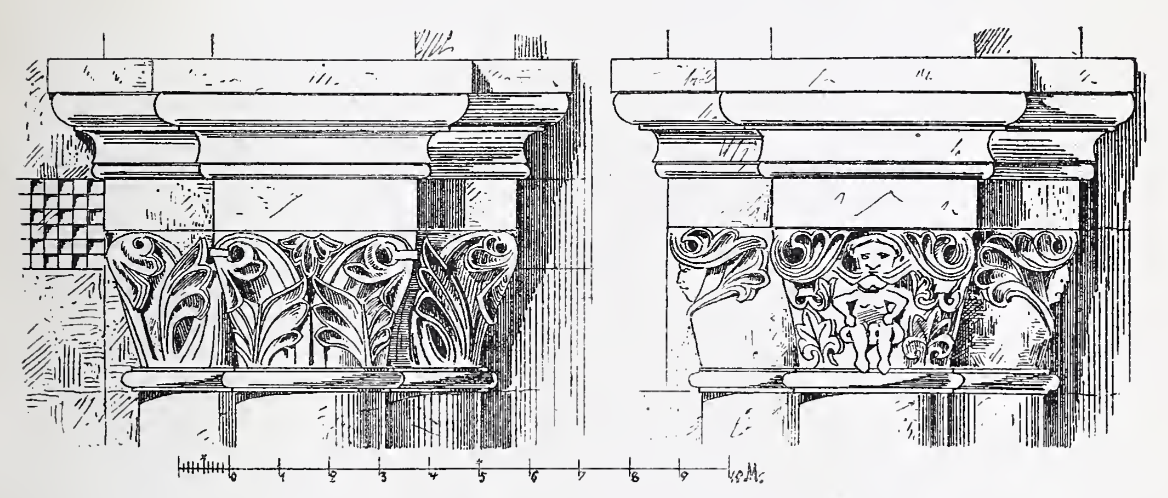


Fig. 169 und 170. Frankenberger Kirche in Goslar; Kapitäle im Mittelschiff.

Das basilikale, dreischiffige Langhaus besteht aus zwei ganzen Jochen und einem halben und ist mit scharfgrätigen, spitzbogigen Kreuzgewölben zwischen ungegliederten Spitzbogengurten überdeckt. Mittelschiff und Seitenschiffe werden durch Halbkreisbögen von einander getrennt, welche nach dem Mittelschiff zu durch eine rechteckige Umrahmung, den bekannten Würfelfries, besonders betont werden. Dieser Fries war in früherer Zeit über vier Bögen abgemeisselt worden, über dem fünften, westlichen, völlig erhalten geblieben und wurde durch Hase wiederhergestellt. Die Hauptpfeiler (Fig. 167) haben an der Mittelschiffsseite je eine starke Halbsäule und daneben zwei schwächere Säulen mit romanischen Kapitälen (Fig. 169 und 170) und Basen und nach den Seitenschiffen zu rechteckige Vorlagen, während die Nebenpfeiler (Fig. 168) mit Ecksäulchen besetzt sind. Die Seitenschiffe haben rechteckige Wandpfeiler. Die starken Schildbögen der Mittelschiffsgewölbe setzen sich bei den Hauptpfeilern auf die Nebendienste, am Thurm und der Vierung auf Konsolen. Die Aussenseiten des hohen Mittelschiffes enthalten einen Bogenfries mit stark überhöhten Halbkreisen auf Kopfkonsolen (Fig. 171). Der Fries zeigt ältere Formen und wird durch Theilungssäulchen unterbrochen, welche eine ungleiche Theilung des Ganzen herbeiführen und in gut entwickelten Formen der romanischen Kunst gehalten sind. Mit Bezug auf diesen Umstand nimmt Hase an, dass man bei der Verlängerung der alten Kirche und ihrer Erweiterung durch die Schiff.

Kreuzflügel soviel von den alten vorhandenen, durch die Kreuzflügel theils weggefallenen Bogenfriesen verwandte, als man eben hatte. Die Fenstertheilung wurde eine andere, den unteren Arkaden entsprechende, und statt der alten Lisenen unter den Bogenfriesen wandte man Halbsäulen mit neuen Kapitälen an, welche letztere der Zeit von 1130—1140 entsprechen, während Konsolen und Bogenfries älter erscheinen. So erklärt er auch die eigenthümliche Gruppierung der Säulen zwischen den Fenstern an der nördlichen Chorseite und den Mangel des Bogenfrieses an den Kreuzflügeln.

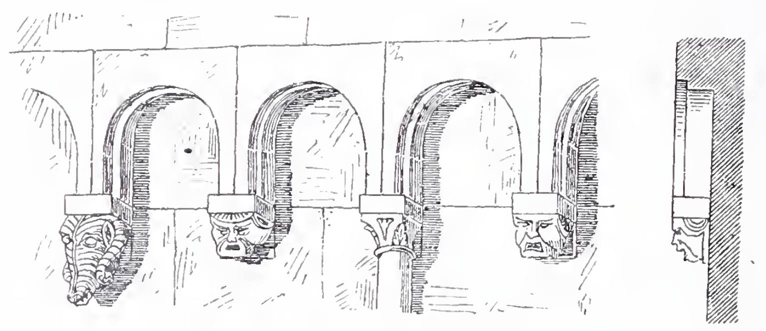


Fig. 171. Frankenberger Kirche in Goslar; Bogenfries.

Ueber dem Bogenfriese ist die durch die Einwölbung im XIII. Jahrhundert bedingte, mit Sandsteinquadern ausgeführte Erhöhung der Mauern erhalten und darüber das Hohlkehlen-Hauptgesims. Die Seitenschiffsmauern sind schlicht gehalten und werden auf der Südseite durch plumpe Strebepfeiler gestützt. Obere und untere Fenster sind als romanische Rundbogenfenster in tiefen Schrägen hergestellt. In der Nordwand befindet sich nahe dem Thurm ein rundbogiger Eingang mit geradem Sturz und leerem Bogenfeld, ferner ein dreitheiliges, spätgothisches Spitzbogenfenster mit nasenbesetzten Theilungsbögen im Hohlkehlprofil, welches auch an der Bank herumgeführt ist. Die Pfosten stehen fast in der äusseren Flucht und sind nur durch einen kleinen Fasen zurückgesetzt. An derselben Wand sehen wir nächst dem Querschiff die jetzt vermauerten beiden Oeffnungen, rundbogig, gefast und mit Kämpfern versehen, welche früher die erwähnten spätgothischen Anbauten der Nordseite zugänglich machten.

Thürme. Das westliche Thurmpaar mit zwischengelegtem Glockenhaus war früher mit vierseitigen Helmen abgeschlossen, welche nach dem Untergang nicht wiederhergestellt wurden. Das Ganze ist jetzt durch ein grosses geschweiftes Dach nach der Mitte zusammengezogen und hier mit einer achtseitigen, offenen Laterne, welche einen stark ausgebauchten, beschieferten Helm trägt, bekrönt. Die Schallöffnungen des Glockengeschosses sind rundbogig. An der östlichen Thurmseite ist oben eine Tafel angebracht mit der Lapidarinschrift:

> Anno · MDCLXXXXI Georgio Papen & Jo. Alb. Oppermanno Coss. M. Sig. Larizio & Jo. Fr. Stockhusio. verbi d. praeconibus Matth. Markword Henningo Brüning Godfr. Brendeken & Ar. Wagner S. huj. Aedis. provisoribus reparata.

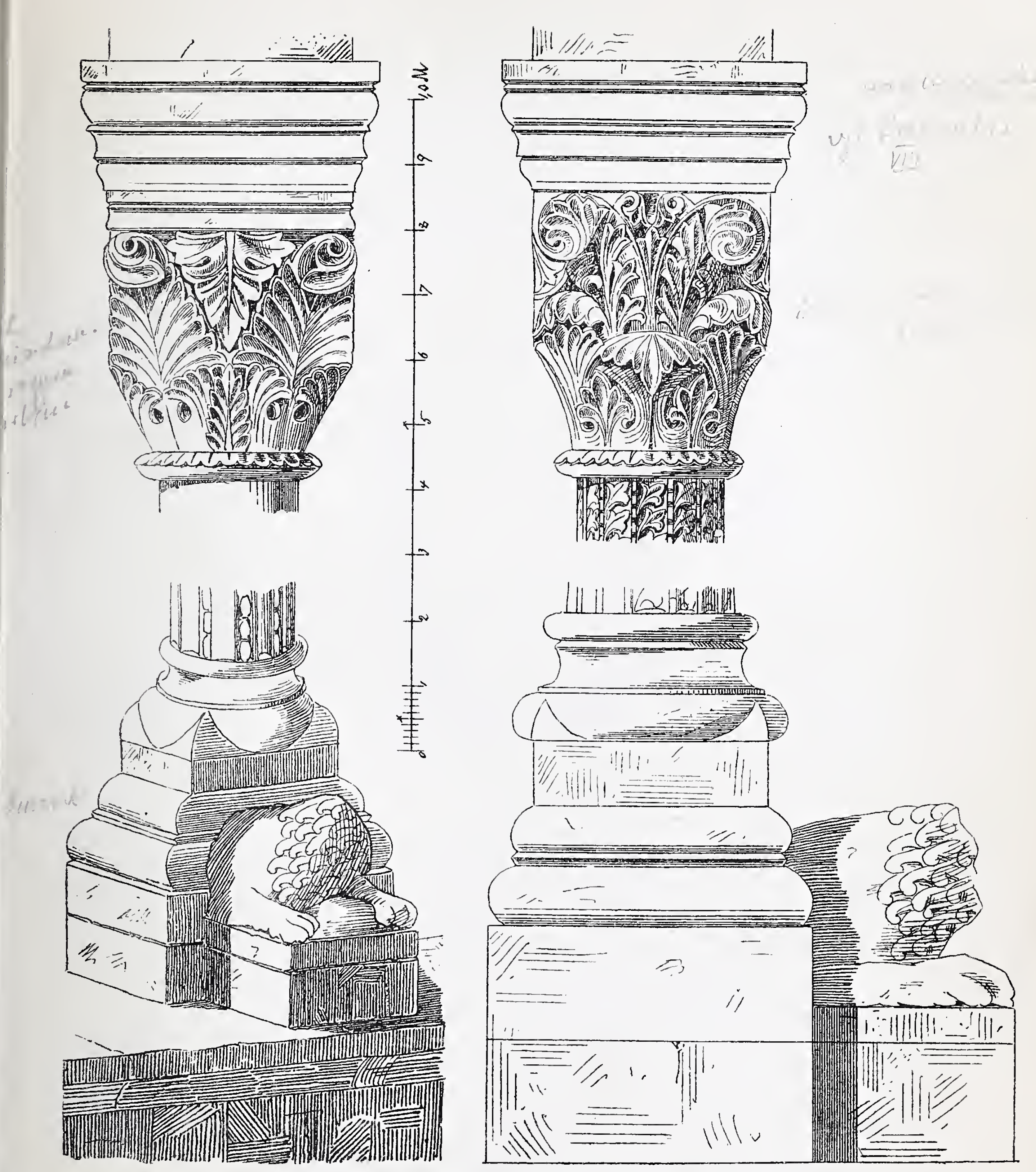


Fig. 172 und 173. Frankenberger Kirche in Goslar; Säulen der Empore.

Das Erdgeschoss des Thurmbaues ist mit Kreuzgewölben ohne Rippen überwölbt und öffnet sich mit einer von zwei prachtvollen romanischen Säulen getragenen Bogenstellung im mittleren Theile nach dem Mittelschiff der Kirche. Die beiden Säulen ruhen mit ihren Basen auf Löwen und haben reich ornamentierte, fein gearbeitete Schäfte und verschiedenartige Kapitäle des XIII. Jahrhunderts. In Fig. 172 und 173 ist eine Aufnahme Hase's wiedergegeben, in welcher die Köpfe der beiden gegeneinander gerichteten Löwen fehlen; diese waren vor der Wiederherstellung zertrümmert. Der erhöhte Raum dient als Empore. Auf beiden Seiten des Thurmbaues schliesst sich die alte Stadtmauer an.

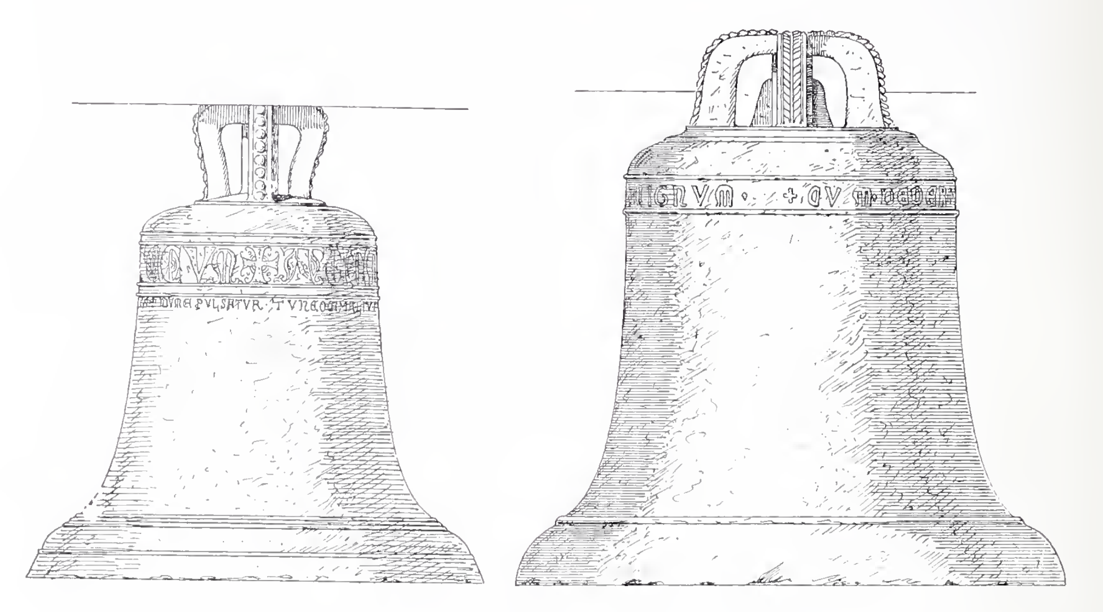


Fig. 174 und 175. Frankenberger Kirche in Goslar; Glocken.

Sakristei. Die in spätgothischer Zeit zwischen dem südlichen Kreuzarm und Chor angebaute Sakristei ist vom Chor aus durch eine Spitzbogenthür zugänglich. Sie ist mit einem Tonnengewölbe und Stichkappen überdeckt. Ein halbkreisförmiger, gefaster Gurtbogen auf Konsolen trennt das Gewölbe in zwei Theile und ist mit einem Christuskopf im Schlussstein geschmückt. Ein nach Osten ausgebautes, halbsechseckiges Chörlein hat östlich einen glatten Giebel und in demselben ein zweitheiliges Fenster mit Fischblasenmaasswerk und hohlgekehltem, durchgehendem Mittelpfosten in der äusseren Flucht. In den kleinen Schrägseiten sitzen zwei schmale, ungetheilte Spitzbogenfenster mit Nasen.

Altar. Ein grosser Altar*) in den Formen des kräftigen Barock, aus Holz gearbeitet, renoviert und jetzt braun lackiert, mit der Jahreszahl 1675, steht im halbrunden Chorschluss. Gewundene Säulen, mit Laubwerk überzogen,

*) Dieser Altar war bestimmt, 1809 mit dem Krodoaltar zusammen nach Paris geschickt zu werden; er liess sich aber wegen Wurmstiches nicht abnehmen. (Gosl. Wochenbl.)



Fig. 176. Frankenberger Kirche in Goslar; Glockeninschrift.

begleiten die Hauptdarstellung, die Kreuzigung und die in gleicher Höhe angebrachten Standbilder der vier Evangelisten. Darüber sehen wir die Kreuzabnahme, seitlich die Standbilder Petrus und Paulus, zwischen ihnen Säulen, welche durchweg mit Blättern bedeckt sind, und oben den Auferstandenen. Im unteren Theile des Altars ist ein geschnitztes Flachbild, das heilige Abendmahl darstellend, angebracht und vier Wappen mit den Namen

H. Henni Wolter, H. Ernst Rosenberg, H. Jürgen Horenburg und H. Christoffel Fischbeck.

Eine silberne Büchse mit einfachen Ornamenten, auf dem Deckel Petrus und Paulus, trägt die Inschrift in Lapidaren: Ciborium.

H. M. Balthasar. Widebvrg. Pastor.
H. Albertvs. Henno. Ecclesiastes.
H. Petrvs Reimer. Diacon.
H. Johannes. Volckmer. Diacon.
H. Johannes. Brüning. Diacon.
1644.

Im obersten Geschosse des westlichen Querhauses befinden sich drei Glocken, von denen zwei alt und mit Inschriften versehen sind. Glocken.*)

Die mittlere der drei Glocken (Fig. 175) hat 1,45 m unteren Durchmesser und trägt unter der nach oben mit einem glatten Bande abgeschlossenen Haube die ebenfalls von zwei glatten Bändern eingefasste Inschrift in lateinischen Grossbuchstaben:

+ cvm · dedero · sonitvm · fvgiat · procvl · omne · malignvm ·

Die Buchstaben (Fig. 176) sind erhaben, unverhältnissmässig breit, plump geformt und tragen im Allgemeinen noch lapidaren Charakter, sind jedoch bereits mit Unzialschrift gemischt. Der Kranz ist vom Mantel durch ein glattes Band getrennt.

Die Oehre sind sehr kräftig, auf dem Rücken mit ährenförmiger Verzierung versehen, von eckigem Querschnitt und schliessen mit einem schlichten Bogen an den mit seitlichen Verstärkungen versehenen Mittelbogen an.

*) Das Geläute wurde zum grossen Glockenfeste in Goslar 1812, das zu Ehren der beiden von der Marktkirche zuerst wiederertönenden „goldenen Domglocken" gefeiert wurde, wiederhergestellt.

Die südlich von dieser hängende zweite alte Glocke (Fig. 174) trägt unter der glatten Haube die von zwei glatten Doppelbändern eingefasste Inschrift in gothischen reichverzierten Grossbuchstaben:

+ ave maria gra plena dns tecvm.

Die Buchstaben (Fig. 177) sind in nur wenig vortretenden dünnen Linien hergestellt.



Fig. 177. Frankenberger Kirche in Goslar; Glockeninschrift.

Dicht unter dem untersten Bande ist in lateinischen, mit Unzialen gemischten, nur 3 cm hohen Grossbuchstaben eine zweite Inschrift angebracht:

dvme · pvlsator · tvnc oe · malin · fvgiat fvsor · gavd' i cvm · erev · obad · opx · sedval · ere xe · svf · vs ·

Der letzte Theil der Inschrift ist verkehrt gesetzt.

Der Kranz ist durch drei glatte Bänder vom Mantel getrennt und über dem unteren Rande mit einem glatten Band verziert.

Die Oehre sind schlank, von eckigem Querschnitt, auf dem Rücken mit einem Buckelstreifen verziert und schliessen wagrecht an den Mittelbogen an.

Grabsteine.

Ein romanischer, nach unten verjüngter Grabstein von 1,30 m grösster Breite und 2,20 m Höhe (Fig. 178) ist von einer mit Sternen besetzten Hohlkehle umrahmt, welche oben in einen Bogenfries übergeht. Auf dem Steine sind zwei in lange Gewänder gekleidete, auf Konsolen stehende Figuren, deren Häupter auf Kissen ruhen, zur Darstellung gebracht: rechts ein bartloser Mann ohne Kopfbedeckung, die Rechte erhoben, in der Linken ein Schwert haltend und zu seiner Linken eine weibliche Gestalt mit gefalteten Händen. Von der

alten Umschrift sind nur noch einige Spuren zu erkennen; eine spätere Zeit hat über die männliche Figur den Namen Ram, über die weibliche den Namen Gosa gesetzt. Der Grabstein wurde im XVI. Jahrhundert in der neben der Kirche gelegenen Kapelle des heiligen Augustin gefunden, war später am Chor aufgerichtet und steht heute im südlichen Seitenschiff an der Aussenwand.



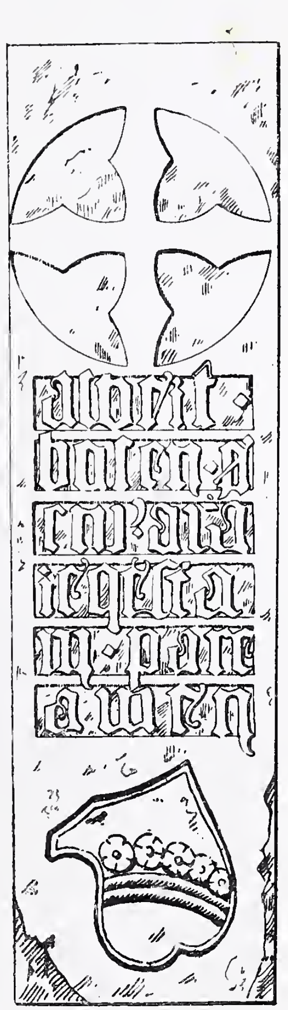


Fig. 178 und 179. Frankenberger Kirche in Goslar; Grabsteine.

An der südlichen Seite der Sakristei ist aussen ein spätgothischer Grabstein (Fig. 179) eingemauert, welcher im oberen Theile ein Kreuz, unten ein Wappen mit fünf bogenförmig nebeneinander gestellten Rosen trägt und dazwischen in Kleinbuchstaben die Inschrift (aufgelöst):

Albert · bosen · obiit · cuius · anima · requiescat · in · pace · amen ·

Ein kleiner Grabstein aus Schiefer am nördlichen Strebepfeiler des Chors stammt aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts und ist zwei

todtgeborenen Kindern (einem Sohn und einer Tochter) gewidmet. Von den beiden Wappen ist dasjenige der Familie Fischbeck noch erkennbar.

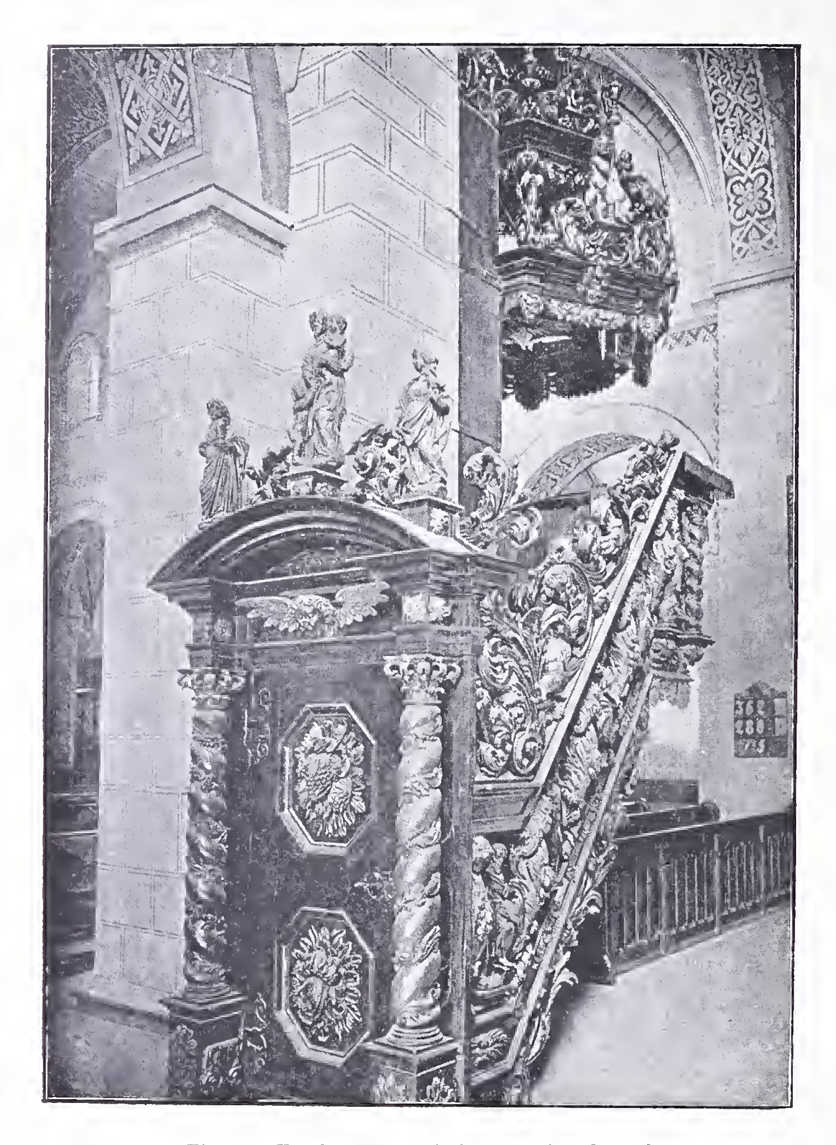


Fig. 180. Frankenberger Kirche in Goslar; Kanzel.

Kanne. Eine achteckige, silberne Kanne ist mit Barockornamenten und einer Darstellung von acht Tugenden geschmückt und enthält auf dem Deckel die Inschrift:

Christian Römling Margaretha Ebelings. Anno 1637.

Kanzel. Die aus Holz hergestellte, reich geschnitzte, jetzt braun lackierte Kanzel (Fig. 180) ist ein prächtiges Beispiel des späten Barock in sehr schweren Formen.

Sie wurde nach der über der Thür befindlichen Zahl im Jahre 1698 angefertigt und 1861 renoviert. Oberhalb der Thür, welche zwischen gewundenen, mit Laubgewinden geschmückten Säulen liegt, sehen wir die Standbilder des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, und an der Brüstung des Aufgangs und der Kanzel gewundene Säulchen und figürliche Darstellungen, unter diesen die Standbilder Christi und seiner vier Jünger Petrus, Paulus, Andreas, Jacobus, und Johannes des Täufers. Der Schalldeckel zeigt einen schweren Aufbau und Figuren mit Leidenswerkzeugen. Am unteren Gesims befinden sich die Wappen mit den Namen der Stifter: Gottfried Brendeken, Matthias Marckword, Justus Pollmann, Ohm Conrad Arnold Meyer, Arnold Wagener und Sigismund Larizius.

Es sind drei Kelche mit Patenen vorhanden, aus Silber gefertigt und vergoldet. Der kleinste derselben hat gothische Form, einen glatten, trichterförmigen Becher, einen Knauf mit Maasswerk und sechs Zapfen, von denen drei die Minuskeln a v e tragen und am Schaft oberhalb des Knaufes die Minuskeln m a r i a. Der Sechsblattfuss enthält einen aufgehefteten Crucifixus. Der grössere Kelch hat ebenfalls die gothische Form, einen glatten Becher, sechseckigen Schaft und Fuss, letzteren mit aufgeheftetem Crucifixus und zwei Wappen. Am Knauf befinden sich sechs Zapfen und Maasswerk. Der grösste Kelch enthält einen Becher mit sanft gebogenem Rand, runden Schaft, Fuss und Knauf. Letztere zeigen leicht abgefaste Flächen, der Fuss ausserdem ein Wappenschild mit einer Darstellung des Petrus und Paulus und die Jahreszahl 1720. Kelche.

Ein Kronleuchter mit schwerer Kugel, mehrfach gegliedertem Mittelkörper, Voluten und kleinen Pyramiden aus Messing zeigt die Formen um 1600. Kronleuchter.

In der Mitte vor dem Chore steht eine sechseckige Renaissance-Lesekanzel aus Holz. An den Ecken sind Büstenpfeilerchen angebracht, und zwischen diesen halbkreisförmig geschlossene Nischen mit Pilastern. In den Nischen sehen wir Christus und die vier Evangelisten und am Fries die Inschrift in Lapidarbuchstaben: Lesekanzel.

clama · necessest · qvasi · tvba · exalta · vocem · tvam · et · annvncia · popvlo · meo · scelera · eorvm · et · domvi · Jacob · peccata · eorvm ·

Ein kleines Lesepult aus Holz in den Formen der Kanzel geschnitzt, steht auf dem Altar.

Die 1885 erneuerte Orgel mit Barockornamenten steht jetzt auf einer in den nördlichen Kreuzflügel eingebauten Empore. Orgel.

Im Triumphbogen liegt ein Balken mit der Inschrift: Triumphkreuz.

Das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes machet uns rein von allen Sünden.

Auf dem Balken erhebt sich ein grosses, neues Triumphkreuz mit den Zeichen der vier Evangelisten an den Ecken. Der Körper des Gekreuzigten ist alt und zeigt die Merkmale des XV. Jahrhunderts. Haar und Dornenkrone sind natürlich und wurden 1880 erneuert.

Die bei der Wiederherstellung der Kirche im Jahre 1877 an den Wänden des Langhauses aufgefundenen Wandmalereien sitzen auf einem sehr feinen, gut geglätteten Gypsstuck. Diese eigenartigen, interessanten Wandbilder sind Wandmalerei.

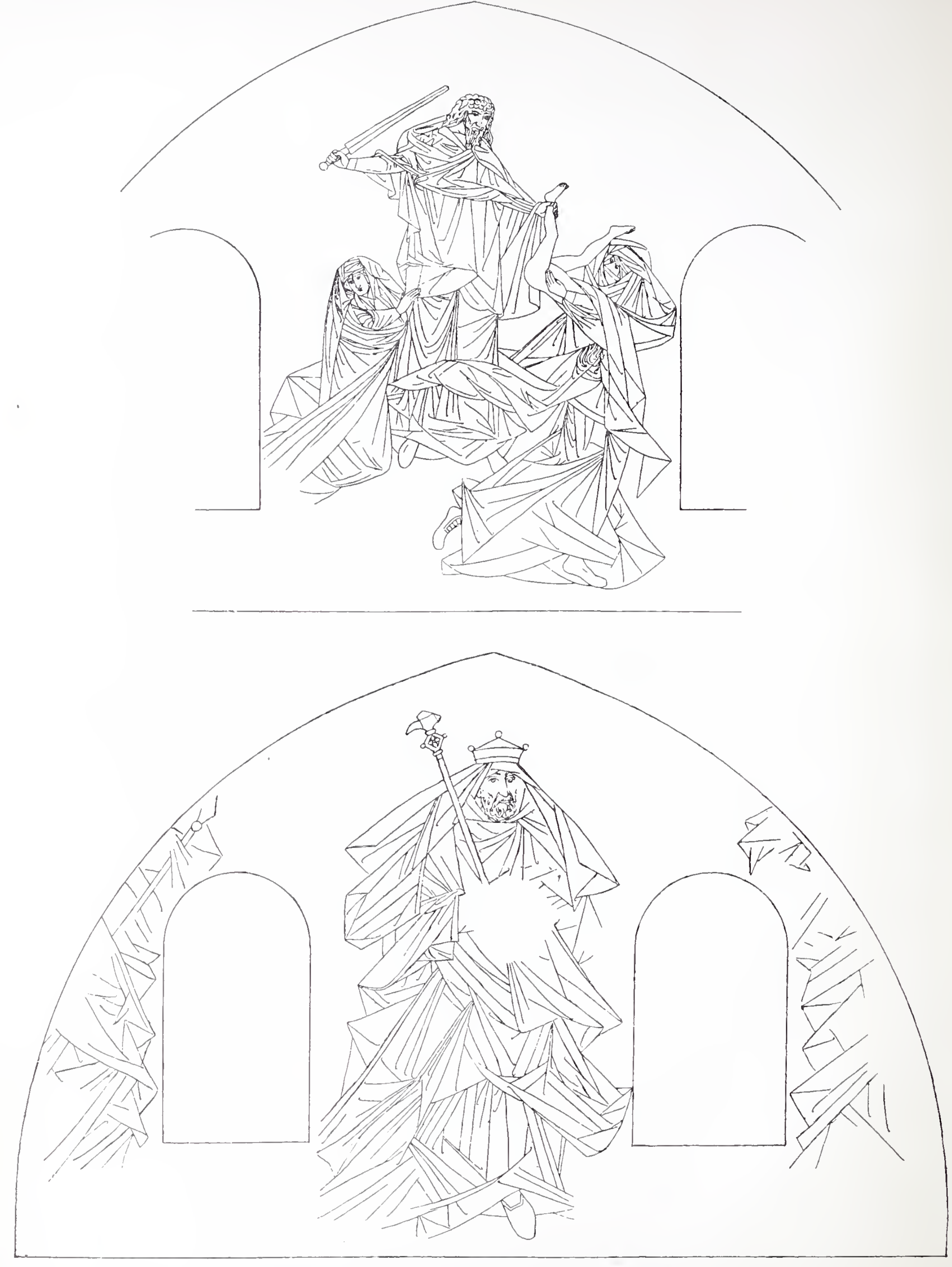


Fig. 181 und 182. Frankenberger Kirche in Goslar; Wandmalereien.

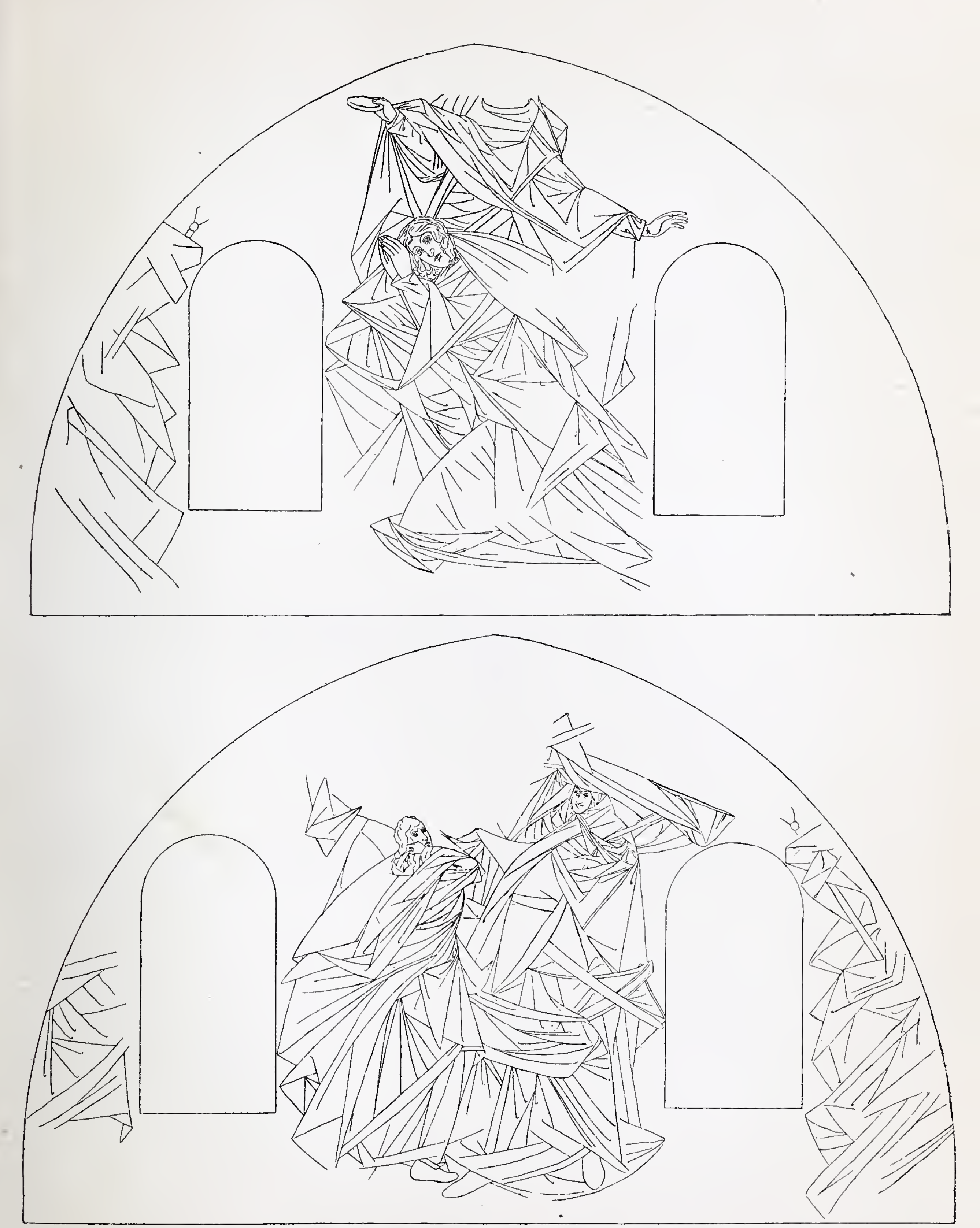


Fig. 183 und 184. Frankenberger Kirche in Goslar; Wandmalereien.

trotz mancher Einzelheiten, welche als eigenthümlich gesucht erscheinen, von lebendiger Wirkung. Sie sind an der oberen Wand zwischen den Fenstern angebracht und in schwachen rothen Umrissen ohne weitere Farben dargestellt. Diejenigen Felder, welche durch die Gewölbe verdeckt werden, zeigen eine Verwendung von Stoffen, welche von drei senkrecht und schräg gestellten Lanzen gehalten und im Dachboden oberhalb der Gewölbe wieder sichtbar werden, ein Umstand, welcher darauf hinwies, die Malereien in die Zeit vor der Einwölbung der Kirche zu setzen. Hase nimmt für die Entstehung die Jahre 1130 bis 1150, in welchen der oben erwähnte Umbau der Kirche ausgeführt wurde, an. Die Bilder wurden gepaust, nach photographischen Aufnahmen der Pausen im dritten Bande der mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens zur Darstellung gebracht und sind in Figur 181 bis 184 wiedergegeben. Sie sind durch den Maler Professor Schaper wiederhergestellt und heute in der Kirche noch sichtbar. Auf der Nordseite sehen wir den König Salomo und das Urtheil Salomos, auf der Südseite den Kampf zwischen David und Goliath und die Salbung Davids zum Könige. In dem westlichen schmalen Joche finden sich in der Achse des Gewölbes zwei Malereien in gleicher Technik: auf der Nordseite das Brustbild des Erzengels Michael, südlich dasjenige des Erzengels Gabriel. Unterhalb derselben neben den Fenstern sind zwei Figuren (Maria und ein Bischof) sichtbar, welche später gemalt wurden. Das Bild im Spitzbogenfeld der Thurmwand entstand, nachdem die Kirche eingewölbt war. Es zeigt in der Mitte Christus in der Mandorla mit geöffnetem Buch in der Linken (E S A O), zu seiner Linken oben einen Posaunenengel. Die vier Heiligenfiguren zu beiden Seiten sind Petrus, Paulus, Maria und Magdalena; letztere trägt in der Hand die Mitra. Das Bild bezieht sich auf die Uebertragung der Kirche auf das durch den Bischof Konrad um 1225 geweihte Maria-Magdalena-Kloster (vergl. Geschichte). Weitere Bemalungen befinden sich in dem Rundbogenfeld über den drei Bogenöffnungen der Westwand. Das Bild im Langschiff zeigt Christus, die Rechte erhoben, in der Linken ein Buch, darunter die Opfernden des alten Testaments: Abraham, Melchisedech und Kain und Abel. Auf der Seite nach der Empore erblicken wir in der Mitte wiederum Christus, und zwar in der Mandorla, daneben die Kreuzigung mit Maria und Johannes, den englischen Gruss und die Auferstehung. Dieses Bild ist nicht wiederhergestellt, sondern noch in der ursprünglichen Beschaffenheit erhalten. Ferner waren in den Bogenzwickeln Heilige in schreitender Stellung nach Westen gewandt, männliche an der Südwand, weibliche an der Nordwand. Sie zeigten den Stil des XV. Jahrhunderts, waren jedoch so schlecht erhalten, dass Hase an eine Wiederherstellung nicht denken konnte. Das Gleiche gilt von den Resten späterer Bemalungen aus dem XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert. Einzelne Spuren sind heute noch in einer Bogenleibung des nördlichen Seitenschiffes erhalten. Im Uebrigen ist die vorhandene Bemalung ein Werk aus der Zeit der Wiederherstellung der Kirche von 1873 bis 1880.

Die Klauskapelle.

Litteratur: Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, III; derselbe, Kirchen und Kapellen im Königreiche Hannover, I; derselbe, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen, III.

Quellen: Urk.-B. I—V; Archiv und Registratur in Goslar; Chroniken; Handschriftlicher Nachlass Erdwin v. d. Hardt's.

Die Klauskapelle*), die noch erhalten ist, gehörte zu der in den Urkunden 1293 zuerst erwähnten Porta S. Nicolai und möchte auch mit dieser entstanden sein, obgleich die Chronik ihr Alter viel weiter bis in die Zeit Heinrichs III. zurück datiert. Was die Angabe von der Hardt's bedeutet, die Kapelle sei 1295 mit „umbegangen“ („ambitu“) und 1374 durch den Anbau eines Paradieses Geschichte.

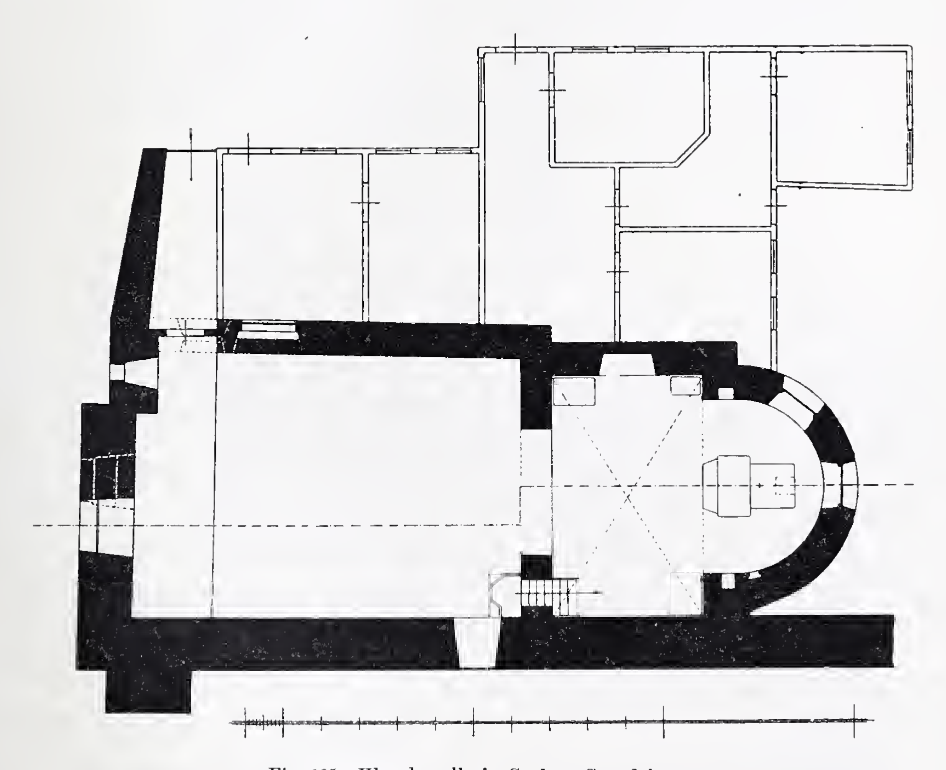


Fig. 185. Klauskapelle in Goslar; Grundriss.

erweitert, ist unklar, da von solchen Anlagen nichts mehr vorhanden zu sein scheint. Im Jahre 1397 wurde sie um der Thorerweiterung willen zum Theil niedergerissen. Leerstehend und unbenutzt wurde sie 1537 den Bergleuten zur Morgenandacht,

---

*) Es ist hier angenommen, dass die noch vorhandene Klauskapelle mit der Thorkapelle gleichbedeutend ist, obwohl sehr vieles dafür spricht, dass letztere, wie in S. Viti und S. Bartholomae, supra portam, also über dem Thorbogen befindlich und demnach von der heutigen Klauskapelle verschieden gewesen ist. Bei dem völligen Mangel urkundlichen Materials ist die Frage nicht zu lösen gewesen.

als Ersatz für die zerstörte Johanniskirche in Bargedorpe, eingeräumt und dabei zugleich das Nebenhäuschen als Krankenhaus eingerichtet. 1552 an Braunschweig überlassen, steht sie noch heute unter dem Kommunion-Bergamte. Was von der Kapelle noch übrig ist, ist der Rest, der 1820 bei dem Abtragen der Thürme

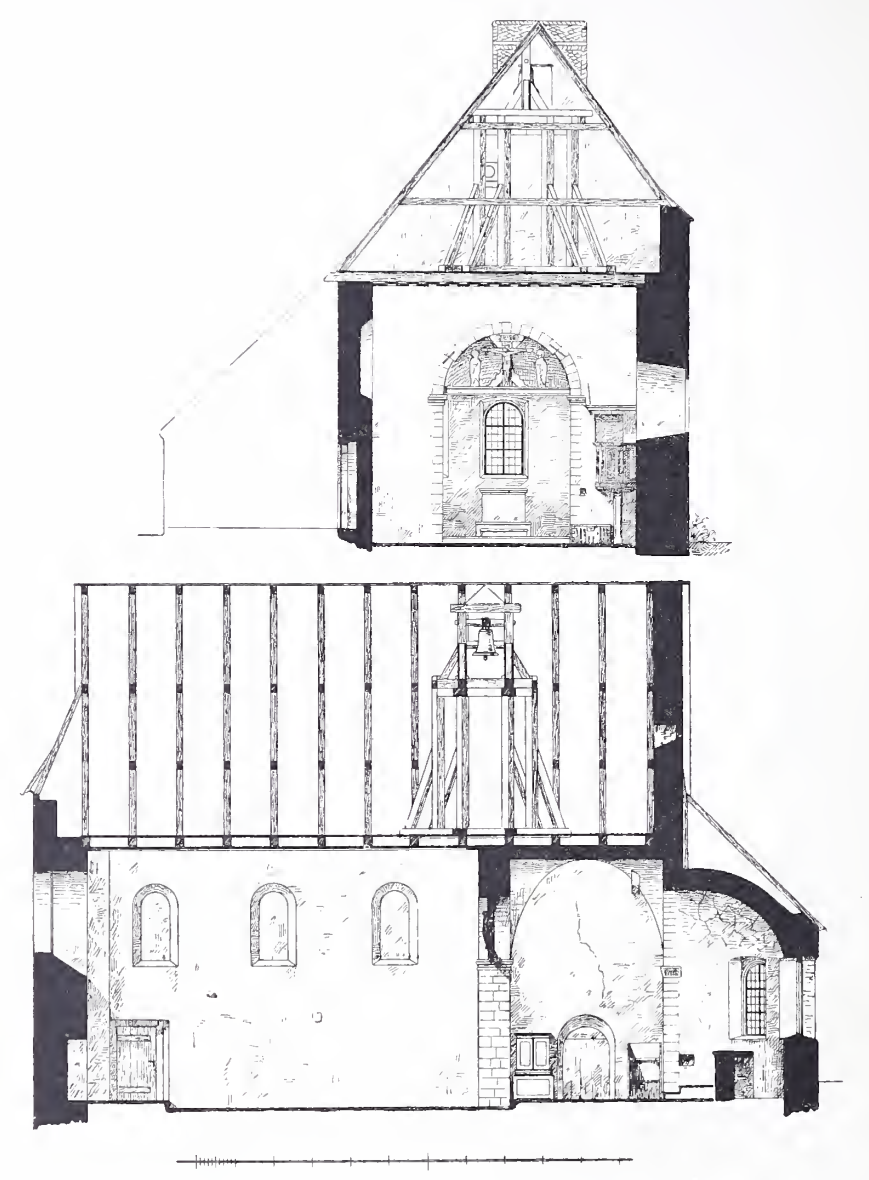


Fig. 186 und 187. Klauskapelle in Goslar; Querschnitt, Längenschnitt.

und der Befestigungswerke daselbst zurück gelassen wurde. An der Decke springt fragend das sächsische Wappen in die Augen: denn eine Beziehung zum sächsischen Fürstenhause ist unbekannt, wenn man von der Zeit des Sequesters 1531 ff. absieht; aber der mit der Verwaltung des Sequesters vom Kaiser

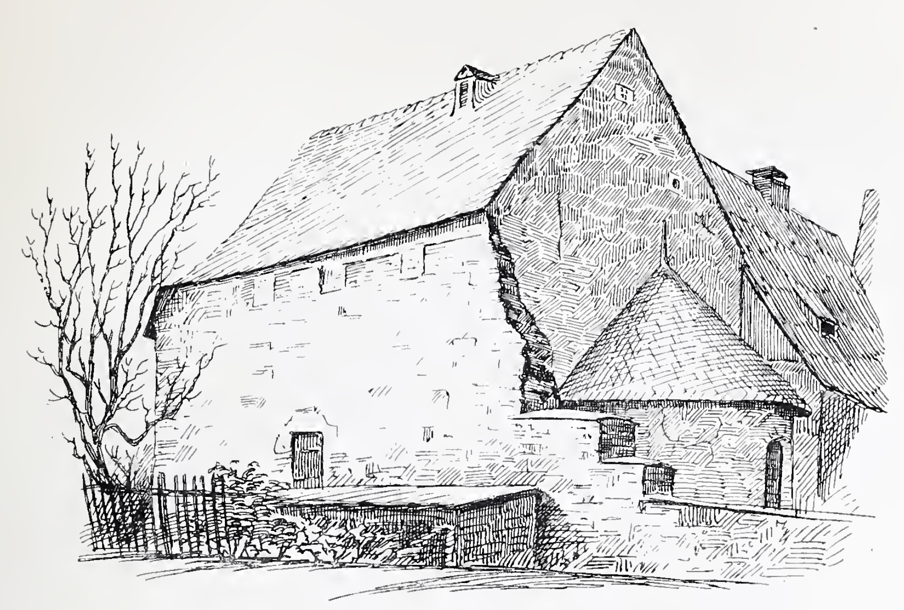
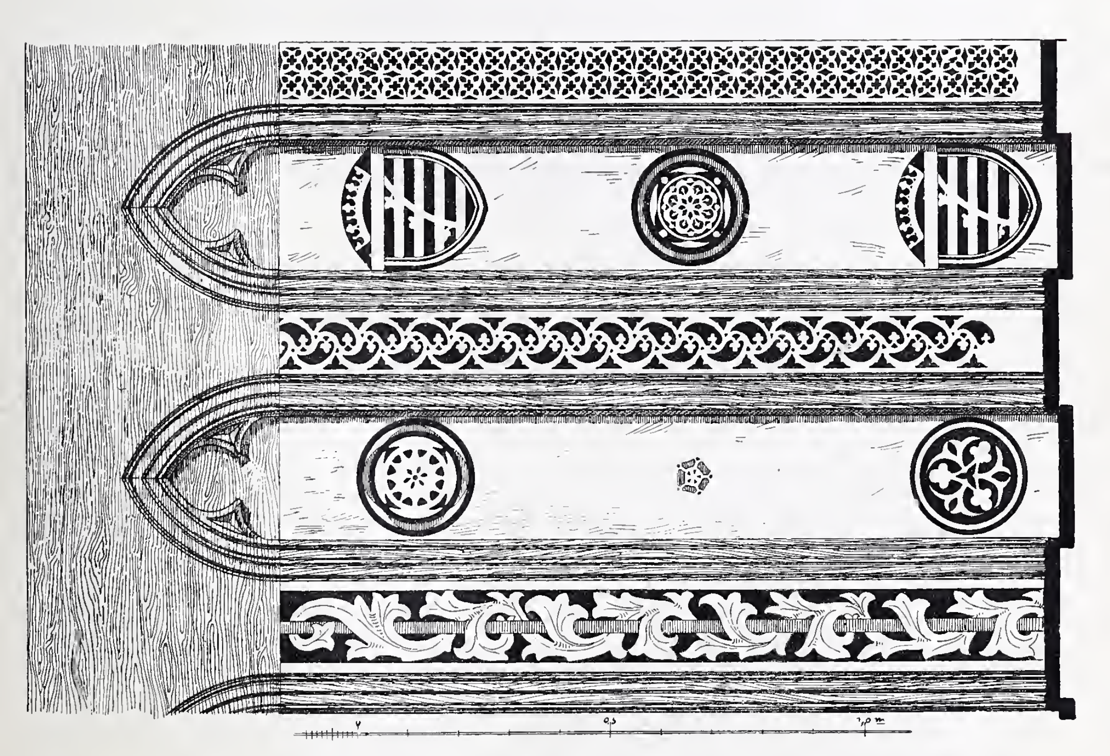


Fig. 188. Klauskapelle in Goslar



·Fig. 189. Klauskapelle in Goslar; Decke des Schiffes.

beauftragte Herzog Georg hatte damit kein Hoheitsrecht. — Die alte Kiste in der Kapelle, „Tetzelkasten“ genannt — Goslar hatte deren drei — soll früher Reliquien bewahrt haben. In der Chronik wird noch angemerkt, dass an der alten Kanzel zwei Handschellen hingen, die von den Händen eines gefangenen Grafen abgesprungen wären, als er den heiligen Nicolaus um Hülfe

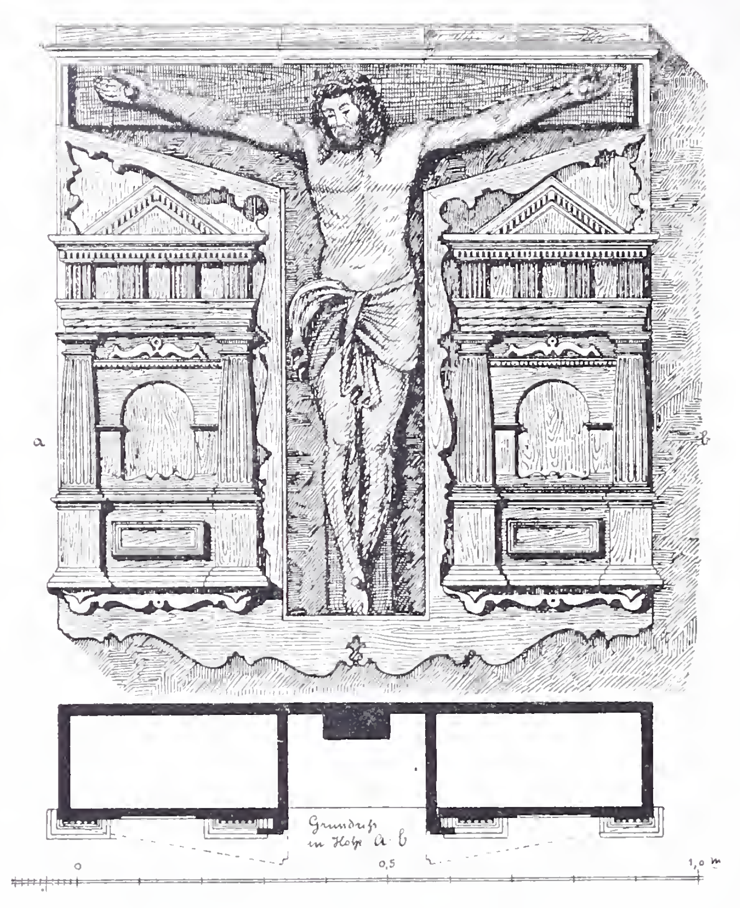


Fig. 190. Klauskapelle in Goslar; Schränkchen.

angerufen hätte. Ueber die alte Glocke auf dem Boden der Kapelle vergl. Mithoff in seinem Buch über die „Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen“, Handexemplar im Kestner-Museum. Vermuthlich stammt diese Glocke, die die Inschrift S. Pancratii trägt, aus dem alten Leprosenhause (s. u.) S. Pancratii. In der Aussenwand ist ein sehr altes Steinrelief eingelassen mit zwei undeutlichen Bildern: das eine scheint den Christopher — barhäuptig und barfüssig mit langem Stabe — darzustellen, das andere ist ganz unkenntlich.

Beschreibung.

Die Kapelle des Klausthores (Fig. 185 bis 188) lag mit ihrer Südseite in der Stadtmauer, deren Wehrgang eine Fortsetzung in dem Dachboden der Kapelle fand; mehrere hier befindliche Schiesslöcher sind jetzt vermauert. Das

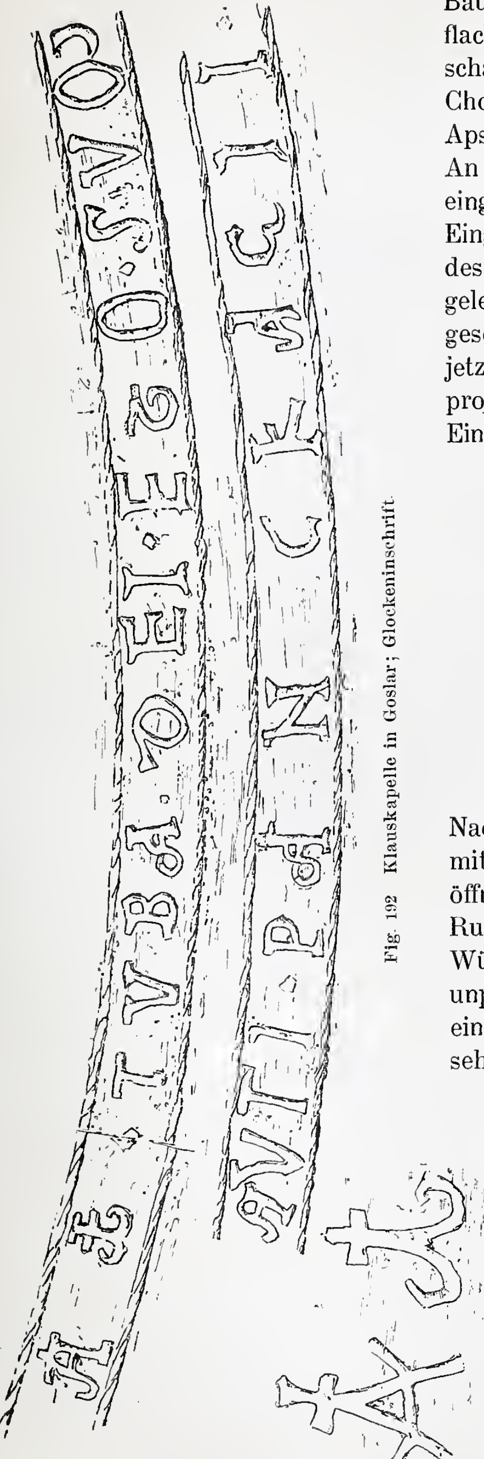


Fig. 192 Klauskapelle in Goslar; Glockeninschrift.

Bauwerk besteht aus einem rechteckigen, flachgedeckten Schiff, rechteckiger, mit scharfgrätigem Kreuzgewölbe überdeckter Chorvorlage und gewölbter, halbrunder Apsis; es ist aus Bruchsteinen erbaut. An der Westseite ist eine neue Thür eingebrochen, die alten Fenster und der Eingang sind vermauert. Die Nordwand des Schiffes enthält noch drei hochgelegene romanische, mit Rundbogen geschlossene Fenster in tiefen Schrägen, jetzt vermauert, und einen spitzbogigen, profilierten, früheren, ebenfalls vermauerten Eingang, welcher auf der Aussenseite im



Fig. 191. Klauskapelle in Goslar; Glocke.

Nachbarhause sichtbar ist. Der Chor ist mit Rundbogenfenstern erleuchtet und öffnet sich nach der Vorlage mit einem Rundbogen auf romanischem Kämpfer mit Würfelornament. Der halbkreisförmige, unprofilierte Triumphbogen hat ebenfalls einen romanisch profilierten Kämpfer. Die sehr schadhafte Bretterdecke des Schiffes stammt aus gothischer Zeit und ist noch mit reichlichen Spuren ornamentaler Malerei versehen (Fig. 189). Als Schallöffnungen dienen zwei einfache Gauben, welche auf den Längsseiten des Daches einander gegenüberliegen; zwischen ihnen hängt im Dachboden die Glocke.

Der gemauerte Altar ist mit einer romanischen Platte bedeckt. Altar.

Der Triumphbogen wird durch einen Balken mit senkrechtem Pfosten Crucifixe.

in der Mitte unterstützt, welcher die Jahreszahl 1686 trägt. Vor demselben hängt an einem mit Astansätzen versehenen Kreuz ein älteres Bildwerk des Gekreuzigten, streng gezeichnet, mit tauförmiger Dornenkrone, langem, bis zu den Knieen reichenden Gewand, in ruhiger Haltung. Neben dem Kreuz auf dem Balken stehen zwei aus Brettern geschnittene, bemalte Figuren: Maria und

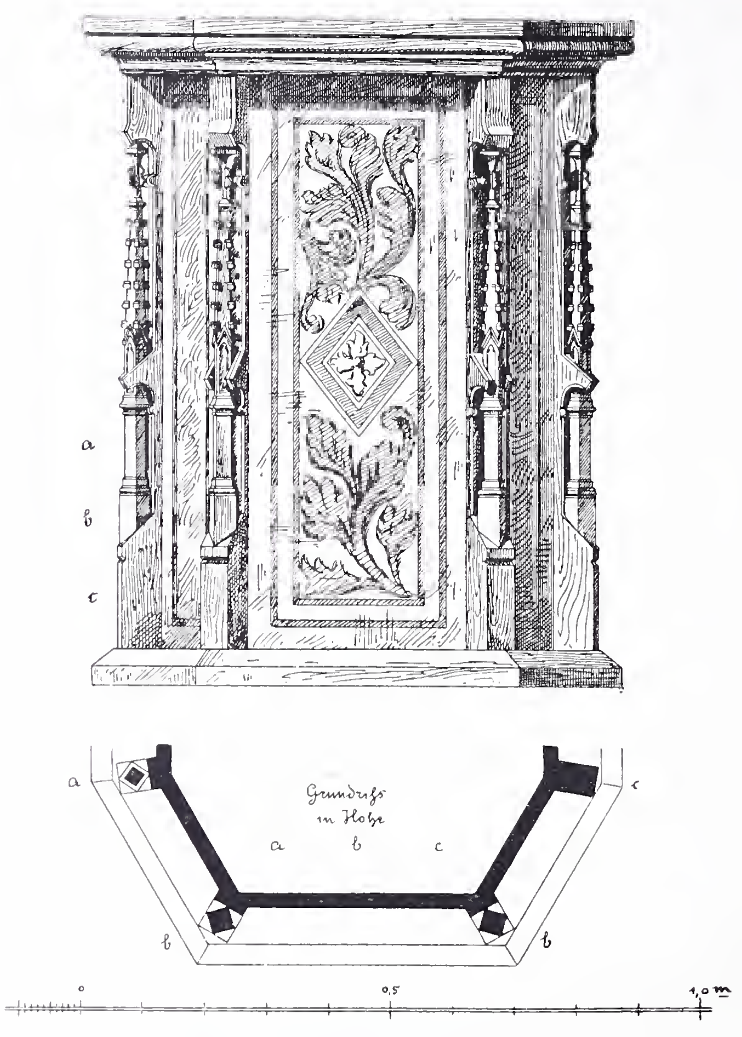


Fig. 193. Klauskapelle in Goslar; Kanzel.

Johannes. Ein zweiter Crucifixus hat in einem aus Holz gearbeiteten Renaissanceschränkchen Platz gefunden. Das eigenartig gearbeitete Werk, dessen Fächer durch Schiebethüren abgeschlossen sind, hängt an der südlichen Wand (Fig. 190).

Glocke. Die Glocke (Fig. 191) trägt am Halse drei Schnüre und zwischen den beiden oberen die Inschrift Fig. 192. (tuba dei ego sum (s)an(c)ti Pancracii). Die lateinischen Grossbuchstaben sind mit Unzialen untermischt.

In der Südostecke des Schiffes, vom Chor zugänglich, befindet sich die aus Holz gut gearbeitete, jedoch stark beschädigte gothische Kanzel, welche an den Ecken durch zierliche Fialen mit Kanten- und Kreuzblumen und durch Bemalung auf den alten Füllbrettern geschmückt ist (Fig. 193). Kanzel.

Ein einfacher, hölzerner Pfarrstuhl, aus dem XVII. Jahrhundert stammend, steht im Chor. Pfarrstuhl.

Zwei Vasen aus Zinn sind 1729 angefertigt. Vasen.

Das Grosse Heilige Kreuz.

Litteratur: Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, III; derselbe, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen, I.

Quellen: Urk.-B. I—V; Archiv und Registratur in Goslar; Gosl. Wochenblatt; Chroniken.

Wenige Jahre nachdem der kaiserliche Vogt und Goslarische Bürger Giselbert das Hospital an der Königsbrücke für den Deutschorden gegründet hatte, rief der kaiserliche Vogt Diedrich v. Sulinge im Verein mit dem Rathe der Stadt eine neue Stiftung zu gleichem Zwecke, der Verpflegung Armer und Kranker, ins Leben, die, als Hospitale S. Johannis Baptistae bezeichnet, von Anfang an dem Ordensspitale als das Neue dem Alten entgegengesetzt wurde. Als Behausung wurde ihm eine Domkurie an der Königsbrücke angewiesen, an demselben Platze, wo noch heute in dem Hospitale bedeutende Baureste von dem ersten Spitalbau sich zeigen. Die neue Stiftung war dadurch eigenthümlich, dass sie, anfangs dem Domdechanten unterstellt, dem zwei Bürger als Provisoren zur Seite standen, gar bald den Charakter einer rein bürgerlichen Anstalt annahm und als solche, wie die Urkunden nachweisen, von vorn herein die Verdrängung, bezw. den Erwerb des Ritterspitals, das gegenüber lag, in's Auge fasste. (Vergl. Urk.-B. II, 26.) In der That konnte sich letzteres, obwohl es bestehen blieb, gegen „dat grote gasthus" (Urk. 1326), das von dem Rathe und der Bürgerschaft bevorzugt wurde, auf die Dauer nicht behaupten. Im Jahre 1366 verzichtete auch der Domdechant auf alle seine Rechte an dem nunmehr völlig bürgerlich gewordenen Stifte, das etwa um dieselbe Zeit und im Zusammenhange damit seinen Namen in „Grosses Heiliges Kreuz" umänderte, so genannt im Gegensatze zu dem im XIV. Jahrhunderte gegründeten „Kleinen Heiligen Kreuz" am Frankenberge. Ueber die Verwaltung ist wenig zu sagen: sie blieb in der alten Einrichtung, wonach zwei aus dem Rathe erwählte Provisoren die Aufsicht führten, bis 1810 bestehen, in welchem Jahre das Stift dem Armenkollegium unterstellt wurde. Das sehr bedeutende Vermögen, mit etwa 30 000 Mark Zinsen, dient in der Hauptsache zum Unterhalt der Präbenden, daneben der Geschichte.

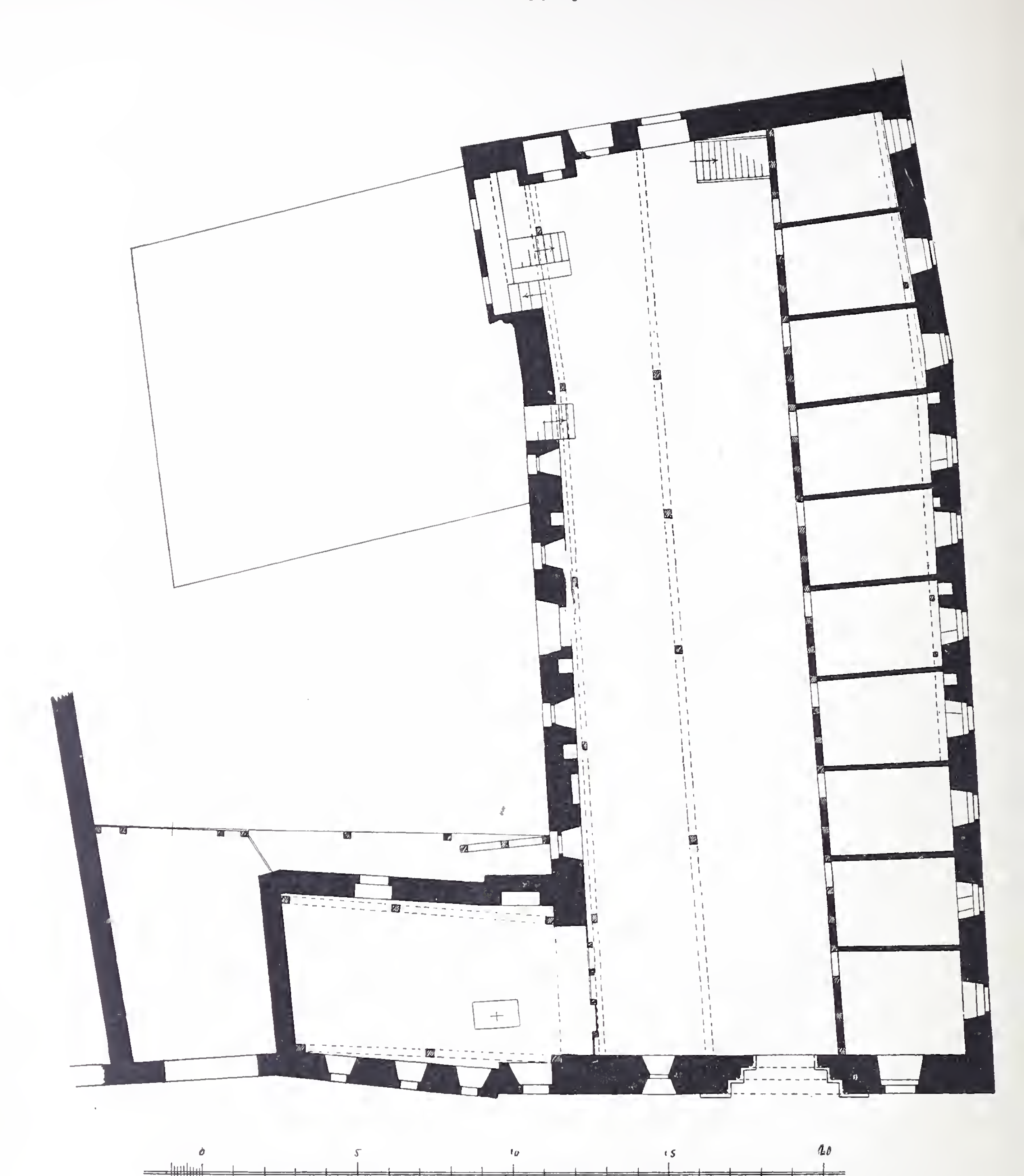


Fig. 194. Grosses Heiliges Kreuz in Goslar; Grundriss.

Ueberschuss zu Stipendien, kirchlichen und Schulzwecken. Im Jahre 1819 wurde noch das „Brüdernkloster“ mit getrennter Verwaltung in dieses Hospital verlegt. Zur Baugeschichte des interessanten, in dem Portale und einem Theile der Vorderwand ursprünglichen Hauses, ist urkundlich sehr wenig beizutragen. 1537 wurde der „Anbau an der Aghetucht fertig“, 1669 ein grösserer Umbau im Innern vorgenommen, und die Diele durch Malereien, insbesondere durch ein

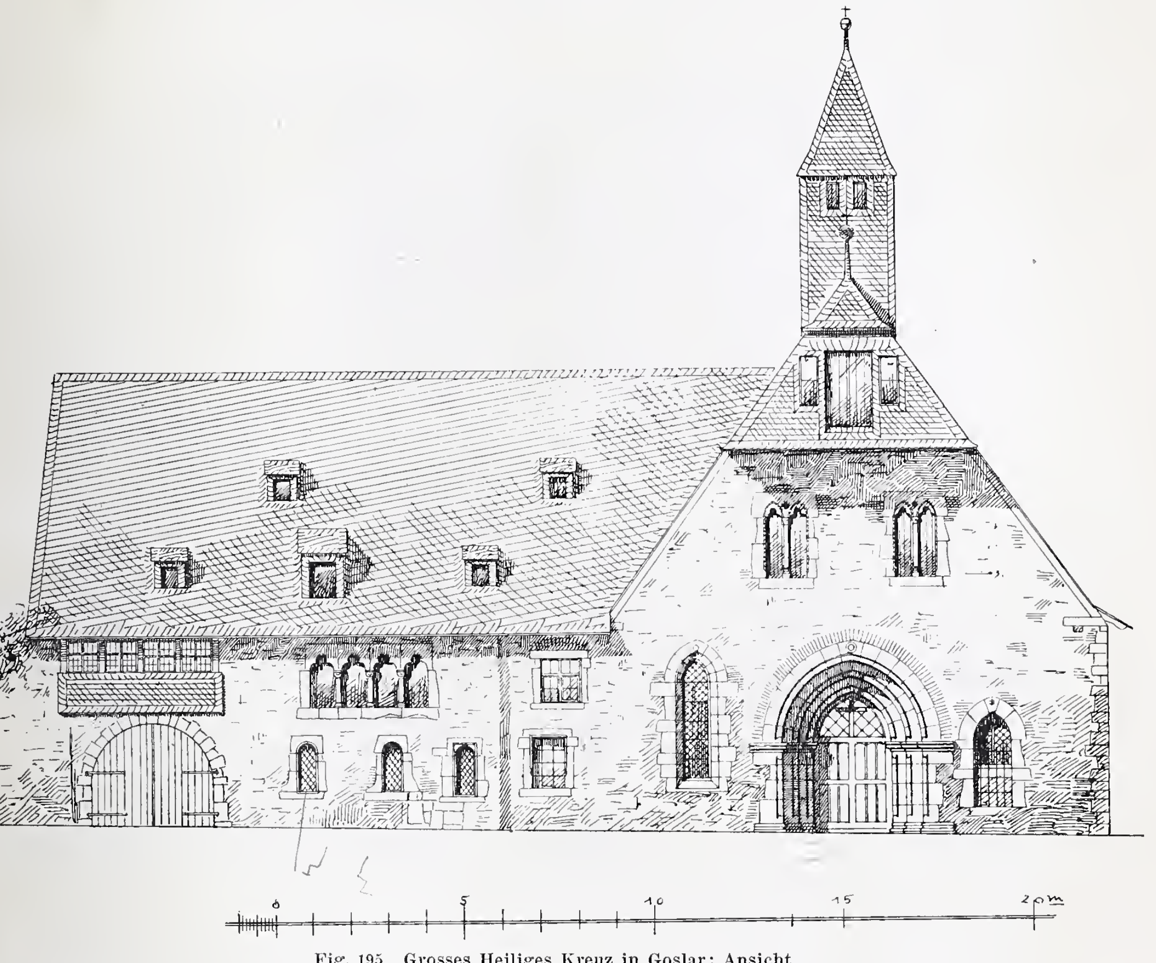


Fig. 195 Grosses Heiliges Kreuz in Goslar; Ansicht

grösseres Bild, das jüngste Gericht darstellend, „über dem Eingange“ geschmückt; endlich 1737 das Innere der Kapelle von Neuem zurecht gemacht. Der öffentliche Gottesdienst in der Kirche dort hörte 1793 auf, die Seelsorge aber blieb bei dem Amte des ersten Predigers an der Marktkirche.

Das Grosse Heilige Kreuz (Fig. 194 bis 197), ein Eckbau an der Königsbrücke, besteht aus dem mit der Längsseite an der Abzucht gelegenen Hauptflügel und einem südlichen, am Hohenwege gelegenen Anbau. Es ist aus Bruchsteinen erbaut und mit Schiefer gedeckt; die Architekturtheile bestehen aus Sandstein. Beschreibung.

Der Hauptflügel enthält auf der Südseite eine grosse, durch Spitzbogenfenster beleuchtete Diele mit Unterzug und Balkendecke, welche mit neuen Brettern überdeckt und an den Balken bemalt ist. Die Nordseite ist in kleine Räume mit rechteckigen Fenstern eingetheilt und in der Höhe getheilt, sodass die oberen Räume durch einen in der Barockbrüstung (Fig. 198) mit Holzgittern versehenen Gang erreichbar sind. Dieser Flügel endet am Hohenwege mit dem

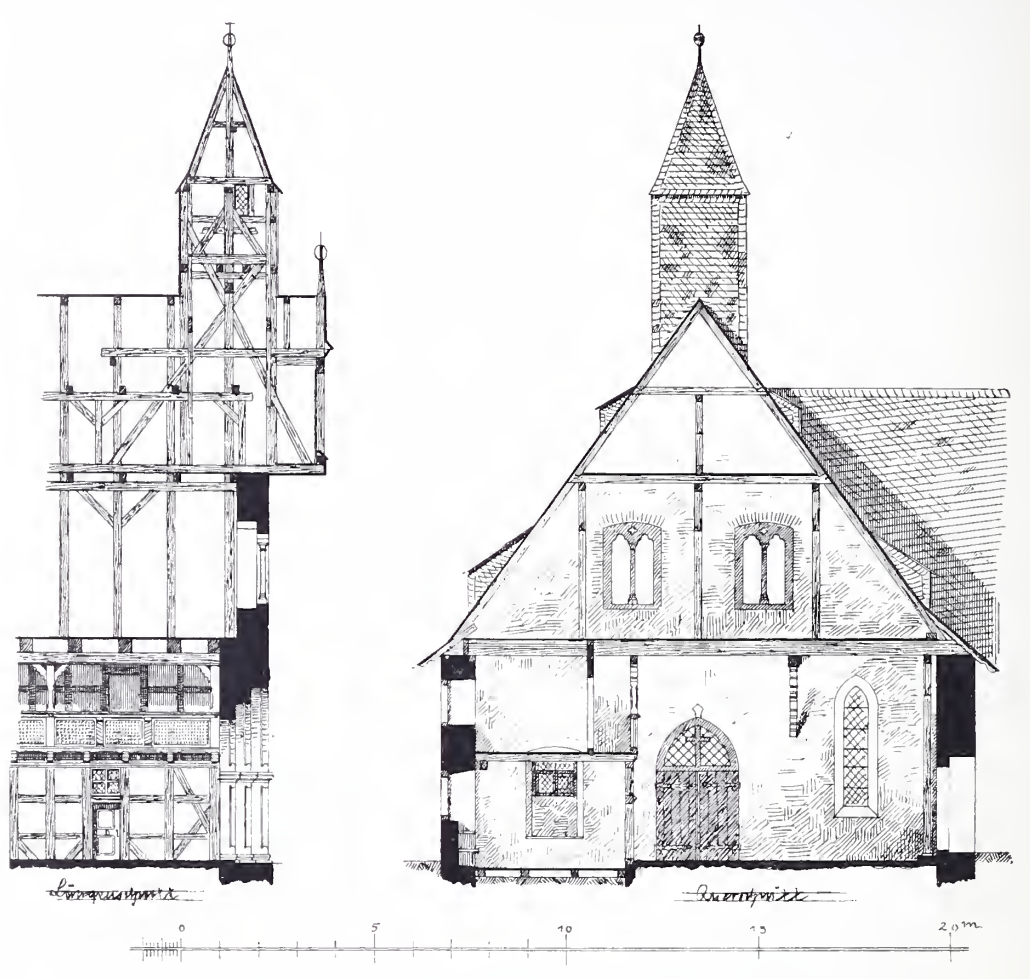


Fig. 196 und 197. Grosses Heiliges Kreuz in Goslar; Schnitte.

Eingangsgiebel im Uebergangsstil (Fig. 195). Ein kräftig profiliertes Spitzbogenthor mit schwerem, aus Hohlkehle, Rundstab und Platte gebildeten Kämpfer ist im Bogen durch Rundstäbe, im unteren Gewände durch Birnstäbe hervorgehoben. Zu beiden Seiten befinden sich Spitzbogenfenster. Im Schlussstein der Oeffnungen ist je eine Rose oder ein Stern angebracht. Oben sehen wir zwei gekuppelte Oeffnungen mit Kleeblattbögen in Spitzbogenblenden, deren Fasen mit Sternchen besetzt sind, darüber ein weit vorgebautes, beschiefertes

kleines Giebeldreieck und einen einfachen, beschieferten Dachreiter. Die Verlängerung dieses Flügels nach Westen bildet ein durch eine Thür mit der Diele verbundenes einfaches Fachwerkshaus auf massivem Unterbau, welches von alten Männern („Brüdernkloster") bewohnt wird.

Der südliche Anbau am Hohenwege ist zweigeschossig. Den unteren Theil nimmt eine Kapelle ein, welche mit der grossen Diele durch einen breiten Spitzbogen in Verbindung steht und drei kleine Rundbogenfenster an der

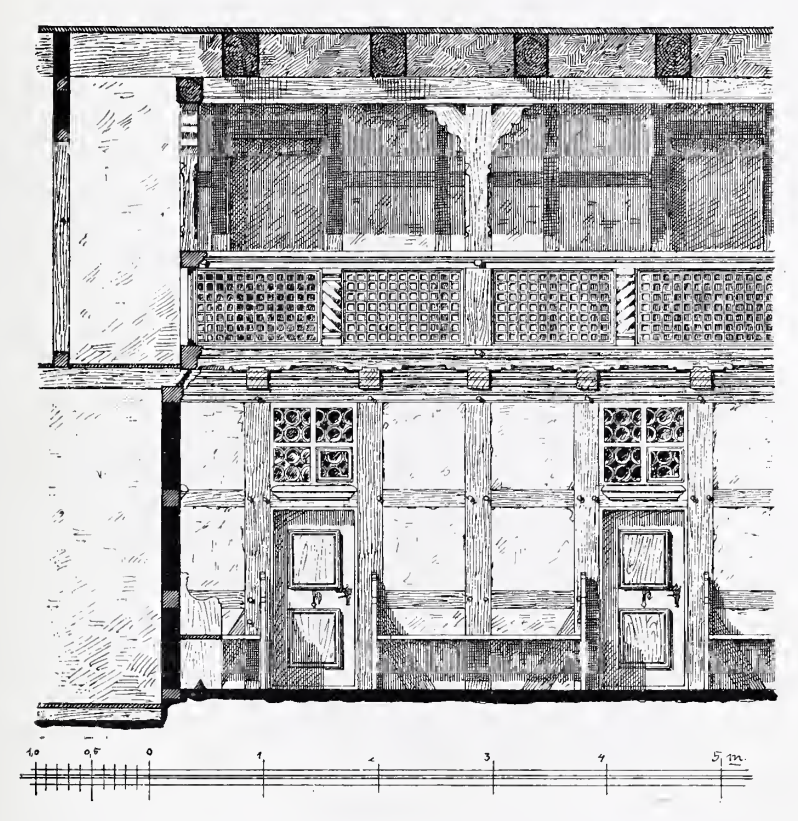


Fig. 198. Grosses Heiliges Kreuz in Goslar; Nordseite der Diele.

Strassenseite enthält. Ihre Decke ist aus bemalten Balken, Unterzügen, Stielen, Kopfbändern und geputzten Feldern hergestellt, und in den grossen Spitzbogen ist eine interessante Holzwand mit Eingangsthür und Bemalung eingebaut, über welcher die Jahreszahl 1657 angebracht ist (Fig. 199). Neben diesem Raum liegt an der Südseite ein grosser rundbogiger Durchgang. Im Obergeschosse befindet sich ein einfacher Raum mit einer schönen Gruppe von vier Fenstern mit reichentwickelten romanischen Säulchen.

Der Altar der Kapelle ist massiv, mit romanisch profilierter Platte bedeckt und enthält eine Vertiefung für Reliquien. Altar.

Crucifixe. Auf der Diele über dem Kapelleneingang hängen drei kleinere ausgezeichnete Kreuze: das älteste Kreuz mit rechteckig erweiterten Enden und Astansätzen trägt den Gekreuzigten mit langem Lendentuch und dürfte gegen 1300 entstanden sein (Fig. 200). Das zweite Kreuz zeigt die naturalistisch ausgebildeten Formen des XIV. Jahrhunderts; das Kreuz selbst ist als Baumstamm

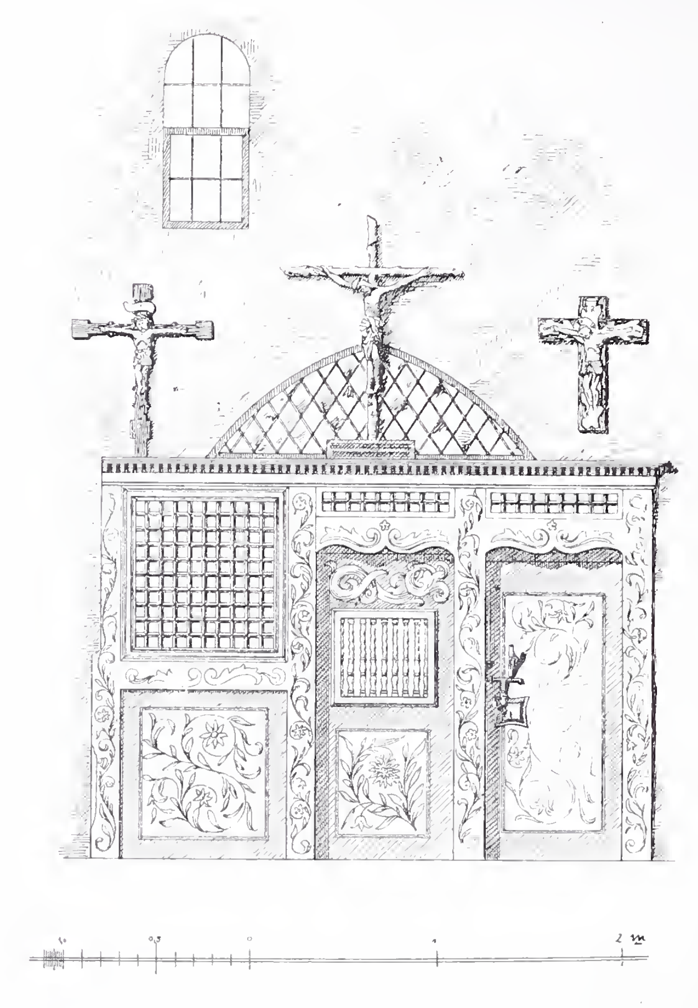


Fig. 199. Grosses Heiliges Kreuz in Goslar; Eingang zur Kapelle.

wiedergegeben (Fig. 201). Noch später ist das dritte, ein breites Kreuz mit reliefartig gehaltenem Körper des Gekreuzigten, auf baumartig gebildetem zweiten Kreuze und mit einem Nimbus, welcher ein Kreuz enthält, dessen Arme in Lilienform abschliessen (Fig. 202). Ein grosser, aus Holz gearbeiteter Crucifixus in der Auffassung der Spätgothik mit geschnitztem und natürlichem Haar, und unten am Kreuz mit der Jahreszahl 1538 steht auf der Diele.

In den Spitzbogenfenstern der Diele sind 22 kleine gemalte Renaissance- **Glasmalereien.** wappenscheiben aus der Kapelle S. Catharinae untergebracht.



Fig. 201. Grosses Heiliges Kreuz in Goslar; Crucifix.

Ein nach unten verjüngter Stein des XIII. Jahrhunderts zeigt einen **Grabsteine.** Ritter mit Dreiecksschild und Schwert in der Rechten in einem Kleeblattbogen,





Fig. 200 und 202. Grosses Heiliges Kreuz in Goslar; Crucifixe.

oben die Hand Gottes (Fig. 203). Die noch lesbare Umschrift meldet über diesen 2 m hohen Grabstein:

„Ano dni MCC(LXVI) mēsis decembris obiit Giselbertvs advocatvs."

In der Umschrift des Schildes:

„Qvem lapis iste tegit fvndans (nomen) sibi fecit."

Als Aufschrift des Schildes:

„Hoc hospitale memor (est) Giselberti."

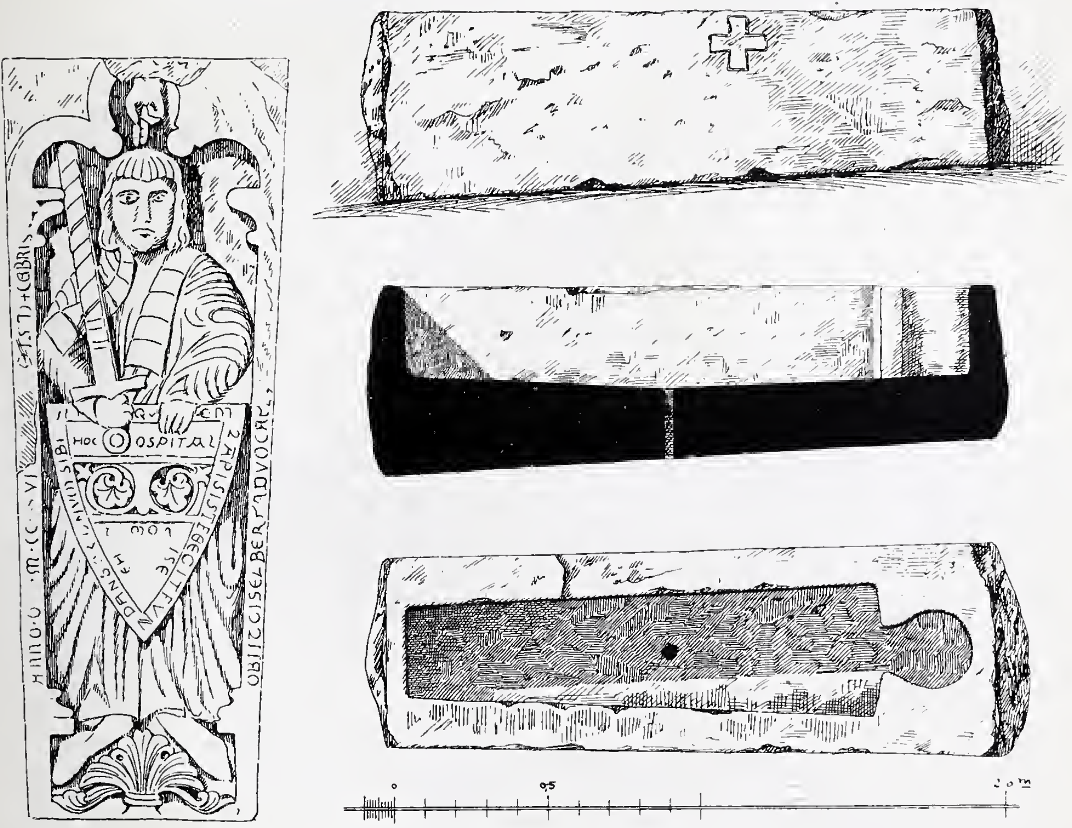


Fig. 203—206. Grosses Heiliges Kreuz in Goslar; Grabstein, Steinsarg.

Demnach ist dieser Grabstein ein werthvolles Denkmal, dass der Deutschorden dem Vogte Giselbert de Goslaria (s. o. unter Hospitale S. Spiritus) gestiftet hat.

Aufbewahrt wird dort ferner ein sehr gut erhaltener Grabstein zu Hinrik Mechthusen's Gedächtniss mit Wappen und Jahreszahl (1371).

Einige beschädigte Grabsteine aus Schiefer, darunter ein gothischer Stein mit einer Bischofsfigur, liegen im Fussboden der Kapelle.

In der Kapelle wird eine grosse Christusfigur aus Holz (XVI. Jahrhundert), ein Ecce homo, aufbewahrt. Holzfigur.

Steinsarg. Ein Steinsarg mit ausgearbeiteter Höhlung für den Kopf zeigt aussen an jeder Seite ein eingemeisseltes Kreuz (Fig. 204 bis 206). Der zugehörige Deckel mit Figur ist nur zum Theil erhalten (Fig. 207). (S. oben: S. Joh. in Bargedorp.)

Wappensteine. Ueber die beiden Wappensteine vergl. den Abschnitt Trollmönch Seite 113 und 114.

Gefundene Bautheile. Unter den an verschiedenen Orten der Stadt gelegentlich aufgefundenen Bautheilen, welche hier aufbewahrt werden, findet sich auch die Basis mit

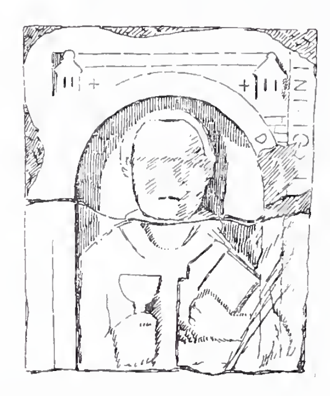


Fig. 207. Grosses Heiliges Kreuz in Goslar; Deckel des Steinsargs.

Schaftansatz von einem viertheiligen romanischen Bündelpfeiler. Das aus einer zwischen zwei Wulsten liegenden Hohlkehle bestehende Profil zeigt vier schlichte Eckzehen.

Ausserdem sind noch zwei reich verzierte romanische Kämpferstücke und ein ebenfalls reich verziertes romanisches Säulenkapitäl vorhanden neben einer Anzahl schlichter Schaftstücke, Kapitäle und Basen.

Das Kleine Heilige Kreuz.

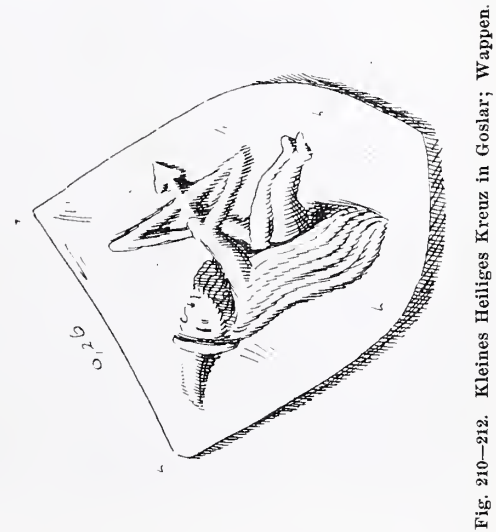
Litteratur: Vergl. Grosses Heiliges Kreuz.
Quellen: Urk.-B. I—V.

Die gar wenigen Urkunden über diese kleine, ärmliche, zur Frankenberger Gemeinde gehörige Stiftung für alte Frauen aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts lassen erkennen, dass sie in engerer Verbindung mit der Familie v. Saldern gestanden hat, die das Hospital mit dem Geschenke eines im Zötzs (bei Riechenberg) belegenen Gutes begründete. Der Name Tunssel auf dem im Flur stehenden Altare mit der Inschrift IHS wird sich auf den um 1500 am Bergbau im Rammelsberge betheiligten Goslarischen Bürger Werner Tunsel beziehen (Fig. 208). Weitere Alterthümer enthält das schmucklose Stift, welches sich als ein einfaches, 1686 erneuertes, massives Gebäude mit hohem Dach und



Fig. 208. Kleines Heiliges Kreuz in Goslar; Denkstein.





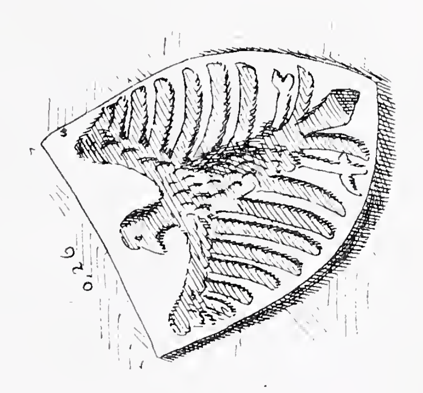


Fig. 210—212. Kleines Heiliges Kreuz in Goslar; Wappen.



Fig. 209. Kleines Heiliges Kreuz in Goslar; Steinbild.

einem in der oberen Hälfte beschieferten Fachwerksgiebel darstellt, nicht, nur ist in der Stadtmauer im Hofe desselben eine kleine Steinplatte mit zwei undeutlichen Heiligenfiguren eingemauert, die der romanischen Zeit angehört. (Fig. 209). Ueber der Eingangsthür befinden sich vier Wappen (Fig. 210 bis 212),



Fig. 213. Frankenberger Plan in Goslar.

der Goslarsche Adler, das Wappen der Familie Schütze (Schütte) und zweimal das Wappen Figur 212. In Figur 213 sehen wir das Kleine Heilige Kreuz am Frankenberger Plane, rechts vom Hospital den Durchgang nach der Frankenberger Kirche und im Hintergrunde die Kirche selbst.

Die Annenkapelle.

Litteratur: Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, III; derselbe, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen, III; Ztschr. für Harzgeschichte, XIII, 320, XIV, 49; Steinacker, Holzbaukunst in Goslar, 1899, S. 18 ff.

Quellen: Das Archiv und die Registratur in Goslar; Chroniken; Hinterlassene MSS. von E. von der Hardt; Goslarisches Wochenblatt 1869, 1871, 1898.

Geschichte.

Wie die anderen Pfarrkirchen, so hatte auch die Kirche St. Jacobi ein eigenes Hospital in der 1494 von der Familie Geismar gegründeten und bald hernach im Auftrage des Papstes Alexander von dem Bischof von Paderborn eingeweihten Kapelle S. Annae et Gertrudis, die nach der Lage stets „S. Annen by der Kegelwort“ heisst. Bemerkenswerth ist dies insofern, als auch der Kegelwortsthurm 1450 von der Familie v. Geismar gebaut war und damit als wahrscheinlich gelten muss, dass jenes Areal der sog. Kegelwort an der Abezucht ursprünglich Besitzthum der um Goslar so hochverdienten Berg- und Rathsfamilie Geismar gewesen ist. Dazu hinzugenommen, dass dem Spitale gegenüber an

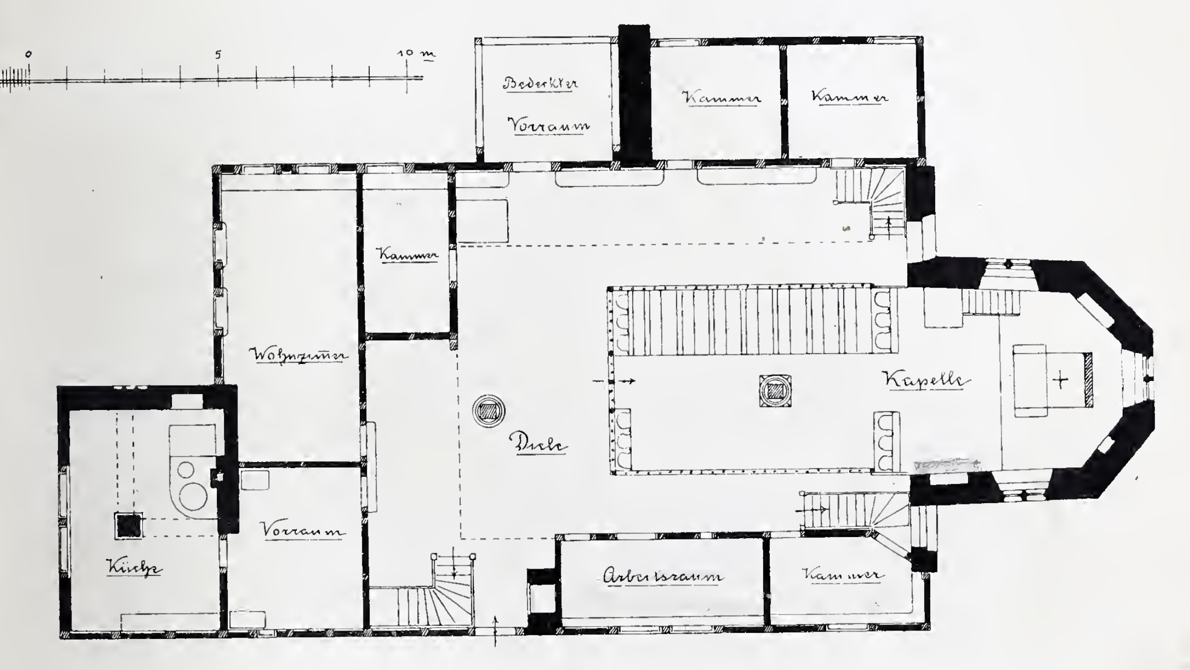


Fig. 214. Annenkapelle in Goslar; Grundriss.

der Knochenhauerbrücke das Giess- und Erzhaus lag, so darf selbst angenommen werden, dass an derselben Stelle etwa, wo die Kapelle gebaut wurde, ehemals das Stammhaus der Familie war. Die Chronik, im Unklaren über dieses Verhältniss, möchte die Entstehung des Spitales in viel frühere Zeit zurückversetzen und die Einweihung 1494 nur auf einen damals vollendeten Um- oder Neubau beziehen; aber die von ihr angezogenen Urkunden, in denen eine Kapelle St. Annae erwähnt wird, weisen auf andere Altäre in den Pfarrkirchen hin. Dass vordem ein Gebäude an derselben Stelle gestanden hat, beweisen unseres Erachtens die alten Säulenstümpfe aus romanischer Zeit; denn die Annahme, dass diese aus den Trümmern einer anderen Kapelle oder Kirche herstammten, ist nicht zutreffend, weil in jener Zeit es solche Trümmer nicht gab; dass sie nach 1527 übergeführt seien, ist ausgeschlossen. In späterer Zeit ist ein doppelter

Umbau vorgenommen. „Im J. 1671 wurde das Hospital ex fundamento renovieret und 1716 zu der jetzigen Kapellenform aptieret“: so bemerkt der gleichzeitig lebende Archivar Erdwin von der Hardt, und damit stimmt die neben der Kanzel befindliche Inschrift überein. Mit diesem Umbau wurde auch die erste Bemalung ausgelöscht, deren Motive, in der neuen Bemalung der Decke nachgeahmt, noch an manchen Stellen aus der weissen Tünche hervortreten. Ebenso möchten derzeit auch die beiden Kolossalbilder der Heiligen Anna und Gertrud neu gepinselt sein. — Darnach wurde die arg in Verfall gerathene Kapelle 1871 von Neuem restauriert und dabei besonders auch für Erhaltung der noch übrigen

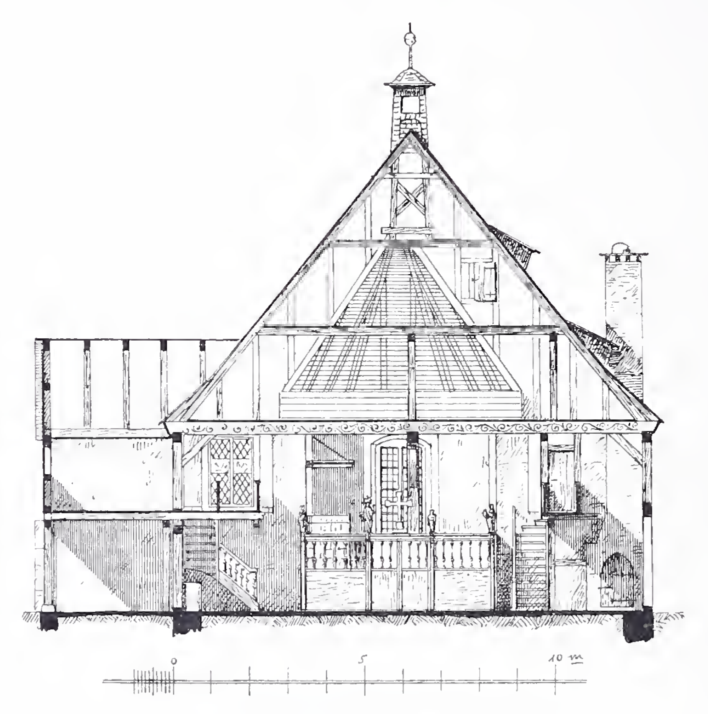


Fig. 215. Annenkapelle in Goslar; Querschnitt.

bunten Fenster gesorgt, nachdem abscheulicher Frevel der Gassenbuben die Fenster auf der „Südseite mit schönen Bildern“ bis auf 3 Wappenfelder, ebenso das „hinter dem Altare mit dem schönen Stadtwappen“ eingeworfen hatte. Von der jüngsten Bauveränderung (1898), bei der ein hässlicher Anbau entfernt wurde, blieb das Innere der Kapelle unberührt. — Bei der Erneuerung im Jahre 1871 wurde „ein mit einem Wachssiegel verschlossenes Gläschen gefunden, in dem eine auf vermodertem Kissen liegende Reliquie und dabei ein Pergamentstreifen mit Inschrift lag“. (Gosl. Wochenbl. 1871.) Desgleichen wurden in dem Schränkchen „mehrere kirchliche Embleme aus zinkartiger Masse von schöner, zarter Arbeit“ entdeckt. Als dem Kronprinzen Friedrich 1875 bei seinem Besuche in Goslar die sehr werthvolle Kanzeldecke, eine herrliche Nadelmacherei aus dem XIV. Jahrhundert gezeigt wurde, sorgte er dafür, dass der Decke in

Berlin Tuch untergelegt wurde. Eine gleiche Decke bespricht Prof. Meyer in den Bau- und Kunstdenkmälern des Herzogthums Braunschweig, Bd. I (Kreis Helmstedt) S. 45, Nr. 2. Vergl. Riehl, Repertorium VIII, 149. (Leben der heiligen Margarethe.)

Beschreibung.

Der im Aeusseren unscheinbare Fachwerkbau des St. Annenhauses (Fig. 214 und 215) mit einzelnen massiven Theilen, Schieferdach und Dachreiter bietet in der Anlage und in seinem Inneren viel Interessantes. Hier sind in einfacher und glücklicher Weise Räume miteinander verbunden, welche kirchlichen und weltlichen Zwecken dienen. Den Hauptraum bildet eine durch eine Schranke von rund 2 m Höhe abgegrenzte Kapelle mit Balken und übergelegten Brettern, nach oben abgeschlossen, welche mit grossen Blattranken aus der Zeit der Wiederherstelluug im XVIII. Jahrhundert bemalt sind. In jedem Felde befindet sich ausserdem ein kleiner Kreis mit einem Engel und Marterwerkzeugen. Spuren an einzelnen Stellen des im Inneren sichtbaren Ständerwerkes zeigen, dass auch dieses früher in ähnlicher Weise bemalt war. Die beiden deckentragenden hölzernen Stützen stehen auf alten romanischen Steinbasen. Ein Gang, dessen Holzbrüstung mit Sprüchen in ornamentaler Einfassung ebenfalls im XVIII. Jahrhundert bemalt wurde, macht in der Höhe des ersten Obergeschosses die einfachen Kammern der Bewohnerinnen zugänglich. Zwei Holztafeln enthalten folgende Lapidarinschriften:

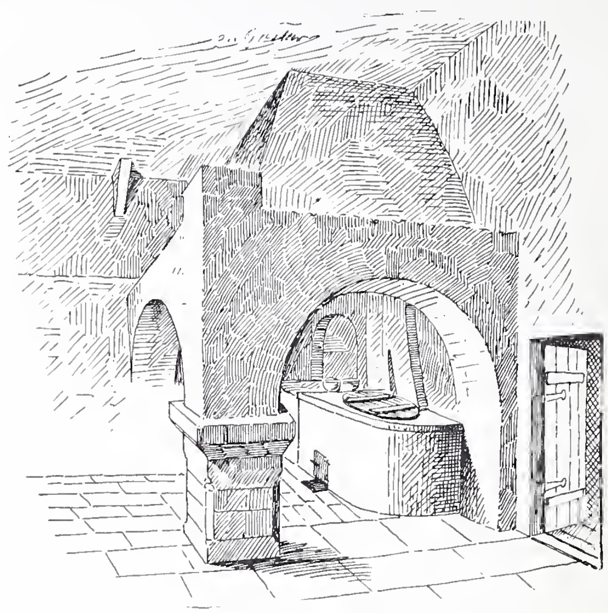


Fig. 216. Annenkapelle in Goslar; Dachreiter.

1) Anno domini nostri, Jesu Christi 1494 imperante Maximiliano I. hoc hospitale in dei gloriam, in S. S. Annae et Gertrudis honorem pauperibus et infirmis in solatium et adjutorium erectum ab Henrico et Conrado Geismar fratribus germanis civibus goslariensibus, et ab Alexandro VI. Romae confirmatum duravit jam annos 222.
2) Hanc aediculam anno a nato Christo 1716 Petrus Elias Trautmann, Pastor stephanicus hujusq-ecclesiae Jobst Christoph Klemme et Henning Schiebeler provisores reparari curaverunt.

Der im Osten herausgebaute, aus Bruchsteinen errichtete Chor enthält drei rechteckig geschlossene, zweitheilige, hohlkehlprofilierte Fenster, eine einfache Holzdecke und ein Hohlkehlgesims. An der südlichen Chorwand ist eine wenig künstlerische Wandmalerei aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts erhalten, welche die Anna Selbdritt und Gertrud darstellt. Auf der Westseite der Anlage sind mehrere Räume angebaut, unter denen die Küche mit der alten Herdanlage am bemerkenswerthesten ist (Fig. 214 und 217). Die Nordseite

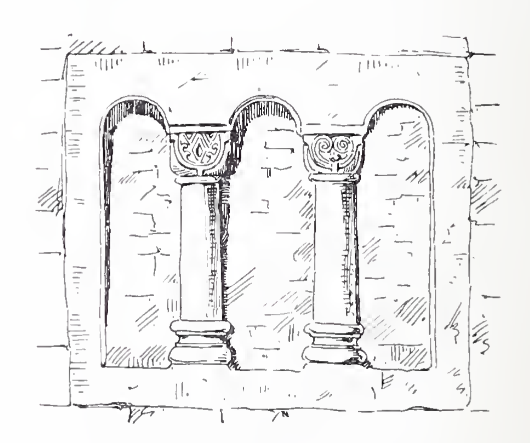
des Küchenbaues zeigt aussen ein jetzt vermauertes, kleines, romanisches, gekuppeltes Fensterchen, dessen zwei Theilungssäulchen mit ornamentierten Würfelkapitälen versehen sind. Die Oeffnungen der aus einem Stein gearbeiteten Fenstergruppe sind 70 cm hoch (Fig. 218).


Fig. 217. Annenkapelle in Goslar; Herd.

Altar. Der hölzerne, geschnitzte Altar, eine gute Arbeit des späten Barockstiles, enthält in der mittleren Bogenstellung den Gekreuzigten mit Maria und Johannes, darunter das heilige Abendmahl, darüber das Lamm Gottes und oben den Auferstandenen. Zu beiden Seiten des von Säulen begleiteten Hauptbildes und des Lammes sehen wir die vier Evangelisten und über dem Hauptbilde am Gesimse auf einem Schilde die Inschrift:

Diesen alther haben wir gott zu Ehren setzen lassen in diesen gottes hause Jobst Heinrich Lessen u. seine haus Frau Catharina Machdalena Bähr 1713.

Der Tisch ist alt, massiv, stammt aus gothischer Zeit und ist zum Theil erneuert.


Fig. 218. Annenkapelle in Goslar; Fenster.

Altarleuchter. Zwei Altarleuchter aus Zinn, 33 cm hoch, mit gewundenem Schaft und rundem Fuss tragen die Inschrift:

Cyriax Reinhardt hat diese Leuchter in das St. Annenkirchenhaus verehret. Anno 1695.

Crucifixe. Auf der Schranke steht ein kleines, hölzernes Kreuz mit dem Gekreuzigten in der Auffassung gegen 1300: es ist der noch lebende Christus mit wagerecht ausgestreckten Armen, nebeneinander gestellten Füssen, langem Lendentuch, ohne Dornenkrone. Ein zweiter Crucifixus am östlichen Pfeiler mit kurzem Lendentuch und vortretendem Brustkorb zeigt die Formen aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, ein dritter am westlichen

Pfeiler mit längerem Lendentuch und gekrümmten Beinen die Formen um 1400. Hier ist auch noch ein Kreuz aus dem XIII. Jahrhundert mit rechteckig erweiterten Enden erhalten, an dessen Stamm die Aeste in der Gestalt von Halbkreisen angesetzt sind. Auf den erweiterten Ecken befinden sich in der Malerei die Zeichen der vier Evangelisten.

Ein Brustbild Christi stammt aus dem XVII. Jahrhundert. Gemälde.

Im nördlichen Chorfenster sehen wir acht kleine Wappenscheiben des XVII. Jahrhunderts und zwar des Pastors Johann Schönermark, 1644, des H. B. Johannes Brühninck, des H. Hans Cramer von Clausbrug, des Braunschw.-Lüneburg. Amtmanns H. Johan Wilhelm Hagen, des H. Ernestus Andreas Spigelberg, des M. Georg Johann Volckmer, des H. Paul Schlüter, 1649, und des H. Johann von Usler, im südlichen Chorfenster die sechs Wappenscheiben des H. Christoff von Usler, des H. Hans Drönewulf, des H. Henni Schlüter, des H. Georg von Usler, des H. Levin von Usler und des Vorstehers H. Heinricus Volckmar, 1650, darüber das Wappen der Stadt Goslar mit der Jahreszahl 1649 und der Inschrift „Eines erbaren Rades Wapen“ und ausserdem die Kreuzigung, ebenfalls mit der Zahl 1649. An der Ostwand der Kapelle sind im nördlichen Fenster vier beschädigte, den vorigen ähnliche Wappenscheiben des XVII. Jahrhunderts und im südlichen Fenster drei kleine Figuren, Maria, Christus, Josef, letzterer beschädigt, erhalten, welche der Zeit um 1500 angehören und mit Schwarzloth und Kunstgelb gemalt sind. Maria trägt die rechte Brust offen als Heilbringende der Pestkranken. Glasmalereien.

Auf der Schranke stehen ausser dem erwähnten Crucifix noch zehn geschnitzte Holzfiguren, darunter zweimal die Anna Selbdritt, Maria mit dem Kinde, St. Stephanus, ein Bischof, ein Diakon, welche dem XVI. Jahrhundert angehören, und ein Auferstandener aus dem XVIII. Jahrhundert. Holzfiguren.

Bemerkenswerth ist noch die in neuerer Zeit wieder zusammengearbeitete Decke aus dem XIV. Jahrhundert, deren bildliche Darstellungen, die Legende der heiligen Margarethe, in 32 Feldern untergebracht sind, mit einer einfachen grünen Schutzdecke und der Jahreszahl 1719. Eine gestickte Altardecke zeigt Renaissancemuster. Paramente.

Auf dem Altare befinden sich zwei zierliche Vasen aus Zinn; beide enthalten die Inschrift „D · M · R ·“, eine derselben ausserdem die Jahreszahl 1699. Vasen.

Das Leprosenhaus.

Litteratur: Vergl. Annenkapelle.

Quellen: Urk.-B.; Archiv und Registratur in Goslar; Chroniken (MSS.).

Das Leprosenhaus, leprosi apud Goslariam (Urk. 1265), infirmi extra muros civitatis (1295), lag unweit von der Stadt vor dem Breiten Thore als das Heim aller Gottesarmen. Es war ein doppeltes Gebäude, eine Kapelle „ecclesia S. Pancratii“ (Urk. 1342) und ein Siechenhaus, in dessen Nähe in späterer Zeit der sog. „Pockenkrug“ entstand. Die Angabe der Chronik, dass dieser Hof in

älterer Zeit von grösserer Bedeutung gewesen sei, stimmt weder mit der Beschreibung des Baues noch mit der ziemlich ärmlichen Ausstattung der Stiftung zusammen, die ausser dem „Seekenohl“ bei Goslar nur in einigen Morgen Land auswärts bestand. Die Verwaltung unterstand von Anfang an dem Rathe der Stadt, während die Seelsorge dem Pfarrer in St. Stephani oblag: der öffentliche Gottesdienst in der Kapelle hörte 1870 auf. Die alten völlig baufälligen Gebäude wurden 1750 abgerissen, und an deren Stelle die jetzige Kapelle erbaut; der



Fig. 219. Leprosenhaus in Goslar.

sog. Pockenkrug“ ist 1822 entstanden. Bedauerlicher Weise fehlt es an allem urkundlichen Berichte über die Behandlung und Pflege der Leprosen in Goslar; im Zusammenhange damit standen aber die vielen Badestuben, Stoven („stopae“), über die wir an anderem Orte zu reden haben.

Das in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts errichtete Haus, 1872 als Krankenhaus für ansteckende Seuchen eingerichtet, ist ein schlichter Bruchsteinbau mit Quaderecken, Sandsteineinfassungen an den Oeffnungen, vorderem flachen Giebel und sechseckigem, beschiefertem zierlichen Dachreiter, dessen Wetterfahne den Goslarischen Adler und die Jahreszahl 1752 enthält (Fig. 219).

Das Gebäude enthält einen Flur und drei Zimmer. Im östlichen Zimmer sind zwei gemalte Wappen sichtbar. Das linke trägt die Unterschrift:

Andreas Christian Bartels Reipubl : Goslar : Senator Et : ad S : P. Provisor. 1757.

Das rechte:

Albrecht Christoph Jorrens Reipubl. Goslariensis senator et Provisor 1752.

In einer Nische über der Eingangsthür im Flur ist eine sitzende Figur Christi aufgestellt, aus Holz, bemalt, unbekleidet, mit Wunden über dem ganzen Körper bedeckt. Die Dornenkrone ist als Strick gestaltet, beide Hände sind auf das rechte Knie gelegt.

III. Die Befestigung der Stadt.

Litteratur: Ausser einigen wenigen mehr oder minder unsicheren Angaben bei Heineccius, Mund, Crusius und Mittheilungen und Abbildungen bei Mithoff ist nichts überliefert. In der Hauptsache kommen ältere Kartenpläne, darunter am wichtigsten zwei im Besitze des Goslarischen Rathes befindliche Stadtpläne von 1802 und 1804, ein Stadtbild von 1732, ausserdem Einzelbilder in Betracht.

Quellen: Archiv und Registratur in Goslar; Staatsarchiv in Hannover; Urkundenbuch I—III ff.; Chroniken; MSS. in den Bibliotheken zu Göttingen, Wolfenbüttel und Hildesheim; Handschriftlicher Nachlass v. d. Hardt's; Goslarisches Wochenblatt u. A.

Nach der geläufigen Ueberlieferung ist Goslar von dem Könige Heinrich I. gegründet und von Anfang an als Lagerplatz an der Gose?(„Goselar") gegen die Ungarn mit Wall und Graben umgeben gewesen; doch entsprechend der neueren Forschung über Entstehung und erste Entwicklung des Ortes dürfte die Umwallung kaum vor der Zeit der Salier anzusetzen sein, und auch da zunächst noch im Wesentlichen auf den Pfalzbezirk beschränkt. Erst während der Sachsenkriege Heinrich's IV. (1073 ff.) erscheint Goslar als Festung, wenn auch, nach der glaubwürdigen Angabe Lamberts, nur mit Wällen und Planken, also einer hameide, aber noch mit keiner Mauer bewehrt. Graben, Wall und Mauer rings um Goslar lassen sich urkundlich erst in bedeutend späterer Zeit nachweisen. Als erstes Bollwerk ausserhalb der Pfalz tritt 1181 das Burgum Goslariae am Ruzindore in der villa Romana entgegen, von dem es in der Stiftungsurkunde des Klosters Neuwerk deutlich heisst, dass es ein von (Wall), Graben und Mauer umschlossenes, von dem Rosen- bis zum Vitithore reichendes Gebiet gewesen sei. Aus derselben Urkunde geht auch hervor, dass oberhalb des Thores („supra Rozindore") ehemals eine der Gottesmutter geweihte Kapelle war; der beständig wiederkehrende Name Rozindor, der nur einmal in einer Urkunde von 1293 Rossendor lautet, lässt vermuthen, dass es ursprünglich porta Romana oder Romesches Dor = Roschendor gelautet hat, wie der Volksmund bis in die Neuzeit auch immer spricht; bestätigt wird dies noch durch die vor jenem Thore befindliche „platea Romanorum" (Urk. B. I, 1181, S. 330). Die

Geschichte.

Ableitung des Namens Rosenthor von Maria im Rosenhag, dem älteren Namen des Klosters Neuwerk („Ecclesia S. Mariae in horto"), ist sonst recht ansprechend, ansprechender als die neueste Erklärung Ruschendor von Ruschen, das heisst Ferkeln, gleich als ob es eigentlich das Schweinethor gewesen wäre. In der angezogenen Urkunde liegt das Kloster Neuwerk innerhalb des Burgums, also bereits innerhalb der dortigen Stadtbefestigung und es ist unverständlich, wie die Chroniken darauf gekommen sind, dass das Kloster erst ein Jahrhundert später in die Befestigung hineingezogen sei; vermuthlich liegt hier ein dunkler Nachweis von einer später vorgenommenen Bauveränderung an der Stadtmauer vor, von der weiter unten in der Beschreibung noch geredet werden muss. Nicht minder irrig ist es, wenn Mund, dem Crusius folgt, aus Angaben der Chronik folgert, dass der Festungsring um die Stadt bis in's XV. Jahrhundert hinein allmählich erweitert worden sei: oder will jemand die Angabe ernst nehmen, wonach die erste, bereits von den sächsischen Kaisern im Verlauf von 99 Jahren fertig hergestellte innere Stadtmauer 4444 Spannen im Umkreise gemessen habe? Das ist Alles eitel Phantasie; der Blick auf die natürliche Lage des Geländes, in dem die Stadt ausgebreitet liegt, lässt im Einklange mit der urkundlichen Ueberlieferung kaum einen Zweifel zu, dass die Befestigungswerke von Anfang an einheitlich so angelegt gewesen sind, dass sie von kleinen Abweichungen abgesehen, in späterer Zeit nicht abgeändert zu werden brauchten.

Nicht lange nach dem Rosenthor, dem Burgum daselbst und dem Vitithore werden die Vallia S. Bartholomei (1260) in den Urkunden erwähnt, womit auch das Vorhandensein des Breiten Thores, der lata valva Urk. 1290, nachgewiesen ist. Denn die Kapelle St. Bartholomei lag innerhalb des Breiten Thores „zwischen den beiden Thürmen"; der Altar, zu dem noch ein anderer der Heiligen Schutzpatrone des Rathes S. S. Cosmae und Damiani hinzukam, diente den fremden Pilgern beim Betreten Goslars zur Andacht. Im XIII. Jahrhundert erbaut, kam diese Kapelle 1327 in den Besitz des Rathes und wurde 1397 in die neuen Befestigungswerke mit einverbaut. Seit der Reformation (1528) geschlossen, blieb sie leer stehen, bis sie 1728 durch Feuer zerstört wurde. Von dieser alten Thorkapelle hatten ohne Zweifel die Wälle (vallia) S. Bartholomei ihren Namen, die, aus Mauern („muri burgensium 1254"), Gräben (fossae burgensium 1294) und Wall (vallum) bestehend, einen Theil des Festungsringes (fossa cum muro 1274) ausmachten.

Ebenso wie die übrigen, war das Klausthor gebaut, die 1293 zuerst genannte „valva S. Nicolai", indem auch in ihm über dem Thore (zwischen zwei Thürmen) eine Kapelle eingebaut war; also darf diese nicht in der noch vorhandenen Klauskapelle gesucht werden, von der oben die Rede gewesen ist, da die Thorkapelle mit den Thürmen zugleich verschwunden ist. Als Eigenthümlichkeit der alten Stadt Goslar ist demnach anzusehen, dass die vier Stadtthore, die die Strassen überwölbten, unter den Schutz von Heiligen gestellt waren, denen die übergebauten Thorkapellen dienten: im Rosen- oder Marienthor, im St. Vitusthore, im St. Bartholomaeus- oder Breitenthore und im St. Nicolausthore. Zu der ältesten Befestigungsanlage des Breiten Thores dürfte auch noch der Danielsthurm mit der Danielskapelle (s. o.) gehört haben.

Ausser den Stadtthoren waren eine Anzahl Thorpforten da, die mit kleinen Thürmen bewehrt, im Bild noch auf dem Stadtbilde von 1732 angeschaut werden; so das Gröperenthor in den Gröperen (d. h. Töpferviertel) an der unteren Kornstrasse, das „Schloppdor“ (Urk. 1402), das am Ausgange der Kötherstrasse zu suchen ist, das „Lamborger dor“ bei St. Annen, und am bekanntesten das „Pipenthor“, valva fistulae Urk. 1285, auch Scherper- (Urk. 1310), in den Chroniken Franken- oder Kaiserthor genannt und im pomerium der Pfalz gelegen. Der Volksmund nannte es Erzholendor (vergl. Waterhôl Wasserloch), weil dort das Erz vom Rammelsberge her in die Stadt gefahren wurde. Nach der Angabe der Chroniken wurde es schon vom Kaiser Friedrich I. geschlossen, auf Wunsch der Domherren, deren Andacht durch den Wagenverkehr gestört wurde. Thatsächlich wurde aber dieses enge Thor, das als Stadtthor nicht zu betrachten ist, erst im XV. Jahrhundert geschlossen, als mit der Neuaufnahme des Bergbetriebes die Bergeinfahrt in das Herzberger Thal verlegt und die bequemere Strasse aus dem Klausthore dorthin gebaut war. Das Thor, von dem noch ein Bild vorhanden ist, wurde gleichzeitig mit dem nahe dabei gelegenen alten Thurme, dem „trunicht“ oder „truernich“ (= truwerdich, fest?) bei der Neuanlage des Kasernenplatzes 1835 bezw. 1886 abgebrochen.

Um die Mitte des XV. Jahrhunderts trat eine völlige Umänderung der alten Festungsanlage ein, als die Erfindung des Schiesspulvers und der neuen Geschütze zur Erbauung stärkerer Bollwerke zwang, und zugleich der Ertrag des Bergwerks die Mittel zu umfassenderen Anlagen darbot. Dazu gesellte sich seit 1530 die Noth, als die Stadt sich von dem gewaltthätigen Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel hart bedrängt sah: mit ungeheuren Kosten wurden namentlich von 1537 bis 1546 alle Befestigungswerke vergrössert und verstärkt, ganz besonders, nachdem die 1540 über die Stadt verhängte Reichsacht die drohende Gefahr nahegerückt hatte. Gleichwohl mussten die Bürger, die sich 1527 gegen den Herzog tapfer gewehrt hatten, im Jahre 1552 dem ersten Sturmangriffe der Feinde vom Kattenberge aus weichen und auf Gnade und Ungnade sich ergeben, weil sie, auf den kaiserlichen Schutzbrief vertrauend, auf einen Angriff mitten im Frieden nicht vorbereitet waren. Nach der Riechenberger Kapitulation in die Gewalt der Braunschweiger Herzöge gegeben, verzichtete die mit schweren Schulden belastete Stadt darauf, die Festungswerke zu ergänzen, die gleichwohl noch ausreichten den Angriff des Herzogs Christian im Jahre 1626 zu vereiteln. Sehen wir nun die Werke selbst näher an, so zeigt sich uns zunächst eine Stadtmauer, die 1,50 m dick und 6 bis 10 m hoch, eine Krönung mit Schieferdach, Laufgängen und Schiessscharten hatte, wovon die neuerdings vom Architekten Lüer wiederhergestellten Reste der 1540 erbauten Mauer vor dem Kloster Neuwerk noch ein malerisches Bild aufweisen. Aus der Mauer erhoben sich viele spitze Thürmchen, deren Anzahl nach den Chroniken übereinstimmend 182 gewesen ist, was aber mit dem Plane von 1732 nicht übereinstimmt. Allerdings ist möglich, dass nach der grossen Feuersbrunst von 1728, bei der nachweislich ein grosser Theil der hölzernen Mauer-Zinnen und -Thürme weggerafft wurde, der Rath die ganze Bekrönung hat wegreissen lassen. Nach der zweiten schrecklichen Feuersbrunst von 1780, von der abermals

die Mauern mit erfasst wurden, gab der Rath, um die Kosten der Erneuerung und Erhaltung zu sparen, 1788 die gesammten Festungswerke preis: die Wälle und Gräben, auf Erbenzins ausgethan, wurden in Promenaden umgewandelt, die Mauern theils abgerissen, theils in Privathände gegeben. Die Folge davon war, dass ein Menschenalter nachher von der ganzen Befestigungsmauer Goslars nur noch geringe Reste übrig waren. — Neben den kleinen ragten aus der Stadtmauer halbrunde Thürme hervor, die in starkem Mauerwerk aufgeführt, in mehreren Gewölben übereinander Geschütze aufnehmen konnten. Innerhalb des Rosenthores, Neuwerk gegenüber, war der 1827 abgebrochene Schusterthurm, dem ein kleinerer, 1649 errichteter gleicher Thurm gegenüberlag. Dieser wurde zugleich mit der niedrigen Strassenüberwölbung bis auf den kleinen übrigen Rest 1853 abgerissen. An der Beseitigung des Rosenthores, dessen „enge Passage" den Verkehr hinderte, wurde, immer widerstrebend, weil man das Thorbild nicht missen mochte, von 1823 bis 1866 gearbeitet, bis zuletzt auch die „störende Stadtmauer" bis an den Thoreingang Neuwerks 1867 weggerissen und dadurch der Blick auf die schöne Kirche freigelegt war. Zwischen dem Rosen- und dem Breiten Thore in nicht weitem Abstande von einander stehen noch der Weber- und der Teufels-Thurm, beides alte Bauwerke, die nach der Sage 1280 vom Grafen Sigfried von Blankenburg, nachdem er auf einem Beutezuge von Goslars Bürgern gefangen genommen war, zur Lösung seiner Freiheit erbaut worden sind. Die Chronik von 1626 erzählt: „An̄o 1280 ist der Weberthurm gebauet vom Grafen Sigfrid von Blankenborch aus Zwang des Rathes in Goslar, weil er ir Gefangener war und der stadt sweine und kühe genomen hatte: hette er nit genomen küe und swein, were er nit komen herein. Undt da der Thurm gebauet, fragte der Rath, was das ein ganzer Thurm were. Do sprach S. Gnaden: es were ein thurm, wie man in seinem Lande bauete, doch der Rath sagete, es were ein halber Thurm, und er solte noch einen halben bauen, oder noch weiter das Gefengnis halten. Do sagete S. Gnaden, „so wolte er noch einen bauen in des grossen Teufels Namen, wie er es denn auch thete, und heisst davon der Teufelsturm, ist aber nit so gross als der andere." Auf diese Sage scheint die spätere Inschrift des Thurmes zu deuten: VAN BLĀ(N)KĒ(N)BORCH DE GREVE SIFRIT DHISSEN TORN GEBVWET HAT VOR DHAZ DHAZ (ER) DAZ VIE GEROVET (HAT). — Von den Mauerthürmen jenseits des Breiten Thores ist der Danielsthurm 1800, der Gröperenthurm 1674 abgetragen, dagegen erhalten noch die Befestigung des Waterhôls, das später „Schlammkiste" genannt wurde, weil dort die Aghetucht aus der Stadtmauer tritt, ferner der unweit davon in den sog. Vier Bergen von den Brüdern Geismar errichtete Kêl = Kegelwortsthurm, angeblich von allen Stadtthürmen jener Zeit der älteste; er brannte in seinem oberen Theile 1860 ab. Ueber das Schicksal des Knochenhauerthurms bei St. Annen, der wiederholt erwähnt wird, ist aus den Akten nichts zu ersehen; auch sind gar keine Reste davon mehr vorhanden. Der am Ausgange der Kötherstrasse errichtete Kötherthurm, der 1825 ausbrannte und abgerissen wurde, möchte wegen seiner runden Form eher unter die Zwinger (s. u.) zu zählen sein. Von dem Kramer- oder Rupertsthurm vor der Wallstrasse ist nichts

mehr vorhanden. Der Schneiderthurm, am Einflusse der Aghetucht unterhalb des Liebfrauenberges, der wiederum zu einem grösseren Befestigungswerke gehörte, wurde 1818 beseitigt. Neben der Frankenberger Kirche lag der 1494 erbaute Schmiedethurm, der erst 1869 niedergerissen wurde, „Hinter den Brüdern" der Schweinethurm, dessen letzte Reste neuerdings entfernt sind.

Ausser diesen werden in einer Akte von 1684 noch drei zwischen St. Viti und dem Rosenthore gelegene Thürme genannt, deren Lage nicht mehr festzustellen ist: es sind der Bäckerthurm (dem Schusterthurm gegenüber?), der Hirtenthurm und „dat swarte Kalb".

Aus den Namen der Mauerthürme ist, wie auch aus den Akten, ersichtlich, dass in Goslar, wie vielerorten sonst, die Bewachung der Thürme den Gewerken überwiesen war, denen zugleich auch die Erhaltung oblag. Als nach dem 30jährigen Kriege die Gilden und Innungen zu arm und an Zahl zu gering waren, um ihrer Pflicht zu genügen, übernahm der Rath die Thürme auf die Kämmerei, zu deren Gunsten sie dann auch später verkauft wurden. (Genaueres über die Abtragung der Wälle, Mauern und Thürme ist aus den 1790 herausgegebenen „Bruchstücken" zu ersehen.)

Von den Mauerthürmen sehr verschieden waren die vier Thorthürme, die viereckig gebaut, mit einer hohen Spitze versehen waren. Mit dem Umbau der älteren Thore wurde 1397 begonnen, nachdem der Bischof von Hildesheim erlaubt hatte, dass die Thorkapellen (s. o.), so weit es erforderlich wäre, doch unbeschadet des Gottesdienstes, behufs Vergrösserung der Thore abgerissen würden. So wurde zuerst, auf Befehl des Bürgermeisters v. Alvelde, 1443 das Breite Thor als viereckiger Thurm ausgebaut und mit einer Spitze versehen, die 1533 vom Blitze niedergeschlagen, in solcher Höhe erneuert wurde, dass sie noch mehr als zwanzig Schuh die Eiserne Schlinge des Frankenberges überragte. 1728 abermals vom Feuer zerstört, wurde die Thurmspitze nicht wiederhergestellt, während der gleichfalls schwer beschädigte Thurm aus Steinen des Petersberges ausgebessert wurde. Die Zeit, wann die übrigen Thore nach dem vorliegenden Muster ausgebaut wurden, ist zwar urkundlich nicht festzustellen, wahrscheinlich möchte es aber nicht viel später geschehen sein.

Wir wenden uns nun den Zwingern zu, den runden Thürmen, die den Stadtthoren zum Schutze dienten. Auch mit diesem Bau wurde am Breiten Thore begonnen, und zwar „in der Weise, dass das doppelt, aus je zwei gegenüberliegenden Thürmen gebildete Stadtthor durch starke Mauern so mit den inneren und äusseren Thürmen verbunden war, dass zwischen dem Innen- und Aussenthor ein ummauerter, an den vier Ecken von vier Zwingern bewehrter Platz entstand", den wir als Burg- oder Thorhof bezeichnen. Am ersten wurde 1494 der nach dem Osterfelde vorgeschobene Zwinger, darnach von 1501 bis 1505 die beiden Zwinger vor dem Stadtgraben erbaut, über den noch bis in das XVIII. Jahrhundert eine breite Brücke führte. Ein vierter Zwinger, 1728 ausgebrannt und niedergerissen, wurde nicht wieder aufgeführt. Erst 1513 wurde diese noch jetzt imposante Festungsanlage durch den Bau von Zingeln und Rondelen beendigt. Dem Schicksal, 1870 seines schönsten Schmuckes, nämlich des zwischen den Thürmen noch erhaltenen, mit den alten Spitzbogen-

Fenstern geschmückten „Rundenganges“ beraubt zu werden, nur kaum entronnen, wurde die gesammte Thorbefestigung in den Jahren von 1883 bis 1895 neu herausgeputzt, wobei allerdings auch Einiges, was nicht alterthümlich ist, mit unterlief.

Von der Zwinger-Anlage des Rosenthores ist wenig erhalten. Der noch dastehende Thurm, 1508 erbaut, verlor im Beginn des XIX. Jahrhunderts sein hohes Spitzdach und seinen schönen Mauerkranz, wofür ein hässlicher achteckiger Holzaufbau an die Stelle trat. Dem Loose der Vernichtung entging er nur deshalb, weil er der Schlachtergilde als Schafstall diente; unter dem Namen „Pauls Thurm“ wurde er, nachdem bereits 1868 der Architekt Lüer einige Veränderungen daran ausgeführt hatte, im Jahre 1887 zu Restaurationszwecken ausgebaut und seitdem von dem neuen Besitzer nach innen und aussen erweitert und verschönert. Bezeichnend ist daher der Wandspruch: „Wo schap und hamel stunden sunst / da übt man itzt des trinkens kunst / noch eher hielt bei tag und nacht / der brave bürger treue wacht“. Der Name Achtermann ist diesem Thurme erst in neuerer Zeit beigelegt, und zwar von dem 1501 erbauten und 1792 niedergerissenen, in der Mitte zwischen dem Rosen- und Breitenthore gelegenen riesigen Achtermannszwinger, dessen Name offenbar mit der alten Goslarischen Rathsfamilie Achtermann irgendwie im Zusammenhange steht. An der Befestigung des Rosenthores wurde lange gearbeitet, erst 1547 wurden die Zingeln und Rondelen hinzugefügt und damit das Werk beschlossen.

Noch weniger ist von der Zwingeranlage des Vitithores übrig; nur noch ein halbrunder Thurm zeugt von vergangenen Zeiten. Die Entfernung dieses Stadtthores wurde, nachdem schon 1792 einer der beiden Zwinger abgerissen war, 1818 beschlossen und bald hernach ausgeführt. Ein gleiches Schicksal in der gleichen Zeit hatte das Klausthor, das durch zwei Zwinger (von 1503 bis 1507) bewehrt war; der eine fiel 1820, der andere 1828. Auch die beiden am Einfluss der Gose 1545 erbauten Blockhäuser, die ebenfalls durch Zingel und Rondel mit der inneren Mauer verbunden waren, sind spurlos verschwunden.

Ausser Zusammenhang mit den Stadtthoren waren noch andere Zwinger da, darunter zunächst der auf dem sog. Thomaswall gegenüber dem Kötherthurm 1517 errichtete sog. Dicke Zwinger, ein kreisrunder Thurm aus Sudmerbergstein, noch heute eine hervorragende Probe Deutscher Baukunst im Mittelalter. Die alte Chronik von 1546 (Auszug) meldet über diesen Bau: es sei 1517 nahe beim Stollen, zum Schutze des Berges, ein riesiger Zwinger gebaut, bei dem alle Steine behauen und gewogen seien. Im Fundamente sei er so dick, dass drei Wagen neben einander darauf fahren könnten, und am oberen Rande noch mehr als 22 Schuh dick. Als unterstes Fundament liege ein gewaltiger Mühlenstein, worauf er gar rund wie ein Kessel gebauet sei, damit er nicht könnte untergraben werden. Die Kosten dieses Werkes betrugen über 30 000 Gulden; nach den Chroniken war der Thurm für 1000 Mann Besatzung ausreichend. Dem drohenden Schicksal der Vernichtung entging 1791 dieser Zwinger, weil er geeignet war, mit in die neue „Bürgerwall“-Anlage gezogen zu werden: zu diesem Zwecke wurden die Schiessscharten in

Lichtfenster und die oberen Batterien in Säle und Zimmer umgewandelt. Bürgerwitz liess sich über diesen Umbau in folgender Weise aus: „Du armer Dicker, wie hat man dir so wunderlich mitgespielt! Wie standest du so grossherrlich da mit deiner Dicke gleich einem in Pension gesetzten, gemästeten Faulenzer mit leerem Kopf und leerem Herzen! Der mit seinen vollen runden Pausbacken und mit nichtssagender stierer Miene der Dummheit verächtlich auf Alles herabblickt! Früher schlüpfte nur hin und wieder durch die engen Oeffnungen kaum ein Lichtstrahl in dein düsteres Inneres, für Ratzen, Mäuse und Ungeziefer aller Art ein unentweihtes Heiligthum; wie bist du, alter Knabe, so ganz anders geworden? Zwar trägst du noch den altmodigen Oberrock mit der dicken Verbrämung, und dein Aeusseres ist nur hier und dort etwas abgeändert: aber dein Inneres — möchten doch alle leeren Köpfe so gefüllt und ausstaffiert werden können! Gott segne den Bildner, der aus dir ungeschlachtem Gesellen einen so liebenswürdigen Menschenfreund schuf, in dessen Gesellschaft man so gern eine frohe Stunde geniesst." (Gosl. Bruchstücke 1792, IV.) Der Thurm, der in Privatbesitz übergegangen, noch heute zur Restauration dient, verlor 1857 den schönen Schmuck seines hohen, spitzen Schieferdaches und war 1869 nahe daran, von seinem Besitzer auf Abbruch verkauft zu werden. — Die andere Zwingeranlage am Frankenberge, und dort in dem sog. Papenzwinger hinter der Frankenberger Mühle gelegen, ein Werk, das 1504 auf Kosten des Bürgermeisters Johann Papen ausgeführt wurde, ist 1869 zugleich mit einem Theile des dortigen Walles entfernt. Die Anlage dieses Befestigungswerkes im Frankenberge, mit der 1494 begonnen wurde, hat die Goslarischen Historiker, ähnlich wie bei dem Rosenthore, zu dem Irrthum der Annahme verleitet, als ob das Frankenberger Stadtviertel erst damals in die Stadtbefestigung eingeschlossen worden sei, und Mund weiss auch, dass ehemals eine ältere Stadtmauer, vom Kaiserhause her durch die Ziegen- und Kettenstrasse gezogen, die Franken von den Sachsen getrennt habe! Die Urkunden lassen keinen Zweifel zu, dass die Frankenberger Kirche von jeher innerhalb der Stadtmauer lag. Aber der Umstand, dass das Frankenberger Kloster, das in eigener Vogtei zwischen dem Graben und der Stadtmauer lag, bei der Inangriffnahme der neuen Befestigungswerke im XV. Jahrhundert sich widersetzte, zwang den Rath 1493 als erste Bedingung der Hülfe beim Wiederaufbau des vom Feuer zerstörten Klosters zu stellen, dass die „bis dahin gehinderte" Mauer bis an die Kirche durch das Klostergebiet hinaufgeführt werden dürfte. Diese in Verbindung mit dem Schmiedethurm und dem Papenzwinger, sowie mit der Nonnenberger Brustwehr hergestellte Mauer im Frankenberge ist es, die zu dem oben genannten Irrthum geführt hat. Dabei ist zu dem Namen der Kettenstrasse, der bei der Legende von der Strassensperre am Frankenberger Plane mitgespielt hat, zum Beweise, dass dort die beiden Stadttheile durch Ketten von einander getrennt gewesen seien, zu bemerken, dass derselbe erst nach 1500 an die Stelle des älteren Namens „Vrowekenstrate", so genannt von den Klosterfrauen im Frankenberge, getreten ist. Die Ueberlieferung vom Hader der Sachsen und Franken in Goslar hat, in dem Sinne, wie ihn die Chroniken auslegen, nur den Werth eines hübschen „Histörchens".

In den Batterien der Thürme und Zwinger lag nach den Angaben der Chroniken so viel Geschütz, dass auf einmal 700 Schüsse abgegeben werden konnten, wie es bei Geismar (1534) heisst, er habe selbst aus Harbert's Munde gehört, dass E. E. Rath könne aus seinen Geschützen 700 Schüsse thun, ohne wieder zu laden. Mag diese Angabe auch etwas übertrieben sein, und jedenfalls nicht einzig auf grobes Geschütz bezogen werden dürfen, so steht doch aktenmässig die Thatsache fest, dass Goslar, das ein eigenes grosses Giesshaus bei der Knochenhauer-Brücke gegenüber St. Annen und ausserdem mehrere Zeughäuser hatte, darunter den grossen Artillerieschuppen hinter dem Kaiserhaus, eine gar sehr ansehnliche „Artillerie“ führte, wie das bei der weiten Ausdehnung der Befestigungswerke auch nicht anders vorauszusetzen ist. Unter den Geschützgiessern werden besonders hervorgehoben: Henning Berger 1519, Harbert von Bardowyk 1521 (aus Hannover), Hinrich Engelhard 1530, Curt Mente 1540 und als letzter Milian Körber 1664. Von den vor dem Kaiserhause auf dem „Bleek“ aufgefahrenen schweren Geschützen waren die berühmtesten: der „Wilde Mann“, „Judäas“, „Engel Gabriel“, „Geesche, klucke dat ut“ und vor diesen allen die „Rumetasche“, in der 243 Centner Kupfer enthalten gewesen sein sollen. Sie wurde 1541 zerschlagen und aus dem Metall neu gegossen: der „Patron“, die zwölf „Apostel“, die „Lerche“, der „Sperber“, „Falke“ und die „Nachtigal“. Die Inschrift der Runetasche lautete: Rumetasch bin ek genant, ek torbreke borg, stadt undt land: wat ek nich kan ute breken, dar to do ek den Ramesperg (?) anespreken“. 1548 liess sich der Kaiser zur Sühne des Reichs-Friedensbruches von Goslar zwölf schwere Stücke ausliefern, 1552 der Herzog Heinrich vier Stücke ausser leichterem Geschütze, 1553 der „Mansfelder“ zwei Stücke, und 1634 nahmen die Schweden alles, was ihnen brauchbar war, darunter sechszehn schwere Geschütze mit fort. Trotzdem werden in dem Artillerie-Register von 1685 noch 265 Stücke als vorhanden aufgeführt. Ein Goslarischer Patriot klagt 1700: Die Vögel sind entflogen, die Apostel gewandert — hin ist hin, grün ist die Linde! 1765 wurde, nachdem der Rath die Schleifung der Festungswerke beschlossen hatte, der meist unbrauchbar gewordene Ueberrest nach Braunschweig verkauft.

Von grosser Wichtigkeit war für die Vertheidigung der Stadt die Zuführung von Wasser in die Wallgräben. Zu diesem Zwecke wurden 1545 die grossen Gewölbe vor dem Klausthor angelegt, durch die die Gose eingeleitet wurde; daneben konnte auch das Wasser der vom Herzberg herfliessenden Aghetucht in die Gräben gelassen werden, die für gewöhnliche Zeiten ziemlich wasserleer waren. Die Stadt selbst wurde durch fünf sog. Wasserreisen in Röhren mit Wasser versorgt, und zwar vom sog. Kinderbrunnen, vom Rammelsberge, Feuergraben, Weinbrunnen am Steinberge und dem Trülleke. Diese Wasserleitungen waren zum Theile schon sehr alt, so hatte das Kaiserhaus eine eigene Leitung (plumbeae fistulae) vom Kinderbrunnen, die auch die Domkurien versorgte; 1245 wurde die Wasserleitung nach Neuwerk angelegt; das Kloster Frankenberg erhielt eine Wasserreise vom Trülke u. s. w. In Zusammenhang damit scheinen die überall unter der Stadt herlaufenden Stollengänge zu stehen, die, etwa mannshoch und mannsbreit, eine Art von alter Kanalisation zur

Abführung des Gosewassers zu sein scheinen. Stadtkommandant war in der ältesten Zeit der Vogt als Inhaber aller militärischen Gewalt in der Stadt. Nach dem Uebergange der Vogtei auf den Rath (1290) stand ein aus dem benachbarten Adel erwählter Kriegshauptmann an der Spitze, an dessen Stelle bald wieder ein Stadtvogt trat, der mit den Gildemeistern Thore und Wälle besetzte.

Werfen wir nun am Ende einen Blick auf die Aussenwerke um Goslar, Landwehr und Knick genannt! Ganz nahe vor der Stadt lagen zwei Thürme, der eine vor der Reperstrate im Gebiet des „Heiligen Grabes", dem sog. Freudenplane (fredum propugnaculum). Diese Warte, nach Riechenberg hin schauend, in einer Urkunde von 1497 der Sûtorn genannt, wurde 1553 entfernt, weil sie der Stadt zu nahe, mehr Gefahr als Schutz zu bringen schien. Die zweite Warte, der „Hansthurm", 1336 mit Genehmigung des Klosters Georgenberg, dem Galgenberg gegenüber errichtet, blieb bis 1666 erhalten. Die das städtische Territorium umschliessende Landwehr, aus Graben und Wall mit Gebüsch („Knick") bestehend, lief vom Nordberge, wo eine hölzerne Warte war, durch den Zotzs an Riechenberg vorbei (zweite Warte) nach Grauhof und Hahndorf („Hohe Warte"), von dort nach Ohlhof und durch das Jürgenfeld am Kattenberge hin nach dem Nordberge zurück. Ausserdem wurde am Ende des XV. Jahrhunderts eine neue Landwehr von Ohlhof nach dem Sudmerberge (1492 hölzerne Warte) bis an den „Okerthurm" westlich von Oker gezogen. In dem Territorialstreite mit Goslar brach der Herzog Julius von Braunschweig 1571 alle diese Warten ab und liess der Stadt nur den inzwischen in Stein aufgeführten Thurm auf dem Sudmerberge „als ein onus perpetuum sine commodo". Zugleich wurden alle Landwehren zerstört und die Knicke ausgerodet.

Von den alten Befestigungswerken der Stadt waren am Anfange des XIX. Jahrhunderts, wie aus dem alten Stadtplane des Jahres 1804 ersichtlich, noch ein beträchtlich grösserer Theil erhalten als jetzt (vergl. Fig. 2), und wenn auch bedauert werden muss, dass der Kranz der alten wehrhaften Thürme und Mauern, welcher als ein höchst charakteristischer Schmuck und eigenartiges Zeichen der früheren Selbständigkeit und Kraft die Stadt umgab, im Laufe der Zeit gelichtet wurde und als ein nothwendiges Opfer für die neuzeitliche Entwickelung der Stadt hat fallen müssen, so ist doch einerseits diese gesunde Entwickelung der Stadt als ein Zeichen des wachsenden Wohlstandes nicht zu betrauern und andererseits muss anerkannt werden, dass Goslar von diesen eigenartigen Erinnerungsmalen einer grösseren Vergangenheit noch einen recht bedeutenden Theil gerettet hat. Und dieser Theil ist so glücklich auf den Umkreis der Stadt vertheilt, dass sie von jeder Seite anziehende Bilder alterthümlichen Gepräges darbietet. Die Befestigung bestand im Wesentlichen aus einem tiefen und breiten Graben, welcher aussenseitig von einer senkrechten Futtermauer, der Feldmauer oder Zingel, stadtseitig durch den hohen Wall begrenzt wurde. Die Breite dieses Grabens war sehr verschieden und schwankte bis zu 45 m. Mit Wasser hat er nur stückweise gefüllt werden können, weil das Gefälle des Grabens von der Frankenberger Kirche bis zum breiten Thore etwa 50 m beträgt. Von der früheren Anlage von Wehren, die zum Halten des Wasserstandes des Gefälles wegen erforderlich waren, ist keine Spur mehr

Beschreibung.

zu finden. Auf der Innenseite des Walles erhob sich die Stadtmauer, welche aus Bruchsteinen in einer Stärke von durchschnittlich 1,50 m und bis zu 10 m Höhe errichtet war und stadtseitig einen mit Schieferdach versehenen Wehrgang trug. Der Wehrgang ist an den Thoren und zwischen den Thoren auch bei einzelnen Thürmen durch Treppen zugänglich gewesen.

Die erwähnte Feldmauer, welche den Wallgraben nach aussen begrenzt, ist noch, mit einziger Unterbrechung an der Klausthorpromenade, im ganzen Umkreise erhalten. Der Graben ist mehrfach in geringerer oder grösserer Höhe verschüttet, aber auch noch fast überall als Graben erkennbar. Dagegen sind von der Stadtmauer nur noch einzelne Strecken, und diese in sehr verschiedenen Höhen erhalten. Ganz unversehrt ist aus alter Zeit kein Stück derselben gerettet, doch ist eine kleine Strecke am Rosenthore in der alten Art wiederhergestellt.

Aus der oben gegebenen Zusammenstellung der urkundlichen Nachrichten über die Befestigungen der Stadt ist ersichtlich, dass dieselbe wahrscheinlich dem jetzigen Umfange nach noch die ursprüngliche aus der Zeit der fränkischen Kaiser ist. Doch ist damit nicht gesagt, dass erhebliche Stücke der jetzt vorhandenen Mauern und Thürme noch in jene Zeit hineinreichen. Vielmehr muss angenommen werden, wie dies auch die eine urkundliche Notiz bestätigt, dass die ursprüngliche Anlage aus dem Graben, dem aus der ausgehobenen Grabenerde gebildeten Walle und einem Pallisadenzaune bestand, und dass die Thore in ähnlich einfacher Art hergestellt waren. Nach und nach wurde wohl der Pallisadenzaun durch eine Mauer ersetzt, und von dieser ersten Mauer mögen einige Strecken in den noch sichtbaren Stücken der Stadtmauer vorhanden sein, welche in recht kunstloser Art aus unregelmässigen Bruchsteinen von zum Theil sehr geringer Abmessung hergestellt ist. Wann diese Mauer errichtet wurde, ist weder durch eine urkundliche Angabe noch durch einen Inschriftstein überliefert. Die frühesten Inschriften befinden sich am Thorthurm des Breitenthores von 1443 und am Kegelwortthurm von 1459. Der Inschriftstein am Teufelsthurm, welcher eine Thatsache aus dem XIII. Jahrhundert meldet, ist späteren Ursprunges. Wenn, wie oben erwähnt, aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts berichtet wird, dass damals die Festungsanlage durch Zingeln und Rondelen verstärkt wurde, so bezieht sich diese Angabe auf die wesentliche und sehr bedeutende Erweiterung und Verstärkung der Befestigung, die in Folge der Erfindung des Schiesspulvers und der immer ausgedehnteren und verbesserten Verwendung schwerer Geschütze sich als nothwendig herausgestellt hatte und dank der damals vorhandenen Wohlhabenheit der Stadt und dieser entsprechend auch ausgeführt werden konnte. Zu der wesentlichen Erweiterung und Verstärkung der Festungswerke gehörte in erster Linie die Anlage der heute noch vorhandenen „Feldmauer“, welche als Stützmauer den Graben nach aussen abschliesst und in Höhe des anschliessenden Terrains aufhört. Durch diese Feldmauer erhielt die Befestigung erst ihre äussere Abgrenzung, und diese ist wahrscheinlich damals recht weit hinausgerückt worden, um den Weg, welchen der Angreifer zwischen dieser Mauer und der Stadtmauer ungeschützt zurückzulegen hatte, möglichst zu verlängern; jedoch

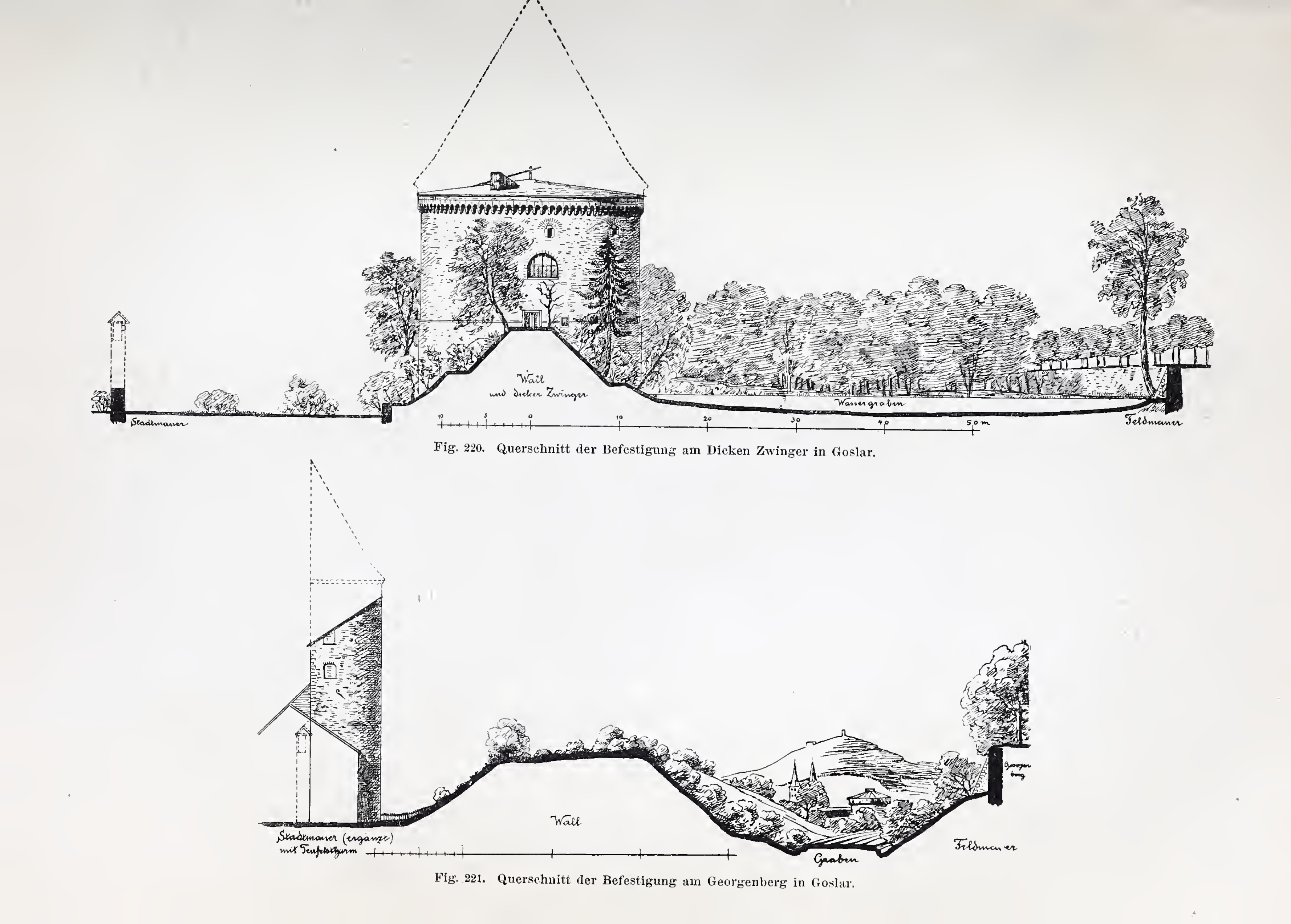


Fig. 220. Querschnitt der Befestigung am Dicken Zwinger in Goslar.

Fig. 221. Querschnitt der Befestigung am Georgenberg in Goslar.

auch nicht zu weit, damit die Vertheidiger auf der Stadtmauer oder den Thürmen mit ihren Geschossen die auf Leitern in den Graben hinunterkletternden Feinde noch sicher zu treffen vermöchten. In zweiter Linie gehörte zu dieser Verstärkung der Befestigung die Anlage von starken Rundthürmen, den Zwingern, die, meist als Schutz der Thore in deren Nähe errichtet, mit dem schweren Geschütz den Raum zwischen der inneren Stadtmauer und der ersten Feldmauer bestrichen.

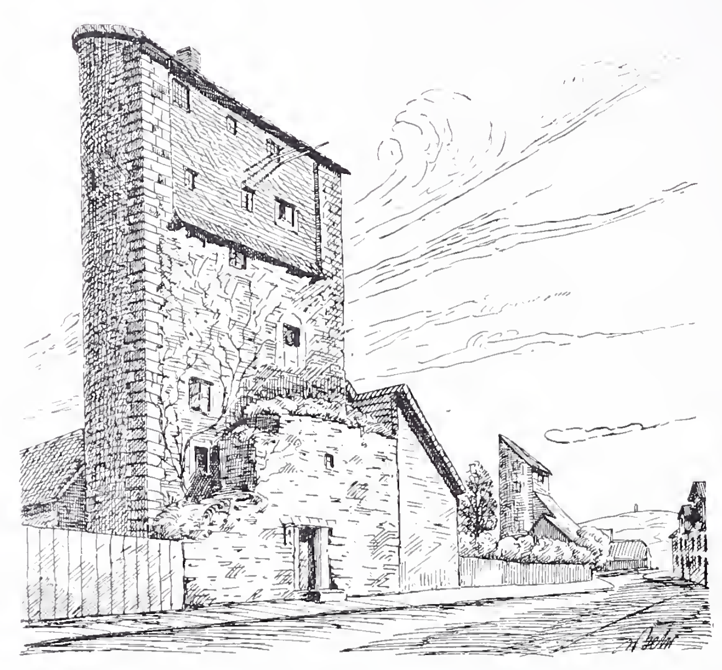


Fig. 222 Weberthurm und Teufelsthurm in Goslar.

Auf dem beigegebenen Stadtplane von 1804 sehen wir zwei starke Rundthürme im Westen der Stadt zu beiden Seiten der Frankenberger Kirche, den Papenthurm, später Kramerthurm genannt, und den Schmiedethurm. Diese zwei Thürme sind in einem Stadtbilde von 1732 als Zwingerthürme mit hohem Spitzdach dargestellt. Ferner besitzt das Klausthor, das Vitithor und das Rosenthor im Süden und Norden der Stadt je einen „Zwinger“. Das Hauptthor der Stadt, das Breite Thor, hat zwei solcher Zwinger. Endlich sind noch zwei freistehende Zwingerthürme, im Süden der Stadt der sogenannte Dicke Zwinger und im Norden der sogenannte Achtermann, errichtet gewesen, von denen der erstere noch mit Ausnahme des Daches erhalten ist.

Gehen wir nun zur Beschreibung und Darstellung der Einzelheiten der Befestigungsanlage über, so geben zunächst die zwei, am Dicken Zwinger im Süden der Stadt und am sog. Teufelsthurm im Norden, genommenen Querschnitte durch den Vertheidigungsgürtel mit seiner Folge von Mauer mit Thurm, Wall,

Graben und Feldmauer ein Bild von dem Umfange, in welchem für die Sicherheit und Vertheidigung der Stadt gesorgt war. Diese Querschnitte (Fig. 220 und 221) zeigen insofern eine grosse Verschiedenheit, als bei der südlichen Anlage der sonst „Zwinger“ oder „Parcham“ benannte Raum zwischen dem Walle und der Stadtmauer sehr breit ist, während bei der nördlichen Anlage wegen der nahen Lage des Georgenberges die Mauer sich unmittelbar am Fusse des Walles erhebt. Bei beiden Querschnitten haben wir uns den Graben tiefer und den Wall höher zu denken, weil Zeit und Wechsel der Bestimmung ausgleichend gewirkt haben. Zu dem älteren Theile der Befestigung gehören wahrscheinlich noch einige der kleinen halbrunden oder rechteckigen Mauerthürme, welche mit der Rückseite in der Flucht der Mauer liegen und mit der Vorderseite in den Parcham vortreten. Nur zwei dieser wenigen überhaupt noch vorhandenen Thürme, der Teufelsthurm und der Weberthurm im Norden der Stadt (Fig. 222), überragen die benachbarten Häuser derartig, dass sie im Stadtbilde zur Geltung kommen. Von den vier Thoren, welche nach dem Stadtplane von 1804 die Hauptausgänge bildeten, sind das Rosenthor, das Vitithor und das Klausthor ziemlich gleichartig angelegt und zwar so, dass sie aus einem mit Zwinger geschützten Aussenwerk und einem durch einen Flankenthurm gesicherten Innenthore bestanden. Beide Werke sind durch zwei hohe Flügelmauern, welche den Thorhof einschliessen, verbunden, so dass die ganze Anlage den Charakter einer geschlossenen Burg erhält. Von allen drei Thoren sind noch einzelne Theile, vom Klausthor allerdings nur noch kleine Reste der Grundmauern erhalten, aber eine Vorstellung des früheren Aussehens gewinnen wir aus einigen, etwa im zweiten oder dritten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts treu aber etwas laienhaft gefertigten farbigen Bildern eines gewissen A. Landgraf, welche als Federzeichnung kopiert, in den Figuren 223 bis 226 mitgetheilt werden. Da der Stadtplan von 1804 noch die Grundrisse dieser Thore vollständig enthält und wir in den fast unverändert erhaltenen Thürmen des Breiten Thores die gleiche Bauart aus derselben Zeit vor Augen haben, so hält es nicht schwer, trotz der mangelhaften Darstellung der Einzelheiten auf jenen Bildern eine richtige Vorstellung von dem früheren Aussehen der drei genannten Thoranlagen zu gewinnen, wie sie in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts noch Goslar zur Zierde gereicht haben. Das dritte Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts scheint diesen wehrhaften Anlagen besonders gefährlich gewesen zu sein, da in diesem ein Zwinger des Rosenthores, des Klausthores und der Thurm an der Kötherstrasse als Verkehrshindernisse beseitigt wurden, nachdem im vorangegangenen Jahrzehnt schon das Innenthor des Vitithores niedergerissen war. Sogar in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts geschah es noch, dass die zwei mächtigen Zwingerthürme neben der Frankenberger Kirche, deren einer den Namen des hochverdienten Bürgermeisters Papen trägt, das grosse Innenthor und der äussere Thorthurm des Rosenthores, sowie der Schweinethurm an der Stadtmauer hinter den Brüdern niedergelegt wurden. Um so erfreulicher ist es, dass das Hauptthor der Stadt am Ende der Breiten Strasse fast vollständig noch auf unsere Zeit gekommen ist. Dieses „Breite Thor“ zeichnet sich dadurch vor den anderen Thoren aus, dass es durch ein ausgedehntes Aussenwerk geschützt

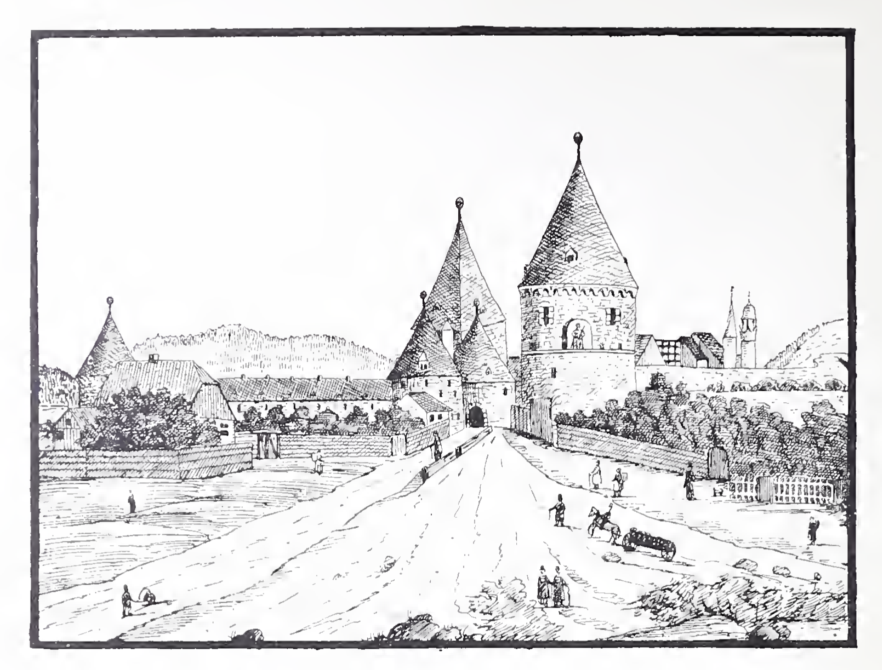


Fig. 223. Breites Thor in Goslar nach Landgraf.

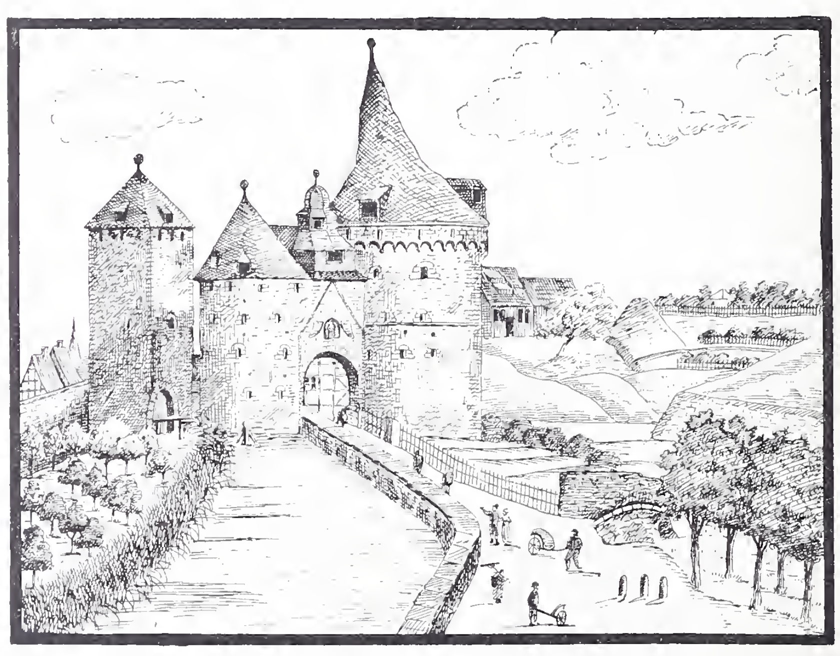


Fig. 224. Klausthor in Goslar nach Landgraf.

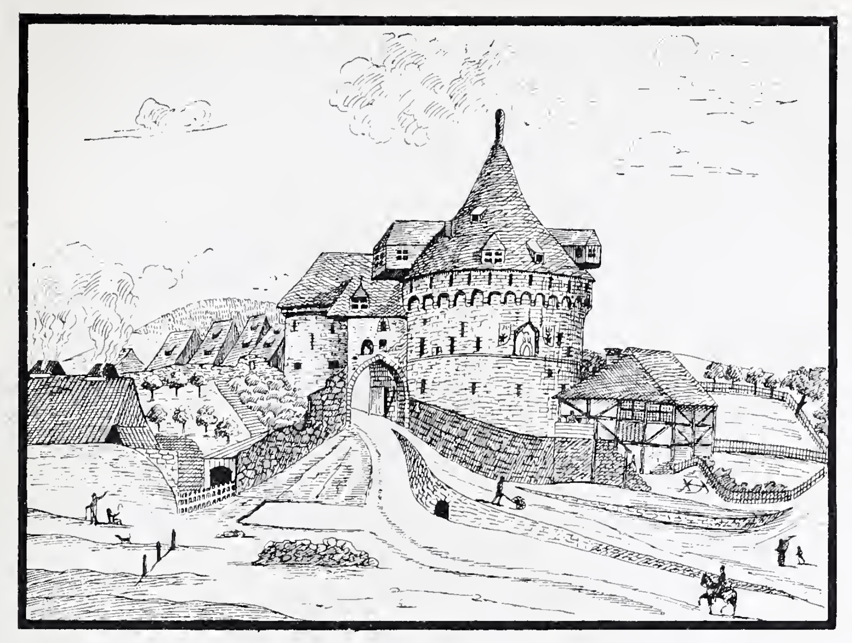


Fig. 225. Vitithor in Goslar nach Landgraf.

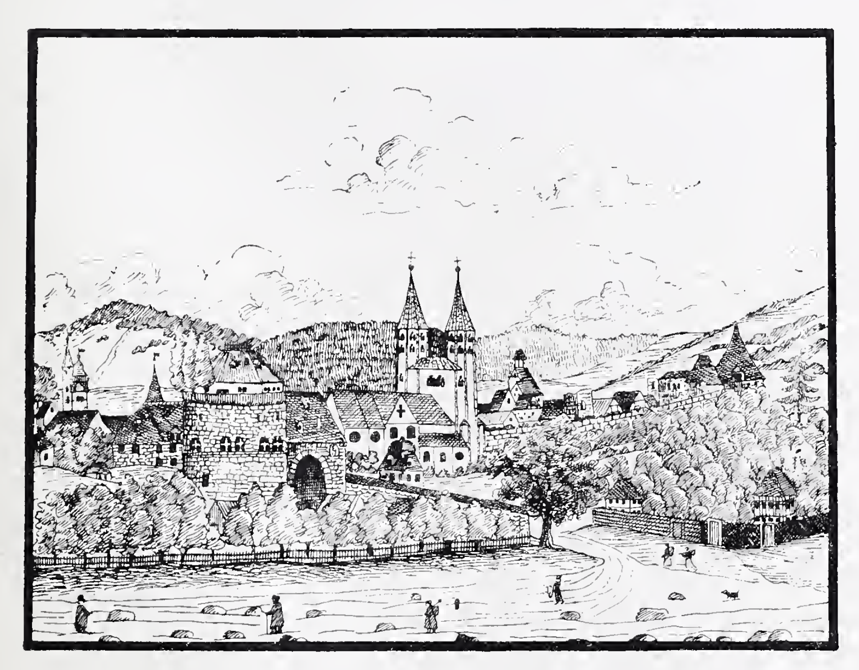


Fig. 226. Rosenthor in Goslar nach Landgraf.

ist, welches aus einem grossen runden Zwingerthurm und einem kleineren Halbthurm nebst Thorhaus bestand, die durch einen langgestreckten kasernenartigen zweigeschossigen Bau mit einem zweiten Zwingerthurm verbunden sind. Dieses Aussenwerk ist durch zwei im spitzen Winkel zusammenlaufende Mauern mit der inneren Thoranlage verbunden, welche aus einem viereckigen Thorthurm und wahrscheinlich zwei runden Flankenthürmen gebildet wurde. Der nördliche ist noch vorhanden.

Eine ganz eigenartige Anlage ist das unter dem Namen Wasserloch oder Schlammkiste bekannte Vertheidigungswerk, welches am Ausflusse der Abzucht augenscheinlich zur Sicherung dieses besonders gefährdeten Punktes hergestellt ist. Die frühere Anlage bestand vermuthlich nur aus zwei in der Mauerflucht liegenden Thürmen, einem viereckigen Thurm, unter welchem die Abzucht ihren Lauf nahm, und in dem sich die Vorrichtung zur Sperrung der Ausflussöffnung in Form eines Fallgitters befunden hat, ferner aus einem daneben befindlichen halbrunden Thurm, der zur Abwehr der diesem schwachen Punkt nahenden Feinde diente. Bei der späteren Erweiterung der Befestigungswerke hat man ähnlich wie bei den Thoranlagen die Schutzwehren bis zu der Feldmauer hervorgezogen und hierfür die Form eines langgestreckten Thurmes gewählt, der nach beiden Seiten und nach vorn in einem abgerundeten Kopfe mittelst zahlreicher Schiessscharten das Gebiet des Grabens und Walles und den Raum vor dem Ausfluss der Abzucht beherrschte. Der Grundriss des Thurmes hat auf diese Weise die Form eines Schlüsselloches erhalten. Nach dem Grundriss (Fig. 227) zu urtheilen, hat jedoch die Anlage Aenderungen erlitten, welche aus einer Zeit herrühren, die auf sorgsame Abwehr feindlicher Angriffe keinen Werth mehr zu legen nöthig hatte; denn es ist durch Mauer und Erdaufschüttung eine Anzahl der Schiessscharten wirkungslos gemacht worden.

Eine bereits im geschichtlichen Theil berührte Eigenthümlichkeit an den Goslarer Thoranlagen verdient auch hier nochmals hervorgehoben zu werden, nämlich die Einrichtung von Kapellen besonderer Heiligen in den Thorthürmen, nach denen die Thore benannt und in deren besonderen Schutz sie gestellt wurden. So enthielt das Klausthor eine Kapelle des heiligen Nicolaus, das Vitithor diejenige des heiligen Veit, das Rosenthor stand unter dem Schutze der Mutter Gottes und das Breite Thor hatte gar, wohl seiner Grösse wegen, zwei Heilige, Bartholomaeus und Daniel, ausserdem sind, wie im geschichtlichen Theil erwähnt, noch die Altäre der Heiligen Cosmas und Damian in der Bartholomaeus-Kapelle aufgestellt gewesen.

Da schon in einer Urkunde aus dem XII. Jahrhundert von einer Kapelle über dem Rozindore und von dem Vitithor die Rede ist, so geht daraus hervor, dass diese Thorkapellen in der alten, noch nicht erweiterten Befestigungsanlage gelegen haben und nach jener Urkunde noch bestimmter „über dem Thore“, also wie wir es noch in der Kaiserpfalz zu Gelnhausen finden, im ersten Stock des inneren Thorthurmes. Nun ist von diesen über der Thorfahrt belegenen Thorkapellen keine mehr vorhanden; die Thor-Kapelle am Klausthore liegt ebenerdig hinter dem Innenthore, allerdings auch so, dass eine Aussenwand der Kapelle die Stadtmauer bildet und im Dachgeschosse darüber Schiess-

scharten angeordnet sind. Als einziger, aber bemerkenswerther Rest der alten Thorkapelle sind vielleicht die zwei kleinen, in Nischen gearbeiteten Relieffiguren anzusehen, welche zwar stark beschädigt, aber doch deutlich die Merkmale hohen Alters tragend, in der Westmauer der Kapelle eingemauert sind. Zwei solche kleine Figuren finden sich auch in dem Hinterhofe des Kleinen Heiligen Kreuzes, und am Vitithor wurde kürzlich gleichfalls bei Gründung eines Neubaues ein Reliefbild ähnlicher Art und Grösse aufgefunden.

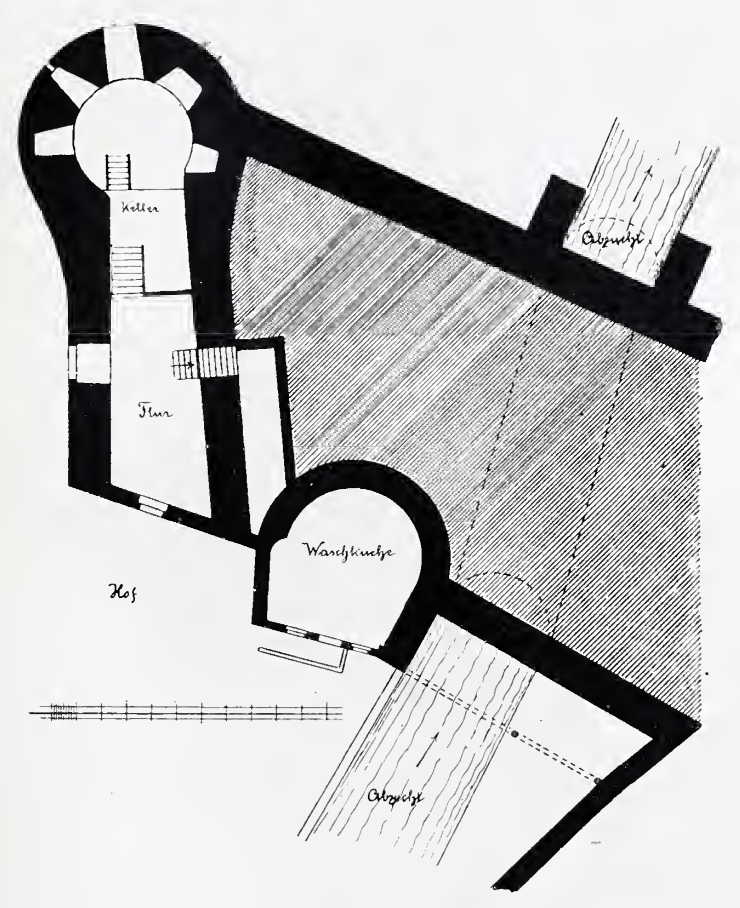


Fig. 227 Das Wasserloch in Goslar; Grundriss.

Die Beseitigung dieser Bildwerke, von denen diejenigen am Kleinen Heiligen Kreuze bestimmt Heilige darstellen, wird schon bei der ersten Erweiterung der Befestigungsanlage um die Wende des XIV. Jahrhunderts erfolgt sein, nachdem (1397) der Rath die Genehmigung des Bischofs in Hildesheim zum Abbruch der Thorkapellen erhalten hatte. Eine spätere Zeit versah bei der 100 Jahre darnach erfolgenden bedeutenden Erweiterung der Befestigungen die neuen Festungswerke mit einem Schmucke, welcher mit dem Schutzpatronat der Heiligen nicht mehr in Verbindung gebracht werden kann, indem sie stattliche Kaiserbilder und

schön geformte Wappenschilder, die den Goslarschen Adler neben dem Reichsadler zeigen, in sauberer Steinmetzarbeit dem sonst ganz schlichten wehrhaften Bruchsteinmauerwerk der Thürme einfügte.

Wenn wir nun zur Beschreibung der einzelnen Bestandtheile der Befestigungsanlage übergehen, so verfahren wir am besten in der Weise, dass wir mit dem Breiten Thore beginnend in südlicher Richtung dem Lauf der Stadtmauer folgen und auf einem am Breiten Thore wieder endigenden Rundgange die noch sichtbaren Stücke der Mauer mit ihren Thoren und
Breites Thor. Thürmen in Wort und Bild vorführen. Das Breite Thor (Fig. 228 und 229)

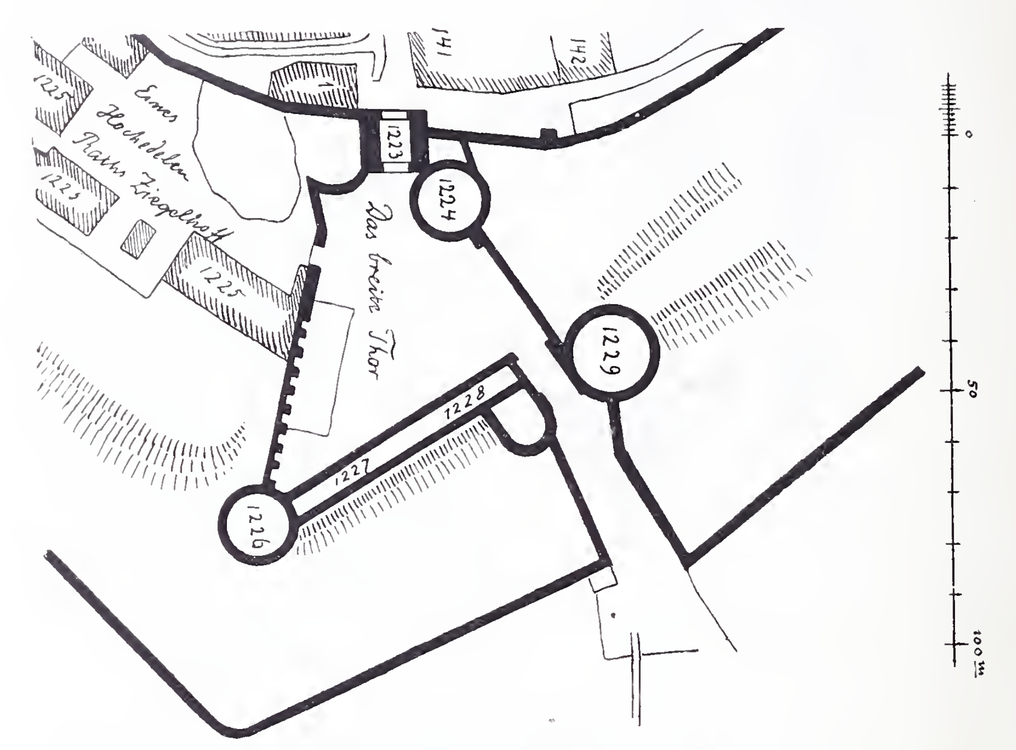


Fig. 228. Breites Thor in Goslar im Jahre 1804.

hat ein ausgedehntes Aussenwerk, dessen Ecken von dem grossen Zwingerthurm im Norden und dem kleinen Zwingerthurm im Süden gebildet sind. Der grosse Zwingerthurm (Fig. 230 und 231) ist auf einem Grundriss von gequetschter Kreisform mit 20 m grösstem und 19 m kleinstem Durchmesser, in 21 m Höhe bis zur Dachtraufe, aus rohen Bruchsteinen errichtet, in 10 m Höhe über dem Terrain von einem gothischen Hohlkehlengesims umgürtet und in $18^1/_2$ m Höhe von einem kräftigen Konsolenkranze mit verbindenden Rundbögen bekrönt, der mit dem darüber befindlichen, schlichten, mit Schiessscharten versehenen Mauerringe eine Höhe von 2,5 m besitzt. Ueber dem den Thurm nach oben abschliessenden gothischen Hauptgesims erhebt sich das bis zur Spitze 21 m hohe beschieferte Kegeldach, welches von dem kupfernen tonnenförmigen Knauf auf

bleibeschlagenem Stiel noch um 5 m überragt und dessen Dachfläche von einigen Dachgauben belebt wird. Auf der östlichen, nach Aussen gekehrten Thurmseite befindet sich unmittelbar über dem Gurtgesims eine etwas über 2 m hohe spitzbogige Nische in kielbogiger profilierter Umrahmung von spätgothischer Form, mit einer Kreuzblume bekrönt und von zwei über Eck

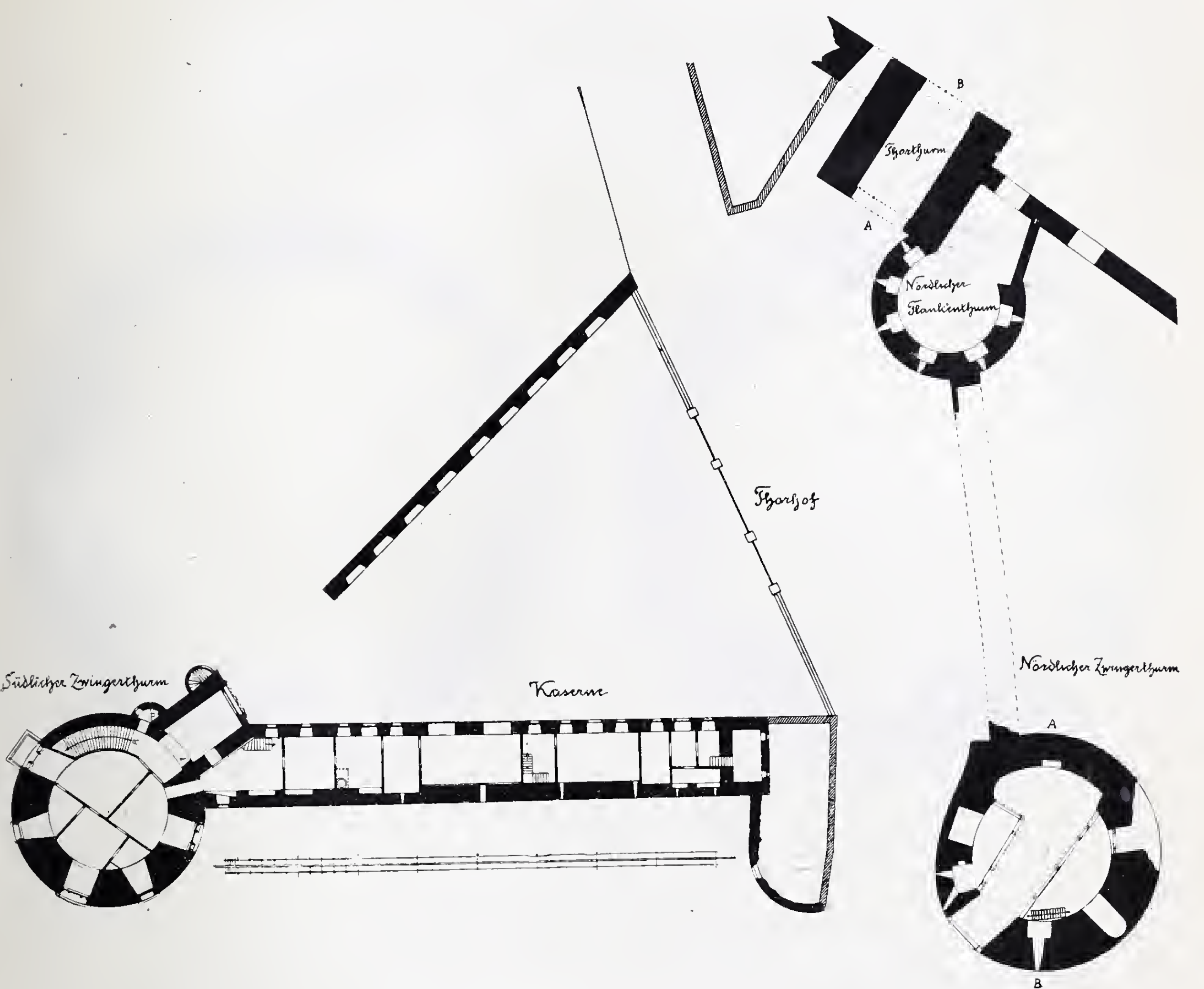


Fig. 229. Breites Thor in Goslar; Lageplan.

gestellten, an den Riesen mit Kantenblumen besetzten Fialen eingefasst. Das in der Nische befindliche Steinbild stellt einen sitzenden Kaiser dar in einfachem faltigen Mantel, die Hände in der Stellung, als ob sie Scepter und Reichsapfel hielten. Jetzt liegt nur in der linken Hand eine Kugel. Der Kopf mit der zackigen Krone ist neu und ohne jedes bildnerische Verständniss sehr unschön gearbeitet, sodass die Bestimmung der Persönlichkeit unmöglich ist. Der unter

dem Konsolenkranze befindliche Theil des Thurmes enthält in vier Reihen übereinander unregelmässig vertheilte Schiessscharten in rechteckiger Form von 25 cm Weite und 90 cm Höhe. Dieselben sind mit abgefasten Gewändequadern eingefasst und von einem in der Breite der Oeffnung abgefasten Sturz von halbkreisförmiger Gestalt überdeckt, der die Mitte eines strahlenförmigen Entlastungsbogens bildet.

Das Gurtgesims ist auf der Südseite in einer Länge von 17 m unterbrochen, wo die geringe Verwitterung des Mauerwerkes darauf schliessen lässt, dass hier der frühere äussere Thorthurm angebaut war. Darauf deutet ferner eine in Höhe des ersten Stocks vorhandene flachbogige Thüröffnung, welche

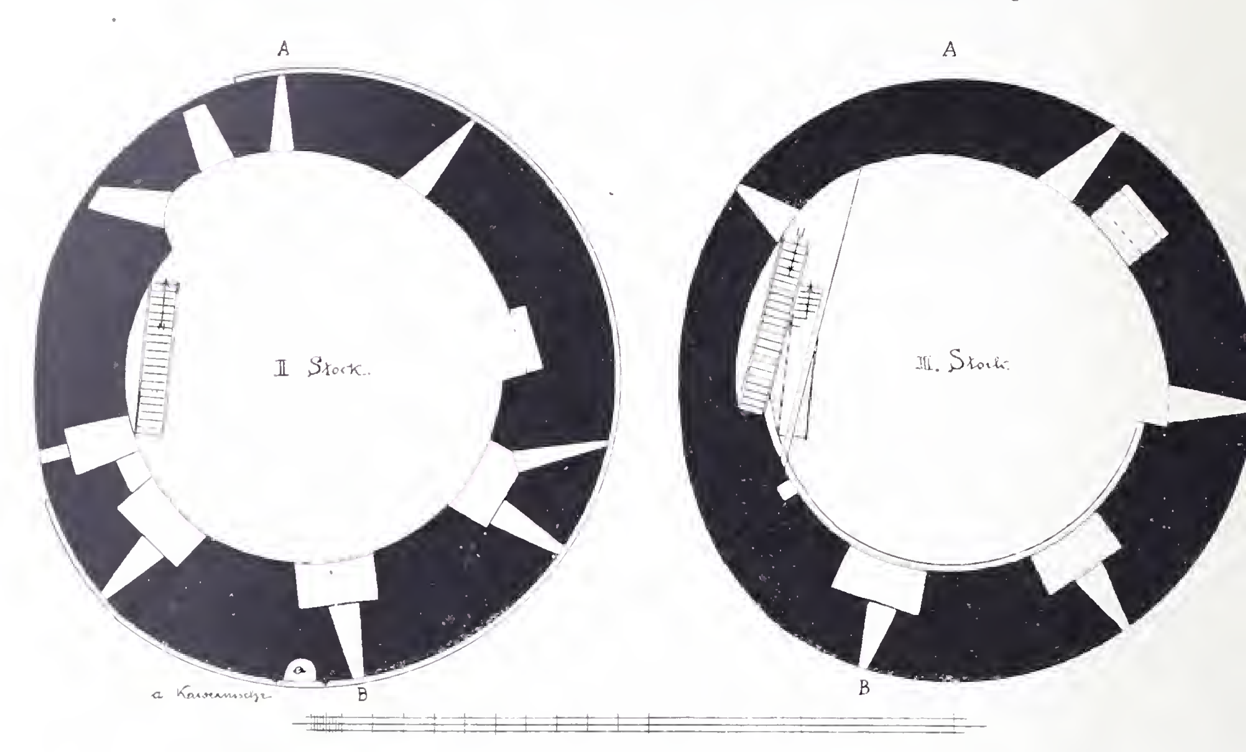


Fig. 230 und 231. Breites Thor in Goslar; Grundrisse des nördlichen Zwingerthurms.

gegenwärtig als Luke dient. Unter dieser Oeffnung bemerkt man ein 2,5 m breites und 3,0 m hohes Spitzbogenthor, vom Kämpfer ab durch ein mit tauförmigen Anfängern versehenes, im Scheitel sich überschneidendes, aus Birnstab und Kehle bestehendes Profil eingefasst. Dies jetzt vermauerte Thor hat ehedem wohl zum Einbringen der Geschütze gedient, zu deren Aufstellung der Thurm im Jahre 1505 errichtet wurde. Stadtseitig neben dem Thore ist noch der Ansatz der Verbindungsmauer erkennbar, welche zwischen diesem grossen Zwingerthurm und dem runden Flankenthurm des Innenthores den dreieckigen Thorhof nach Norden abschloss. Ueber diesem Maueransatz ist in der Höhe des Gurtgesimses eine vermauerte rundbogige Thüröffnung sichtbar, welche die Verbindung zwischen dem Thurme und dem auf der Mauer angeordneten Gange

bildete. Unweit vom Scheitelbogen dieser Thür ragt ein pultdachförmiger Stein von etwa 1,5 m Länge · aus der Mauer, der die Endigung einer schrägen Mauerabdeckung gebildet haben mag. Den Zugang zum Thurm, welcher gegenwärtig als Scheune benutzt ist, bildet jetzt eine 4,0 m breite, 4,5 m hohe rechteckige, roh ausgebrochene Thoröffnung, über welcher sich ein halbkreisförmiges Oberlichtfenster befindet.

Im Innern enthält der Thurm fünf Geschosse, von denen jetzt nur drei ausser dem Erdgeschoss einen Fussboden haben. Das dritte und vierte Geschoss sind durch Wegnahme der dazwischen befindlichen Balkenlage zu einem als Scheune benutzten 9 m hohen Raume vereinigt. Dank der landwirthschaftlichen Benutzung des Thurmes, welche eine Umgestaltung des Innern an Wänden und Oeffnungen nur in sehr beschränktem Maasse erforderlich machte, ist die ursprüngliche Anlage der Schiessscharten und sonstigen Anordnungen zur Zuführung von Licht und zur Abführung des Rauches in allen Geschossen noch wohl erkennbar, soweit nicht das Mauerwerk verfallen ist. Die Form der meisten Schiessscharten, wie aus den Grundrissen und dem Querschnitt des Thurmes zu erkennen ist, lässt darauf schliessen, dass in ihnen Geschütze, aber nur solche von geringer Grösse, gestanden haben. Andere Scharten, welche zu zweien eine gemeinsame Vorkammer haben, werden für Handschützen bestimmt gewesen sein. Die zahlreichsten Scharten enthält das oberste Geschoss, in welchem zwei Reihen derselben angeordnet sind, die untere zwischen den Konsolen, die obere über den Rundbogenquadern. An derjenigen Stelle des Grundrisses, welche stadtseitig belegen die geringste Mauerstärke besitzt, waren jedenfalls die Stiegen angelegt, die den Zugang zum Wehrgange und die Verbindung zwischen den einzelnen Geschossen vermittelten. Jetzt ist die Verbindung der Geschosse durch Holztreppen und Leitern hergestellt und gestattet die Besteigung des Thurmes bis in die äusserste Spitze hinein.

Von dem Thorthurm, Danielsthurm genannt, der ehedem die äussere Thoreinfahrt überdeckte, ist gegenwärtig nichts mehr erhalten, nur die geradlinige Strecke des grossen Zwingers auf der Südseite, die Beschaffenheit des Mauerwerks daselbst und die oben erwähnte Thüröffnung lässt auf das frühere Vorhandensein eines solchen Thorthurmes schliessen, der entsprechend der Höhenlage jener Spuren über dem unteren Thorgeschoss noch ein oder zwei weitere Geschosse gehabt haben muss.

Von dem südlich an diesen Thorthurm anschliessenden halbrunden Thurm, Wachtthurm oder Schäferthurm genannt, sind innerhalb des v. Helden'schen Gartens noch die Umfassungsmauern in etwa 3 m Höhe erhalten.

Der langgestreckte Bau, welcher diesen Wachtthurm und früher den abgebrochenen Thorthurm mit dem südlichen kleineren Zwingerthurm verband, sowie der letztere selbst sind im Jahre 1883 zu einem herrschaftlichen Wohnsitze derartig umgebaut, dass der ursprüngliche wehrhafte Charakter der Gebäude fast vollständig verwischt ist. Doch sind in der Aussenwand des Verbindungsbaues noch drei Reihen Schiessscharten übereinander erkennbar, von denen die mittelste Reihe Schlüsselscharten enthält.

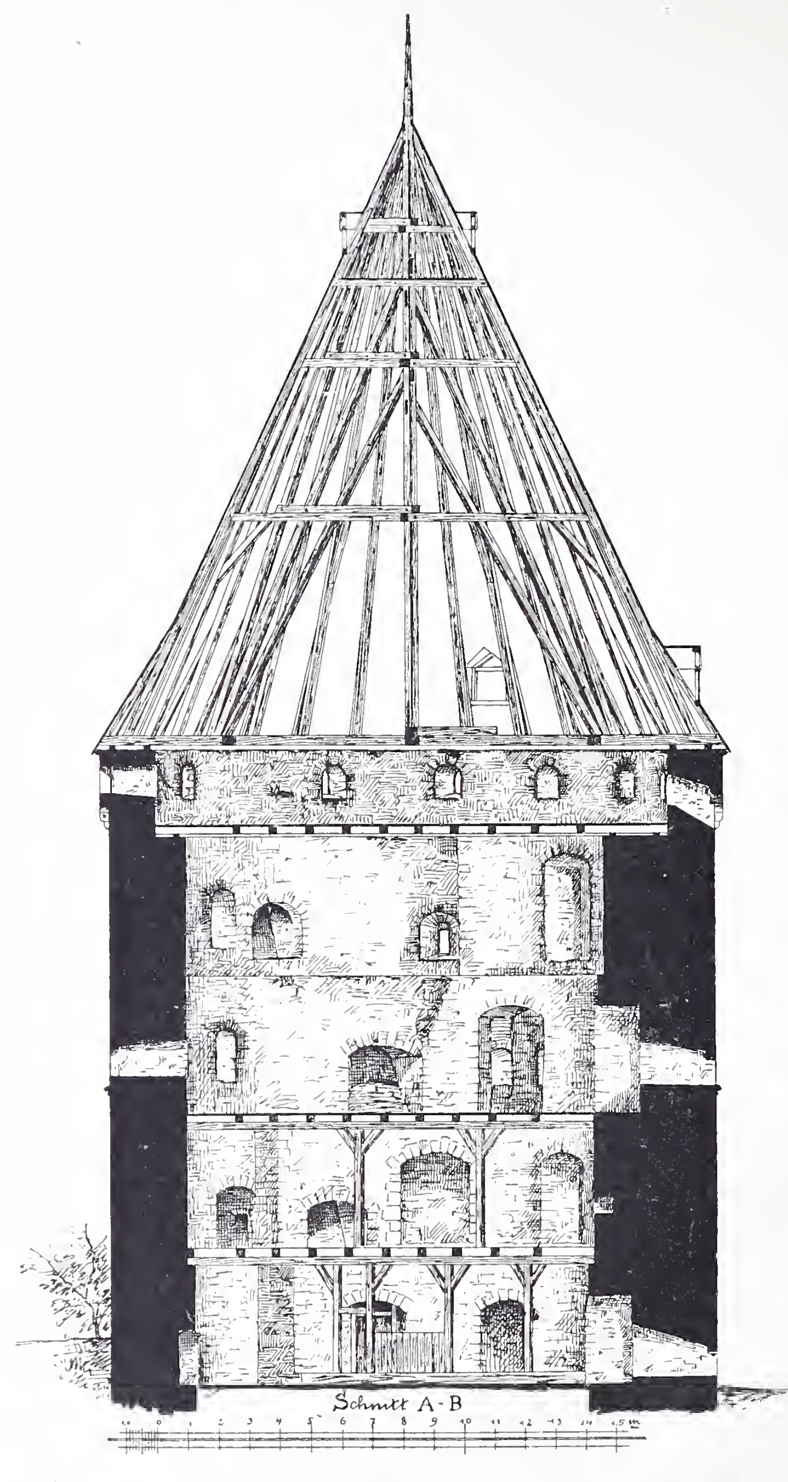


Fig. 232. Breites Thor in Goslar; Querschnitt des nördlichen Zwingerthurms.

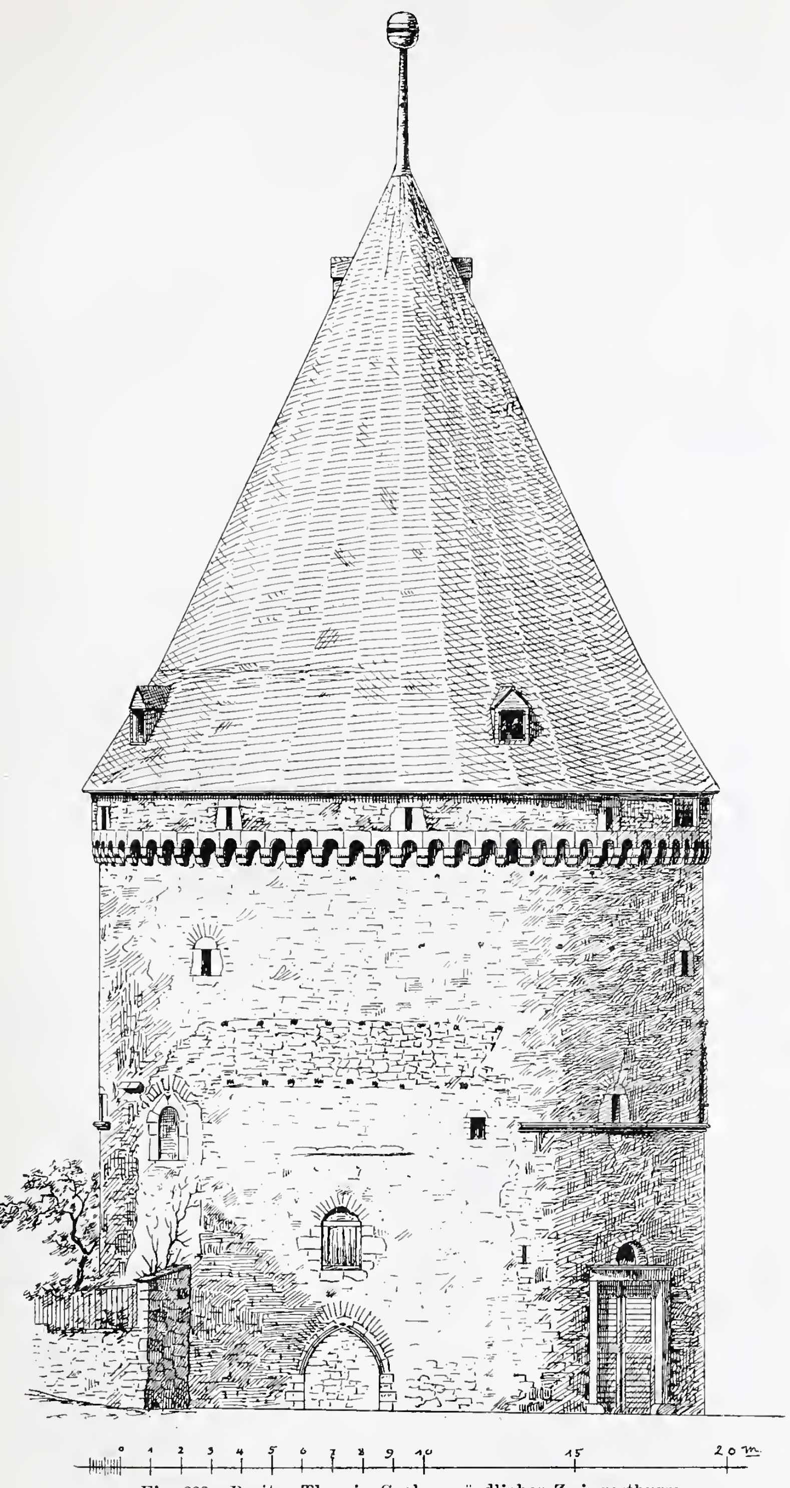


Fig. 233. Breites Thor in Goslar; nördlicher Zwingerthurm.

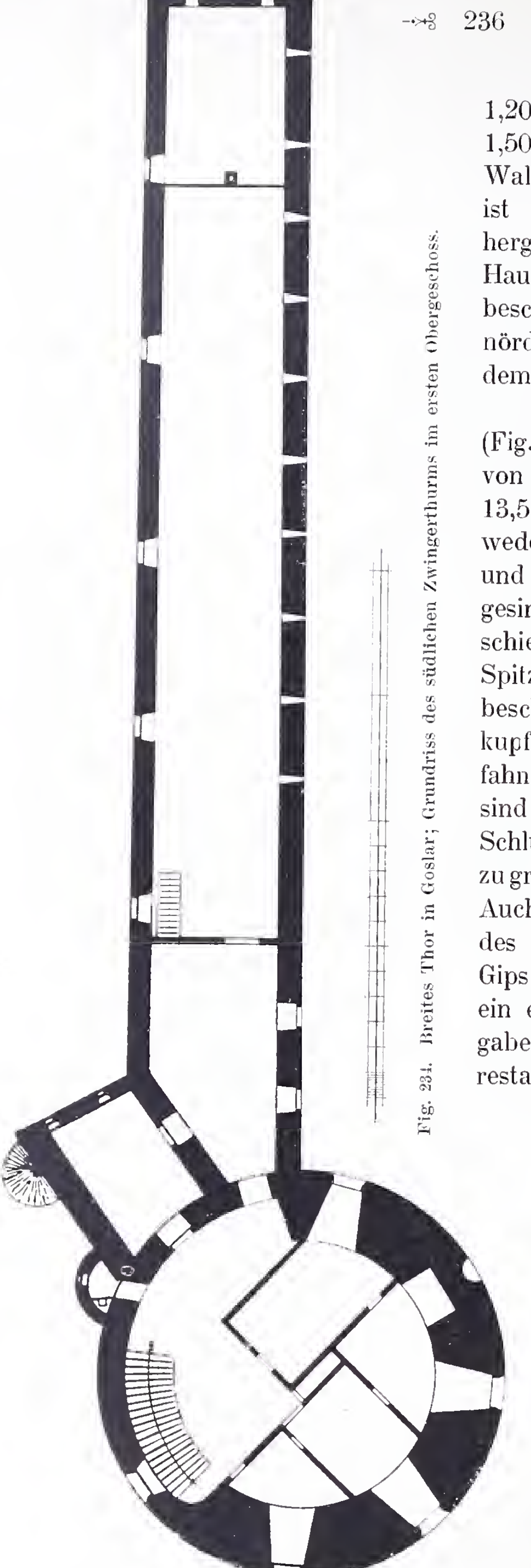


Fig. 234. Breites Thor in Goslar; Grundriss des südlichen Zwingerthurms im ersten Obergeschoss.

Die Innenmauer ist im unteren Theil 1,20, im oberen 0,90 m, die Aussenmauer 1,50 und 1,10 m stark und über der Wallterrasse noch 8 m hoch. Der Bau ist aus unregelmässigen Bruchsteinen hergestellt, mit einem gothisch geformten Hauptgesims und darüber mit einem beschieferten Satteldache versehen. Der nördliche Giebel mit der Bildnische und dem Thürmchen ist neu.

Der kleinere südliche Zwingerthurm (Fig. 234) hat einen kreisrunden Grundriss von 16,5 m äusserem Durchmesser bei 13,5 m durchschnittlicher Höhe, besitzt weder Gurtgesims noch Konsolenkranz und wird über dem gothischen Hauptgesims von einem 15 m hohen beschieferten Kegeldache überdeckt, dessen Spitze eine etwa 5 m hohe bleibeschlagene Helmstange mit einer kupfernen Kugel und eisernen Wetterfahne trägt. Die früheren Schiessscharten sind mit Ausnahme weniger kleiner Schlüsselscharten unter dem Hauptgesims zu grossen spitzbogigen Fenstern erweitert. Auch die Kaisernische mit dem Bilde des sitzenden Kaisers Wilhelm I. aus Gips ist neu. Unweit dieser Nische trägt ein eingemauerter Inschriftstein die Angabe: „Erbauet im Jahre MCCCCLXIIII, restauriert 1874 von G. Völker.“ Das Jahr der Erbauung ist hier um 30 Jahre zu früh angegeben.

Die Verbindungsmauer zwischen dem letztbeschriebenen Thurm und dem Innenthore ist auf der Seite des Thorhofes mit Nischen versehen, welche Schiessscharten enthalten. Sie ist innerhalb des v. Helden'schen Grundstückes in einer Höhe von rund 4 m noch erhalten. In ihrer Verlängerung erhebt sich jenseits der Strasse an der südlichen Thorpforte eine Stützmauer, hinter welcher sich

ein hochgelegener Gartenplatz befindet, von dem aus eine schmale Pforte den Zugang in den inneren Thorthurm vermittelt.

Eine ähnliche Verbindungsmauer bestand noch bis vor wenigen Jahren zwischen dem grossen Zwingerthurm und dem runden Flankenthurm des Innenthores. Diese Mauern schlossen mit dem vorerwähnten kasernenartigen Verbindungsbau den dreieckigen Thorhof ein.

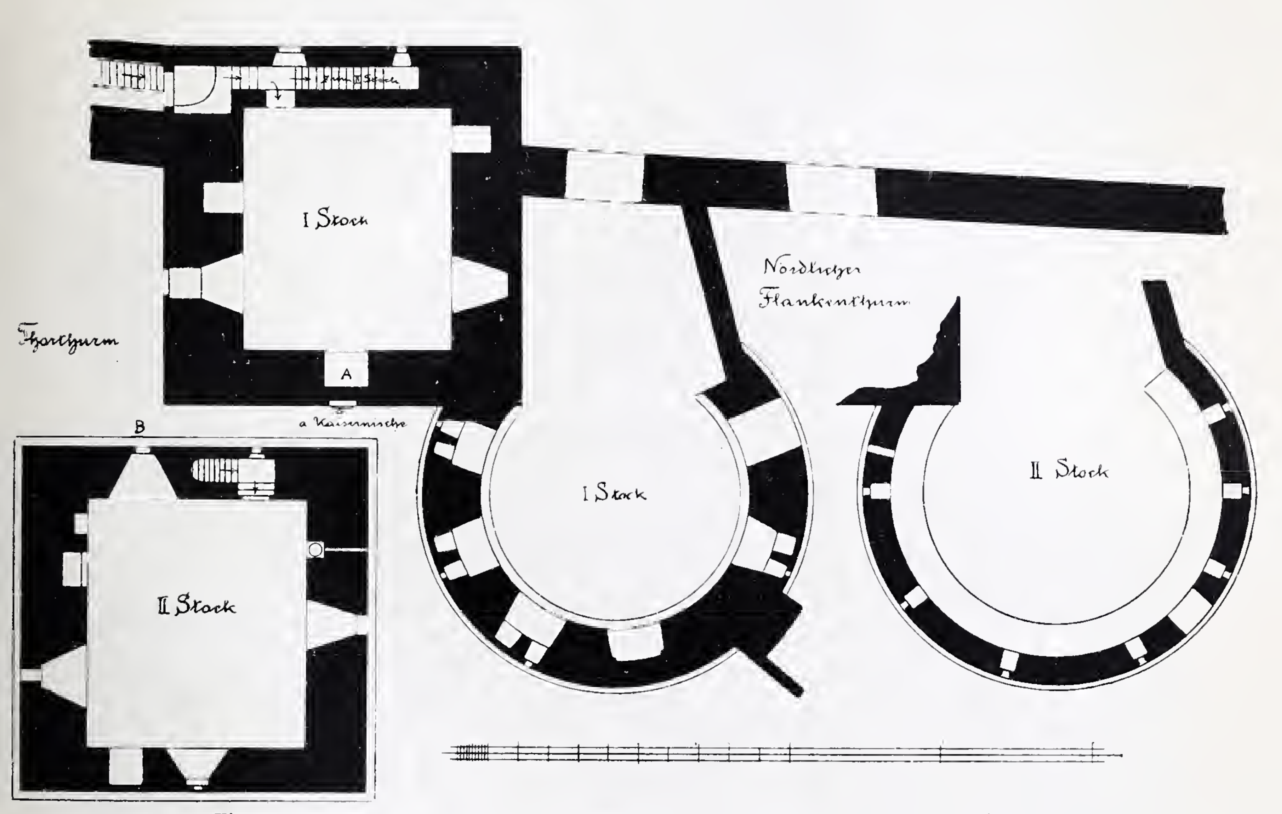


Fig. 235. Breites Thor in Goslar; Grundrisse des inneren Thorthurms und Flankenthurms.

Das Innenthor (Fig. 235—237) besteht aus einem im Grundriss rechteckigen Thorthurm, den man wegen der früher darin befindlichen Bartholomaeuskapelle den Bartholomaeusthurm nennen könnte, und einem nördlich anschliessenden runden Flankenthurm, nebst einem unregelmässig viereckigen Zwischenbau an der Stadtmauer. Der Thorthurm hat über dem unteren Thorgeschosse noch zwei oder drei Geschosse, die zwei mittleren Geschosse sind aussen durch ein gothisches Hohlkehlengurtgesims getrennt. Die Thorbögen haben jetzt die, laut Inschrift auf der Westseite, aus dem Jahr 1803 herrührende Form flacher Korbbögen, doch sind die früheren Spitzbögen darüber noch erkennbar. In dem glatten Bruchsteinmauerwerk bemerkt man zahlreiche eingemauerte Quadern mit angearbeitetem Rundstab, welche wahrscheinlich aus der Wiederherstellung

des Thurmes im Jahre 1728 herrühren, wobei nach urkundlichen Angaben Werkstücke aus dem abgebrochenen Kloster des Peterstiftes verwendet sind. Die Ecken des Thurmes sind in Quadern aufgeführt. Auf der Ostseite ist neben dem



Fig. 236. Breites Thor in Goslar; innerer Thorthurm und Flankenthurm.

Thorbogen und über dem am südlichen Pfeiler desselben angebrachten neuzeitlichen Laufbrunnen ein langer Inschriftstein eingemauert mit der Angabe: Anno · dñi · m° · cccc° · XLIII°. Vor der in gothischen, flach vertieften Kleinbuchstaben gefertigten Inschrift ist ein Kreuz innerhalb eines Kreises, hinter der Inschrift

eine astförmige Verzierung eingearbeitet. Die Inschrift ist von einem aus Kehle und Rundstab bestehenden Rahmengliede eingefasst und mit einem gothischen Gesims überdeckt.

Ueber den Seitenpfeilern der Thoröffnung gewahrt man beiderseits je zwei übereinander liegende, hakenförmig aus der Mauer hervortretende Steine, welche ehedem als Führungssteine für das Fallgatter gedient haben. Ueber dem Scheitel des alten Thorbogens ist ein senkrecht stehendes Wappenschild gothischer Form erhaben auf einem grossen Quaderstein gearbeitet und trägt den Goslarschen Adler in schöner und strenger Zeichnung. Unmittelbar über dem Wappenstein befindet sich eine schlichte, mit Hohlkehle umrahmte flachbogige Nische von geringer Tiefe, mit dem Steinreliefbilde eines sitzenden Kaisers. Dasselbe ist völlig unversehrt, nur ein Theil des Scepters scheint erneuert, dagegen sind Reichsapfel, Knauf des Scepters und die reich verzierte Bügelkrone wohlerhalten. Der Kopf zeigt mässig langes Lockenhaar und einen langen vollen Bart. Zwischen den Füssen des Kaisers liest man die in den Stein gemeisselte Jahreszahl 1874. Das Bild stellt vermuthlich den Kaiser Karl IV. dar, welcher Goslar zur freien Reichsstadt machte. Ein diesem sehr ähnliches Bild befindet sich an der Südseite des Rathhauses. Die ganze Ostseite des Thorthurmes enthält nur eine einzige Schiessscharte, welche in halber Mannshöhe über dem Gurtgesims angebracht ist und die Form einer grossen Schlüsselscharte hat.

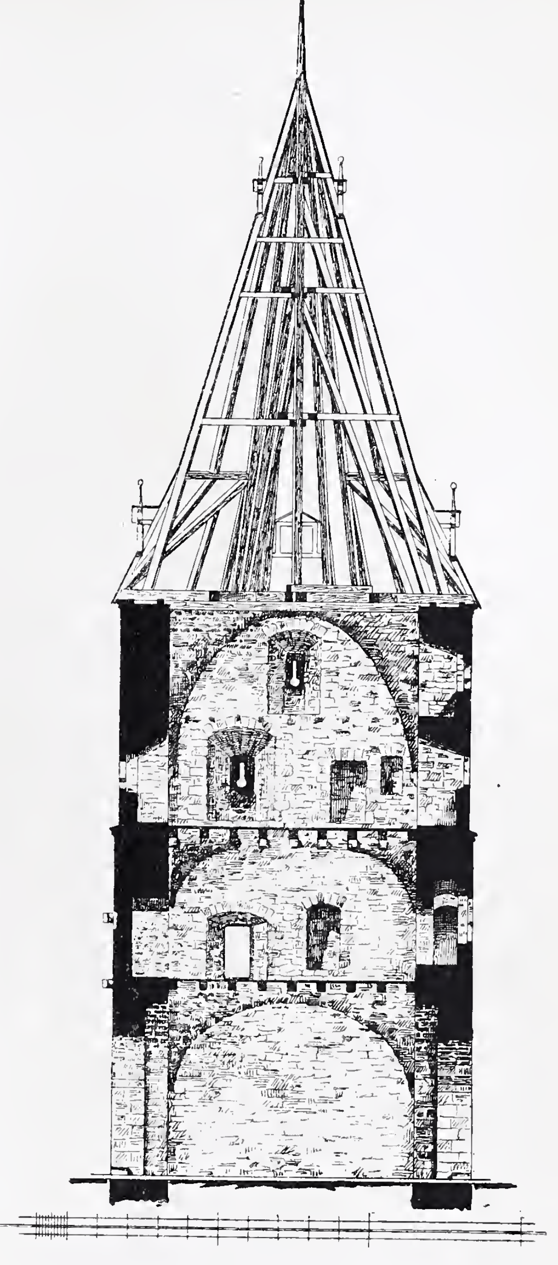


Fig. 237.
Breites Thor in Goslar; Querschnitt des inneren Thorthurms.

In der Südseite sind über dem Gurtgesims zwei solcher Scharten in verschiedenen Höhen angeordnet. Ausserdem befindet sich auf dieser Seite unterhalb des Gurtgesimses eine flachbogige Lukenthür. An die westliche Ecke der Südseite schliesst die hier 4 m starke Stadtmauer bis zur Höhe des Gurtgesimses an. Dicht am Thorthurm ist in der Mauer ein spitzbogiger Durchgang von 2,5 m Breite durchgebrochen, auf der Aussenseite des flachbogigen Sturzes ist die Jahreszahl MDCCCLXVI angebracht. Daneben in Höhe des Spitzbogens befindet sich die oben erwähnte schmale, flachbogig überdeckte Thür, welche vom hochliegenden Garten aus zu einer in der Dicke der Mauer liegenden Steintreppe führt, die den Zugang zu den oberen Thurmgeschossen bildet.

Auf der nach der Stadt gerichteten Westseite des Thorthurms ist unterhalb des Gurtgesimses eine korbbogig geschlossene schmale Thüröffnung angelegt, welche offenbar auf den Wehrgang führte, der aus Holz hergestellt, die beiden nördlich und südlich an das Thor anschliessenden Theile der Stadtmauer miteinander verband. Man sieht noch die viereckigen Löcher in Höhe der Schwelle jener Thür, in denen die Fussbodenbalken des Wehrganges steckten und die darunter in das Mauerwerk gearbeiteten schrägen Lager, für die zur Unterstützung der Balken angebrachten Streben. An der Nordwestecke sind die Eckquadern in der Höhe des Wehrganges abgeschrägt, um das Herumgehen um diese Ecke zu erleichtern. Im oberen Theile der Westseite sind zwei Schlüsselscharten angeordnet und eine kleine, rechteckige, mit Quadern eingefasste Oeffnung.

Die Nordseite des Thorthurms zeigt im Obergeschoss nur eine hochliegende Schlüsselscharte, darunter über dem Gurtgesims eine zugemauerte flachbogige Thüröffnung, welche die Verbindung zwischen dem Thorthurm und dem nördlich angefügten Flankenthurm bildet. Unten schliesst bis zur Höhe des früheren Wehrganges hinaufreichend, die Stadtmauer an, welche neuerdings nach einem Brande mit Sandsteindeckplatten und früher nicht vorhandenem Zinnenschmuck versehen ist.

Der Thorthurm trägt ein aus dem Viereck in's Achteck übergeführtes beschiefertes Zeltdach, das mit einem kupfernen Knauf auf bleibeschlagenem Stiel bekrönt und mit mehreren Dachgauben belebt ist.

In das Innere des Thorthurms führt die oben erwähnte, hochliegende schmale Pforte in der südlich anschliessenden Stadtmauer. Eine aus acht Steinstufen bestehende Treppe, dann 10 Stufen einer Holztreppe führen innerhalb der 4 m starken Stadtmauer zu einer 1,20 m breiten, 2,50 m hohen, rundbogigen, mit Sandsteingewänden eingefassten Thür in der Südwand des Thorthurms. Hinter der Thür befindet sich ein 1,85 m tiefer, 1,60 m breiter Vorraum, der in zwei Absätzen flach überwölbt ist und im Fussboden eine Stufe in Form eines Viertelkreises enthält. Gegenüber der erwähnten breiten Thür öffnet sich ein 80 cm breiter Gang, in welchem zunächst vier je 32 cm hohe Steinstufen zum ersten Stock über der Thorfahrt, dann weitere 13 ebenso hohe Steinstufen zum zweiten Stock des Thurmes führen. Der Treppengang ist mit steigendem Flachbogen überwölbt und besitzt nach der Stadtseite zu eine Thüröffnung in der 60 cm starken Aussenwand.

Die frühere Einrichtung der oberen Thurmgeschosse ist, weil die Benutzung des Thurmes eine wesentliche Umgestaltung der Wände nicht erforderlich machte, noch ziemlich unverändert erhalten, soweit nicht das Mauerwerk verfallen ist oder einzelne Oeffnungen vermauert sind.

Das erste Obergeschoss ist rechteckig von 8,17 m Tiefe und 6,97 m Breite. An Stelle des ausgebrochenen Kreuzgewölbes, welches anscheinend früher den Fussboden dieses Raumes trug und dessen Kappenlehren man in der Thorfahrt noch deutlich erkennen kann, befindet sich gegenwärtig eine mit Brettern abgedeckte Balkenlage. Auch die Decke des Raumes scheint früher ein Kreuzgewölbe gewesen zu sein, dessen Zwickelansätze man in den Ecken des Raumes noch wahrnimmt. Die in der südlichen und nördlichen Umfassungswand noch sichtbaren Steinkonsolen, auf denen jetzt die Deckenbalken ruhen, sitzen jedoch in so geringer Höhe über den erwähnten Zwickeln, dass das Gewölbe entweder einen ganz flachen Spiegel gehabt haben muss oder in der Mitte offen gewesen ist.

In der Ostwand ist eine tiefe flachbogige Nische, von 1,50 m Breite und 2,70 m Höhe, deren Rückwand anscheinend durch die grosse Steinplatte mit der oben erwähnten Kaiserfigur gebildet ist. In der westlichen Thürwand befinden sich rechts neben der flachbogigen überwölbten und von Quadersteinen eingefassten Thür zwei durch die ganze Dicke der Mauer hindurchreichende Oeffnungen von solchen Maassen, dass darin nur die Balken gelegen haben können, welche den bei der Beschreibung des Aeusseren erwähnten Wehrgang getragen haben. Auf diesen Wehrgang führte wahrscheinlich auch die Oeffnung, welche jetzt aussen vermauert in der Nordwand sichtbar ist. Die zweite vermauerte Oeffnung in derselben Wand bildete den Zugang zu dem nördlich angebauten Flankenthurm.

In der gegenüberliegenden südlichen Wand sieht man jetzt eine weite Lukenöffnung, früher wahrscheinlich die Verbindungsthür mit dem südlichen Flankenthurm, und daneben eine 1,30 m tiefe, 1,10 m breite und 2,20 m hohe Wandnische. Alle Wände zeigen rohes Bruchsteinmauerwerk ohne Putz.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass dieser Raum früher die oben mehrfach schon erwähnte Bartholomaeuskapelle bildete und sein Licht, bei dem Mangel an Fenstern in den Wänden, durch eine Deckenöffnung aus dem darüber befindlichen Raume erhielt, wodurch die erwähnte eigenthümliche Gewölbeanlage erklärlich würde.

Das zweite Obergeschoss enthält in der Mitte der Ostwand eine weite Schlüsselscharte mit geräumiger Vorkammer und daneben rechts eine tiefe Wandnische, 1,30 m über dem Fussboden. In der südlichen Wand befindet sich ebenfalls eine Schlüsselscharte mit einer weiten Vorkammer, in deren Seitenwänden zwei Löcher in 1,50 m Höhe über dem Boden der Kammer sichtbar sind. Die Löcher dienten vermuthlich zum Einlegen eines Querholzes, auf welchem die schwere Büchse aufgelegt wurde. Daneben ist ein Kamin und eine kleine Wandnische angelegt. In der nördlichen Wand gewahrt man in der Mitte eine grosse Nische mit schrägen Wandungen, die wohl die Verbindung mit dem Dachboden des Flankenthurms gebildet hat, daneben links eine kleine

Wandnische mit einem nach Aussen führenden Ausflussloche und in der Ecke rechts eine unregelmässig ausgebrochene Oeffnung.

An den Wänden des Raumes sieht man die Lehren für die bis zur Höhe des Hauptgesimses geführten Kappen des früheren Kreuzgewölbes. Dicht unter dem Scheitel der nördlichen, südlichen und westlichen Bögen sitzt eine Schlüsselscharte mit geräumiger Vorkammer, unter deren Sohle eine Reihe von Löchern für die Balkenköpfe erkennbar sind. Es kann also noch ein drittes Geschoss als ursprünglich vorhanden angenommen werden, wenngleich die Spuren früherer Einwölbung dem zu widersprechen scheinen.

Der runde Flankenthurm ist in die Ecke zwischen dem Thorthurm und der nördlich anschliessenden Stadtmauer eingebaut, nach einem Brande 1892 von der Stadt angekauft, wiederhergestellt und mit neuem Dach versehen. Hierbei wurde nicht das alte Dach, welches in eine kurze First auslief, wiederhergestellt, sondern ein regelmässiges kegelförmiges Zeltdach errichtet, jedoch der alte Kupferknauf, beim Brande gerettet, wieder verwendet. Das Hauptgesims ist in alter Form erneuert, ebenso der unter demselben befindliche vermauerte rundbogige Zugang zum nördlichen Mauergange mit neuer Quadereinfassung versehen. Der Thurm hat drei Reihen Schiessscharten übereinander. Die untersten setzen unmittelbar auf der in Strassenhöhe liegenden Sockelschräge an, die mittleren auf dem gothischen Hohlkehlgurtgesims, die obersten als Schlüsselscharten gebildet, liegen dicht unter dem Hauptgesims. Die Einfassung dieser Schlüsselscharten ist überall aus einem Stein gearbeitet.

Das Innere ist seit dem erwähnten Brande vollständig leer, so dass man vom Fussboden des Erdgeschosses bis unter das Dach sieht und ringsum an den Wänden in drei Reihen die Schiessscharten gewahrt. Die untere Reihe unmittelbar über dem Erdreich des Fussbodens zeigt sechs Stück 1,50 bis 2 m breite Vorkammern, in deren Hinterwand die innen 70 cm, aussen 20 cm weite schlichte Schiessscharte angelegt ist. Die mittlere Reihe enthält ebenfalls sechs breite sehr hohe Vorkammern, von denen vier noch die Schiessschartenanlage zeigen. Die Schiessscharte selbst befindet sich bei zweien auf der linken, bei zweien auf der rechten Seite der Kammer, während auf der andern Seite eine ebenso breite Nische angeordnet ist. Die oberste Reihe enthält in der dort nur 90 cm starken Mauer sieben Schlüsselscharten mit verbreitertem Vorraum und einen gewöhnlichen Schlitz. Alle Ecken und Bögen sind aus Quadern hergestellt, welche starke Brandschäden zeigen.

Von dem südlichen Flankenthurme ist jetzt nichts mehr erhalten. Doch bildet die im geschichtlichen Theile enthaltene Angabe, dass im Jahre 1728 ein Zwingerthurm abgebrannt und nicht wieder aufgebaut sei, den besten Beweis für das frühere Vorhandensein dieses Thurmes, dessen Grundmauern auf dem Stadtplane von 1804 noch zum Theil bemerkbar sind.

Stadtmauer.

Die mit 4 m Stärke und 12 m Höhe an der Südseite des inneren Thorthurms anschliessende Stadtmauer geht, die Hinterwand einer Häusergruppe bildend, bis zur Kornstrasse mit abnehmender Höhe und Stärke durch und beginnt in einer Stärke von 1,40 m und 2,50 m Höhe erst wieder kurz vor der Stelle der Kornstrasse, wo diese in die innere Stadt abbiegt. An diesem

Strassenknick befindet sich eine 3 m breite Ausnischung in der Mauer (vielleicht der Rest des 1674 abgebrochenen Gröperthores). Die aus schlichtem Bruchsteinmauerwerk bestehende Mauer, zu welcher meist der rostbraune, spröde und unregelmässig brechende Spiriferen-Sandstein aus den Stollen und Schachten des Rammelsberges verwendet ist, geht in der gleichen Stärke und Höhe, nur unterbrochen durch einzelne Gartenpforten, bis zum sog. Wasserloche weiter.

Das Wasserloch.

Von dem frühesten Theil dieser Befestigungsanlage, welche vermuthlich nur aus dem rechteckigen und dem daneben liegenden halbrunden Mauerthurm bestand, ist jetzt nur noch ein Theil der westlichen Wand des ersteren übriggeblieben (vergl. Fig. 227 und 238). Der halbrunde Thurm, welcher auf dem

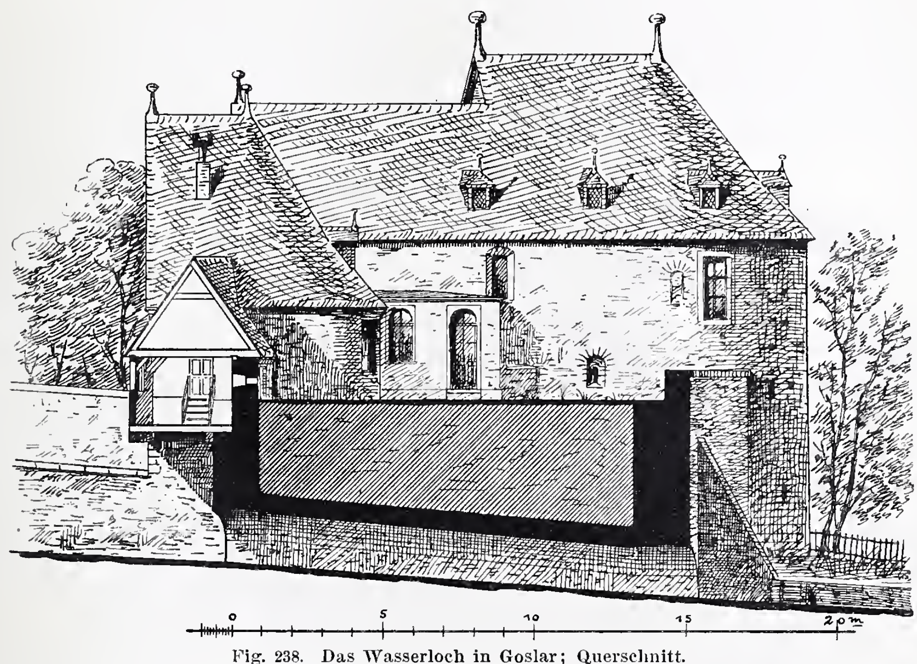


Fig. 238. Das Wasserloch in Goslar; Querschnitt.

Plane von 1804 noch gezeichnet ist, besteht nicht mehr. Dagegen ist die spätere erweiterte Befestigung, aus zwei unregelmässig geformten Vorwerken bestehend, noch fast vollständig erhalten, wenigstens soweit der erwähnte alte Stadtplan diese erkennen lässt. Die erweiterte Befestigung hatte den Zweck, den schwachen Punkt, der durch den Ausfluss der Abzucht gebildet ist, möglichst zu sichern. Deshalb ist an dieser Stelle die Feldmauer der Zingel bis zum Walle zurückgezogen, so dass sich zwei Seitenmauern ergaben, welche den Graben nach beiden Seiten vollständig abschliessen. Auch der Wall ist unterbrochen, um der Abzucht den Ausfluss freizulassen und durch zwei vorgeschobene Vertheidigungswerke ersetzt. Das vordere derselben besteht aus einem runden Kopf in der Form eines Dreiviertelkreises und daran anschliessendem hinteren Bauwerk auf trapezförmigem Grundriss. Das weiter zurückliegende,

zweite Werk besteht aus einem halbrunden Thurm von geringerer Höhe als das Aussenwerk, und einer daranschliessenden 80 cm starken, die Abzucht auf einem 1,5 m starken Bogen übersetzenden Mauer, welche mit Schiessscharten versehen ist. Auf der Innenseite dieser Mauer befindet sich jetzt ein schmales Fachwerkgebäude, welches in sehr ähnlicher, wenn nicht ganz gleicher Bauart früher den Wehrgang gebildet hat. Durch eine Quermauer steht diese Anlage mit dem jetzt abgebrochenen rechteckigen Mauerthurm in Verbindung. Eine gleiche Quermauer muss früher auch an der anderen Seite vorhanden gewesen sein, um dieses Vertheidigungswerk im Sinne der Thoranlagen nach allen Richtungen zu sichern und einen geschlossenen Hofraum zu erzielen.

Das Aussenwerk besitzt in dem runden Kopf 2 m starke Umfassungswände, welche im jetzigen Kellerraume zwei Reihen Schiessscharten übereinander zeigen. Zwischen diesen Reihen deuten vorhandene Konsolsteine auf das frühere Vorhandensein einer Balkenlage, die den Raum in zwei Geschosse theilte. Die Vertheidigungsvorrichtungen im oberen Geschosse sind, ebenso wie diejenigen in dem halbrunden Thurme, durch die Einrichtung zu einer Privatwohnung unkenntlich gemacht. Das Gebäude hat kein Hauptgesims, obwohl das vorhandene Dach noch das alte zu sein scheint. Dagegen ist der benachbarte halbrunde Thurm und die anschliessende Mauer über der Abzucht mit einem alten gothischen Hauptgesims versehen. Ob die äussere 2 m starke Mauer, unter welcher durch eine, von zwei Strebepfeilern eingefasste, flache Bogenöffnung die Abzucht hinausfliesst, einen ursprünglichen Theil der früheren Befestigung bildete, ist zweifelhaft, weil durch dieselbe und durch die dahinter befindliche Terrassenanlage zwei Schiessscharten in dem runden Kopfe des Aussenwerkes verschlossen werden.

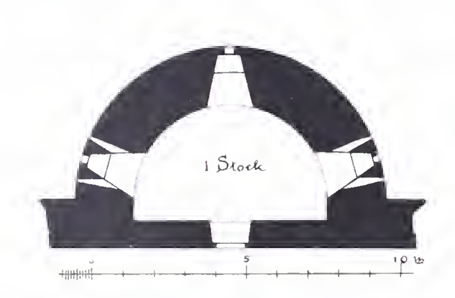


Fig. 239. Kegelwortthurm in Goslar; Grundriss.

Die Stadtmauer, welche an dem Wasserloche durch Pforte und Thorweg unterbrochen ist, geht im Anschlusse an den Mauerrest des alten rechteckigen Mauerthurms in der stattlichen Höhe von 6 bis 7 m weiter bis zu dem etwa 70 m davon entfernten Kegelwortthurme gegenüber der Kehlmühle.

Kegelwortthurm.

Dieser halbrunde Mauerthurm (Fig. 239 und 240) mit einem Durchmesser von rund 10 m, besitzt aussen noch eine Höhe von 12 m, während die Innenseite bis zur Höhe der anschliessenden Stadtmauer von 7 m noch erhalten ist. Die Mauerstärke beträgt im äusseren runden Theil 2 m, stadtseitig 1 m. Der Thurm, welcher früher sicher eine bedeutend grössere Höhe gehabt hat, ist über dem unregelmässig abgebrochenen Mauerwerk mit einem beschieferten Pultdache abgedeckt. Der vorhandene Thurmrest enthält ausser einem niedrigen Kellergeschoss ein Erdgeschoss und darüber bis zum Dache noch zwei Obergeschosse, von denen das oberste indessen nur nach aussen noch die volle Höhe und keinen Fussboden mehr hat.

Im Erdgeschoss sind seitlich rechts und links zwei Schiessscharten mit geräumiger Vorkammer und seitlich darin angelegter, mit Quadern eingefasster, rechteckiger Schiessöffnung von 50 cm äusserer Breite vorhanden. Die östliche besitzt noch den alten Sandsteinsturz, an dessen Unterseite ein Loch sichtbar ist, das wegen der ungewöhnlichen Weite der Schartenöffnung zum Einsetzen eines senkrechten Drehpfostens gedient hat. Derselbe war mit einem Loch zum Hindurchstecken des Feuerrohres versehen und sollte den Schützen gegen das feindliche Geschoss schützen, wenn er zum Schusse vor die Schartenöffnung trat. Die mittlere Schiessscharte ist zu einer Thür erweitert. Das erste Obergeschoss enthält ausser einer stadtseitigen flachbogigen Nischenöffnung und

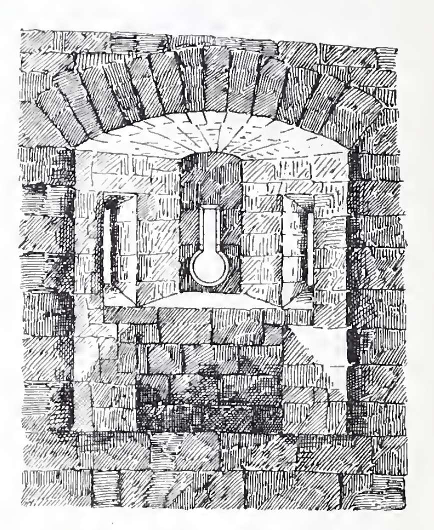


Fig. 240. Kegelwortthurm mit Stadtmauer in Goslar.

einer gegenüberliegenden einfachen Schiessscharte, die jetzt als Fenster dient, nach Osten und Westen zwei Schiessscharten von ungewöhnlicher Anlage. Dieselben sind dreitheilig, haben in der Mitte eine Schlüsselscharte und an jeder Seite derselben eine einfache Scharte in gleicher Höhe (Fig. 241). An Stelle der jetzt fehlenden Decke über diesem Geschoss sieht man nur noch einige Konsolsteine, auf denen die Balken lagen. Im zweiten Obergeschoss sind drei grosse Nischen und eine kleine Kaminnische zu sehen. Das Innere zeigt bedeutende Brandspuren an den Sandsteinquadern, aus denen alle Ecken hergestellt sind. Ueber der stadtseitigen schlichten Eingangsthür ist ein Inschriftstein vermauert, der in vertieft gearbeiteten gothischen Kleinbuchstaben die Inschrift trägt: anno · dn̄i · m° · cccc° · LIX° + in die · urbani · h° · ops est īceptv̄ · eodē an̊q : cōtū.

Unmittelbar hinter dem Thurme treppt die Mauer ab und geht in wechselnder Höhe von 2 bis 3 m weiter bis in die Nähe des St. Annenhauses, wo die Mauer bei den Resten eines alten Thurmes, vermuthlich des Knochenhauerthurms, sich hinter einer Häusergruppe verliert und dann auf eine Strecke ganz unterbrochen wird. In der Gegend des am Fusse des St. Annenwalles belegenen sog. Judenteiches tritt die Mauer, von der noch zwei kurze Stücke in dem Garten sichtbar sind, weit hinter dem Walle zurück, so dass ein sehr breiter Zwinger oder Parcham gebildet wurde, geht aber unweit der Kötherstrasse im scharfen Knick bis dicht an den Wall heran, wo der Kötherthurm sich früher zu stattlicher Höhe erhob, wie man aus einem farbigen Bilde des A. Landgraf noch ersehen kann. Jetzt ist von jenem Thurme nur noch ein ganz unscheinbarer Rest alten Mauerwerkes erhalten.

Kötherthurm.



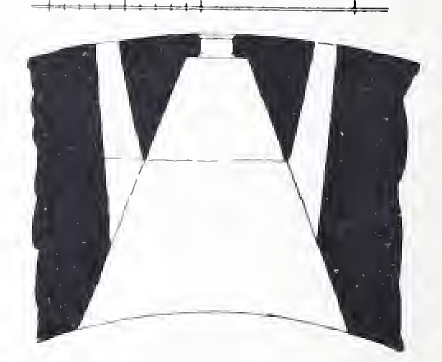


Fig. 241.
Kegelwortthurm in Goslar; Schiessscharte.

Dicker Zwinger.

Unweit dieser Stelle ragt aber noch heute die gewaltige Rundung des sog. Dicken Zwingers auf der Höhe des Thomaswalles über die alten Baumkronen der mehrhundertjährigen Linden und Eschen, welche jenen Wall schmücken. Dieser mächtige Thurm (vergl. Fig. 220, 242 und 243) von kreisrunder Form hat einen Durchmesser von 24,4 m, im Untergeschoss 6 m dicke Umfassungswände und von der Sohle des letzteren bis zur gegenwärtigen Dachtraufe 19,5 m Höhe. Die aus Bruchsteinen aufgeführten Mauern haben keine andere Unterbrechung als eine schlichte Sockelschräge in 6 m Höhe über der Sohle des Untergeschosses und werden unterhalb des flachen Daches von einem Kranze durch Rundbögen verbundener Konsolen nach oben abgeschlossen. Das Landgraf'sche Bild zeigt noch die volle Krönung des Thurmes durch den etwa 2 m hohen, mit Schiessscharten versehenen Mauerring über dem Konsolenkranze und das hohe Kegeldach, welches bis 1857 bestanden hat. Von den ursprünglich angelegten fünf Geschossen ist das unterste und das vierte noch ziemlich unverändert erhalten, das zweite ist durch den Einbau einer Gastwirthschaft und das dritte durch Einrichtung zum Tanzsaal so verändert, dass die Vertheidigungsvorrichtungen nicht mehr erkennbar sind. Das oberste Geschoss ist mit dem hohen Dache vernichtet. Am Aeussern sieht man deshalb nur noch unter dem Konsolengesims eine Anzahl Schiessscharten. Das Untergeschoss

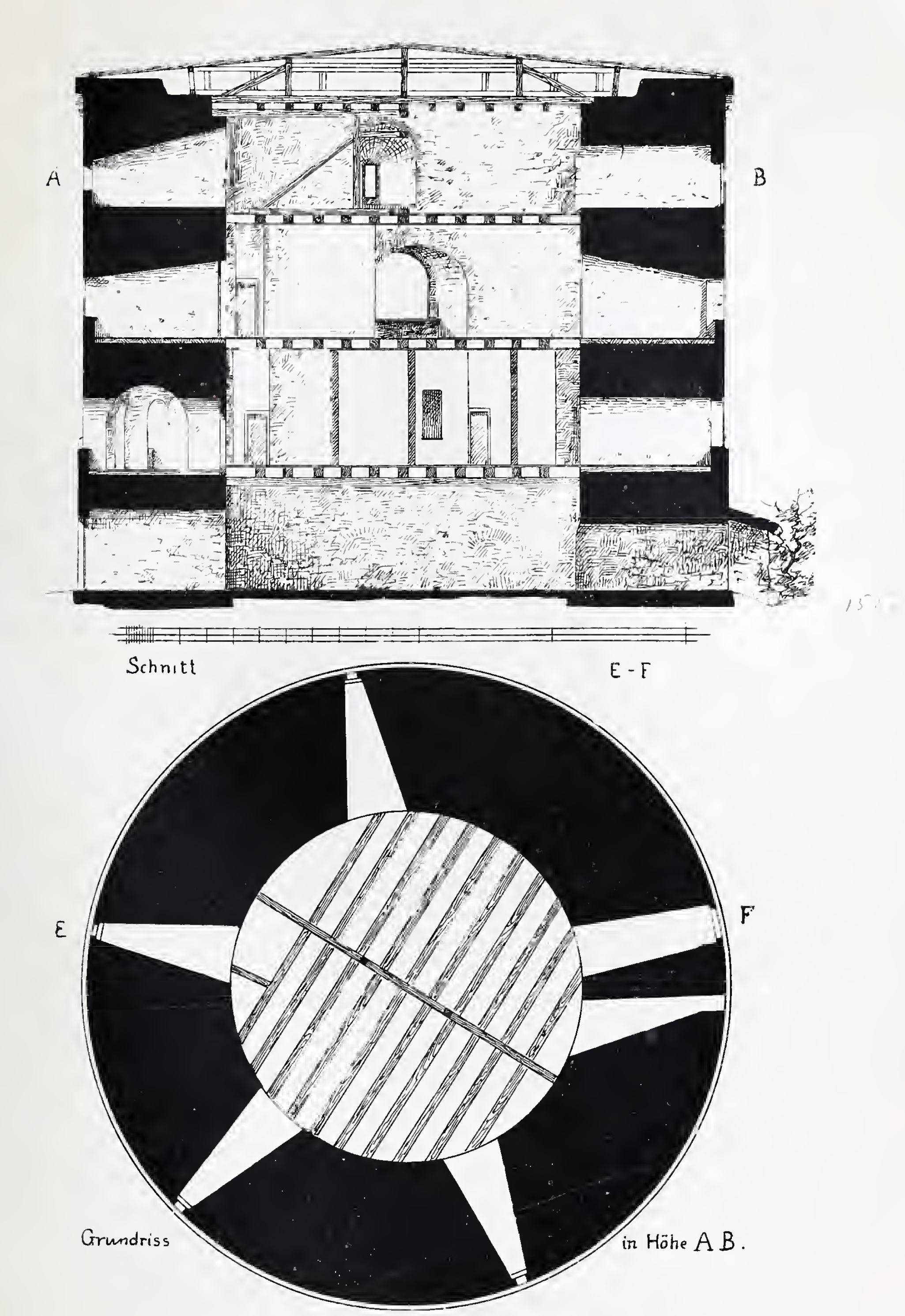


Fig. 242 und 243. Dicker Zwinger in Goslar; Grundriss, Querschnitt

enthält ausser einigen tiefen, als Vorrathsräume dienenden Nischen und Fensteröffnungen, welche schlotartig die dicke Mauer durchdringen, einen nach der Stadt gerichteten, jetzt vermauerten Ausgang, der nach aussen in einen schräg hinabführenden gewölbten Gang mündet. Dieser Gang tritt jetzt in nur $1^1/_2$ m Länge zu Tage, scheint aber früher tiefer hinab und unterirdisch nach der Stadt geführt zu haben. Denn da der Zwinger abgesondert auf dem Walle und von

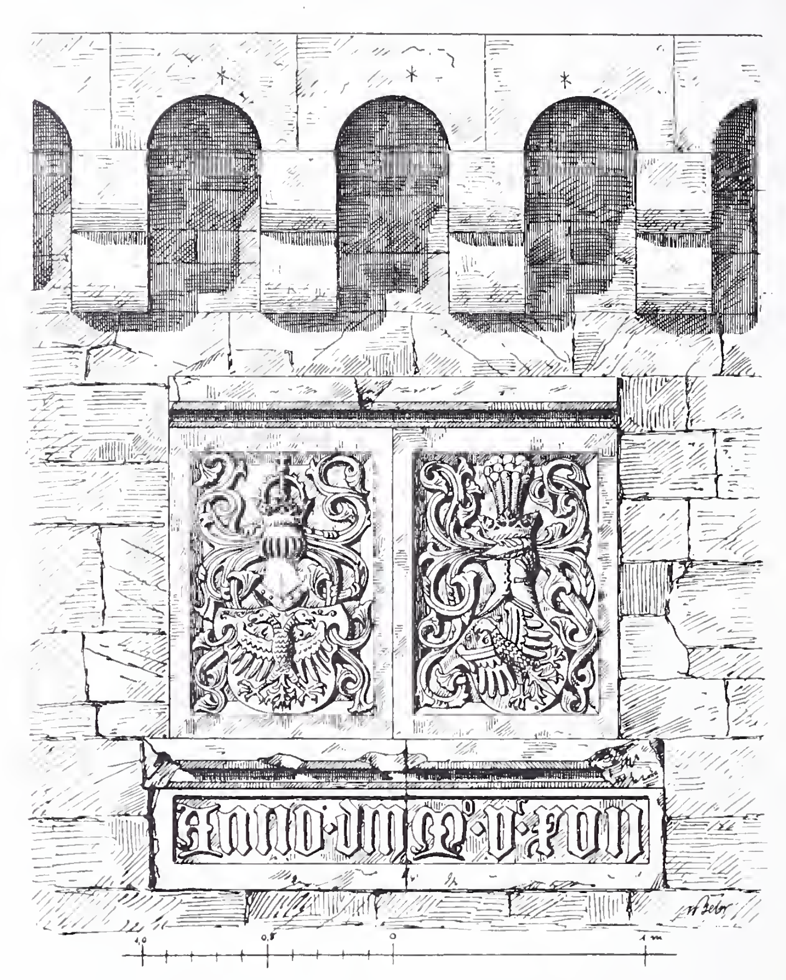


Fig. 244. Dicker Zwinger in Goslar; Wappensteine.

der Stadtmauer etwa 40 m entfernt lag, konnte die Besatzung einen geschützten Zugang zur Stadt nur in einem unterirdischen Gange gewinnen. Die einzig noch erhaltenen Schiessscharten des dritten Obergeschosses haben Vorkammern, welche nahe an der Schiessöffnung 0,70 m breit und 1,80 m hoch sind und nach innen sich auf 2,5 m Breite und 3 m Höhe erweitern. Die Schiessöffnungen selbst sind 0,60 bis 0,70 m breit und 0,90 bis 1,10 m hoch. Zwei Scharten zeigen in der Decke der Vorkammer je einen langen starken eisernen

Haken, in drei Scharten befindet sich daselbst eine 0,40 m lange Eisenstange mit Oese eingemauert, in welcher ein 20 cm im Durchmesser haltender eiserner Ring hängt. In einigen Nischen des darunter befindlichen Geschosses sieht man an den entsprechenden Stellen der Decken zwei kurz abgeschnittene Stümpfe solcher eisernen Stangen. Vermuthlich wurden an diese Ringe und Haken die Geschütze zum leichteren Richten aufgehängt.

Im zweiten Obergeschoss sind die früheren Schiessscharten zu geräumigen Nischen ausgebaut; im ersten Obergeschoss, welches von der Krone des Walles aus zugänglich ist, sind mehrere grosse Gastzimmer, daneben Küche und anderweitige Wirthschaftsräume in den dicken Umfassungswänden ausgebrochen, und es sind die als Stützen stehengebliebenen Mauertheile so planlos vertheilt, dass die Standsicherheit wegen der grossen darüber lastenden Mauermassen ernstlich bedroht erscheint.

Als einzigen Schmuck trägt der wehrhafte Bau auf der Südseite unterhalb des Konsolenkranzes zwei nebeneinander eingemauerte Wappensteine (Fig. 244) mit den schön und streng gezeichneten und sehr sauber gemeisselten Wappen des Kaiserreiches und der Stadt Goslar, von einem gothischen Hohlkehlengesims überdeckt. Sowohl der Spangenhelm über dem Reichswappen wie der Stechhelm über dem Goslarischen Wappen haben reiche Helmzier und Helmdecken, welche den Schild in schön geschwungenen Windungen umschlingen.

Unmittelbar unter den Wappensteinen ist ein gleichfalls mit Hohlkehlgesims abgedeckter Inschriftstein in die Mauerflucht eingelassen, der in erhabenen gothischen Klein- und Grossbuchstaben die Inschrift trägt: „Anno · dni M° · V^c · XVII.“ Auf einigen Rundbogensteinen über dem Wappen bemerkt man Steinmetzzeichen.

Die Stadtmauer ist an dem Thomaswall nur noch in geringer Höhe vorhanden, durch Neubauten unterbrochen und setzt dann von der Wallstrasse bis zum Schneckenberge hinter dem Kaiserhause ganz aus. Der auf dieser Strecke früher vorhandene Kaiserthurm mit dem Erzholen-Thor ist in neuerer Zeit dem Neubau einer Kaserne zum Opfer gefallen. Auch der Kramerthurm an der Wallgasse ist nicht mehr vorhanden. Hinter dem Kaiserhause bildet die Stadtmauer die nördliche Grenze des zugehörigen Gartens, dem sie gleichzeitig als Stützmauer dient. Ihre Höhe beträgt stadtseitig durchschnittlich nur 1,5 m, während die Aussenseite sich stellenweise bis zu 8 m über das Terrain erhebt.

Auf dem Stadtbild von 1732 gewahrt man in einiger Entfernung von dieser Mauer einen runden Thurm mit spitzem Dach, welcher vielleicht den Pulverthurm, „Truwernicht“ genannt, darstellt.

Die mit Epheu stark umwucherte 1,5 m starke Mauer senkt sich dann, theilweise stark verfallen, dem Abhang des Liebfrauenberges folgend, hinab bis zum Eintritt der Aghetucht, wo dieser gefährdete Punkt durch ein besonderes Schutzwerk gesichert ist. Der viereckige Mauerthurm, welcher noch in beträchtlicher Höhe heute erhalten ist, neben einem eben so hohen anschliessenden Stück der Stadtmauer über dem Einfluss der Aghetucht, geht unter dem Namen Schneiderthurm. Da nach der Ueberlieferung der diesen Namen tragende

Thurm 1818 abgetragen ist, wie oben in den geschichtlichen Nachrichten erwähnt, so ist nach dem Abbruche der Name wahrscheinlich auf den benachbarten Thurm übergegangen.

Schneiderthurm. Der jetzt noch vorhandene Rest dieser Befestigungsanlage besteht aus einem an der ausspringenden Ecke der Stadtmauer errichteten, viereckigen Thurm von nicht unbedeutender Höhe, der indessen der ehemaligen Spitze beraubt und zur Zeit mit einem Pultdache abgedeckt ist. Der nach Süden und Westen freiliegende Theil der Aussenseite ist so dicht bis oben hinauf von Epheu umwuchert, dass die Formen des Thurms nur noch im Allgemeinen erkennbar sind. Die südöstliche, zum Theil sichtbare Ecke zeigt unten etwa 3 m hoch einen an die Eckquadern angearbeiteten Rundstab mit oberem Auslauf. In der Aussenwand des anschliessenden früheren Waisenhauses ist eine mit Quadern eingefasste rundbogige Thür erkennbar. Im Innern des mit

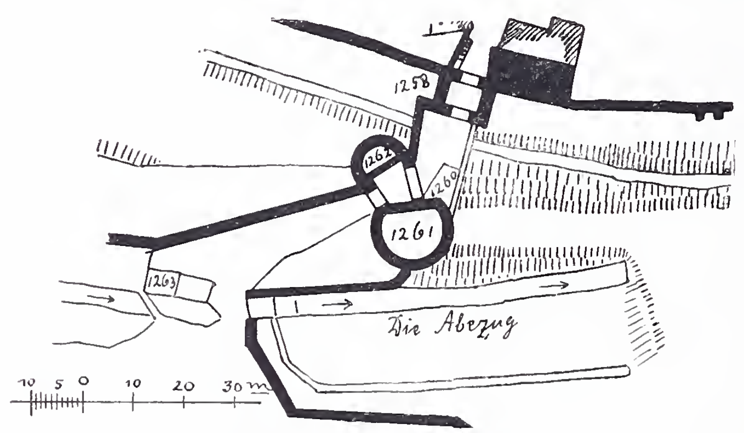


Fig. 245. Klausthor in Goslar 1804.

einem Wohnhause der Neuen Strasse verbauten Thurms sind nur die zwei oberen Geschosse noch zugänglich. Das oberste Geschoss, welches jetzt als Holzschuppen dient, enthält eine durch Ausbrechen des Schartensteines erweiterte Schiessscharte in der Westmauer, und nach Norden eine mit Sandsteingewänden und geradem Sturze versehene Thür, an welcher in den Leibungen der Innenseite noch die Löcher für den Sperrbalken und aussen der Anschlagfalz für die Thür nebst den Löchern für Haken und Schloss erkennbar sind. Die Thür führt auf den in nordsüdlicher Richtung anschliessenden Wehrgang über dem Einfluss der Aghetucht, wo einige gewöhnliche Schiessscharten sich nach dem Parcham und der Aghetucht öffnen.

Von dem Schneiderthurm ist die Stadtmauer in fast genau westlicher Richtung in Bruchstücken mit einigen Unterbrechungen noch zu verfolgen bis zu der Südmauer der Klausthorkapelle, welche selbst die Fortsetzung der Mauer bildet und im oberen Theile jetzt vermauerte Schiessscharten enthält.

Klausthor. Die ehemals stattliche und feste Thoranlage des Klausthores (Fig. 224 und 245) ist bis auf wenige geringe Fundamentreste, welche im Garten des



Fig. 246. Befestigung am Frankenberge in Goslar.

Thorhäuschens sich vorfinden, verschwunden, so dass uns nur das Landgraf'sche Bild noch eine Vorstellung davon vermittelt. Danach und auf Grund des städtischen Planes von 1804 bestand die Thorburg aus einem Aussenwerk, welches mit einem grösseren südlichen und kleineren nördlichen runden Zwingerthurm das auf trapezförmigem Grundrisse errichtete rundbogig überwölbte Aussenthor einschloss. Der grössere Zwinger überragte den kleineren nicht unbedeutend in der Höhe und war in seiner Bauart dem grossen Zwinger des Breiten Thores gleichartig, indem ein Gurtgesims in halber Höhe den Mauerkörper umgab, der unter dem Dache mit einem kräftigen rundbogigen Konsolengesims bekrönt war. In der Mauer bemerkt man eine Anzahl unregelmässig vertheilter Schiessscharten von gleicher Art wie an dem Zwinger des Breiten Thores. Der kleinere Zwingerthurm hat weder Gurtgesims noch Hauptgesims und zeigt vier Reihen Schiessscharten übereinander. Das Thorhaus zwischen den Zwingern besitzt über dem halbrunden Thorbogen einen spitzen, aus der Mauerfläche vortretenden Giebel, in dem eine Nische mit Figur, und zu deren Seiten zwei Wappenschilder erkennbar sind. Auf dem Dache des Thorhauses erhebt sich ein laternenartiger Aufbau. Dieser sowie auch die spitzen Kegeldächer der Zwinger sind mit runden Knäufen auf Helmstangen gekrönt. Links von dem Aussenwerk ist der schlichte viereckige hohe Thorthurm des Innenthores sichtbar, der ein vierseitiges Zeltdach mit krönendem Knauf, eine rundbogige Thoröffnung und unter dem Dache eine Anzahl von Schiessscharten besitzt. In dem durch Steingesims unterbrochenen Mauerkörper sind zwei Schiessscharten bemerkbar. In ganz ähnlicher Weise werden wir uns die äussere Thurmgruppe des Breiten Thores zu denken haben, von welcher jetzt nur noch der grosse Zwinger erhalten ist.

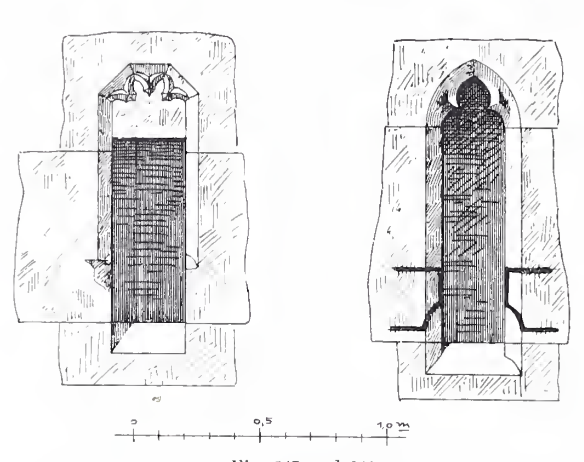


Fig. 247 und 248.
Schiessscharten an der Frankenberger Kirche in Goslar.

Mit der Feldmauer ist das Aussenwerk durch zwei Flügelmauern verbunden, von denen die nördliche den Stadtgraben, der mit Wasser gefüllt ist, begrenzt. Längs der südlichen Flügelmauer ist in dem erwähnten Stadtplan der Lauf der Aghetucht sichtbar, die unweit des Thores unter dem Walle fortgeführt ist und 50 m vor dem Schneiderthurm wieder zu Tage tritt.

Von dem Klausthore ab kann man auf einem Fusswege im Parcham bis zur Höhe der Frankenberger Kirche gelangen, indem man zur Linken den Wall und zur Rechten die Stadtmauer hat. Letztere ist auf eine lange Strecke mit den Hinterhäusern der Peterstrasse verbaut, wird aber vor der Frankenberger

Mühle frei und besitzt daselbst eine Höhe von 5 m. Sie endigt an dem bis zur Sockelschräge noch erhaltenen Fundamentrest des runden Papenthurms, der 1504 errichtet und 1869 abgetragen wurde. Jenseits des Weges, der von der Frankenberger Höhe nach dem Beek hinabführt, ist die Stadtmauer wieder 1,50 m stark und 3 m hoch vorhanden und steigt in hohen Abtreppungen, die mit starken Schieferplatten abgedeckt sind, steil bis zur Westmauer der Frankenberger Kirche auf, wo sie eine Höhe von rund 8 m erreicht. Papenthurm.

Die Westmauer der Frankenberger Kirche (Fig. 246) ist im Sinne einer Vertheidigungsmauer gestaltet und enthält ausser einer später angelegten grösseren Fensteröffnung zum Nonnenchor nur schmale Schlitzöffnungen, welche den Zweck der Schiessscharten hatten. Doch haben hier diese Scharten insofern eine von der sonst üblichen abweichende Form, als sie theils im Spitzbogen geschlossen und bei zweien auch innerhalb des Spitzbogens mit Nasenansätzen versehen sind. Die oberste im nördlichen Thurm hat einen eigenartigen Abschluss, indem der wagerechte Sturz auf seiner Stirnfläche nach dem halben Achteck vertieft ist, in dessen vier Ecken fein gearbeitete Maasswerkverzierungen eingemeisselt sind (Fig. 247 und 248). Frankenberger Kirche.

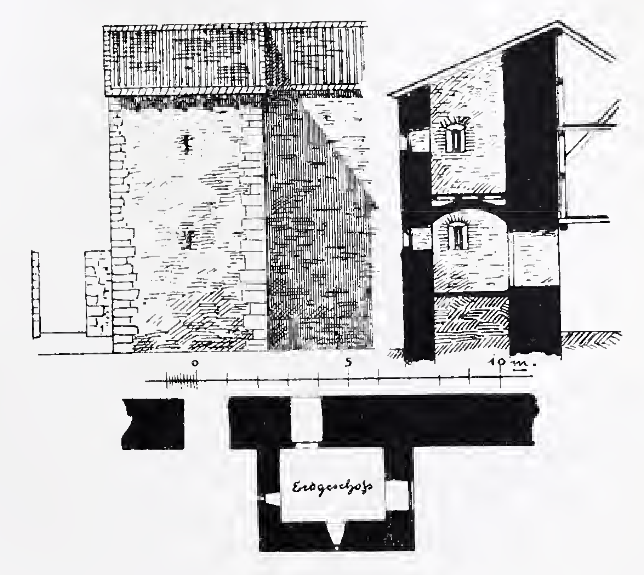


Fig. 249. Schweinethurm in Goslar.

Jenseits der Kirche ist die Stadtmauer durch eine unmittelbar an der Kirche liegende Pforte unterbrochen und steigt dann wieder von 2 m Höhe in drei mit Schieferplatten abgedeckten Staffeln bis 7 m Höhe auf, um sich an dem Fundamentreste des 1494 erbauten und 1869 abgetragenen Schmiedethurms auf 2 m Höhe zu senken. Schmiedethurm.

Von dem Schmiedethurm abwärts bis zur neuen Steinbergstrasse lässt sich die Stadtmauer ohne Unterbrechung verfolgen. Ihre Höhe beträgt auf dieser Strecke 1,5 bis 2 m und sinkt an der Steinbergstrasse auf 0,50 m herab. Jenseits der Strasse ist im Jahre 1900 ein viereckiger Thurm von 11 m Höhe nebst einer Strecke der dort ebenso hohen Stadtmauer niedergelegt worden, um für ein modernes Wohnhaus Raum zu schaffen. Der Thurm war vorher aufgenommen worden und ist in Fig. 249 in Grundriss, Ansicht und Schnitt zur Darstellung gebracht. Er trug den Namen „Schweinethurm", vielleicht Schweinethurm.

mit Unrecht, weil nach der Ueberlieferung der Thurm dieses Namens hinter den Brüdern gestanden haben soll und 1862 abgebrochen ist. Von der Steinbergstrasse aus bis zur Bäringerstrasse trägt der erhaltene Rest der Mauer denselben Charakter wie auf der vorbeschriebenen Strecke und dient hier wie auch dort als Abschlussmauer der Gärten. An der Bäringerstrasse mündet der an der Mauer entlanglaufende Fusspfad durch eine in die alte Thormauer gebrochene rundbogige Pforte auf den ehemaligen Hof des Vitithores.

Vitithor. Auch von diesem Thore (Fig. 225 und 250) giebt uns nur das erhaltene Landgraf'sche Bild eine Vorstellung, da von dem Thorwerk selbst nur ein viereckiger Rest des östlichen Halbthurms am Aussenwerk und ein Theil der Flügelmauer, welche den Thorhof nach dem Graben und Wall abschlossen, erhalten ist. Nach dem Landgraf'schen Bilde war das Hauptstück dieser Thoranlage der weit vorgeschobene grosse Zwingerthurm, welcher ganz in der Art des Breitenthor - Zwingers erbaut war und nur im Dach beiderseitig sehr unschöne grosse Ausbauten trug. Die über dem Gurtgesims bemerkbare, verzierte Kaisernische ist ähnlich wie diejenige am Achtermannsthurm des Rosenthores von zwei Wappenschildern mit Adlern darauf eingefasst. Ob wirklich beide Wappen den im Bilde gezeichneten doppelköpfigen Adler enthielten, erscheint im Vergleich zu den Wappen am Achtermann und am dicken Zwinger zweifelhaft. Der Thurm ist auf dem Bilde mit zahlreichen Schiessscharten gezeichnet. Ueber der spitzbogigen Thoröffnung erkennt man zwei Nischen, in der linken eine Figur. Der zum Theil noch vorhandene Halbthurm auf der Ostseite des Thores ist mit einem Hauptgesims gezeichnet. Von dem hinter dem Aussenwerke belegenen Innenthor, welches nach dem alten Stadtplane von 1804 aus einem viereckigen Thorthurm und einem sehr bedeutenden halbrunden Flankenthurm bestanden hat, ist auf der Zeichnung nichts zu erblicken, obwohl von dem Standpunkt des Zeichners sowohl der Flankenthurm als auch die Spitze des Thorthurms noch hätte gesehen werden können. Da der letzte Thorthurm nach vorhandenen Nachrichten 1818 abgebrochen ist, ergiebt sich, dass die Zeichnung später gefertigt sein muss.

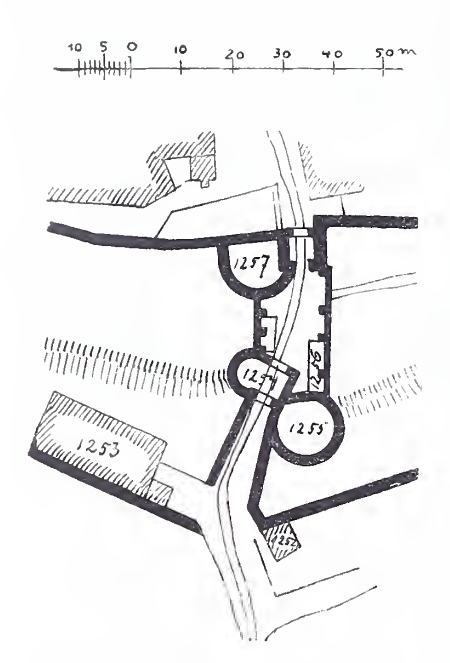


Fig. 250. Vitithor in Goslar 1804.

Von dem grossen Aussenzwinger scheint noch ein ganz geringer, aber doch bemerkenswerther Rest erhalten zu sein in dem Stück eines Wappensteines, welches in die westliche Futtermauer des Thoreinganges jetzt eingemauert ist. Es stellt den seitwärts geneigten Helm eines Wappenschildes dar mit hohem Federbusch und reich verschlungener Helmdecke. Wegen der

seitlichen Stellung des Helms und des hohen Federbusches kann der Helm nur zu dem Goslarischen Wappenschilde gehört haben; denn der Helm des Reichswappens ist, wie am Achtermann und Dicken Zwinger ersichtlich, geradeaus gerichtet und trägt die Kaiserkrone.

Von einem andern Bildwerk, welches bei der Grundlegung eines Neubaues in der Nähe gefunden wurde, ist schon oben gesprochen. Dasselbe stellt einen gekreuzigten Mann in einer mit Sternen geschmückten Nische dar und wird gegenwärtig in der Privatsammlung des Herrn Fenkner aufbewahrt.

Die Strecke der Stadtmauer zwischen dem Vitithor und der Neuwerkskirche ist noch stückweise und auf der Grenze des Klostergartens in ansehnlicher Höhe erhalten. Sie schliesst auf dem Plane von 1804 ähnlich wie bei der Frankenberger Kirche an die Westmauer der Neuwerkskirche an. Hier ist jedoch im Gegensatz zur Frankenberger Kirche auf die Vertheidigungsfähigkeit der Kirche keinerlei Sorgfalt verwendet, namentlich erscheint die nördliche Langfront der Kirche in so sorgloser Weise mit Fenstern, sogar mit einem breiten stattlichen Portale versehen, dass die Sicherheit der Stadt an dieser Stelle durchaus unzweifelhaft sein musste. In der That sieht man auf einem im Huldigungszimmer des Rathhauses aufbewahrten alten Stadtbilde von 1732 die Stadtmauer so um die Kirche herumgeführt, dass diese ganz innerhalb der Befestigung liegt. Für das frühere Aussehen des Rosenthores geben sowohl das vorhandene Landgraf'sche Bild (Fig. 226) als auch die noch erhaltenen bedeutenden Reste guten Anhalt und der alte Stadtplan eine sichere Grundlage. Nach dem letzteren bestand das Aussenwerk ganz wie beim Vitithor und Klausthor aus einem von einem grossen und einem kleineren Thurme eingefassten Thorhause (Fig. 251). Dahinter schlossen hohe Flügelmauern einen Thorhof ein, von dem aus das aus einem viereckigen Thorthurm und daneben liegenden halbrunden Flankenthurm bestehende Innenthor nach der Stadt führte. Von dieser Anlage ist noch erhalten der grosse Aussenzwinger, „Achtermann" genannt, die östliche Flügelmauer mit den hohen Nischen und die Hälfte der westlichen Flügelmauer mit einer Ecke des inneren Thorthurms. Diese letztgenannte Mauer ist in den siebziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts durch den Architekten Luer mit Wehrgang und Treppenaufgang wieder hergestellt worden (Fig. 252).

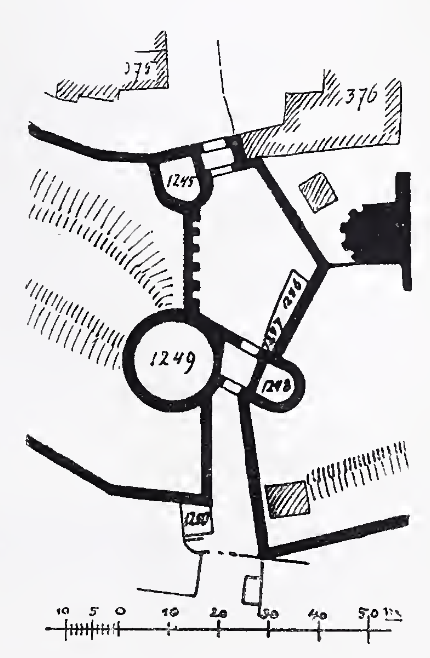


Fig. 251. Rosenthor in Goslar 1804.

Rosenthor.

Auf dem Landgraf'schen Bilde ist der grosse Aussenzwinger ohne das hohe Dach und den Konsolenkranz dargestellt, ja, auf der obern Plattform sind

bereits drei grosse Bäume gezeichnet. Das hohe Dach muss demnach schon mehrere Jahrzehnte vor Entstehung des Bildes beseitigt worden sein, so dass sich ein derartiger stattlicher Baumwuchs auf dem Gemäuer bilden konnte. Nach der Ueberlieferung ist das hohe Dach im Anfange des XIX. Jahrhunderts abgetragen. Von dem äusseren Halbthurm, der den Namen Schusterthurm trug, wird berichtet, dass er 1827 abgebrochen sei. Da dieser Thurm auf dem Landgraf'schen Bilde nicht mehr dargestellt ist, so muss dieses später gefertigt sein, also etwa um 1830. Damit stimmt auch, dass der halbrunde Flankenthurm des Innenthores, welcher erst 1853 abgebrochen ist, noch im Bilde erscheint.

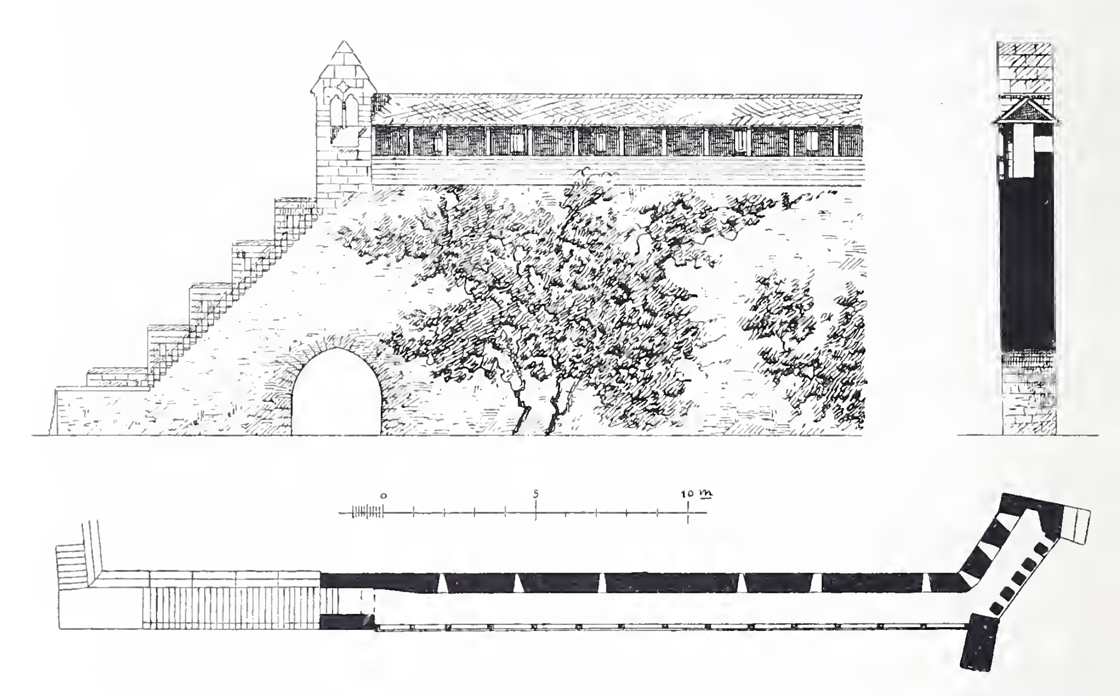


Fig. 252. Wehrgang am Rosenthor in Goslar.

Auffällig ist auf letzterem, dass die darauf gezeichnete Strasse zum Rosenthor um den äusseren Thorthurm herum und nicht durch ihn hindurchgeführt ist. Es ist dies vielleicht ein Beweis für die Enge der Passage, welche oben als Ursache für die allmähliche Umgestaltung des Rosenthores angeführt worden ist und 1827 zum Abbruch des Schusterthurms Veranlassung gab, so dass nach dessen Beseitigung die Strasse über die Stelle, die dieser Thurm vorher einnahm, geführt wurde. Dass die Klage über die enge Passage nicht unberechtigt gewesen ist, erhellt auch aus dem Grundriss des Thores im alten Stadtplan, auf welchem die Strasse im Aussenthor einen scharfen Knick macht und jenseits des Thores auf zwei eingebaute Häuser trifft, wodurch dem Verkehr mit Langholz, der hierorts sehr stark ist, die grössten Schwierigkeiten bereitet wurden.

In Bezug auf Einzelheiten ist bei der Landgraf'schen Darstellung ein Steinbild am äusseren Thorhause bemerkenswerth; vermuthlich ist es dasselbe

Muttergottesbild, welches jetzt in einer Nische an der Westseite des Zwingers steht. Es wäre dies der einzige noch vorhandene Rest von dem früheren Bestande der oben erwähnten Thorkapellen. Den jetzigen Lageplan zeigt Fig. 253.

Der zum grössten Theile noch erhaltene Zwingerthurm (Fig 254 bis 257) ist in den drei unteren Stockwerken derartig zum Zwecke des Gastwirthschafts- und Hotelbetriebes umgebaut, dass in diesen von den ursprünglichen Vertheidigungsanlagen nichts mehr zu erkennen ist. Der in der beigefügten Abbildung dargestellte Grundriss des ersten Obergeschosses ist noch vor dem letzten Umbau aufgenommen,

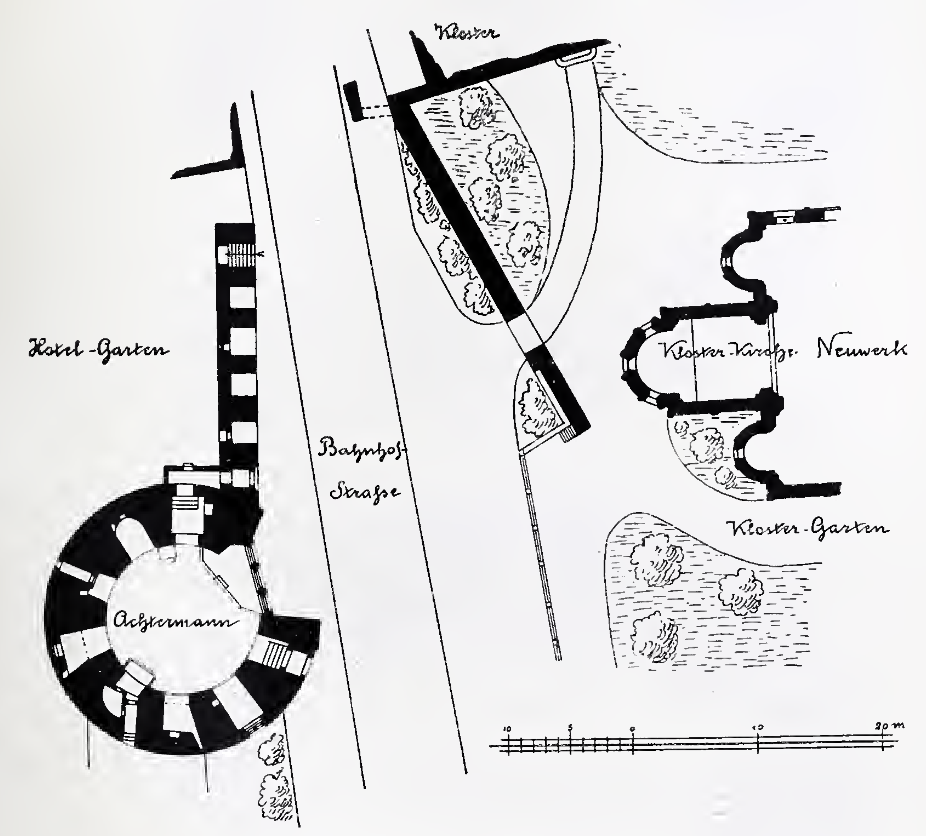


Fig. 253. Rosenthor in Goslar; Lageplan.

und sind darin noch vier Schiessscharten in ihrer ursprünglichen Form zu erkennen. Dagegen gewährt das dritte Obergeschoss trotz der störenden Einbauten noch ein treues Bild des alten Zustandes der Schiessscharten. Es sind noch acht Stück derselben von verschiedener Form vorhanden. Die grössten haben aussen eine Weite von 0,94 m und 0,35 m Höhe und erweitern sich nach innen zu 2 m Breite und 3 m Höhe. Die Ecken sind mit Quadern eingefasst. In der flach gewölbten Decke befindet sich eine Oeffnung zum Abzug des Pulverdampfes, und in einzelnen Nischen sind seitlich Löcher bemerkbar für das Querholz, auf welches die Büchsen aufgelegt wurden.

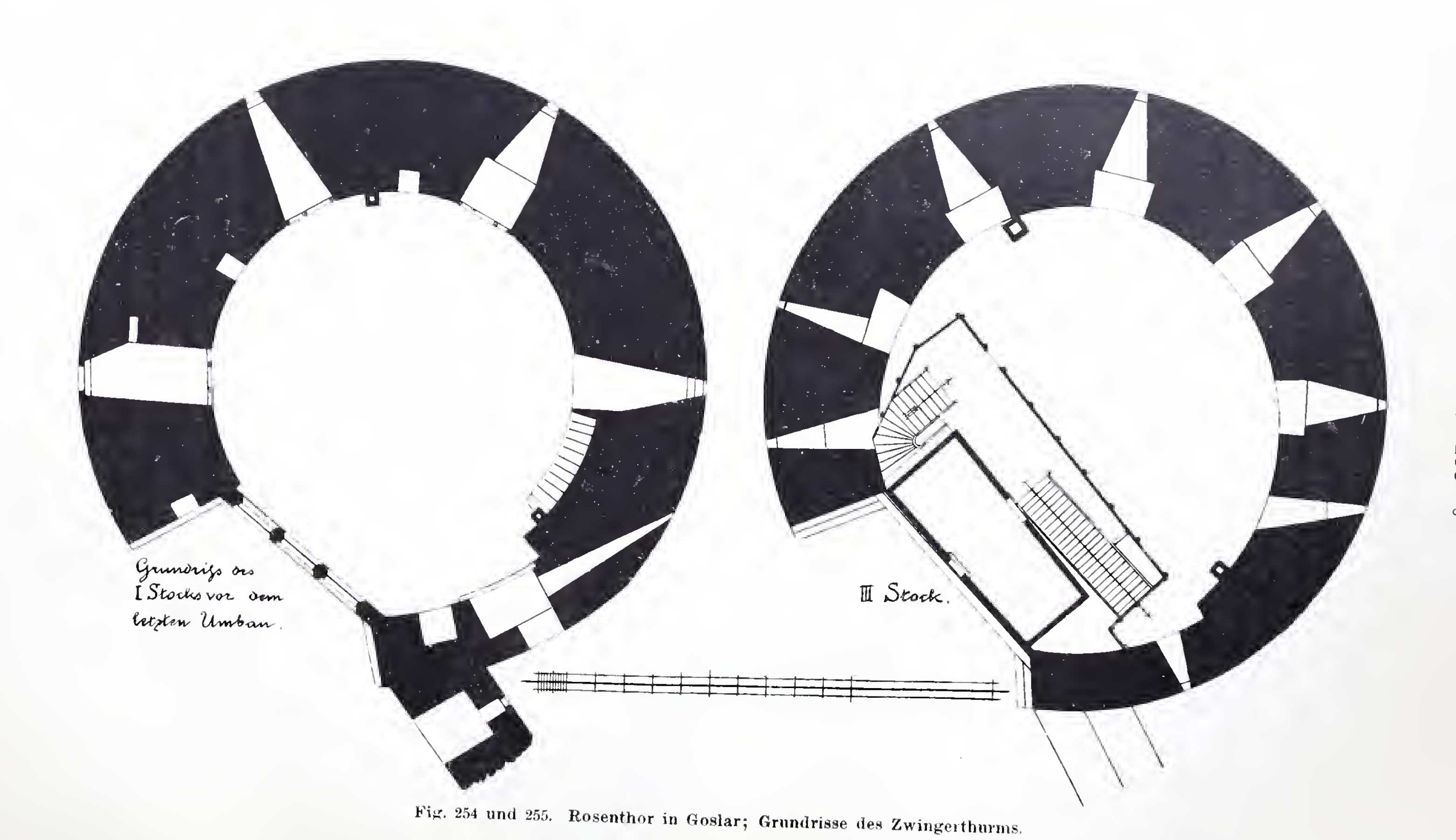


Fig. 254 und 255. Rosenthor in Goslar; Grundrisse des Zwingerthurms.

Im Aeussern zeigt der aus unregelmässigen Bruchsteinen aufgeführte Bau, welcher einen Durchmesser von 22 m besitzt, bei 4,90 m Mauerstärke und 16 m Höhe des alten Mauerwerkes, keine andere Kunstform als ein vielfach unterbrochenes, gothisches Hohlkehlgurtgesims. Um so mehr Beachtung verdient der bedeutungsvolle Schmuck, welcher an der Nordseite des Thurms über dem Gurtgesimse angebracht ist und aus einer Figurennische besteht. Sie wird von

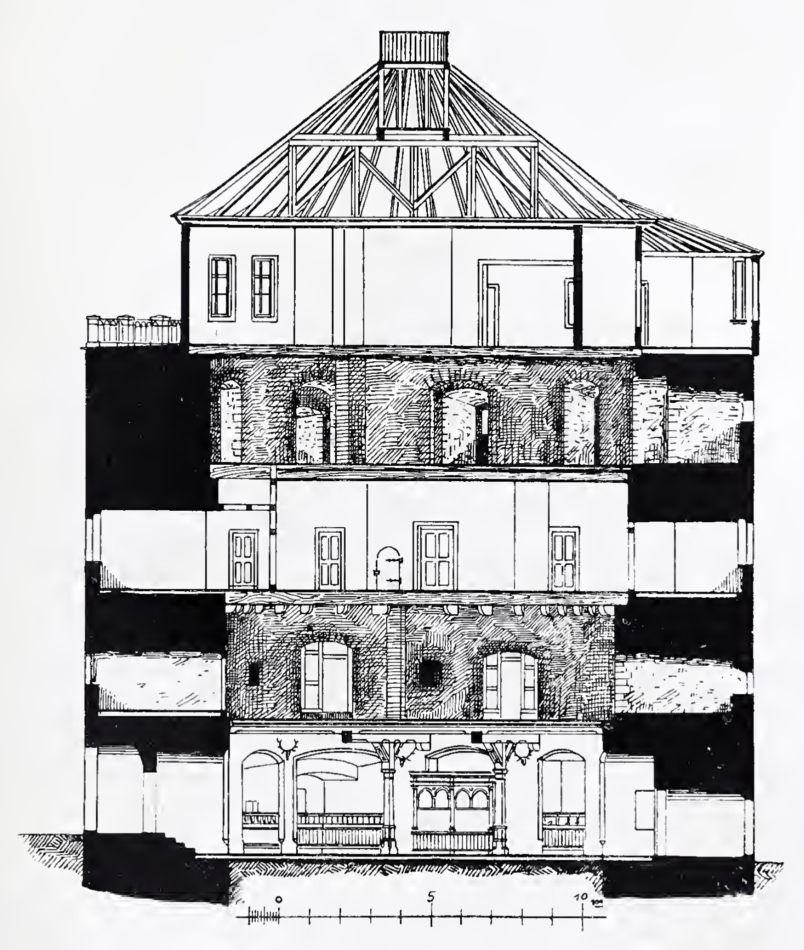


Fig. 256. Rosenthor in Goslar; Querschnitt des Zwingerthurms.

einem krabbenbesetzten Kielbogen mit Kreuzblume überdeckt und von zwei über Eck gestellten Fialen eingefasst (Fig. 258). Innerhalb dieser Einfassung befinden sich zwei Rundstäbe, die im Scheitel der Nische in reiche Verzierungen auslaufen. In der Nische steht die geharnischte Figur eines Kaisers mit langem Mantel umhüllt und mit einer zackigen Krone auf dem langlockigen bartlosen Haupte; in der aus Eisenblech ergänzten Linken ruht ein (ebenfalls ergänzter) Reichsapfel, die Rechte hält einen glatten Eisenstab. Am Sockel der Figur bemerkt man ein Steinmetzzeichen. Dasselbe Zeichen findet sich auch

auf den zu beiden Seiten der Nische in die Mauer eingelassenen Wappensteinen, die auf gothisch profilierten Konsolen aufsitzen und oben je einen Inschriftstein tragen. Links vom Beschauer, heraldisch rechts, ist der doppelköpfige Reichsadler auf dem aufrecht stehenden Wappenschilde dargestellt. Der geradeaus gerichtete Spangenhelm ist mit hoher Bügelkrone und reicher, den



Fig. 257. Rosenthor in Goslar.

Schild freilassender Helmdecke versehen. Der Inschriftstein darüber trägt in erhabener gothischer Kleinschrift die Worte: Anno · dni · Der andere Wappenstein ist gleichartig behandelt, nur ist der den Goslarschen Adler tragende Schild dem Reichswappen zugeneigt und der Stechhelm mit hohem Federbusch ebenfalls dem Reichswappen zugekehrt. Der Inschriftstein darüber trägt die Jahreszahl M · CCCCCI · Die im geschichtlichen Theile erwähnte urkundliche

Angabe, nach welcher dieser Zwingerthurm 1508, der Achtermann 1501 errichtet ist, lässt sich mit der Zeitangabe an der vorstehend beschriebenen Bildnische nur dadurch in Einklang bringen, dass die ganze Bildnische nebst den Wappen nach

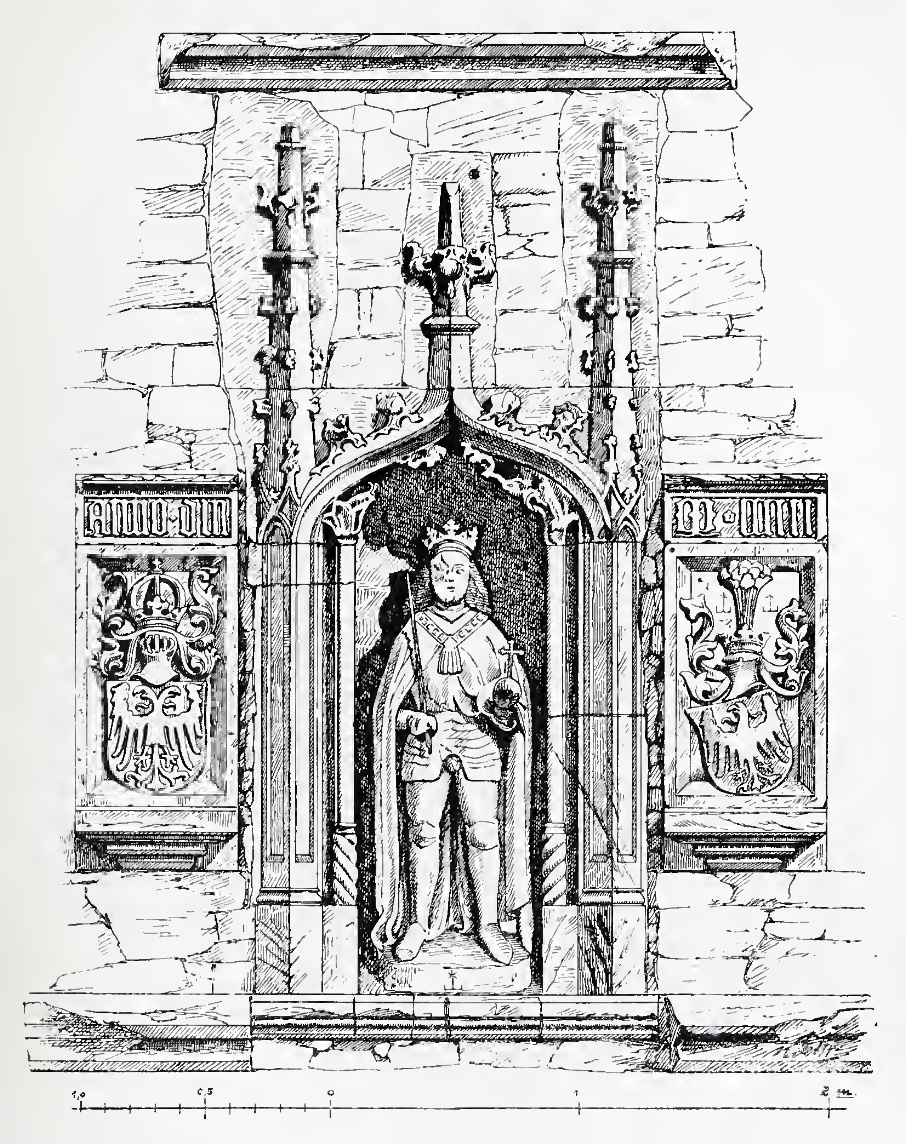


Fig. 258. Rosenthor in Goslar; Bildnische am Zwingerthurm.

Abbruch des Achtermannes im Rosenthorzwinger eingemauert ist. Die starken Beschädigungen an den einzelnen Stücken machen diesen Vorgang nicht unwahrscheinlich. Auf der Westseite ist ein Theil des Mauerringes ganz ausgebrochen und daselbst eine mehrgeschossige Fenstergruppe gothischen Stiles neuerdings eingefügt.

Die östliche an den Thurm anschliessende Flügelmauer hat auf der Innenseite sechs hohe Nischen, in denen ebenerdig kleine Schiessscharten angebracht sind. Die Mauer trägt gegenwärtig einen neuzeitlichen eingeschossigen Fachwerkaufbau. Die gegenüberliegende westliche Flügelmauer vor Neuwerk ist an der Strassenseite bis zum Dache dicht mit Epheu umwuchert. Auf der Graben-

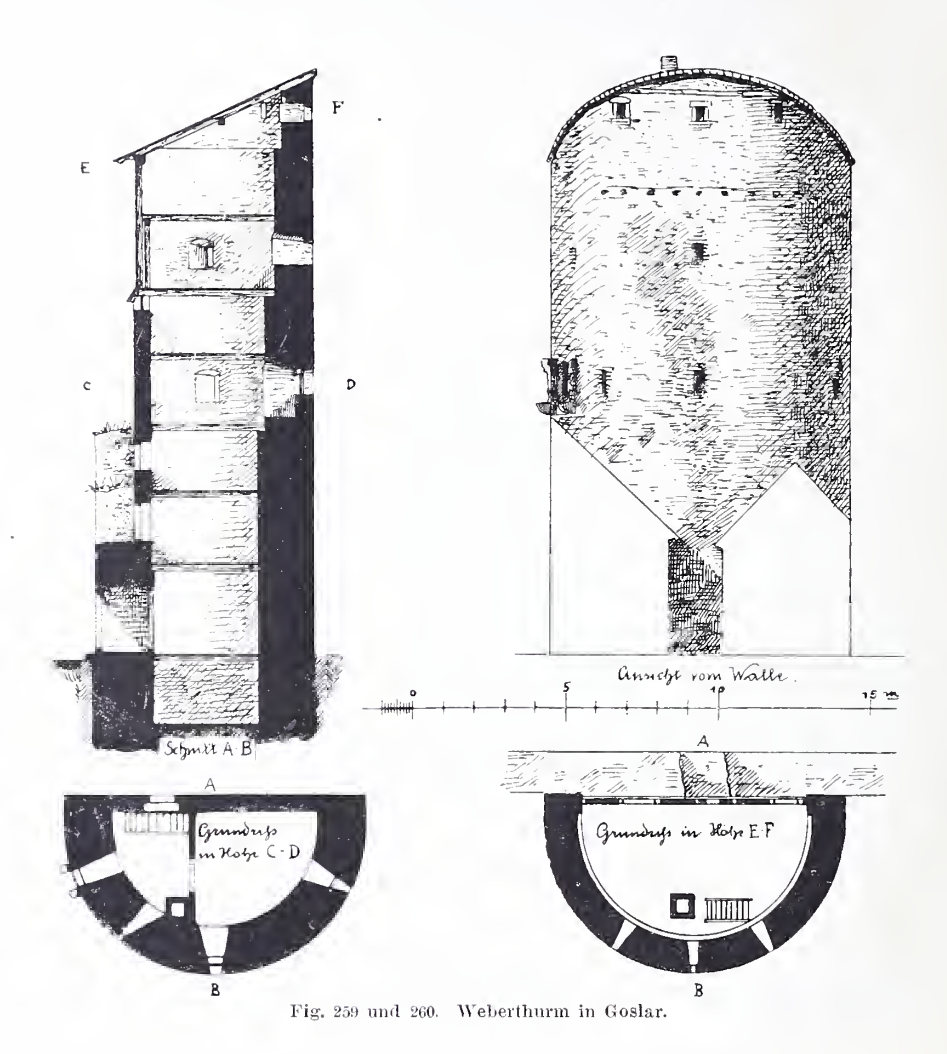
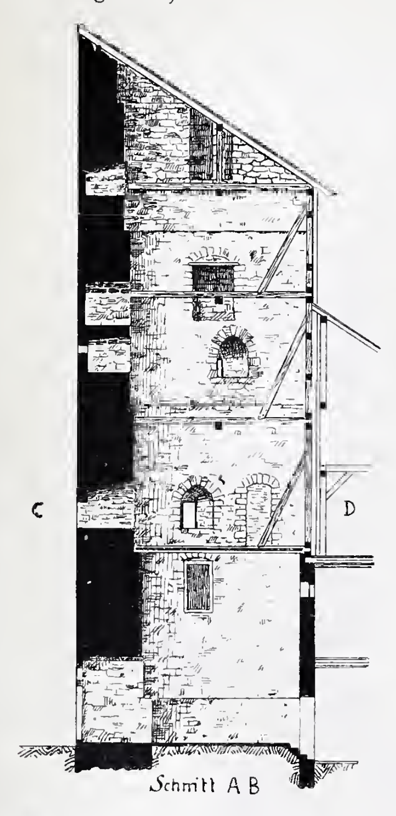


Fig. 259 und 260. Weberthurm in Goslar.

seite ist, wie oben erwähnt, vor einigen Jahrzehnten der alte Wehrgang wiederhergestellt und durch eine auf derselben Seite angebrachte Steintreppe zugänglich gemacht; diese Treppe, ebenso wie die staffelförmige Brüstung derselben, das zierliche Thürmchen am Eingange in den Wehrgang und auch das darunter in die Mauer eingebrochene spitzbogige Thor sind der Phantasie des Wiederherstellers entsprungene Zuthaten. Der Zugang zum Wehrgange ist jedenfalls nicht an dieser, den feindlichen Geschossen ausgesetzten Stelle, sondern in einem der angrenzenden Thürme gewesen. Auch die aus Holz hergestellte Aussenseite

des erneuerten Wehrganges wird ursprünglich einen besseren Schutz gegen die feindlichen Geschosse gehabt haben als die niedrige schwache Bretterplanke (siehe Fig. 252).



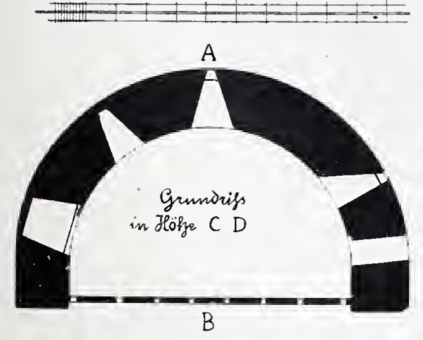


Fig. 261. Teufelsthurm in Goslar.

Auf der letzten Strecke der Befestigungsanlage zwischen dem Rosenthore und dem Breiten Thore ist von der Stadtmauer so gut wie nichts mehr erhalten, aber zwei Halbthürme bezeichnen noch die Richtung, in welcher die Mauer lief.

Etwa 100 m vom Rosenthor entfernt erhebt sich der kleinere der beiden Thürme, der Weberthurm, (Fig. 222, 259 und 260) auf einem halbkreisförmigen Grundriss von 9,80 m Durchmesser bis zu 19 m Höhe. Kein Gesims und keine sonstige Kunstform beleben den schlichten Bruchsteinbau aus rostbraunem Spiriferensandstein. Stadtseitig klebt an dem Thurme noch ein 7 m hohes Stück der alten Stadtmauer in 1,50 m Stärke, gegen welche der Thurm später stumpf angebaut ist. Darüber ist die früher vermuthlich offene Hinterseite des Thurms mit einer schwachen Bruchsteinmauer und oben mit beschiefertem Fachwerk geschlossen. Jetzt enthält der Thurm sechs Geschosse von 2 bis 3 m Höhe. In der Hälfte des siebenten Geschosses ist er mit einem beziegelten Pultdache abgedeckt. Das Innere ist bis obenhin zu Wohnungen nothdürftig eingerichtet, ohne dass wesentliche Aenderungen an den Schiessscharten, welche ohne Anwendung von Quadern hergestellt sind, vorgenommen wurden. Auf der Ostseite sieht man in halber Höhe die Reste eines ausgekragten Aborts. Die kunstlose Bauart lässt auf ein hohes Alter des Thurms schliessen. Weberthurm.

Dem Weberthurm sehr ähnlich, nur in etwas grösseren Maassen, ist der 110 m von ihm entfernt stehende Hagel- oder Teufelsthurm (Fig. 221 und 261) erbaut. Derselbe hat in dem halbrunden Grundriss einen Durchmesser von 13,15 m und eine Höhe von 24 m. Von der Stadtmauer, an welcher der Thurm früher angebaut war, ist keine Spur mehr an dieser Stelle vorhanden. Bis zu der erhaltenen Höhe besass der Thurm früher, nach den Mauerabsätzen zu urtheilen, fünf Geschosse, vom sechsten ist nur noch ein kurzes Stück dicht unter der First des beziegelten Pultdaches erhalten. Jetzt sind darin ohne Rücksicht auf Hagel- oder Teufelsthurm.

die Mauerabsätze ausser einem neu ausgebauten Keller- und dem Dachgeschoss vier Stockwerke eingebaut, von denen jedoch die obersten zwei und das Dachgeschoss nur offene Balkenlagen haben. Die Stärke der halbrunden Aussenmauern beträgt unten 2,5 m, oben unter dem Dache 1,4 m. Mit Ausnahme des Kellers und des Erdgeschosses, welche noch unter der Wallkrone liegen, enthält jedes der früheren Geschosse Schiessscharten mit geräumigen Vorkammern, welche meist in Form eines Dreiecks überwölbt sind. Zur Einfassung der Schiessöffnungen sind nur vereinzelt Quadersteine verwendet.

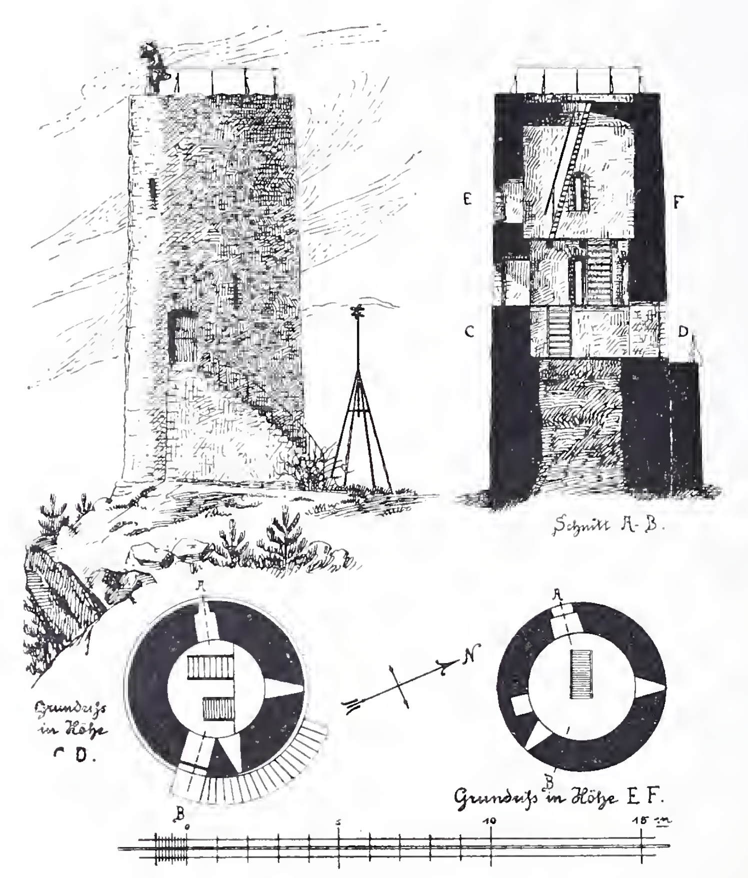


Fig. 262 und 263. Warte auf dem Sudmerberge bei Goslar.

An der Aussenseite ist in der Mitte der oben erwähnte Inschriftstein eingemauert. Dieser Thurm soll, wie in dem geschichtlichen Theil bemerkt ist, 1280 erbaut sein. Der Bauart nach ist dies hohe Alter des Thurms nicht unwahrscheinlich.

Von dem mit dem Namen „der Achtermann" bezeichneten Zwingerthurm auf dem Walle zwischen dem Teufelsthurm und dem Breiten Thore, der auf dem Merian'schen und auch auf dem Stadtbilde von 1732 noch gezeichnet

ist, findet sich jetzt keine Spur mehr. Der Name aber ist auf den grossen Zwinger des Rosenthores übergegangen.

Zu den Befestigungen der Stadt müssen auch die ausserhalb belegenen kleinen Thürmchen auf dem Sudmerberge und der sog. Maltermeisterthurm auf dem Rammelsberge hinzugerechnet werden.

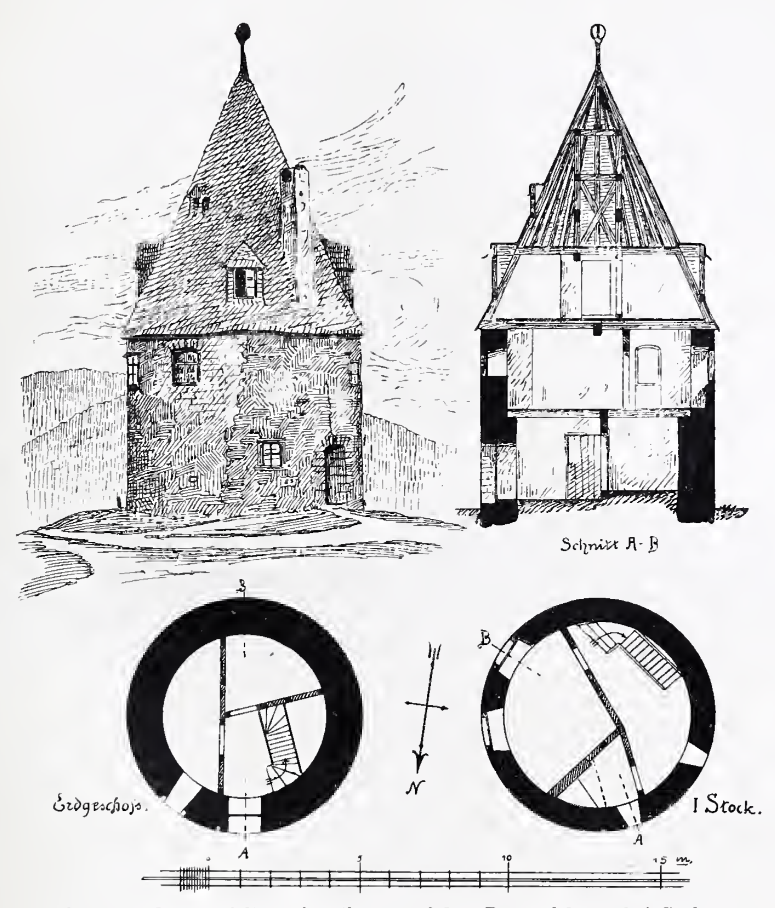


Fig. 264 und 265. Maltermeisterthurm auf dem Rammelsberge bei Goslar.

Das erstere (Fig. 262 und 263) ist ohne Gesimse und Kunstformen aus Bruchsteinen errichtet, 13 m hoch, mit einem unteren Durchmesser von $5\,^1/_2$ m. Der untere Theil ist 4 m hoch mit Erde gefüllt. Im oberen Theil befinden sich in zwei Stockwerken sechs Schiessscharten, von denen zwei zu Fenstern erweitert sind. Das Thürmchen ist mittelst einer neuerdings aussen angebauten, mit Eisengeländer versehenen Steintreppe durch eine 4 m über dem Terrain liegende Thür zugänglich und oben mit einer flachen Kuppel abgedeckt. Die obere Plattform ist mit schmiedeeisernem Geländer umgeben. Der Bau entbehrt jeder Kunstform.

Warte auf dem Sudmerberge.

Maltermeisterthurm.

Der Maltermeisterthurm auf dem Rammelsberge (Fig. 264 und 265) ist nach Art der Zwingerthürme erbaut, aber nur 6 m bis zur Dachtraufe hoch, auf einem 8 m im Durchmesser haltenden kreisförmigen Grundriss. Das spitze beschieferte Kegeldach ist 9 m hoch, mit grossen und kleinen Dachgauben nebst einem weiss getünchten Schornstein versehen und mit einem Kupferknauf auf bleibeschlagener Helmstange bekrönt. Das Innere ist zu einer Wohnung eingerichtet, wodurch alle früher etwa vorhandenen Vertheidigungsvorrichtungen verwischt sind.

Im äusseren Mauerwerk tragen drei Steine die Jahreszahl 1827, 1837 und 1851. Eine Höhenmarke zeigt 419, 846 m über NN. an.

Einen sehr guten Ueberblick über den Zustand der Befestigung Goslars gewährt ein im Huldigungssaal des Rathhauses aufbewahrtes Bild vom Jahre 1732. Dasselbe ist vom Steinberge aus aufgenommen und zeigt auf der dem Beschauer zugekehrten Seite noch die ununterbrochene Linie des Walles nebst der dahinter liegenden, mit Schiessscharten dicht besetzten Stadtmauer. An der im Bilde stellenweise sichtbaren, südlichen Mauer erkennt man auf der Innenseite den hölzernen Wehrgang mit dem Schieferdach darüber. Von den 182 Thürmen, welche nach der Ueberlieferung einstmals den Mauerkranz belebten, sind allerdings nur noch wenige sichtbar, dagegen erscheinen die Thore noch wohlerhalten. Auch sind der Achtermann zwischen Rosenthor und Breitenthor, der Kötherthurm, das hohe Dach des Dicken Zwingers, das Kaiserthor, der Truernicht und die beiden Zwingerthürme im Norden und Süden der Frankenberger Kirche noch unversehrt dargestellt. Unter dem Bilde, welches 1,07 m lang, 0,40 m hoch, in Kupferstich hergestellt und mit einigen Farben bemalt ist, sind 39 Gebäude besonders mit Nummern bezeichnet und benannt. In der rechten unteren Ecke steht der Name des Verfertigers Christian Andreas Schmidt-Goslar 1732.

IV. Das Rathhaus.

Litteratur: Ueber die Malereien besonders Gustav Müller-Grote, Berlin 1892. Ueber das Evangeliar: Jahrbücher der Königl. Preussischen Kunstsammlungen 1898 (Dobbert); daneben Bertram: Geschichte des Hochstifts Hildesheim 1898; Thode, Malerschule in Nürnberg, Frankfurt 1891. — Ueber das Rathhaus: Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, III; derselbe, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen, III; Lotz, Kunst-Topographie Deutschlands, I; Handbuch der Architektur, vierter Theil, 7. Halb-Band, S. 16; vergl. ausserdem die Register der Zeitschrift des Vereins für Harzgeschichte.

Quellen: Archiv und Registratur in Goslar; Staatsarchiv in Hannover; MSS. in den Bibliotheken zu Göttingen, Wolfenbüttel und Hildesheim; Gosl. Urk.-Buch I—III und ff.; handschriftl. Nachlass Erdwins v. d. Hardt; Goslarisches Wochenblatt. Zu den Malereien: Philippus de Barberiis, Opuscula ed. I., 1481 (Hofbibliothek in Wien); II. 1483. Hartmann Schedel: Liber Chronicarum 1493 u. A.

Geschichte.

Nach ihrer Weise Wahrheit und Dichtung vermengend, fabuliert die Goslarische Chronik, der die heimischen Historiker Glauben schenken, über die Entstehung des Rathhauses etwa Folgendes: In der Zeit, als Goslar entstanden, hätte der Baugrund dem sumpfigen Waldboden, in dem noch kein Bett für das vom Berge niederströmende Gosewasser gewesen wäre, mühevoll abgerungen werden müssen, und erst, als Menschenhände den Bach eingedämmt und den plötzlichen Fluthen in der tiefsten Mulde des Thales einen breiten Aquäduct („Aghetucht") verschafft hätten, wäre das Thal bewohnbar gewesen. Aber noch lange nachher wäre in der Mitte des Ortes, unterhalb der Marktkapelle, ein tiefer Morast („palus") gewesen, in dem von zwei Seiten her die Beeke („Rivus") zusammengeflossen wäre. Nur das Geklapper einer Mühle hätte die Niederung belebt. Als aber der Kaiser Lothar den Bürgern hätte ein Rathhaus bauen wollen, wäre der Sumpf zugeschüttet und so weit trocken gelegt worden, dass nur ein offenes Bett für einen nach der Fischemengerstrasse zu laufenden Arm der Gose dageblieben sei. Das von dem Kaiser neu erbaute Rathhaus sei, ehe es noch vollendet gewesen, bei dem grossen Brande der Stadt 1137 eingeäschert und erst vom Kaiser Friedrich I. prächtiger neu wiederhergestellt (1184). An

dieser Ueberlieferung möchte, von der Entstehung des Marktplatzes abgesehen, soviel richtig sein, dass der Kaiser Lothar der neuen Stadt mit dem neuen Stadtrathe auch ihr erstes Stadthaus geschenkt hat, dasselbe, das in der Urkunde 1188 als lobium fori erscheint und wohl noch dasselbe ist, wie das Rathhaus, das 1269 domus communitatis (Gemeindehaus) und 1277 domus consulum (Rathhaus) heisst. Möglich ist, dass die genannte Marktlaube anfangs nichts anderes gewesen ist, als was der Name besagt und dem Inhalt der Urkunde nicht widerspricht, nämlich eine bedeckte Markthalle, die zugleich als Gerichtslaube diente. Aber die Geschichte der Stadt, deren politische Selbstständigkeit unter Lothar anhebt, legt näher, nach dem gewöhnlichen Gebrauche des Wortes unter lovene = loube schon ein Stadthaus zu verstehen, das dann, wenn die sonst nicht weiter bezeugte Ueberlieferung von einem Neubau unter dem Kaiser Friedrich I. Berücksichtigung verdient, um 1180 vergrössert worden ist.*) Deutlicher hervor tritt das Rathhaus in den Urkunden erst nach 1300, ohne aber etwas über seinen Bau zu verrathen; nur wird angegeben, dass die Laube nach dem Gemeinen Markt (commune forum 1290) hin gelegen habe. Wir dürfen uns indess mit der Chronik kein grosses Gebäude darunter vorstellen, da die Stadthäuser jener Zeit gemeiniglich nur klein waren. Es wird richtiger sein, nach anderwärtigen Mustern, es im Bauplane mit dem älteren Theile des jetzigen Rathhauses, dem Arkadenbau, etwa gleichzustellen, sodass es also unten den Keller, darüber die zu Markt- und Gerichtszwecken dienende Laube und im oberen Stocke die als offene Laubenhalle gebaute Diele mit Sälen für Rath und Gilden enthalten hat. Die obere Halle wurde bei allen festlichen Gelegenheiten benutzt, hohe Gäste wurden hier willkommen geheissen, Bankett und Tanz abgehalten; auch wurden hier alle feierlichen Verträge der Stadt abgeschlossen. Woher v. d. Hardt die Nachricht hat, dass vier Räume im Obergeschoss gelegen hätten: ausser der Rathsstube eine Rüstkammer („arcuarium"), eine Steuerstube („sturarium") und ein „Paradies" (carcer), ist unbekannt; die von ihm beigebrachte Urkunde von 1269 ist gefälscht, und damit die ganze Ueberlieferung mehr als verdächtig. Was unter der angeblich 1300 angebauten „Rotunde" verstanden sein mag, ist nicht mehr mit Sicherheit auszumachen. Denn an die Stelle des alten Rathhauses trat um die Mitte des XV. Jahrhunderts der noch vorhandene Neubau, der trotz der umfangreichen Veränderungen und Erweiterungen sich noch gar wohl in dem Gebäude wiedererkennen lässt und die charakteristische Bauart der gleichzeitigen niedersächsischen Rathhäuser verräth. Eine sehr hässliche Veränderung erfuhr die Vorderseite des Gebäudes im Jahre 1634, indem die obere Laubengallerie weggebrochen und durch geschmacklose Fenster ersetzt wurde. Die seit 1896 mit der Wiederherstellung des Rathhauses beschäftigte städtische Verwaltung liess nach dem Plane des Stadtbaumeisters Wolkenhaar die Front ausbauen, die bei dieser Gelegenheit auch die noch vorhandenen spitzbogigen Fenster erhielt.

*) Wir sind nicht ohne Bedenken der Goslarischen Ueberlieferung gefolgt, weil die Annahme eines so hohen Alters für das erste „Rathhaus" in Goslar kaum Glauben verdient. Aber was soll man sich unter der „lovene" anders als eine Art Markt- oder Stadthalle vorstellen?

Die „Diele“, 1660 (?) durch eine sternenbemalte Holzdecke nach oben verschlossen, harrt noch ihrer Wiederherstellung und künstlerischen Ausschmückung. Von den vier auf der „Diele“ hängenden Kronleuchtern stammen zwei aus dem Dome; in dem einen derselben, einer Messingarbeit des XV. Jahrhunderts, die nach der Zahl der zwölf Apostel mit zwölf Armen geschmückt ist, ist die Madonna von Prof. Hallbrecher in München nach einem Muster in der Sammlung des Direktors v. Heffner-Alteneck 1871 ergänzt. Das gewaltige Geweih, in dem der dritte Kronleuchter hängt, stammt von einem 1349 auf dem Scherperwall erlegten Edelhirsch. Die rings um den vierten Leuchter eingeschriebene alte Inschrift lautet:

O Gosler, du bist togedā /
Dem hillegē romeskē rike /
Sūder middel ūn waē /
Nicht macstu darvan wike

das heisst: „O Goslar, du bist zugethan dem heiligen Römischen Reiche, unmittelbar und ehrlich, nicht magst du davon weichen.“ Sie erinnert an den 1340 von der Stadt Goslar dem Kaiser geleisteten Eid: „Dat we unsen heren heren Karl Keysere des hilgen romesken rikes willen tru unde holt wesen, alse borghere oren rechten heren to rechte scullet [sunder geferde unde argelist], unde willen ome unde dem hillegen romesken rike de stat to Gosler bewaren, alse we best kunnen unde mogen: dat uns got alse helpe unde sine hillegen.“ Erhalten geblieben ist auch noch an dem grösseren Kronleuchter als Erinnerung an eine Huldigung der Stadt der Schmuck der sieben Wappentäfelchen der sieben Kurfürsten, wie es scheint, ein Hinweis, dass ehemals die Huldigungen auf der „Diele“ abgenommen worden sind, nach der deutschen Sitte, die alle heiligen und feierlichen Rechtshandlungen auf der Diele des Hauses bestätigen liess.

Von der Diele wurde 1595 ein Raum in der nordöstlichen Ecke für das Wiet- oder Niedergericht abgetheilt, nachdem die Gerichtslaube unter den Arkaden eingegangen war. Die daneben gelegenen Räume für die Schreiberei („scriverie“) mit der Kalands- und der Gildenstube wurden durch den Anbau gewonnen, der nach der Zahl über dem unteren Portale 1560 vollendet worden ist. Das noch erhaltene alte Rathssitzungszimmer mit einem Stuckgewölbe, in dem sich ein schöner Goslarischer Adler mit der Jahreszahl 1647 zeigt, ist nach manchen Aenderungen zuletzt 1886 neu aufgeputzt. In dem südlichen Treppenaufgang zur Diele, der von einer auf hölzernen Pfeilern ruhenden Holzdecke überdacht ist, erblicken unsere heimischen Geschichtsschreiber die Gerichtslaube, in der bis 1590 Gericht gehalten sei; dass dies unzutreffend ist, beweist allein der enge Raum genügend. Die Gerichtsverhandlungen fanden auch nicht auf der oberen Diele, sondern vielmehr in oder vor der unteren Halle des Rathhauses statt, welche Laube hiess. Das neuerdings wiederhergestellte kleine Fenster in dem breiten Pfeiler, der auch in dem weiteren Abstande die Symmetrie der vorderen Arkadenreihe stört, scheint seinen Zweck darin gehabt zu haben, einen dahinter gebauten kleinen Raum zu erleuchten, in dem vielleicht die Gerichtsstube oder ein Gewahrsam (carcer) gewesen ist. Darauf könnte der

davor liegende Pranger mit den darüber hängenden Halseisenketten hindeuten, die beide erst vor Kurzem entfernt sind. Vielleicht findet damit auch die Notiz bei v. d. Hardt, dass ehemals ein Carcer („Paradies“) im Rathhause gewesen sei, ihre Erklärung. Der „Bürgergehorsam“ auf dem Boden des Rathhauses, Nolbeck genannt (von einem gewissen Nolbeck aus Bokenem, der hier zuerst eingesetzt wurde), wurde erst 1720 angelegt. Gegenwärtig ist man damit beschäftigt, auch die hintere Arkadenwand, die durch eine vorgezogene Wand verschlossen war, wieder freizulegen. Der ehemalige, in gewaltigem Kreuzgewölbe in der Länge und Breite des ganzen oberen Arkadengeschosses ausgebaute Rathsweinkeller ist noch verschlossen. (Vergl. Gosl. Wochenbl. 1882, 4.) Der nördliche Flügel, mit schönem, neuerdings aufgepinseltem Holzschnitzwerk und kräftigem Portale ist, wie bereits bemerkt, 1560 angebaut, der daran stossende Flügel 1851. Auf der Südseite ist unterhalb des neuen Obergeschosses (1660) ein Thorgang angebracht, welcher der ersten Bauzeit des Rathhauses angehört. Das Standbild des Kaisers in der Nische über dem Thoreingange beweist, dass ehemals hier der Haupteingang war, von dem aus man noch jenseits des Thorweges in einen kleinen Lichthof gelangt, wo eine schmale Steintreppe zur oberen Rathhausdiele hinaufführt. Diese Anlage findet sich auch sonst bei den Rathhäusern jener Zeit. Abgesondert von dem Vordergebäude erhebt sich im Südwesten ein in mancher Hinsicht merkwürdiger hinterer Flügelanbau, der durch das Marienbild in der Nische über der Thür als kirchlich geweihter Raum sich ankündigt. Es ist die alte Beinhauskapelle St. Mariae, ehemals mit mehreren Altären, deren Bedienstung den Geistlichen der Marktkirche oblag, und mit einer Kommende der Elenden Brüderschaft (fraternitas exulum, sollempnis). Der heute zur Rathsregistratur dienende Raum ist in dem vorderen Viertel unter einem Kreuzgewölbe gelegen, dessen Zweck wohl in der Sicherung des darüber liegenden Depositalzimmers zu suchen ist. Der zu der Kapelle zugehörige Beinkeller, in dem noch hochgehäufte Gebeine liegen, wurde 1867 beim Einschlagen einer Wand aufgefunden, aber auf Befehl des Rathes sofort wieder zugemauert. Die Chroniken, die allerhand Merkwürdiges von dieser Kapelle zu berichten wissen, insbesondere auch sie als eine Rathskapelle ansehen, lassen sie schon im XI. Jahrhundert entstanden sein, indem sie diese Marienkapelle mit der gleichnamigen am Kaiserhause verwechseln. Die Urkunden lassen keinen Zweifel zu, dass das Beinhaus erst um 1490 entstanden ist, womit auch der Bau zusammenstimmt. Im zweiten, über der Kapelle gelegenen, mit dieser ziemlich gleich alten Stockwerke sind zwei Räume angeordnet, ein kleinerer, der als „Rüstkamer“ und Depositum, und ein grösserer, der als Archivzimmer, zugleich aber auch als praetorium (Rathszimmer) benutzt wurde. Der in den Akten übliche Name dafür war „up der Kapellen“, so benannt von der damit verbundenen Rathskapelle S. trinitatis, die 1506 von den Bischöfen von Magdeburg und Hildesheim mit grossem Gepränge eingeweiht wurde, wie auch die 1886 erneuerte, aber unzweifelhaft echte Inschrift über der inneren Thür anzeigt: „Dedicatio hujus altaris est in die commemorationis omnium defunctorum (2. November) 1506.“ Auch die Rechnungsbücher der Stadt ergeben, dass der Bau des Saales in diesem Jahre vollendet war. Als mit der Reformation die

Kapelle ihren Zweck verlor, wurde der Saal ausser Gebrauch gestellt; er diente von dieser Zeit an als Archiv, das nur gelegentlich von einem Beamten, der Urkunden brauchte, benutzt wurde.

Daraus erklärt sich, dass die sonst so redselige Chronik sich völlig über die ihr unbekannten, vielleicht auch wegen der Schränke an den Wänden unbemerkt gebliebenen Malereien (vergl. Fig. 272—276) ausschweigt: aber sehr auffällig ist, dass im Goslarischen Archive, das gerade auf den Ursprung der Gemälde sehr genau geprüft worden ist, auch keine einzige Andeutung darüber sich findet, obwohl die Baurechnungen über die Entstehung des Saales und der Kapelle alle gewünschte Auskunft geben, ja sogar Urkunden über die zum Unterhalt des Altares gestifteten Kapitalien sammt den zugehörigen Verträgen vorliegen. Im Jahre 1858 überraschte bekanntlich der Hildesheimer Bibliothekar Dr. Krâtz, der zuerst auch auf diesen seltenen Kunstschatz hingewiesen hatte, die Welt mit der Entdeckung, dass kein geringerer als der Nürnberger Meister Michel Wolgemut der Schöpfer dieses Werkes sei. Er hatte nämlich in der Kämmerei-Rechnung von 1501 gefunden, dass ein Michel Wolgemut unter die Brauer aufgenommen sei, und daraus so gefolgert: Ist der berühmte Maler derzeit in Goslar gewesen, so hat er unstreitig auch die Bilder gemalt; denn was sollte ihn sonst nach Goslar geführt haben? Warum sollte man ihn unter die Bürger und Brauer aufgenommen haben? Bekanntlich braute man aber in jener Zeit in Goslar das schönste Bier in Niedersachsen: also Mitglied des Brauerei-Kollegs zu sein, war ein hohes Ehrenamt, zumal man noch in der Bezeichnung Bürger und Brauer eine besondere Auszeichnung findet. Da nun auch Goslar mit Nürnberg in engster Handelsverbindung stand, so ist erklärlich, dass der Meister vom Rathe in Goslar zur Ausschmückung des neuen Rathssaales berufen worden ist. — Leider beruht aber diese Entdeckung, der man lange Zeit unbesehens Glauben geschenkt hat, auf einem Irrthum. Denn nicht der Nürnberger Meister Michel Wolgemut, sondern der ehrsame Goslarische Bürger und Vorsteher der Frankenberger Gemeinde Nickel Wolgemut wird in dem angezogenen Register genannt, und dieser hat sich 1501 mit mehreren Anderen für fünf Mark in die Braugerechtigkeit eingekauft: eine Brauergilde oder -Zunft gab es überhaupt in Goslar nicht. Es scheint aber richtig zu sein, dass die in Goslar und Wernigerode angesessene Familie Wolgemut mit der Nürnberger verwandt gewesen ist, sodass also, auch nach der Verwerfung der von Krâtz aufgestellten Hypothese, es immerhin noch möglich wäre, dass auf Veranlassung der Goslarischen Familie der Meister die Entwürfe für die Malerei entweder selbst gemacht oder in seiner Werkstätte hätte anfertigen lassen. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zuvor die Bilder selbst betrachten. Da fallen zunächst die Sibyllen in die Augen, die in der Art ihrer Darstellung und in ihrer ganzen Dekoration die Zeit des Ueberganges in die Renaissance erkennen lassen; und nicht das allein: wer unbefangen die aus der Werkstätte Michel Wolgemuts hervorgegangenen Bilder in der Nürnberger Weltchronik von Hartmann Schedel (1495) auf sich wirken lässt, wird nicht umhin können, die Verwandtschaft der Goslarischen Bilder damit zuzugestehen. Und so ist auch Krâtz zu entschuldigen, der, wie sein handschriftlicher Nachlass deutlich

darthut, durch die Goslarischen Wandbilder angeregt, sich mit der Malerei von Michel Wolgemut eingehend beschäftigt, seine Vermuthung also nicht einzig auf die so zweifelhafte Angabe des Rechnungsbuches von 1501 gestützt hat. Nach Krâtz sind auch andere hervorragende Kunstkenner mit Entschiedenheit für jene angefochtene Hypothese eingetreten. Aber der erste, der nach Thode und Vischer wirklich auf eine genauere Untersuchung der Bilder eingegangen ist, ist Gustav Müller-Grote (Berlin 1892), und dieser hat den Blick über das Schedel'sche Werk hinaus weiter zurückgeworfen auf ein italienisches Werk, die Opuscula des Philippus Siculus de Barberiis (1483) ed. II, aus denen nach seiner Meinung der Goslarische Meister mittelbar die Motive geschöpft hat.

Das uns vorliegende, von der k. k. Hofbibliothek in Wien freundlich geliehene, sehr seltene italische Werk (ed. I) lässt eben so wenig als die in Berlin auf der königl. Bibliothek vorhandene zweite, künstlerisch viel sorgfältiger ausgestattete Auflage desselben Werkes in der Darstellung der Sibyllen-Bilder irgend eine entfernte Verwandtschaft mit den Goslarischen Sibyllen erkennen, aus der man etwa auf die Benutzung dieser Bilder als unmittelbare Vorlagen schliessen könnte, wohl aber enthalten beide Angaben, denen der Goslarische Maler auf's Genaueste gefolgt ist:

1. Sibylla Chimeria*) (Chimica): „vestita celestina veste deaurata, capillis per scapulas sparsis et juvenis".

Demgemäss erscheint die Sibylle als jugendlich mit gelöstem Haare ohne Kopfbedeckung, in hellblau schimmerndem Gewande. Das Spruchband stimmt drüben und hüben annähernd überein: „In prima facie virginis : ascendet puella pulchra facie prolixa capillis: sedens super sedem stratam: dans ei ad comedendum vis (= jus) proprium, id est lac de coelo missum." **)

[In der ersten Anmuth der Jungfrau wird sie emporsteigen, ein Mädchen mit schönem Antlitz und langwallendem Haare, sitzend auf gepolstertem Throne, den Knaben nährend, dem sie zu essen giebt eigene Speise, Milch vom Himmel gesandt.]

2. Sibylla Erythrea: ist in dem italischen Werke nicht beschrieben. Wir müssen also aus dem Weltchronikon diese Lücke ergänzen: „monachali veste induta, velo nigro in capite, manu gestans gladium nudum, non multum antiqua, mediocriter facie turbata, habens sub pedibus circulum aureum ornatum stellis ad similitudinem celi".

Die Goslarische Sibylle ist dementsprechend als bejahrte Frau in Nonnentracht mit schwarzem Mantel und weissem Kopftuche, mit einem Schwert in der Hand, dargestellt; sie blickt betrübt zur Erde, wo vor ihr am Boden ein sternengezierter Reif liegt. In dem Chronicon wird der Reif in der Hand getragen.

Die Inschrift des Spruchbandes ist auch in dem italischen Werke vorhanden: „In ultima (autem) etate humiliabitur deus et humanabitur proles divina,

*) Die Reihenfolge weicht ab; wir folgen, von der Eingangsthür ausgehend, dem Goslarischen Künstler.

**) Goslar „dans ei ad comedendum proprium lac de celo missum".

jungetur humanitati divinitas (deitas), jacebit in feno agnus et officio puellari educabitur (deus et homo)." *)

[In der letzten Zeit wird erniedrigt werden der Gott und wird Mensch werden der Gottesspross, da wird sich mit der Menschheit die Gottheit verbinden. Im Heu wird liegen das Lamm, und im Liebesdienste der Jungfrau wird er erzogen werden, der Gott und Mensch.]

3. Sibylla Agrippa: ist wiederum in dem italischen Werke ed. I unbeschrieben; wir ergänzen daher aus der II. Ausgabe: „vestita rosea veste cum clamide rosea, non multum juvenis, manum tenens in gremio, quasi admirans et deorsum ostendens." **)

So zeigt auch die Goslarische Sibylle sich als jugendliche Frau, mit rosenfarbigem Mantel und eben solchem Unterkleid, die rechte Hand auf der Brust unter dem Mantel, den Blick sinnend zur Seite gewandt.

Das Spruchband ist in dem italischen Werke angegeben: „Invisibile verbum palpabitur · (et) germinabit ut radix · (et) siccabitur ut folium: (et) non apparebit venustas ejus · (et) circumdabitur alvus maternus et florebit deus leticia sempiterna · et ab hominibus conculcabitur · (et) nascetur ex matre ut deus · (et) conversabitur ut peccator · homo quidam gentilis vidit hanc gloriam."

[Das unsichtbare Wort wird greifbar werden und emporsprossen wie eine Wurzel und vertrocknen wie das Blatt: und nicht wird erscheinen seine Schöne. Umfangen wird werden der Mutterleib, und es wird erblühen der Gott in ewiger Lust; und von den Menschen wird er missachtet werden. Er wird aus der Mutter geboren werden als Gott und unter uns wandeln als Sündiger.]

4. Sibylla Lybica: „ornata serto viridi et florum in capite · vestita pallio honesto · et non multum juvenis". In dem italischen Werke (I. Ausgabe) ist diese Sibylle der Sibylla Agrippa gleich, während die Goslarische der obigen Beschreibung (ed. II) entspricht, als nicht junge Frau mit goldenem Diadem und einem Kranze von Rosen um's Haupt, von schönem Mantel umwallt. Das Spruchband stimmt annähernd überein: „Ecce veniet (dies) et illuminabit dominus (con)densa tenebrarum et solventur nexus synahoge et desinent labia hominum et videbunt regem viventium et tenebit illum in gremio virgo domina gencium et regnabit in misericordia · et uterus matris ejus erit statua (?) cunctorum".

[Siehe, kommen wird der Tag, wo der Herr die dunklen Schatten der Finsterniss hellmachen und die Bande des Gesetzes lösen wird. Da werden schweigen die Lippen der Menschen, wenn sie sehen den König der Lebendigen; halten wird ihn im Schoosse die Jungfrau, die Herrin der Völker, und er wird herrschen in Barmherzigkeit. Der Leib aber seiner Mutter wird der Ruheplatz (stativa)***) von allen sein.]

---

*) Die eingeklammerten Wörter beziehen sich auf den italischen Text.

**) In dem Chronicon am Schlusse etwas anders.

***) Das Chronicon bietet „statera", was aber keinen Sinn zu geben scheint.

5. Sibylla Persica: „vestita veste aurea . cum velo albo in capite".

Demgemäss erscheint die Goslarische Sibylle (fälschlich als Lybica bezeichnet)*), als jung, mit goldverziertem, braunem Gewande und grosser am Hinterkopfe befestigter Haube, von der ein langer Schleier herabwallt.

Das Spruchband lautet: „Ecce bestia conculcaberis · et gignetur dominus in orbem terrarum · et gremium virginis erit salus gencium · et pedes ejus in valitudine hominum · invisibile verbum palpabitur".

[Siehe, böse Brut, du wirst niedergetreten werden, und es wird erzeugt werden ein Herr in den Erdkreis. Der Schooss der Jungfrau wird der Völker Heil sein, und ihre Füsse (werden stehen) in der gesunden Kraft der Menschen (?). Das unsichtbare Wort wird greifbar werden.]

6. Sibylla Delphica: „vestita veste nigra et capillis circumligatis capiti, in manu cornu tenens · juvenis."

So auch die Goslarische Sibylle: jugendlich, mit schwarzem (dunkelblauem) Kleide und tief rothbraunem Obergewande, in der Hand ein Horn an goldenem Tragbande; auf dem aufgebundenen, mit einem Diadem geschmückten Haupthaar ein dunkles Tuch.

Das Spruchband lautet in beiden: „Nascetur propheta absque matris coitu ex virgine ejus".

[Geboren wird der Prophet werden ohne der Mutter Begattung aus deren Jungfräulichkeit.]

7. Sibylla Phrygia: Das italische Werk (ed. I) hat als Beschreibung nur die Worte: „mediocris etatis habitu et mantello rubeo in modum mulieris nupte", während das Chronicon mit der ed. II. zusammen genauer ist: „induta veste rubea, nudis brachiis, antiqua facie saturnina, crinibus sparsis · per dorsum digito indicans".

Dieser Beschreibung entspricht die Goslarische Sibylle; sie ist eine Frau in mittlerem Alter, mit Diadem in dem losgelösten Haare, mit Halsschnur und blossen Armen, in einfachem, rothem Kleide, mit dem Zeigefinger der rechten Hand seitwärts weisend.

Auch im Spruchband ist eine Abweichung, indem die Opuscula die Weissagung vollständiger haben: „[Flagellabit deus potentes terre] et (ex) Olympo excelso veniet, et firmabitur consilium in celo et annunciabitur virgo in vallibus desertorum". Die Goslarische Inschrift stimmt mit dem Chronicon überein: Ex Olimpo etc.

[Vom Himmel hoch wird er kommen, und da wird der Rathschluss im Himmel bestätigt werden: ankündigen wird sich die Jungfrau in den Thälern der Wüsten.]

8. Sibylla Europea: „decora juvenis · facie rutilans velo subtilissimo capite ligata induta veste aurea".

So erscheint auch die Goslarische Sibylle als jugendlich, mit weissem reich verzierten Gewande und feinem Schleier auf dem diademgeschmückten Haupte.

*) Sonst sind die Sibyllen in Goslar nicht mit Namen benannt.

Das Spruchband: „Veniet ille et transibit (montes et) colles et la(c)tices (silvarum) olimpi. regnabit in paupertate et dominabitur in silencio et egredietur de utero virginis“.

[Kommen wird jener und hinwegschreiten über die Höhen und Tiefen des Olympos; er wird herrschen in Armuth und regieren in Schweigen; hervor wird er gehen von dem Mutterleibe einer Jungfrau.]

9. Sibylla Tiburtina: In dem italischen Werke wird diese Sibylle so dargestellt, dass sie einen neben ihr knieenden Greis auf die hoch im Sonnenglanze am Himmel erscheinende Gottesmutter mit dem Gotteskinde im Schoosse mit der rechten Hand hinweist. Anstatt der Beschreibung wird am Schluss des Spruchbandes hinzugefügt: „haec tunica crocea vestietur, violato mantello superposito“.

Im Chronicon ist das Bild ebenso dargestellt, nur kniet vor der Sibylle der Kaiser Octavian im Aufblick zum Himmelswunder der Erscheinung Marias mit dem Christkinde. Am Schluss der Erzählung heisst es dort: „Alii describunt eam non senem cum veste rubea et pelle hircina in humeris et capillis dispersis“. Dazu passt die Goslarische Sibylle, die als jugendlich, in rothem Kleide, mit einer Bockshaut um die Schultern und einem kleinen Haarkäppchen dargestellt wird. Mit der rechten Hand weist sie auf das daneben befindliche Bild der in der Mondsichel erscheinenden Gottesmutter mit dem Christuskinde hin.

Das Spruchband lautet: „Nascetur Christus in bethlehem et annunciabitur in nazaret (rex) · regente tauro pacifico fundatore quietis. O felix illa mater“ [cujus ubera illum lactabunt.]

[Geboren wird der Christ werden in Bethlehem und sich ankündigen in Nazareth, wenn (am Himmel) herrscht der Stier, der Friedenbringer. O selig die Mutter (deren Brüste jenen nähren werden).]

10. Sibylla Cumana: ohne Beschreibung in den Opuscula, aber in dem Chronicon: „vestita aurea veste, librum apertum et altum in manu gestans et librum in sinistra habens super genu, capite discooperto“.

Dem entsprechend ist die Goslarische Sibylle als sehr jugendlich, mit reichem Gewande aus weissem Seidenstoffe mit eingewirkten Blumen, dazu mit weisser Haube auf losem Haare dargestellt. Mit beiden Händen hält sie das Spruchband, das in Uebereinstimmung mit dem Chronicon die beiden Verse aus Vergils Eclogen IV enthält:

„Magnus ab integro seculorum nascitur ordo,
Jam redit et virgo, redeunt saturnia regna“.

[Gross von neuem entsteht der Zeiten erneuerte Ordnung,
Schon kehrt wieder die Magd und wieder saturnische Reiche.]

Die Opuscula beginnen mit dem Verse vorher: „Ultima cumei venit jam carminis aetas“, Magnus ab integro etc.

11. Sibylla Samia: „Nudum ensem sub pedibus · formosum pectus subtileque velum capiti habens“. Das Chronicon meldet: „Juvenis, habens formosum pectus · subtili velo (capite) cooperto · manum ad pectus tenens“.

Das Goslarische Bild zeigt eine jugendliche Gestalt, mit grünem Gewande und weisser Haube, mit der Hand das Spruchband an die volle mit Korallen geschmückte Brust drückend; unter den Füssen das blosse Schwert, dessen im Chronikon nicht Erwähnung geschieht.

Das Spruchband: „Ecce, veniet dives et nascetur de paupercula · et bestie terrarum advocabunt eum · Clamabunt et dicent: laudate eum in atriis celorum".

[Siehe, er wird kommen reich und geboren werden von einer Armen; die Thiere der Erde werden ihn anbeten, rufen und sagen: Lobet ihn hoch in Himmelshöhen.]

12. Sibylla Hellespontica: „vetula et antiqua veste rurali induta. ligato velo antiquo · capite sub gula circumvoluto usque ad scapulas quasi despectu" (despecto habitu).

Dem entspricht die Goslarische Sibylle als alte bäurische Frau mit purpurnem Saume um ein graues Kleid und mit derbem Tuche um Kopf und Hals. In den Händen hält sie Wanderstab und Tonne. In den Opusculis trägt nur die linke Hand eine Lampe oder Weihgefäss an dreifacher Kette.

Das Spruchband lautet: „De excelsis (o) celorum habitaculo prospexit deus humiles suos · et nascetur in diebus novissimis de virgine hebrea in (cum) cunabilis terre".

[Von der erhabenen Himmelswohnung hat Gott die armen Seinen angesehen; und er (der Gott) wird in den letzten Tagen von der hebräischen Jungfrau geboren werden in irdischer Wiege.]

In engste Verbindung mit den Sibyllen ist die knieende Figur an der westlichen Wand zu bringen, die vom Maler recht eigentlich in die Mitte des Auges gerückt erscheint, wie das nicht allein in der Lebenstreue des Portraits, sondern auch in der feinen Zeichnung und dem warmen Farbenton sich verräth; keines der übrigen Bilder im Saale ist so lebensvoll, so innerlich und so völlig durchgeführt. Dem Aufblick des frommen Beters (Fig. 273) erscheint in Goldglanz die Himmelsmutter mit dem göttlichen Kinde auf dem linken Arme und mit dem Weltscepter in der Rechten auf der Mondsichel in der Mandorla schwebend und von zwei Engeln gekrönt. Nehmen wir hinzu, dass auf dem dritten Felde daneben als zugehörig die Sibylle Tiburtina (s. o.) gemalt ist, so ist jeder Zweifel ausgeschlossen, dass hier das oben besprochene Bild des Chronicons Nachahmung gefunden hat, eine Angleichung, die auch in der Wiedergabe des Kaisers Oktavian in der knieenden Figur unverkennbar ist. Mit welchem Rechte Dr. Krâtz zuerst in dieser knieenden Figur den Goslarischen Bürgermeister Johann Papen erblickt hat, mag dahingestellt sein; für seine Vermuthung spricht, dass der Genannte von 1498—1509 Bürgermeister in Goslar war, und dass die Figur alle Abzeichen eines Bürgermeisters zur Schau trägt; auch die von Krâtz weiter daraus gezogene Folgerung, dass der Saal auf Kosten Johann Papen's ausgemalt sei, hat darin eine gewisse Berechtigung, dass jener als sehr reicher Mann auch sonst seiner Vaterstadt viel Gutes erwiesen, ganz besonders auch zwei reichgezierte vergoldete Kelche (s. u.) testamentarisch dieser Rathsstube vermacht hat. Bewiesen ist mit all dem aber nichts, und da die Lösung auch für die

Entstehung der Bilder und ihre Beurtheilung ohne grösseren Werth ist, so mögen die Bedenken gegen die Krâtz'schen Aufstellungen schweigen. Dürften wir allerdings mit Müller-Grote urtheilen, dass ein mit dem italischen Werke der Opuscula genau vertrauter Mann den Goslarischen Maler mit der Sibyllentradition bekannt gemacht und ihm daraus alle Einzelheiten gegeben habe, und daran die Frage knüpfen, wer dieser Mann gewesen sein solle, so möchte sich ergeben, dass es der Goslarische Proconsul Heinrich Geismar gewesen ist. Denn dieser weilte eben in jenen Jahren zur Führung eines Prozesses der Stadt in Rom und zeigt sich in seinen Briefen als Mann von regstem Interesse an allem, was derzeit in Rom vorging. Auch diese durch Reichthum hervorragende Familie hat sich durch mancherlei Stiftungen in Goslar bekannt gemacht, wie z. B. die Gründung des Sankt Annen-Hospitals, und es darf nicht als ausgeschlossen gelten, dass jener Proconsul die Anregung zu der so eigenthümlichen Malerei gegeben und dieselbe wohl gar auf seine oder seiner Familie Kosten hat ausführen lassen. Eine gewisse Beweiskraft dafür scheint daneben zu haben, dass unter den Heiligenbildern in den Fensterleibungen auch die heilige Anna Selbdritt ihren Platz gefunden hat, die Patronin des von der Geismar'schen Familie 1494 gestifteten Annen-Hospitals, das, im Vergleiche zu den vielen anderen alten und namhaften Stiftungen in Goslar recht unbedeutend, neben dem Dom- und Petersstifte und der Marktkirche eine Stelle nur finden konnte, wenn besonderer Anlass dazu vorlag; und dieser ergiebt sich vielleicht aus der Beziehung der Malerei zur Familie Geismar.*) Doch verkennen wir nicht, dass auch der eben in jener Zeit in hohem Schwunge gehende Kult der heiligen Anna den Maler bewogen haben kann. So lassen wir, da es der Zweck dieses Werkes nicht ist, solche Fragen zu lösen, die Sache auf sich beruhen und wenden uns wieder den Bildern zu, von denen noch eines, in dem neben dem Fenster an der westlichen Wand links freigelassenen schmalen Raume, hierhergehört: es ist die künstlerisch minderwerthige Figur der Justitia mit dem Spruchbande: „Enes mānes rede eñ halbe rede mā sal sy hōre bede.“ Aus dieser so unbedeutenden und versteckten Figur zu folgern, dass der Saal einst als Gerichtsstube gedient habe, scheint über's Ziel hinauszuschiessen.

Was nun weiter das Aeusserliche, Dekorative, angeht, so sind alle Sibyllen so dargestellt, dass sie auf blumigem Grunde stehen, wie es scheint in einem Garten, der, von einer niedrigen Mauer eingeschlossen, einen Ausblick in eine Gebirgslandschaft gewährt. Nur bei wenigen, wie besonders bei der Delphica, wo sich im Hintergrunde ein Gebäude mit rundem Thurm und in einer Entfernung davon eine Mühle und eine Brücke zeigt, ist diese Malerei charakteristisch und vollständig ausgeführt, aber überall so in der Manier der Zeit, dass auch hier Anklänge an das Chronicon sich finden. In dem italischen Werke ist diese Dekoration nur angedeutet.

Wir wenden uns jetzt zu den Kaiserbildern und schliessen von vornherein die Frage aus, ob es jüdische Könige, römische oder deutsche Kaiser vorstellen sollen. Wer das Chronicon aufmerksam betrachtet hat, weiss, dass

*) Zu beachten ist auch, dass das Bild der heiligen Anna in der dem Bürgermeisterbilde zur Seite liegenden Fensterleibung gemalt ist.

die Maler jener Zeit zwischen den römischen und deutschen Kaisern keinen Unterschied machten, und es wäre ein Leichtes, bei aller Verschiedenheit der Goslarischen und Nürnberger Bilder, doch in dem Chronicon Bilder zu zeigen, die dem Goslarischen Künstler als Vorlage gedient haben könnten. So ist besonders für ausgeschlossen zu halten, dass in den Kaiserfiguren die ersten römischen Kaiser bis Domitian dargestellt sein sollen. Die einfachste Annahme ist, dass der Maler, der nach Vorlagen suchte, in dem Chronicon oder sonst einem ähnlichen Werke neben den Sibyllen Kaiserfiguren fand, die er um so passender fand, als ihm die Beziehung der Sibyllen zu den Königen und Kaisern Roms nicht ganz unbekannt war. Hätte er bewusst bestimmte deutsche Kaiser malen wollen, so hätte er nicht solche Bilder, die Portraits von Bürgern zu sein scheinen, in Goslar gemalt, wo es genug echte Vorlagen gab; was sollten auch deutsche Könige neben den Sibyllen bedeuten? Wichtiger aber als diese für das Kunstwerk immerhin nicht so bedeutende Frage scheint der augenfällige Abstand zu sein zwischen den Sibyllen- und Kaiserbildern; denn während jene offensichtlich mit Sorgfalt gemalt sind, wobei sich der Künstler dem Geiste seiner Zeit gemäss in der Ueberfülle des Prunkes in Gewand und Geschmeide nicht genug hat thun können, sind die Kaiserbilder durchweg von steifer Haltung und in den wenig gefälligen Körperformen noch dazu so verzeichnet, dass nur höchste Eilfertigkeit solche Arbeit erklären kann; stimmte nicht die ganze Manier und das Dekorative in beiden überein, so könnte man denken, dass eine ungeschickte andere Hand hier sich versucht habe. So theilen die Kaiserbilder auch noch in hervorragender Weise den an den Sibyllen haftenden Mangel sehr geringer Lebendigkeit und geistigen Ausdruckes im Antlitze. Die Umrahmung zeigt halbverhängte Nischen mit marmoriertem Estrich.

Ebenso verschiedenwerthig in der äusseren Ausführung sind die Deckengemälde, die in der Mitte in vier grossen Feldern die Verkündigung, die Geburt, die Anbetung und die Darstellung Jesu, in den vier Ecken die vier Evangelisten und in dem Rahmen die Bilder von zwölf Propheten darbieten. Der verbindende Gedanke ist darin gegeben, dass, wie die Sibyllen die heidnische, so die Propheten die jüdische Weissagung auf den durch die Evangelien verkündeten Messias wiedergeben.

Der verschiedene Kunstwerth der einzelnen Prophetenbilder ist in die Augen springend; zwar haben sie alle eine ausserordentliche Feinheit in der dekorativen Behandlung, aber die Ausführung ist bei den einen, wie bei Micha und Habakuk (Fig. 276), so ausserordentlich schön und eigenartig, bei den anderen so flüchtig und ohne alle ideale Auffassung, dass man auch hier die Kunst mehrerer Malerhände annehmen möchte. Das verbietet aber wieder der gleiche stilistische Charakter aller dieser Bilder, und es bleibt nur anzunehmen übrig, dass dem Maler verschiedene Bilder zu Vorlagen gedient haben. Ausgeschlossen aber ist, dass auch hier etwa die Opuscula oder das Chronicon den Maler mittel- oder unmittelbar angeleitet haben sollten, wenn es auch auffallend ist, dass in der I. Ausgabe des italischen Werkes Blatt um Blatt Bilder von Propheten und Sibyllen dargeboten werden, woraus aber nichts weiter folgt, als dass die Künstler jener Zeit solches Nebeneinanderstellen von Propheten und

Sibyllen, das auch im Chronicon sich wiederfindet, liebten. Im Folgenden stellen wir die Spruchbänder-Inschriften der Bilder in den Opusculis und in Goslar zusammen:

1. Goslar: „Tu Bethlehem terra juda non eris minima. Myche V".
   Opusculum: „Et tu Bethlehem effraim nequaquam parvulus es in milibus Juda."
2. Goslar: „In medio duum animalium cognoscetur. Abacuck III".
   Opuscula: fehlt.
3. Goslar: „Lapis angularis abscissus est sine manibus de monte. Danielis II".
   Opuscula: „Abscissus est de monte lapis sine manibus."
4. Goslar: „Rex israel dominus in medio tui. Sophonie III".
   Opuscula: fehlt.
5. Goslar: „Veniet ad templum sanctum suum dominator quem vos queritis. Malachie III".
   Opuscula: ebenso, mit Auslassung des Wortes sanctum.
6. Goslar: „Orietur stella ex Jacob. Balam XXIV".
   Opuscula: fehlt.
7. Goslar: „Omnes de Saba venient aurum et thus deferentes. Jesaie(LX)".
   Opuscula: fehlt.
8. Goslar: „Reges tarsis et insulae munera offerent." Dan. XXI. (Fälschlich für David. Psalm LXXII.)
   Opuscula: „Adorabunt eum omnes reges et omnes gentes. (Ps. LXXII".)
9. Goslar: „Ecce ego venio et habitabo in medio vestri. Zacharie II".
   Opuscula: bieten eine andere Inschrift aus C. IX.
10. Goslar: „Ecce virgo concipiet et pariet filium et vocabitur nomen ejus emanuel. Isaie ocdavo VII". Das „ocdavo" ist falsch; der Spruch steht 7, 14.
    Opuscula: „Jesaias LIII".
11. Goslar: „Novum faciet dominus super terram: mulier circumdabit virum. Jermie XXXI".
    Opuscula: ebenso, nur statt faciet: creavit.
12. Goslar: „Hec porta clausa erit et dominus deus israhel ingressus est per eam. ezochielis XLIIII".
    Opuscula: „Porta hec clausa erit et non aperietur et non transibit vir per eam, quam dominus deus israel ingressus est per eam".

Die Reihe der 12 (13) Prophetenbilder in dem italischen Werke ist folgende: Oseas, Jeremias, [Jeremias] Joel, Ezechiel, David, Daniel, Jonas, Micheas, Isaias, Malachias, Johannes, Zacharias. Die in dem Chronicon gezeichneten Prophetenbilder sind alle ohne Spruchbänder und, ohne bestimmten Typus, aus der Menge der wiederkehrenden gleichen Bilder willkürlich ausgewählt. Es ist also als gewiss anzunehmen, dass dem Goslarischen Maler bei den Prophetenbildern ein anderes, unbekanntes Werk zur Vorlage gedient hat, das aber auch aus dem italischen Werke hervorgegangen sein möchte.

Die vier Eckfelder sind mit den Bildern der vier Evangelisten ausgefüllt, deren Figuren von der gewöhnlichen Tradition in nichts abweichen. Was die Propheten geweissagt haben, ist in den Evangelien als erfüllt nachgewiesen. Die beigegebenen Spruchbänder-Inschriften beziehen sich auf die in den vier Hauptfeldern dargestellten Ereignisse:

1. Lucas mit dem Stier: „Missus est angelus gabriel a deo in civitatem Galilee (nomine Nazareth) Luce I."
2. Johannes mit dem Adler: „Verbum caro factum est. Johannes I."
3. Mattheus mit dem Engel: „Cum natus esset Jhesus in bethlehem ecce magi ab orienti venerunt." (Mathei II.)
4. Marcus mit dem Löwen: „Cum inducerent puerum Jhesum parentes ejus in templum · luce II." In Ermangelung eines Spruches bei Marcus, der sich auf Jesum im Tempel bezogen hätte, ist die Stelle aus Lucas beigefügt.

In dem ersten der vier Hauptbilder an der Decke ist die Verkündigung Mariae gemalt: Der vor einem Betpulte knieenden heiligen Jungfrau erscheint der Erzengel Gabriel und segnet sie mit der Rechten, während er mit der Linken ihr das um einen Stab gewundene Spruchband mit dem in gothischen Grossbuchstaben geschriebenen Engelsgruss entgegenhält. Aus den Wolken entsendet Gott Vater seinen Lichtstrahl, in dessen Glanze Gott Sohn als Christkind mit dem Kreuze leuchtet, und Gott Heiliger Geist lässt sich als Taube auf die Gesegnete Jungfrau nieder. Das Gemach, in dem die Verkündigung stattfindet, ist als Klosterkirche mit weitem, überwölbtem Säulengange erkenntlich. In dem zweiten Bilde, der Geburt Christi, kniet Maria vor dem am Boden in einer Wiege liegenden Kinde, während Joseph, durch ein gewölbtes Thor eintretend, mit einer Laterne die Scene beleuchtet. Die Geburtsstätte ist eine Hütte, aus der Ochs und Esel hervorschauen; im Hintergrunde blicken zwei Hirten über eine Mauer, und darüber in den Wolken erscheinen die Heerscharen der Engel. Wenn irgendwo sonst, so ist in diesem Bilde die Verwandtschaft mit den Opusculis (ed. I) ersichtlich, wo auf Blatt 23 sich ganz dieselbe, bis in die Konstruktion des Daches gleiche, Scenerie darbietet, nur darin abweichend, dass der Goslarische Maler mit gewisser Freiheit seine Vorlage, die ohne Zweifel auf das italische Werk zurückzuführen ist, in manchen Einzelheiten weiter ausgeführt hat. In dem dritten Bilde, der Anbetung der drei Könige, kniet vor der Gottesmutter mit dem Kinde im Schoosse der eine der Könige, in dem einige den Erzbischof Albrecht haben erblicken wollen (vergl. Otte, Kunstgeschichte des Deutschen Mittelalters 1854), und bringt seine Gaben dar, während der zweite sich mit einem kostbaren Gefäss nähert und der dritte noch mit der Ausbreitung seiner Geschenke beschäftigt ist. In einiger Entfernung zeigen sich noch andere, die, vom Morgenstern geleitet, der Hütte zueilen. Die Scenerie weicht von dem zweiten Bilde nicht wesentlich ab. Das vierte Bild, die Darstellung im Tempel, zeigt das Innere einer in gothischem Kreuzgewölbe ausgeführten Kirche mit bunten Fenstern. Auf dem Altar in der Mitte, dessen bunter Behang reich mit Figuren bestickt ist, liegen zwei Tauben, zum Opfer bestimmt. Simeon in braunem Hermelin, mit der Bischofsmütze

und goldener Halskette, von mehreren Frauen begleitet, hält das Christkind der die Hände emporstreckenden Mutter entgegen, während Joseph, mit brennender Wachskerze in der Linken, zur Seite steht. Ueber der Scene schweben Engel.

Auch dieser Deckenmalerei, die an allen Vorzügen und Mängeln der Gemälde in diesem Rathssaale vollen Antheil hat, lässt sich im Hinblick auf die stilistische Eigenthümlichkeit der Decoration der einheitliche Ursprung nicht abstreiten, mag immerhin auch, wie bei den Kaiserbildern, die Ausführung der Arbeit in verschiedenen Händen gewesen sein. Eigenthümlich an diesem Deckengemälde ist noch besonders die Ueberladung mit bunten Farben, welche die einzelnen Figuren nicht wirksam hervortreten lässt, und daneben eine beabsichtigte Künstelei mit der Perspektive.

Betrachten wir nun noch kurz die von der gleichen Künstlerhand entworfenen Figuren in den Fensterleibungen! Sie stellen dar die heilige Anna Selbdritt, Matthias mit dem Beile, Judas mit der Keule (Fig. 274), Simon mit der Säge, Nicolaus in Bischofstracht mit dem Buch und den drei Broden, Cosmas mit der Büchse, Damianus mit dem Glase, Catharina mit dem Schwerte in der Linken und dem halben Rade in der Rechten. Es ist bereits oben erwähnt, dass in diesen Bildern die Patrone des St. Annenstiftes, des Domes, der Marktkirche und des St. Petersstiftes sich zeigen. (Vergl. oben die Geschichte dieser Stiftungen.)

Bis hierher sind uns alle genannten Bilder als gleichen Ursprunges und von ein und derselben Künstlerhand entworfen, wenn auch vielleicht nicht alle von derselben ausgeführt, erschienen. Wir lehnen es als nicht zu dieser Arbeit gehörig ab, zu dem Streite über die Urheberschaft der Bilder bestimmte Stellung zu nehmen, wenngleich es auch uns einleuchtend ist, dass weder Wolgemut noch Raphon die Maler gewesen sein können. Es bedarf die Frage der eingehenderen Untersuchung, ob in dieser Kunstarbeit nicht vielleicht das Werk eines Goslarischen, etwa desjenigen Malers zu erblicken ist, der in derselben Zeit in der Ausschmückung der Kirchen und Kapellen in der Stadt thätig gewesen ist. Es ist sicher, dass diese leider zerstörten Kunstarbeiten von nicht unbedeutendem Werthe gewesen sind, und nichts hindert die Annahme, dass wir in ihm einen geübteren Schüler erblicken aus der Nürnberger Schule, mit deren Bildern die Goslarischen Wandgemälde unverkennbar grosse Verwandtschaft haben. Wir haben dabei Wesentliches gegen die Annahme nicht einzuwenden, dass demselben auch die Manier Raphons nicht unbekannt gewesen ist. Mit der Voraussetzung eines Goslarischen tüchtigen Meisters würden alle grossen Fragezeichen, alles sonst Unerklärliche fortfallen, insbesondere auch, dass, wenn ein namhafter Künstler nach Goslar berufen wäre, um den neuen Prunksaal des Rathes mit Bildern zu schmücken, dann weder in den Rechnungen noch in den Briefen oder Akten jener Zeit der Name ungenannt geblieben sein sollte, wo doch jeder angesehenere Gast in der Stadt von dem Rathe sein Ehrengeschenk erhielt. Wäre aber der Maler ein angesessener Meister Goslars gewesen und zur Ausführung der Bilder von einem Privatmanne, wie Johann Papen oder Hinrik Geismar, berufen worden, so wäre nicht allein das Stillschweigen, sondern auch das Werk selbst in seiner Ausführung verständlich,

die bei allen einer wirklichen Meisterhand wie Wolgemut widerstreitenden Mängeln im Einzelnen doch decorativ als eine sehr tüchtige Leistung eines aus einer Kunstschule hervorgegangenen Meisters anzusehen ist.

Im Gegensatze zu den Wandgemälden des Saales ist in der Ausschmückung der kleinen Kapelle S. Trinitatis eine andere Künstlerhand zu erkennen, wenn auch die Arbeit zeitlich nicht weit von der übrigen getrennt ist. Die kleine, als Tonnengewölbe in der Weise ausgebaute Kapelle, dass die Apsis der unteren Beinhauskapelle nur um einen Stock erhöht worden ist, zeigt in dem bunten Spitzbogenfenster, wodurch der Raum kaum erhellt wird, abermals Maria mit dem Kinde in der Mandorla und in den Fensterleibungen Simon und Judas. Daraus darf auf einen Zusammenhang der Kapelle mit dem Domstifte nicht geschlossen werden, da beide nach dem urkundlichen Ausweise gar nichts mit einander zu thun hatten. Vielleicht aber sollen diese Bilder daran erinnern, dass Simon und Judas die auch in dem alten Stadtsiegel geführten Patrone Goslars waren. Oder ist auch hier gar eine Hinweisung auf die Familie Geismar versteckt, aus der damals ein Bruder des Prokonsuls (s. o.) Kanonikus am Münster war?

Die al fresco gemalten Wandbilder ziehen sich von der Mitte der Wand nach dem Gewölbe hinauf und stellen in vier Hauptgruppen dar:

1. Christus vor Pilatus, mit der Inschrift in gothischen Grossbuchstaben: „Ecce homo, si hunc dimittis, crucifige eum.“
2. Christus nach Golgatha, in Nebenfiguren Schergen, Simon von Kyrene, Veronika.
3. Christus am Kreuze, Maria und Johannes.
4. Christus als Helfer: Gott Vater bietet den Sohn am Kreuzesstamme dar, darüber als Taube der heilige Geist.

Dieses letzte Bild bezieht sich auf den der sancta trinitas geweihten Altar. Den Abschluss bildet das Deckengemälde: Christus, auf dem Regenbogen thronend, segnet die Gläubigen. Es steht aus den Akten fest, dass diese Bilder in der Kapelle zur Zeit, als man neuerdings an die Wiederherstellung der Wandmalerei ging, fast völlig bis auf die Konturen ausgelöscht waren; es ist daher unmöglich, mit Sicherheit daran eine stilistische Kritik zu üben, welche die Feststellung der ursprünglichen Eigenart zum Zwecke hätte. Wir müssten daher die Frage unentschieden lassen, ob ein und dieselbe Hand die Kapelle und den Saal gemalt habe, wenn wir nicht in der Auffassung, dass es derselbe Künstler nicht gewesen sein könnte, bestärkt würden durch die noch wohlerhaltene alte Bemalung der beiden Flügelthüren, die in aller Hinsicht von den Saalbildern absticht. Die Figuren haben zwar nichts besonders Originelles: an der Thür links erscheint Christus als Schmerzensmann mit nacktem, blutüberströmtem Leibe, in rothem, kurzem Purpurmantel, mit der Dornenkrone und mit drei Lilien statt des Heiligenscheines auf dem braungelockten Haupthaar, mit Ruthe und Geissel in den gebundenen Händen. Der Hintergrund ist grün gefächert mit blutrother Verzierung in brauner Einfassung, der Fussboden getäfelt. An der Thür rechts erblicken wir Maria als Schmerzens-



Fig. 266. Markt in Goslar mit Kaiserwort, Rathhaus und Marktbecken.

mutter (Fig. 275), in rosarothem Gewande mit braunem Besatze, blauem Ueberwurfe und weissem Kopftuche, mit dem Heiligenscheine ums Haupt; die Hände sind gefaltet, das Antlitz thränenvoll. Durch das Herz gehen ihr von oben nach unten drei, von unten nach oben zwei Schwerter. Die Draperie ist roth mit gelber Einfassung, der Fussboden getäfelt. Das Eigenthümliche an dieser Malerei ist der weiche, milde Farbenton und die seelenvolle Stimmung, die bei der gesammten andern Malerei im Saale vermisst wird. Der Künstler will offenbar

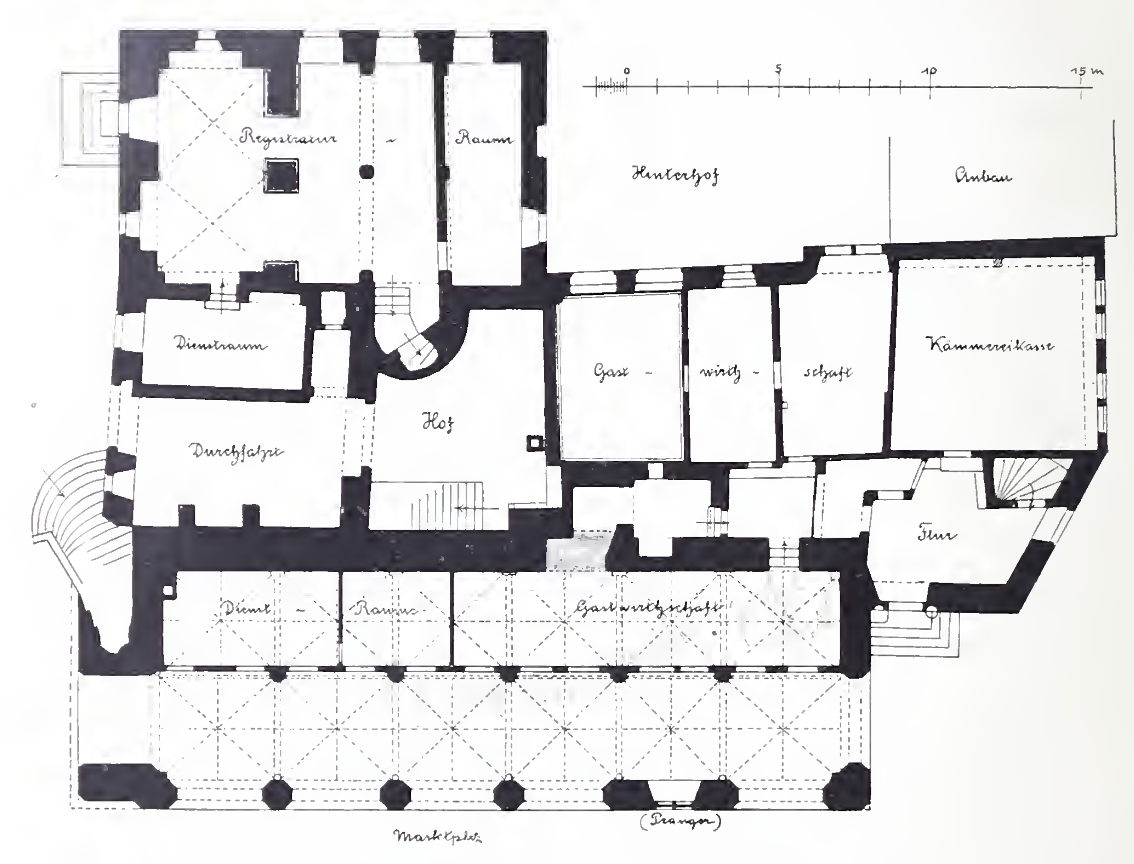


Fig. 267. Rathhaus in Goslar; Erdgeschoss.

nicht, wie dort, durch das Dekorative, durch Pracht und Prunk der Farben, sondern einzig durch den Anblick des Leidens, das in dem Schmerze der Antlitze ergreifend ausgeprägt ist, auf das Gemüth wirken; er kehrt daher, um so zu sagen, nicht das Aeussere, sondern das Innere, das rein Menschliche, heraus. Es ist unglaublich, dass derselbe Maler, der die Saalbilder entworfen hat, solche in der Subjektivität so ganz andere Gestalten habe malen können; es ist vielmehr anzunehmen, dass die Ausschmückung der Kapelle einer andern Künstlerhand anvertraut worden ist.

Was nun die äussere Herstellung betrifft, so ist die Malerei im Saale so ausgeführt, dass die einzelnen, in Nuth und Federn eingefügten dünnen Tannenbretter je mit einem Bilde in Deckfarbe ohne Grundierung bemalt sind, sodass die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, dass die Bretter erst nach Vollendung der Bilder eingesetzt sind, demnach auch die Bilder selbst auswärts angefertigt sein könnten. Die Gemälde in der Kapelle sind auf Kalk hergestellt.

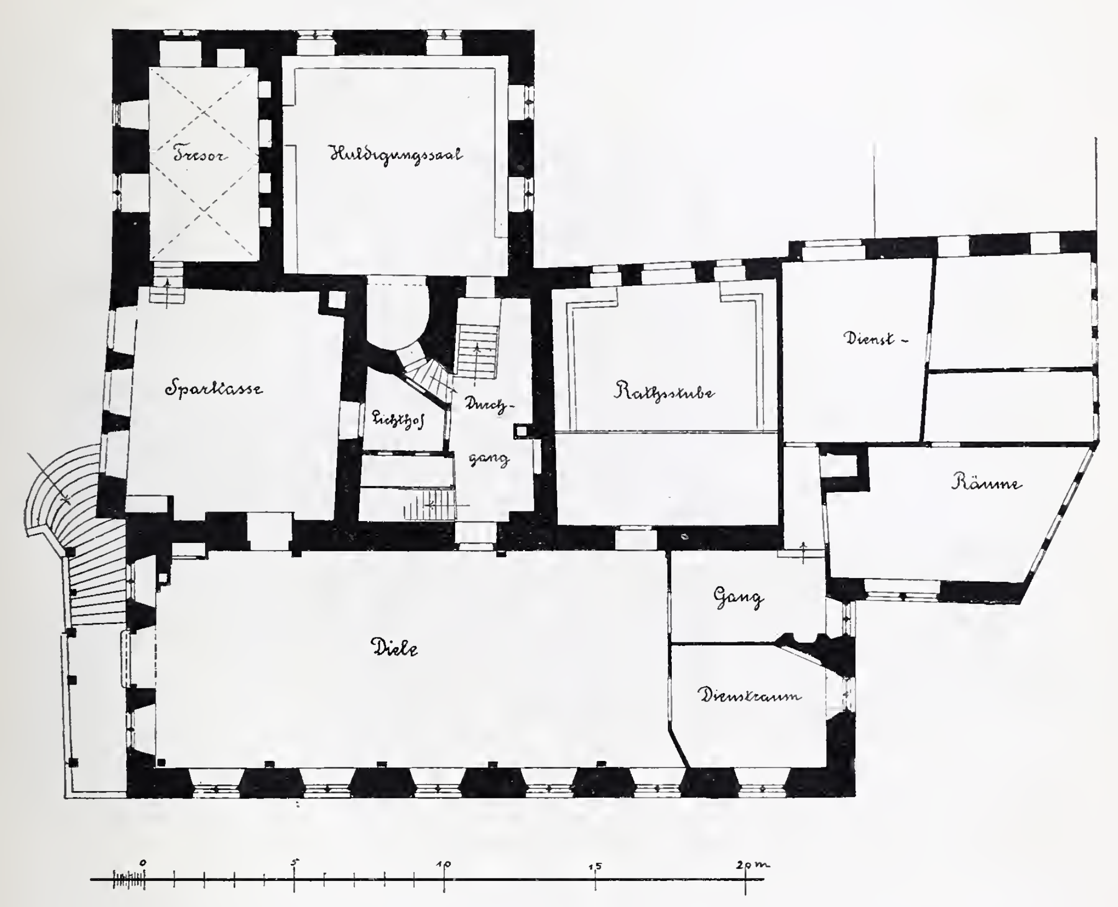


Fig. 268. Rathhaus in Goslar; Obergeschoss.

Der Erste, der in neuerer Zeit auf diesen seltenen Kunstschatz aufmerksam machte, war, wie oben bemerkt, Dr. Krâtz, der seit 1854 sich eingehend mit den Kunstalterthümern Goslars beschäftigte. Auf dessen Anregung wurde auch 1856 das völlig vernachlässigte Zimmer, nachdem das Archiv daraus entfernt war, würdig wieder hergestellt und als „Huldigungszimmer“ dem Publikum geöffnet, ein Name, der nach dem Ausweis des Goslarischen Wochenblattes (1856, Nr. 86 u. a.) derzeit noch ganz fremd war. Es mag dahingestellt bleiben, ob eine der drei Huldigungen 1658, 1705, 1745 auf diesem

Zimmer abgenommen ist; urkundlich sichere Nachricht über die Verwendung dieses Saales zu anderem Zwecke als dem des Archives liegt seit 1530 nicht vor. So dürfte also die Ausstattung des Zimmers zum Huldigungssaale für eine neuere Zugabe anzusehen sein. (Vergl. aber den „Kurzen Bericht über die solemniter am 5. Nov. 1705 celebrierte Huldigungsfeier“, S. 2.) Passender und zutreffender wäre für das Zimmer der Name „Friedenssaal“ gewählt worden: denn, wenn nicht alles täuscht, so wurden in diesem Rathssaale 1641 die Verhandlungen zwischen dem kaiserlichen Abgeordneten Don Hannibal

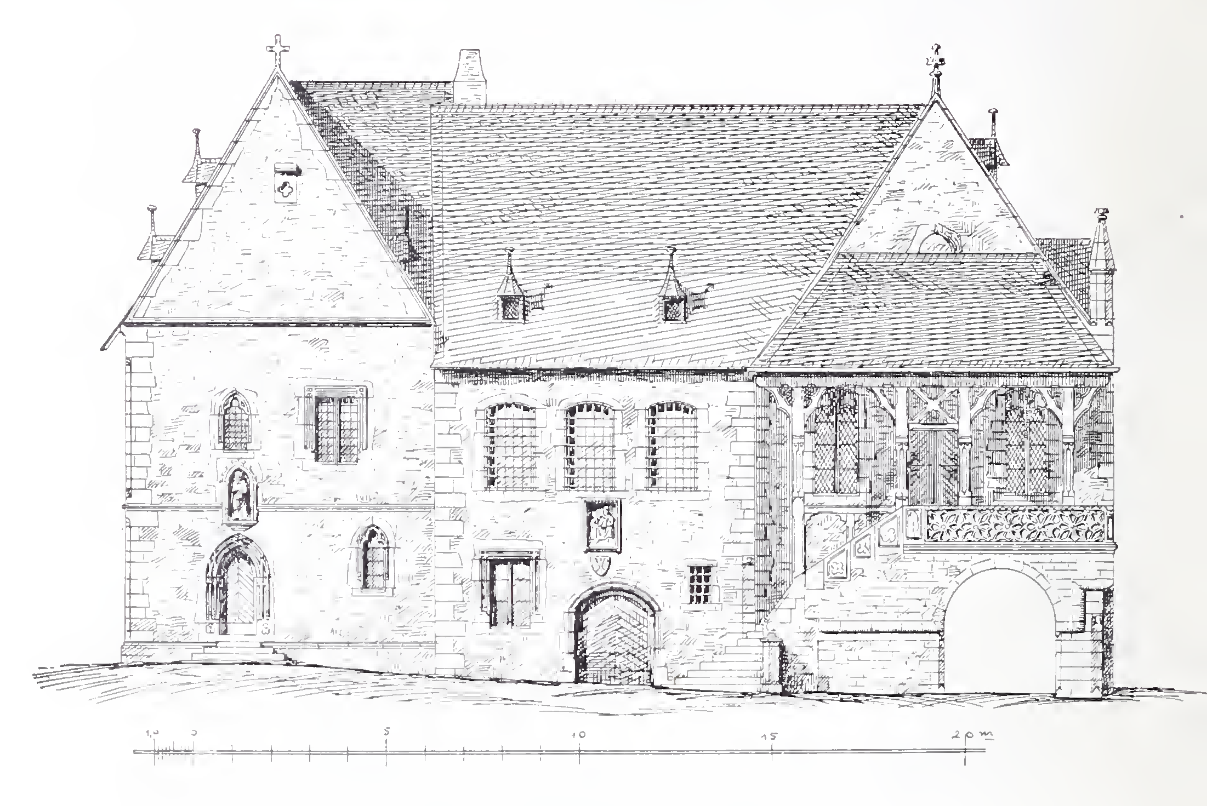


Fig. 269. Rathhaus in Goslar; Südseite.

Gonzaga und den Gesandten der protestantischen Stände Schwedens, Sachsens und des niedersächsischen Kreises geführt, die nach mehrfacher Unterbrechung am 16. Januar 1642 zu der Feststellung der Präliminarien des späteren Westfälischen Friedens führten. — Der von der städtischen Verwaltung in den Jahren von 1856 bis 1860 berathene Umbau dieses Saales unterblieb zu gutem Glücke. Zur Auffrischung der Gemälde wurde 1886 der Kunstmaler Boehn vom Königlichen Museum in Berlin herbeigerufen, der seiner verantwortungsvollen und schwierigen Aufgabe mit ausserordentlichem Geschicke gerecht wurde. Dass er an den Gemälden selbst so gut wie nichts geändert hat, geht aus zwei sicheren Zeugnissen hervor: aus der mit eingehendster Genauigkeit angefertigten

Beschreibung der Bilder von Dr. Krâtz, die als Manuscript in der Beverin'schen Bibliothek zu Hildesheim aufbewahrt wird (Nr. 1257), und aus den im Auftrage des Kultusministeriums 1882 angefertigten Kopien, die in der Königlichen Bauakademie in Berlin niedergelegt sind. Gleichzeitig wurde 1886 auch die in Lindenholz ausgeführte Umrahmung der Bilder, die eine sehr schöne Probe

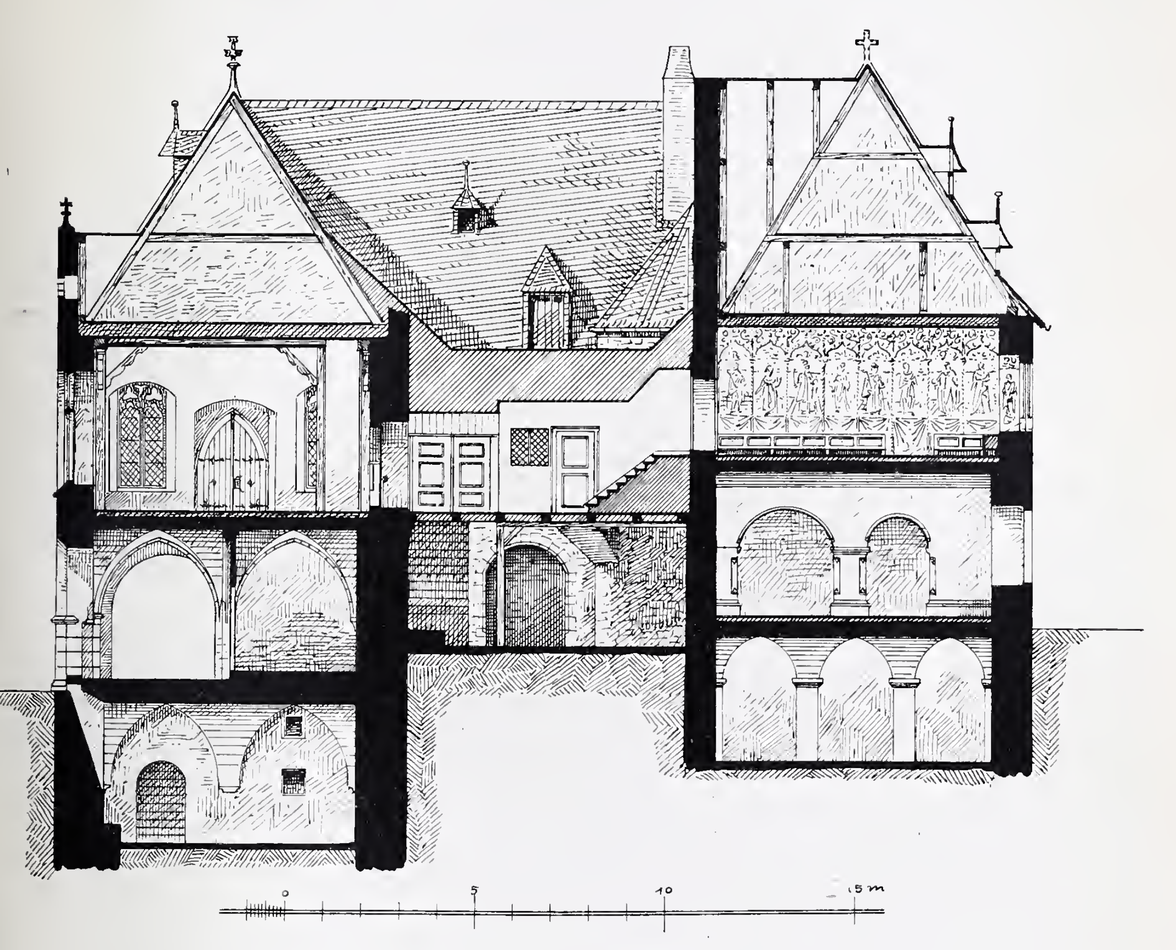


Fig. 270. Rathhaus in Goslar; Schnitt.

Deutscher Holzschnitzerei darbietet, vom Tischlermeister Büsch in Goslar vortrefflich ausgebessert. In jüngster Zeit hat der Saal eine neue feuersichere Ueberdeckung erhalten.

Das Rathhaus (Fig. 266—270) besteht in seiner gegenwärtigen Gestalt aus mehreren Bautheilen, die zu verschiedenen Zeiten errichtet sind. Diese Theile gruppieren sich um einen kleinen Innenhof, der noch eine alte, nicht mehr benutzte Steintreppe enthält, welche zu dem Obergeschosse des in der Mitte der Südseite belegenen Bautheils führte. Da dieser Mittelbau sowohl gegen die westlich anschliessende frühere Marienkapelle, als auch gegen den östlichen grossen

Beschreibung.

Lotharbau.

Laubenbau in Quadern errichtete Ecken hat, ist ersichtlich, dass derselbe ursprünglich frei gestanden hat, also älter ist wie die genannten im Westen und Osten anschliessenden Bautheile. Es muss daher angenommen werden, wenn man nicht überhaupt eine ganz andere Baustelle für das ursprüngliche erste Rathhaus, die Rathslaube, geltend machen will, dass dieser quadratische Mittelbau mit je einer grossen Thorfahrt auf der Nord- und Südseite der älteste Kern des Rathhauses, der Lotharbau*) ist, zumal da auch die Verwendung des Bruchsteinmaterials aus dem Rammelsberge an demselben für ein so hohes Alter zeugt, und eine kleine kauernde Figur an der Südostecke ein durchaus romanisches Gepräge trägt, ähnlich den seltsamen alterthümlichen Figuren an der Thurmfront der Jacobikirche (Fig. 271).

Die Aussenseite des Lotharbaus zeigt schlichtes Bruchsteinmauerwerk ohne Gesims, durchbrochen von einem flachbogig überdeckten Thorweg zwischen einem grösseren alten und einem kleineren neuen Fenster. Ueber dem Thorbogen befindet sich ein gothischer Wappenstein mit dem Goslarischen Adler, und darüber in einer rechteckigen Nische mit gothisch profiliertem Rahmen das Steinbild eines sitzenden Kaisers mit Krone, Scepter und Reichsapfel. Das Bild stellt wahrscheinlich Kaiser Karl IV. dar, welcher 1340 der Stadt das Schildrecht verlieh, so dass das erwähnte Adlerwappen vielleicht das erste und älteste Bild des neuen Goslarischen Adlerwappens ist. Das Obergeschoss hat drei grosse flachbogige, neue, vergitterte Fenster. Ueber dem flachbogigen Thorweg der Nordseite nach dem Hofe zu befindet sich ein gekuppeltes flachbogiges Maasswerkfenster von ähnlicher, aber einfacherer Bildung wie die am Südgiebel des Laubenbaues neuerdings aufgedeckten alten Fenster neben dem Eingange zur Diele.

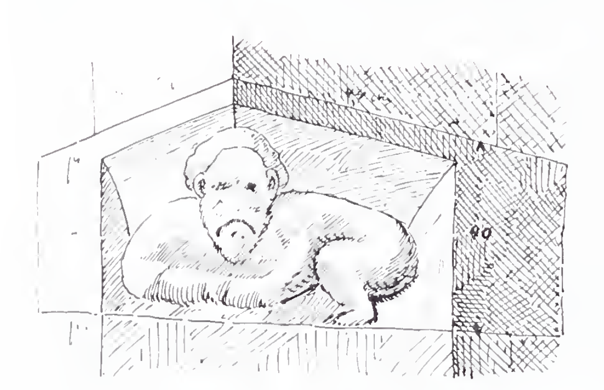


Fig. 271. Rathhaus in Goslar; Kragstein.

Das Innere des Lotharbaus enthält nichts Bemerkenswerthes und ist oben zu Zwecken der Sparkasse ganz neu ausgebaut. Zu erwähnen ist noch, dass sich unter dem Gebäude ein kleiner tonnengewölbter Kellerraum befindet, dessen Umfassungsmauern allerdings nicht denjenigen des Erdgeschosses entsprechen, aber nach der Ostseite eine Thür mit Fenster darüber enthalten.

Marienkapelle. In den Formen der späten Gothik des XV. Jahrhunderts ist westlich vom Lotharbau die Marienkapelle errichtet, welche im Erdgeschoss zwei verbundene, oben zwei getrennte Räume enthält. Der ganze Bau ist unterkellert,

*) Wir wählen diesen Namen Lotharbau nur mit Rücksicht darauf, dass die gesammte Ueberlieferung der Goslarschen Chronik einstimmig den ersten Rathhausbau dem Kaiser Lothar (1137) übereinstimmend zuschreibt.

Fig. 272.

RATHHAUS IN GOSLAR; HULDIGUNGSZIMMER.







Fig. 273—275.

RATHHAUS IN GOSLAR; WANDBILDER.

aber nur der unter dem nördlichen quadratischen Theile befindliche, aus neun Kreuzgewölben bestehende Keller vom hinteren Hofe her zugänglich. Der südliche Keller, welcher mit Gebeinen gefüllt ist, wurde vor einigen Jahren vermauert. Wegen dieser Verwendung des Kellers trug das ganze Gebäude den Namen „Beinkapelle“. Der Bau ist einheitlich mit einem steilen Satteldach überdeckt, das nach Norden und nach Süden mit einem schlichten, von einem gothischen Hohlkehlgesims umzogenen und mit einem Steinkreuz gekrönten Giebel abgeschlossen ist.

Im oberen Theile der Giebel befindet sich je ein aus einer Steinplatte gearbeitetes Vierpassfenster. Die südliche Giebelwand ist durch ein Gurtgesims getheilt, enthält im Erdgeschoss eine zierliche Spitzbogenthür mit reicher aus Kehlen und Rundstäben bestehenden Profilierung, deren Glieder im Scheitel und über dem Kämpfergesims sich überschneiden, und ein kleines, mit einem nasenbesetzten Spitzbogen geschlossenes Fenster. Ein gleiches Fenster sitzt im ersten Stock in der Achse der Thür und daneben ein grösseres rechteckiges, durch einen Pfosten getheiltes Fenster, welches mit mehreren an den Ecken sich überschneidenden Rundstäben umzogen ist. Unmittelbar über der Thür steht in einer das Gurtgesims unterbrechenden spitzbogigen Nische, deren vortretender, innen reich profilierter Rand auf einer gegliederten Konsole ruht und oben mit Kantenblumen und einer Kreuzblume geziert ist, ein hübsches Steinbild der Mutter Gottes mit dem Christkind auf dem linken Arm, in der rechten Hand ein Kreuz haltend. Die südwestliche Giebelecke ist mit einem Rundstab versehen, der unter dem Gurtgesims einen Kopf und unter dem Hauptgesims ein Blattkapitäl zeigt. Der südöstliche Abschluss lässt an der Endigung der Gesimse und dem Fehlen der Eckquadern erkennen, dass dieser Kapellenbau als Anbau an den früher vorhandenen Mittelbau errichtet ist. Der Nordgiebel ist ebenfalls mit einer spitzbogigen, jetzt vermauerten Thür, die aber sonst der Südthür gleichartig ist, versehen. Daneben befindet sich der Kellereingang und ein neu eingebrochenes Fenster; über dem nach Osten hochgekröpften Gurtgesims liegen zwei rechteckige Fenster von gleicher Bildung wie im Südgiebel.

Drei ebensolche Fenster sieht man auch im ersten Stock der Westseite, von denen jedoch das südliche tiefer liegt und zugemauert ist. Darunter befindet sich im Erdgeschoss ein neuer Anbau, und neben demselben mit drei neuen Fenstern die Registratur, welche das ganze Erdgeschoss des Kapellenbaus einnimmt, im südlichen Theil mit zwei alten scharfgratigen Kreuzgewölben, im nördlichen, früher mit flacher getäfelter Decke, jetzt mit drei neuen flachen Kappengewölben überdeckt. Die starke Trennungswand ist durch zwei ungleiche Rundbögen unterbrochen, an deren Kanten ebenso wie an den Abfasungen der Pfeiler die gleichen dreieckigen Konsölchen bemerkbar sind, die sich auch in den rechteckigen Fenstern der Aussenseite finden. Der Raum über dem südlichen alten Gewölbe, jetzt noch wie vor Alters als Tresor dienend, ist von der oben erwähnten Sparkasse aus zugänglich. Der Tresorraum ist in gleicher Weise wie der Raum darunter überdeckt und mit einer Anzahl in der nördlichen Scheidewand angebrachter Wandnischen versehen, deren Thüren zierliche Beschläge in gothischen Formen tragen. Die grösste dieser Nischen ist ursprünglich eine

Thür zum nördlich daran stossenden sog. Huldigungssaal gewesen. Jetzt gelangt man durch einen Verbindungsgang von der Diele her, der auch von der Marienkapelle aus durch eine in der früheren Apsis der Kapelle angelegte Treppe zugänglich ist, in das Huldigungszimmer, das durch den reichen Schmuck an Wand- und Deckengemälden den Prunksaal des Rathhauses bildet und eine grosse Anzahl sehr werthvoller Inventarstücke birgt. Da die mit der Geschichte dieses Zimmers eng verknüpfte malerische Ausstattung schon im geschichtlichen Theile eingehend behandelt ist, kann hier auf eine genaue Beschreibung der Gemälde (Fig. 272—276) verzichtet werden. Der $7\frac{1}{2}$ m im Quadrat grosse Raum von $3\frac{1}{2}$ m Höhe hat eine flache Holzdecke, die durch profilierte Leisten in vier grosse Mittelfelder und sechzehn kleinere Randfelder von rechteckiger Form getheilt ist.



Fig. 276. Rathhaus in Goslar; Deckenbild.

Die Wände an den zwei Fensterseiten und die südliche Scheidewand sind unten mit kastenartigen Sitzbänken versehen, die an der erwähnten Thür zum Tresor und in der Nähe der jetzigen Eingangsthür unterbrochen sind. Die Wandflächen über den Bänken und ebenso auch die Ostwand sind durch zierlich geschnitzte dünne hölzerne Säulchen in hohe schmale Felder eingetheilt, welche unterhalb der Decke durch Kielbogen, mit reichem Schmuck von Fialen, Kantenblumen und Kreuzblumen geziert, abgeschlossen sind.

Die Wandflächen der Felder über der Kämpferlinie sind abwechselnd roth und blau gefärbt und mit ausserordentlich reichem zierlichen Schnitzwerk überdeckt, welches im Holzton belassen, wie ein Spitzengewebe die Fläche überzieht. Ueber jedem Kielbogen sind zwei schräg liegende glatte leere Wappenschilder angebracht. In der Mitte des Fensterpfeilers der Westwand

sind zwei Wandschränke übereinander angebracht, deren Thüren zierliche gothische Beschläge tragen (Fig. 277—279).

Die vier Fenster, je zwei auf der Westseite und der Nordseite, sind in der Mitte durch einen Pfosten getheilt, dessen Hohlkehlprofil sich am Sturz und den Gewänden fortsetzt. Die tiefen Fensterleibungen sind ebenfalls wie die Wände mit Gemälden auf Holztafeln geschmückt und die flachbogigen Sturze mit blaugrün gefärbtem Rankenwerk bemalt (Fig. 280). Die Figuren stellen die im geschichtlichen Theil genannten acht Heiligen dar.

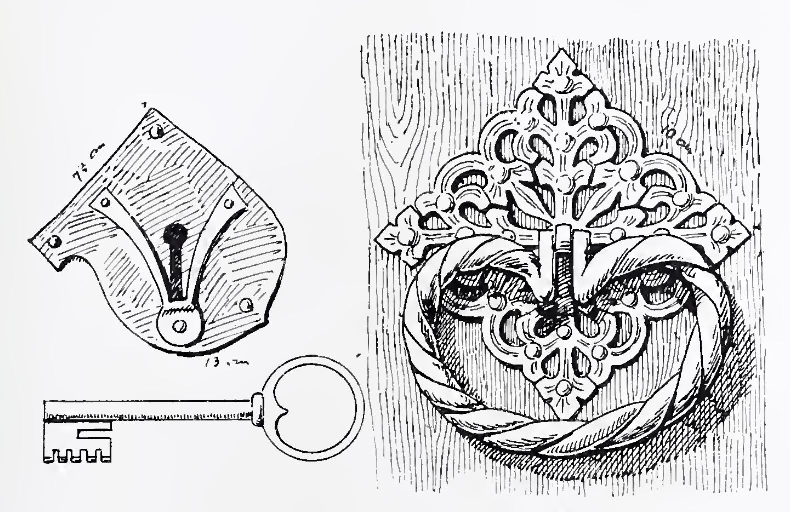


Fig. 277—279. Rathhaus in Goslar; Beschlag eines Wandschrankes.

In der Ostwand öffnen sich zwei glatte Thürflügel, auf welchen auswärts die Tafelmalerei der Wände ohne Unterbrechung durchgeführt ist, zu der Apsis, deren südliche gerade Wand von der nördlichen Aussenwand des Lotharbaus gebildet wird; der übrige Theil der Wand hat eine runde Grundrisslinie. In der Apsis bemerkt man hinter der gemalten Wandtäfelung noch die ursprüngliche Spitzbogenöffnung mit reich profiliertem Bogen und verzierten Ecksäulchen an den Gewänden. Auch die daneben liegende Eingangsthür zeigt auf der Aussenseite noch den Spitzbogen. Auf der andern Seite der Apsis ist ebenfalls ein Thürausschnitt erkennbar, vielleicht früher eine Verbindungsthür zum Südbau, so dass dieser Raum ausser der Thür zur Apsis drei Thüren gehabt hat.

Im Huldigungszimmer wird eine grosse Zahl recht werthvoller Alterthümer aufbewahrt.

Zwei Becher, silbern, vergoldet, auf siebentheiligem Fuss, reich gebuckelt **Becher.** und mit spätgothischem Blattwerk verziert, tragen am Fusse zwei Wappen und am oberen Rande auf einem spätgothischen Flechtband die Widmung in gothischen Kleinbuchstaben: „Disse · vorgulden · Koppe · twei · sint · ut · des · achtbar̄ · mgr̄i · Johan · Pappē · borgmesters · seligen · testamēt · tō · gemeinē · bestē · hergegeben · 1519 ·“

Bergkanne.

Ein Schmuckstück von hervorragendem Kunstwerth ist die sog. Bergkanne. Sie wurde im Anfange des XVIII. Jahrhunderts zufällig in einer Banklade des Archivzimmers aufgefunden (Gosl. Wochenbl. 1852 No. 98). Ueber die Herkunft dieses Meisterwerkes Deutscher Goldschmiedekunst ist nichts bekannt, doch ist nicht ausgeschlossen, dass es in Goslar selbst, wo derzeit diese Kunst in hoher Blüthe stand, angefertigt ist. Der Name Bergkanne ist ganz neu; in einem pro memoria des Jahres 1777, in welchem dem Rathe empfohlen wird, die Kanne zu versilbern oder zu Münzen umzuschmelzen, heisst sie Weinkrug, und als solcher mag sie bei den Festen der Berg- und Hüttenherren gedient haben. Diese Bergkanne (Fig. 281) ist eine reiche schöne Goldschmiedearbeit, laut Inschrift am Fusse, von 1477, aus Silber mit vergoldeten Verzierungen. Der Fuss ist wie der ganze Körper der Kanne elftheilig

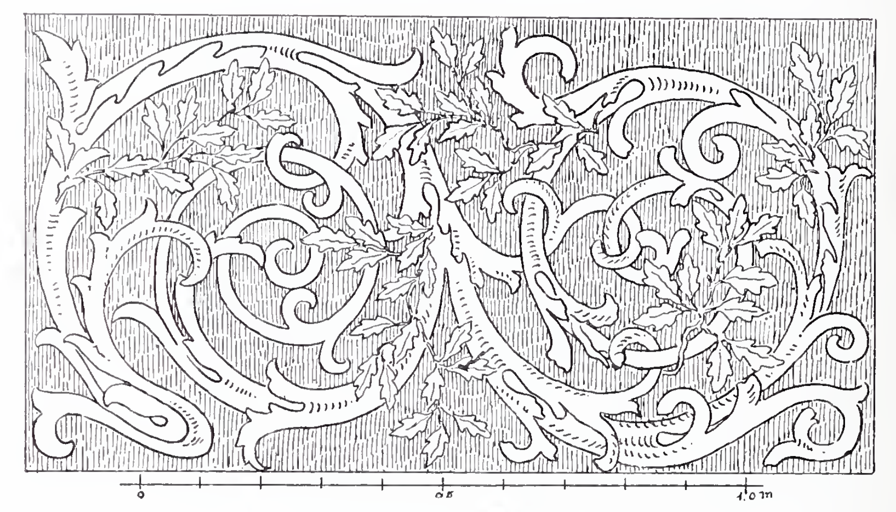


Fig. 280. Rathhaus in Goslar; Malerei im Fenstersturz.

und mit reichem durchbrochenen Ranken- und Blattwerk geschmückt. Der in zwei Buckelreihen aufgelöste Bauch der Kanne wird zwischen diesen Reihen von einem aus gothischem Blattwerk gebildeten Kranze umgeben, aus dessen Blüthenkelchen zehn Brustbilder musizierender Figuren herauswachsen. Die elfte Figur hält ein Wappenschild mit dem Goslarischen Adler. Um die Mitte des mit Windungen umzogenen Halses schlingt sich ein ähnlicher Kranz von gothischem Rankenwerk, aber ohne figürlichen Schmuck. Der reich verzierte Klappdeckel ist auf einem kronenförmigen Ringe in Gestalt einer schlanken durchbrochenen gothischen Spitzkuppel aufgebaut, welche wie ein Baldachin die Reiterfigur des heiligen Georg als Drachentödters umschliesst. Um den untern Rand der Kuppel gewahrt man Bergleute in ihrer verschiedenartigen Thätigkeit, ausserdem in mehreren Feldern Jagdstücke. Die Arme der die Kuppel krönenden Kreuzblume halten einen blauen Stein, der die Figur des Goslarischen Adlers trägt. Der Henkel ist als schlanker Drache gestaltet.

Ausser dieser Bergkanne giebt es noch eine andere, die, im Besitze der Communion-Verwaltung, ebenfalls ein Werk von hervorragendem Kunstwerth ist. Sie trägt die Jahreszahl 1732.

Crucifixe.

In der Kapelle wird ein hölzernes Crucifix, etwa um 1700, aufbewahrt, welches auf einem langen schmalen Kreuz den tief herabhängenden Körper zeigt; das von einem Strick gehaltene Lendentuch ist auf der rechten Hüfte zum Knoten geschürzt.



Fig. 281. Rathhaus in Goslar; Bergkanne.

Ein zweites Crucifix aus Holz, bronziert, ist rings um das auf einem sechseckigen länglichen Fuss stehende Kreuz mit zierlichem Zinnornament in spätgothischen Formen geschmückt (Fig. 282). Der steife Körper hat ein kurzes Lendentuch und stark vortretenden Brustkorb, das Haupt trägt eine tauförmige Dornenkrone.

Elle.

Eine bronzene Elle trägt die Inschrift in Unzialbuchstaben: „Dit · is · de : rechte · Elne · der · Borgere."

Evangeliar.

Von den Kunstschätzen, die im Huldigungszimmer aufbewahrt werden, ist am meisten das Evangeliar bewunderns-werth, über dessen Herkunft die heimische Ueberlieferung berichtet, dass es vom Kaiser Friedrich II. aus dem Oriente mitgebracht und dem Domstifte geschenkt sei. So mag es richtig sein, dass das Evangeliar diejenige alte Bibelhandschrift war, welche 1634 den Jesuiten wieder weggenommen wurde. Nach der Aufhebung des Domstiftes kam das Werk in den Besitz der Stadt, die den Werth desselben erst erkannte, als sie auf das „hohe Angebot" eines Antiquars von 200 rthlr. die Göttinger Professoren um ein Urtheil ersuchte und daraus erfuhr, dass es ein byzantinisches Kunstwerk ersten Ranges sei. Von da an bewahrte es der Rath als ein Heiligthum, allen Versuchungen glücklich widerstehend, auch als das Angebot um das Zehnfache gesteigert wurde. Erst neuerdings ist das Werk der Kunstwissenschaft zugänglich gemacht durch eine gründliche Untersuchung von E. Dobbert in dem Jahrbuche der Königlich Preussischen Kunstsammlungen (1898 Heft III, IV), wo auch die Bilder wiedergegeben sind. Das Evangeliar ist ein Quartband in einem mit Filigran,

Perlen und Edelsteinen verzierten Metalldeckel. Es enthält den Text der vier Evangelien nach der Vulgata, jedoch mit mancherlei Abweichungen, in einer Handschrift des XIII. Jahrhunderts. Schon die Kunstarbeit des Deckels ist „stark byzantinisierend“, und dementsprechend sind auch die Miniaturbilder in dem Werke selbst eine „Mischung byzantinischer Motive mit abendländischer Kunst“. Auf der ersten Seite ist im Initiale des Vorwortes die Uebergabe der Vulgata durch Hieronymus an den Papst Damasus dargestellt.



Fig. 282. Rathhaus in Goslar; Crucifix.

Dem Evangelium Matthaei geht ein Kunstblatt voraus, das in drei Bildern, oben die Anbetung der Könige und unten den Evangelisten Matthäus und Joseph, wie er den Befehl zur Flucht nach Aegypten erhält, darbietet. In dem Initiale des Evangeliums sind sechs Medaillonbilder zu sehen: die Geburt Christi, die Flucht nach Aegypten, die drei Versuchungen und die Berufung des Matthaeus. Das Evangelium S. Marci beginnt mit einem Initiale, das einen Kletterer zeigt. Dann folgt das zweite Hauptbild, oben der Evangelist S. Marcus, unten 1. die Taufe und 2. die Berufung des Petrus und Andreas. In dem Initiale des

Evangeliums sind drei Medaillonbilder aus der Geschichte Simsons angebracht: Richter 14, 5, 6 und 16, 3. Das Evangelium S. Lucae bietet zunächst wieder ein Initiale mit dem Bilde des Evangelisten und darauf folgend das dritte Hauptbild: oben der Erzengel Gabriel, Zacharias die Geburt des Johannes verkündend, und unten 1. die Geburt und 2. die Namensgebung des Johannes. Weiter folgt ein viertes Hauptbild: oben 1. die Verkündigung und 2. die Heimsuchung der Maria, unten die Geburt Christi. Im Initiale des Evangeliums ist in zwei Bildern: unten die Heimkehr des verlorenen Sohnes und oben das Festmahl zu Ehren des heimgekehrten Sohnes dargestellt. Zum Evangelium S. Johannis gehört das 5. Hauptbild: oben 1. der Evangelist Johannes und 2. Christus und die Samariterin, unten die Kreuzigung. Das Initiale hat vier Medaillonbilder und neben jedem derselben rechts und links ein zugehöriges Bild im Halbkreise: 1. Christus und die Ehebrecherin, 2. das Speisungswunder, 3. die Reinigung des Tempels und 4. die Auferweckung des Lazarus.

Die Bilder geben sämmtlich das „byzantinische Schema mehr oder minder getreu wieder", aber trotz der genauen Anlehnung an diese Muster verräth das Werk doch die deutlichsten Spuren abendländischer Arbeit, und zwar sächsisch-westfälischen Ursprungs. Aus der unverkennbaren Verwandtschaft mit dem Halberstädter Missale, dem das Goslarische Evangeliar als Vorlage gedient habe, schliesst Dobbert, dass das Goslarische Werk in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts entstanden sei, was mit dem Alter der Handschrift zusammen stimmt.

Zwei seitlich vom Thronsessel angebrachte Fahnen tragen beide den Goslarischen Adler und eine derselben die Jahreszahl 1714. Fahnen.

In einer Fensternische werden einige alte Folterwerkzeuge, gespickter Hase, Daumschrauben, Zangen etc. aufbewahrt. Folterwerkzeuge.

Ein gläserner Deckelbecher, geschliffen, trägt mehrere Inschriften und die Widmung von Crome-Dassel 1755. Ein zweiter einfacherer von 1754 hat die Buchstaben J. H. K. und zeigt ausser der Aufschrift: „Floreat novum opus et crescat" das Bild der Mutter Gottes mit dem Christkind in geschliffener Arbeit. Glasbecher.

Drei kleine geschliffene Kelchgläser.

Die Trinitatiskapelle enthält ein kleines Spitzbogenfenster mit alter Glasmalerei, die Himmelskönigin in der Mandorla auf der Mondsichel darstellend, das Christkind auf dem Arme und mit reicher Krone geschmückt, über ihr zwei schwebende Engel. Glasmalerei.

Ein loser Fensterflügel von 1684 zeigt das Wappen der Marktkirche mit Cosmas, Damian und dem Bischof Nicolaus.

Ein silberner, innen vergoldeter Kelch trägt auf rundem Fuss einen Becher von geschwungener Form; daran zwei Wappen mit den Buchstaben J. F. R., S. E. R. g. L. und der Jahreszahl 1752. Die Wappen stellen dar das Flügelross und einen springenden Löwen, der ein Herz in der Pranke hält. Die zugehörige Patene trägt dieselben Wappen und Bezeichnungen. Kelch.

Leuchter. Zwei Messingleuchter, 34 cm hoch, haben dreieckigen Fuss mit drei Löwentatzen und drei geflügelten Engelköpfen, um 1650.

Zwei bronzene Leuchter, 45 cm hoch, tragen auf rundem Fuss einen walzenförmigen Schaft mit drei gothischen Knäufen.

Münzen. Eine Münzsammlung enthält in einem Kasten mit Glasdeckel fast alle Goslarischen Münzen.

Oelbilder. Ueber der Rücklehne des Thronsessels ist an einem zur Unterstützung der Decke dienenden hölzernen Pfosten ein Oelbild aufgehängt, dessen reich geschnitzter Rahmen die gleichen Kunstformen wie der Thronsessel zeigt; es stellt Kaiser Karl VI. dar. Ein anderes Oelbild ohne Rahmen zeigt das Bildniss Franz I.

Ring. Ein silberner Fingerring mit kleiner Kamene trägt in Lapidarschrift mit einzelnen Unzialen gemischt die noch nicht enträthselte Inschrift: „AGLA·BERION·UMPSITOS."

Schale. Eine silberne Schale mit Buckelverzierung enthält vier Reliefbrustbilder: Luther, Kurfürst Friedrich den Weisen von Sachsen, einen Mann mit Vollbart und Lorbeerkranz, eine Frau mit freien Schultern, gelöstem Haar und leichtem Gewand. Der Raum zwischen den Medaillons ist mit zierlichem Renaissancelaubwerk gefüllt. Das runde Mittelfeld ist des Medaillonbildes beraubt.

Schwurhand. Eine bronzene Schwurhand in Naturgrösse ist am Unterarm mit zwei Aermeln bekleidet, deren unterer eine kreuzförmige Oeffnung (für die Reliquie) zeigt und am Saume die Umschrift in gothischen Grossbuchstaben: „S. Margarete Bragivm" (Fig. 283).



Fig. 283. Rathhaus in Goslar; Schwurhand.

Stadtbild. Ein mit grünen Bäumen und Dächern bemalter Kupferstich, schlecht erhalten und mit Lack überzogen, stellt die Stadt Goslar im Jahre 1732 dar, vom Steinberge aus gesehen, und trägt die Unterschrift: „Christian Andreas Schmidt". Eine grosse Anzahl der Gebäude ist am untern Rande nach Nummern benannt.

Stempel und Thorschlüssel. Ein Kasten mit Glasdeckel enthält eine grosse Anzahl Siegelstempel und Thorschlüssel.

Thronsessel. Hinter dem Tisch steht der hochlehnige Thronsessel, reich geschnitzt, bemalt und vergoldet, in den Formen des XVII. Jahrhunderts. Die Rücklehne hat als Hauptschmuck den zweiköpfigen Reichsadler mit Schwert, Scepter und Reichsapfel.

Tisch. Vor Allem ist auch der grosse und schwere eichene Tisch in spätgothischer Form bemerkenswerth, dessen Längsleisten zwischen den reich profilierten Füssen mit zierlicher Flachschnitzerei versehen sind. Das dunkelbraune Holz ist mit sparsamer rother Färbung im Grunde der Flachschnitzerei

und in den Maasswerkverzierungen der Füsse und des mittleren Querstückes versehen (Fig. 284).

Von alten Waffen und Vertheidigungsmitteln werden aufbewahrt drei Holzschilde, mit grobem Leinen auf beiden Seiten überspannt und mit geringen Spuren alter Bemalung versehen, ferner der Holzschaft einer grossen schweren Büchse, ein 1,50 m langer und in der Mitte 9,5/4 cm starker Fischbeinbogen, zwei Armbrüste, ein Lederköcher mit Pfeil aus Holz mit Eisenspitze, zwei Schwerter nebst einer Lederscheide, fünf Hellebarden und eine Anzahl Fusseisen. Waffen.

Ein schön geschnitztes hölzernes Wappenschild trägt laut Inschrift das Wappen der „ehrlichen Worth- und Gewandschneidergilde 1693“. Wappen.

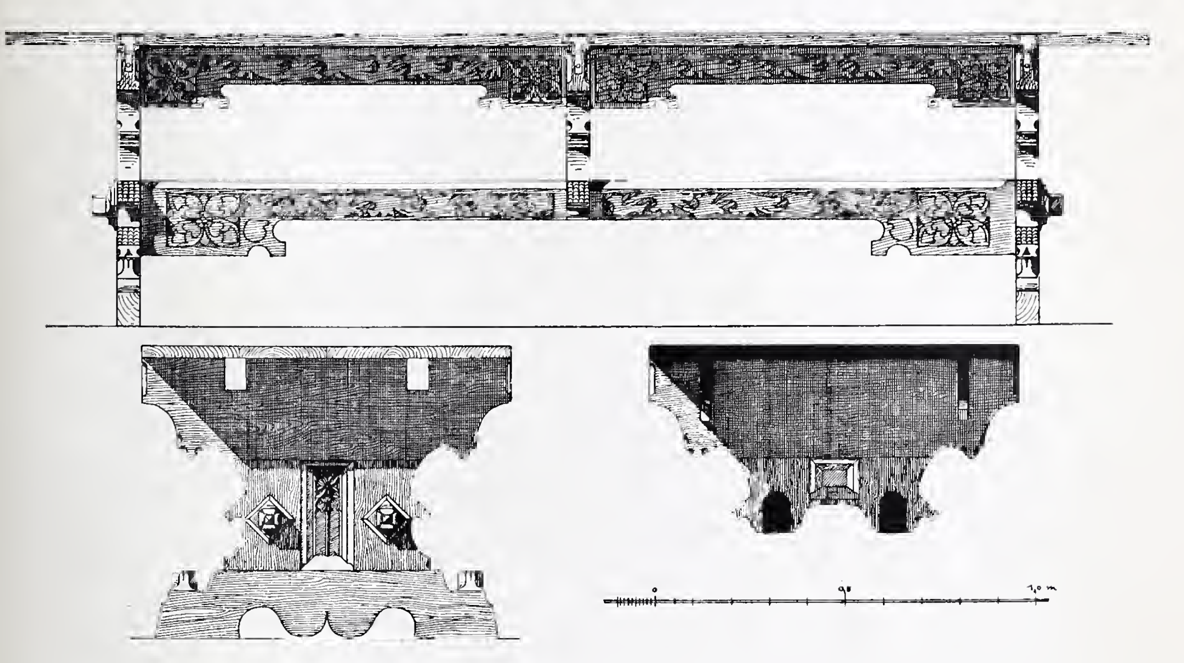


Fig. 284. Rathhaus in Goslar; Tisch.

Wohl ziemlich gleichzeitig, wenn nicht etwas früher wie der Kapellenbau ist der Hallenbau entstanden, der einheitlichste und bedeutendste Bautheil des Rathhauses, der dessen Front nach dem Marktplatze bildet. Dieser zweigeschossige Bau zeigt unten fünf spitzbogige Oeffnungen auf kurzen, gedrungenen achteckigen Pfeilern. Zwischen den zwei nördlichen Oeffnungen befindet sich an Stelle eines sechsten Bogens ein kleines zweitheiliges Fenster mit zierlichem Maasswerk. Vor einigen Jahren noch befand sich daselbst ein Pranger mit Halseisen und darüber eine Nische. Zwischen den Arkaden bemerkt man kleine spitzbogige Wandnischen, deren Zweck nicht aufgeklärt ist. Die äussersten Ecken sind bis über Kämpferhöhe mit breiter Abkantung versehen, deren Uebergang zur vollen Ecke nördlich durch die Figur eines Drachen, südlich durch einen weiblichen Kopf in Nonnentracht gebildet wird. Ein zweiter ähnlicher Kopf Hallenbau.

befindet sich auch unweit davon an der südöstlichen Ecke des Treppenvorbaus. Ueber einem gothischen Hohlkehlengurtgesims zeigen sich jetzt in den Achsen der unteren Bögen sechs spitzbogige zweitheilige Maasswerkfenster, welche neuerdings an Stelle der früher dort befindlichen flachbogigen Fenster hergestellt sind. Den oberen Abschluss über dem Hauptgesims bilden sechs steinerne Giebel, mit Kantenblumen und Kreuzblumen geschmückt, mit Maasswerkgalerie verbunden und abwechselnd mit einem Dreipass- und Vierpassfenster versehen. Die Ecken, welche im Mauerwerk der Front aus Quadern hergestellt sind, werden durch zwei achteckige schlichte Fialen mit glatten durch eine Kreuzblume abgeschlossenen Riesen gekrönt. Die Fläche des beschieferten Satteldaches wird durch fünf Dachgauben belebt und im Norden und Süden durch zwei steinerne Giebel abgeschlossen. Der südliche Giebel wird zum Theil verdeckt von der, laut Inschrift an der spätgothischen Brüstung, im Jahre 1537 erbauten Freitreppe, die später eine vor wenigen Jahren erneuerte Ueberdeckung auf hölzernen Stützen erhalten hat. Die unregelmässige Bauart der Freitreppe, mit ihren unbegründeten Verkröpfungen, Vorkragungen und Schiefheiten ist vermuthlich das Erzeugniss wiederholter Aenderungen und auch der Verwendung älterer Bautrümmer aus abgebrochenen Bautheilen. Besonders bemerkenswerth ist die Figur eines aufrecht stehenden Thieres mit einem Handspiegel, die als Flachbild, von einem rechteckigen Rundstabrahmen eingefasst, die westliche Ecke der spätgothischen Brüstung ziert, aber ähnlich den an den äusseren Chorwänden der Jacobikirche eingemauerten Steinbildern durchaus romanischen Charakter zeigt und deshalb wahrscheinlich vom alten Lotharbau dorthin versetzt worden ist (Fig. 285). Auch die Rückseite dieser Platte ist mit einer Rundstabfüllung versehen. Auffällig ist unter dem spätgothischen Maasswerk der schlichte Rundbogen, welcher den Zugang zu den Gewölben des Hallenbaus bildet. Vermuthlich ist für den neuen Treppenaufgang ein vorhandener Ueberbau des früheren stattlichen Kellereinganges benutzt worden. In der Giebelwand des Hallenbaus sind im ersten Stock zu beiden Seiten einer schlichten spitzbogigen Eingangsthür noch zwei, durch Mittelpfosten getheilte, flachbogige charakteristische alte Maasswerkfenster (Fig. 286) erhalten. Das kleine Fenster im Erdgeschoss zwischen den Spitzbögen der Ostwand, an dessen Gewänden sich die Ansätze eines ganz gleichen Maasswerkes fanden, ist im Sinne jener ursprünglichen Fenster wiederhergestellt worden.

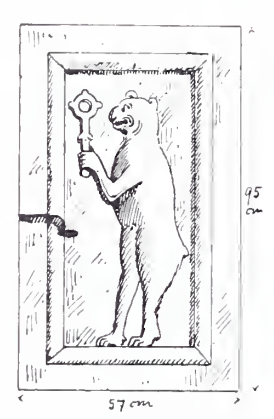


Fig. 285. Rathhaus in Goslar; Brüstungsplatte.

Das Giebeldreieck des Südgiebels enthält in der Mitte ein jetzt vermauertes spitzbogiges Fenster, dessen Bogensteine noch über dem beschieferten Pultdache des Treppenvorbaus sichtbar sind. Die Spitze des mit Gesimssteinen abgedeckten Giebels krönt eine steinerne Kreuzblume, und entsprechend der auf der Südostecke noch vorhandenen Fiale erhob sich früher auch auf der Südwestecke eine solche, deren Ansatz noch im Dachboden vorhanden ist. Auch von den früheren

Ziergiebeln auf der Westmauer des Hallenbaus, welche vor Herstellung des Nordwestflügels und des Anbaus der Rathsstube beinahe bis zur Hälfte ganz frei lag, finden sich noch Spuren im Dachboden.

Das Erdgeschoss des Hallenbaus enthält zwei Reihen scharfgrätiger Kreuzgewölbe, deren mit flachen Hohlkehlen profilierte Gurtbögen sich auf runde Dienste an den achteckigen Aussenpfeilern stützen.*) Die mittlere Stützenreihe besteht aus sehr schlanken achteckigen Pfeilern, an deren glatten Flächen ohne Kapitälbildung sich die Gurtbögen und Gewölbegrate verschneiden. Auf den Zeichnungen ist noch der bisherige Zustand der Vermauerung der mittleren Pfeilerreihe dargestellt. Zur Zeit (1900) ist man damit beschäftigt, auch die hintere Reihe der Kreuzgewölbe freizulegen.

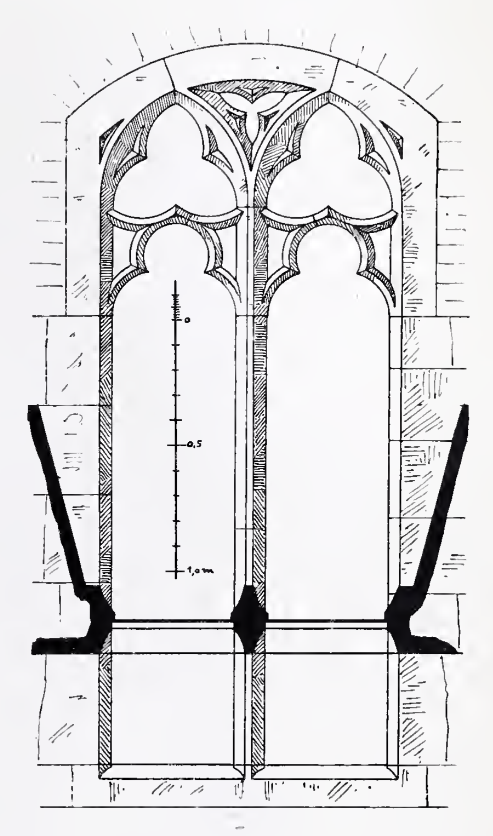


Fig. 286. Rathhaus in Goslar; Fenster der Diele.

Der erste Stock bildete ursprünglich einen grossen Saal. Im Jahre 1595 sollen schon am Nordende zwei Räume zu Kanzleizwecken abgetrennt worden sein. Die Stuckarbeiten an dem Kamin und der Decke des nordöstlichen Zimmers tragen jedoch die Formen des XVIII. Jahrhunderts. Der verbliebene grössere Theil der Diele oder des Saales enthält ausser den bereits erwähnten alten Fenstern der südlichen Giebelwand an bemerkenswerther Architektur nur die zierliche, von spätgothischem Gewände eingefasste und mit altem, reich geschnitztem Flügel versehene Thür in der Mitte der westlichen Längswand (Fig. 287). Die Schnitzerei und der stark beschädigte Beschlag stehen nicht recht im Einklange, da letzterer mit den jetzt fehlenden Zierbändern für eine schlichte Thür ohne Theilung in Füllungen gemacht war. Auffällig ist es, dass der alte Schiebebalkenverschluss in der nach dem Gange gerichteten Leibung angebracht ist, so dass die in der Abbildung dargestellte verzierte Seite der Thür deren Aussenseite bildet und der Schutz des Verschlusses dem Gange und mittelbar dem Huldigungszimmer zu Gute kam. Die Decke der Diele besteht aus einer glatten Brettverschalung mit Fugenleisten und geschnitzten Sternen.

*) In Fig. 267 sind diese Dienste aus Versehen nicht schwarz angelegt worden.

Der ganze Hallenbau ist unterkellert; der mit scharfgratigen Kreuzgewölben ohne Gurtbögen überwölbte Keller ist auf einer unter dem südöstlichen Joche angelegten breiten und bequemen Treppe zugänglich. Das Treppenloch ist gegenwärtig mit Holzklappen abgedeckt und wurde bis vor Kurzem noch nur zur Einbringung der Weinfässer benutzt, während der Zugang für Personen vom Flur der Kämmereikasse aus durch einen Nebenkeller stattfindet. Die saubere Ausführung der

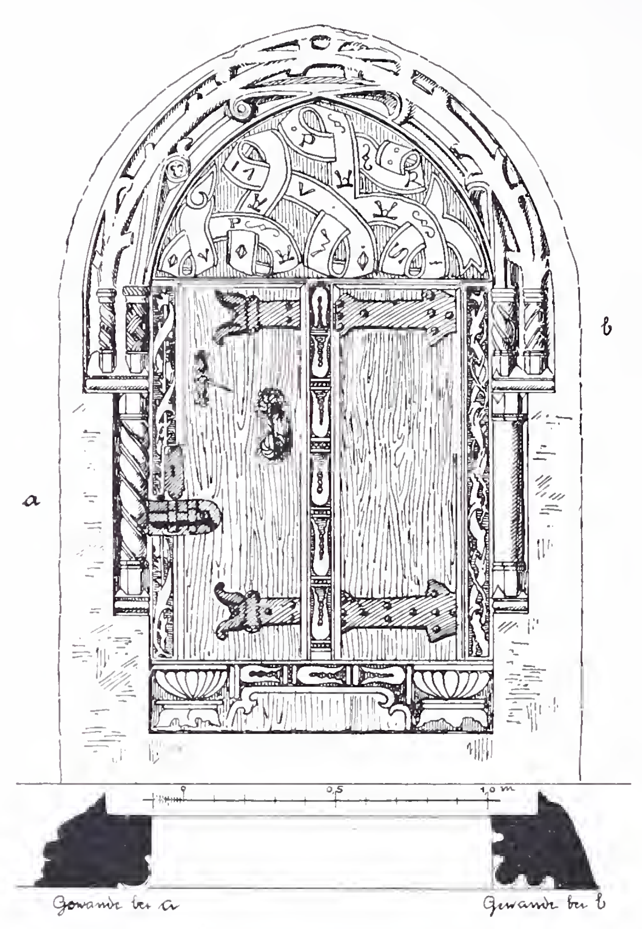


Fig. 287. Rathhaus in Goslar; Thür auf der Diele.

Gewölbe, namentlich die glatte und der Kunstformen nicht entbehrende Behandlung der schlanken achteckigen Mittelpfeiler, der Pfeilervorlagen und Konsolen an den Wänden deuten an, dass der Keller der frühere Rathsweinkeller war. Das dritte Doppeljoch im Süden ist durch starke Bruchsteinmauern, in denen sich zwei rundbogige Thüröffnungen befinden, von den anstossenden Kellerräumen getrennt. Der Raum wurde durch sechs schlotartige Fensterschlitze in der östlichen und einen solchen in der nördlichen Umfassungswand erhellt. In den Wänden sind einige kleine Nischen angebracht, der Fussboden ist aus

unregelmässigen grossen Steinfliesen gebildet, und im südlichen Eingangsjoche befindet sich der Zugang zu dem kleinen Keller unter dem südlichen Mittelbau.

Sehr werthvolle und schöne Stücke sind auf der Diele die vier Kronen, welche von der Decke herabhängen. Der nördliche ist ein Bronzeleuchter mit zweimal sechs Armen auf Ranken mit gothischem Blattwerk. Den Mittelkörper bildet die Figur der Muttergottes, die Krönung eine Bischofsfigur mit Mitra und Krummstab. Der Leuchter stammt aus dem Dom, die Figur der Maria ist erneuert. Kronleuchter.



Fig. 288. Rathhaus in Goslar; Kronleuchter.

Daneben hängt ein Geweihleuchter (Fig. 288), zu welchem das Geweih eines sehr starken Zwölfenders verwendet ist. Die Geweihenden sind oben durch einen gedrehten Eisenbügel verbunden, an dem die Aufhängekette befestigt ist. Unten befindet sich ein aus Holz geschnitztes Konsol, an dem je zwei Kinderfiguren das Wappenschild mit dem Reichsadler, hinten dasjenige der Stadt Goslar halten. Auf dem Konsol thront eine Kaiserfigur

im Ornat auf einem Thronsessel, dessen hohe Rücklehne auf den säulenförmigen Pfosten zwei Wappen haltende Löwen trägt. An den Enden des Geweihes sind sieben kleine Wappenschilde mit den Wappen der sieben Kurfürsten mit Draht angehängt. Die Lichtschalen sind mit kleinen eisernen Armen am Geweih befestigt. Die Formen zeigen den Uebergang von der Spätgothik zur Renaissance. Alles Holzwerk trägt noch die alte Bemalung. Eine neuerdings gefertigte Nachbildung dieses Leuchters befindet sich in der Marienburg in Westpreussen, eine zweite im Museum zu Stockholm.

Zu dem zweiten Geweihleuchter daneben ist ein starkes Rennthiergeweih benutzt, das in gleichartiger Weise wie das vorbeschriebene eine thronende Kaiserfigur trägt. Die ganze Anlage ist einfacher, ohne weiteren figürlichen Schmuck, und zeigt einen ausschliesslich gothischen Charakter. Auch fehlen die Wappen. Doch trägt die glatte sechseckige Platte des Konsols, auf welcher das Kaiserbild ruht, rings um den Rand die im geschichtlichen Theile angeführte Inschrift. Auf der nördlichen Seite des Thronsessels findet sich die Angabe: „Renoviert 1700“, auf der südlichen: „Renoviert 1620“.

Auch dieses Schnitzwerk ist farbig bemalt und für die Marienburg in Westpreussen nachgebildet.

Der vierte zunächst dem Eingange hängende bronzene Kronleuchter zeigt die häufig wiederkehrenden Formen der Kirchenkronen aus dem Ende des XVII. Jahrhunderts, hat zweimal sechs volutenförmige Arme und als Krönung des gedrehten Mittelkörpers die Figur eines geharnischten Mannes mit aufgehobenem Beil in der rechten Hand. Unten endigt der Leuchter in einen abwärts gerichteten Löwenkopf mit Griff.

Nordbau. Die unregelmässige Grundrissgestalt des im Jahre 1560 errichteten nordwestlichen Anbaus lässt auf äussere einengende Umstände schliessen, welche zur Wahl der eigenthümlichen geknickten Form der Nordfront zwangen. Ob von dem neuen Eingange, der in einer seltsamen Mischung von späten gothischen und Renaissanceformen und gekrönt von dem üblichen Doppelwappen des Reiches und der Stadt Goslar in der Ostwand des neuen Anbaus angelegt wurde, auch eine besondere Treppe zu den Obergeschossen führte, muss dahingestellt bleiben. Gegenwärtig bildet diese eigenartige Thüranlage mit der kleinen Freitreppe, den als Ruheplätze dienenden Seitennischen und der ungleich getheilten barocken Flügelthür nur den Zugang zur Kämmereikasse.

Die im stumpfen Winkel geknickte Nordseite enthält in dem aus Bruchsteinen mit Quaderecken errichteten Erdgeschoss drei rechteckige Fenster, von denen die zwei westlichen durch einen Pfosten in der Mitte getheilt und mit spätgothischen Rundstabprofilen umzogen sind. Das erste Stockwerk ist zwischen zwei kräftigen aus Sandsteinquadern erbauten und auf zwei schlichten Kragsteinen vorgerückten Eckpfeilern aus Fachwerk hergestellt, dessen sämmtliche Gefache Fenster enthalten. Die Balkenköpfe nebst den darunter befindlichen Konsolen, die Füllhölzer dazwischen, Setzschwelle, Brüstungen und Stürze der Fenster sind reich und zierlich geschnitzt. In ganz gleicher Weise ist das untere Geschoss des Dachgiebels behandelt, welches auf profilierten Konsolen

vor die Flucht des ersten Stockwerkes vorkragt und unter der Traufkante des Walmdaches mit einem kräftigen Konsolengesims mit Füllhölzern dazwischen abschliesst. Auch hier sind die vollen rechteckigen Gefache mit Ausnahme der schmäleren westlichen Endfelder als Fenster geöffnet. Die unter der Dachschräge liegenden Endfelder, wie das erwähnte westliche Feld sind glatt verputzt und mit Rankenmalerei verziert worden, als der ganze Fachwerkgiebel unter Leitung des Malers Mittag-Hannover vor einigen Jahren neu bemalt wurde.

Die Westseite des Flügels ist durch einen neueren Anbau verdeckt. Das Innere ist zu Geschäftsräumen eingerichtet und bietet ausser den schlicht profilierten Deckenbalken im Flur und den spiralförmig verzierten Fenstergewänden in der Kämmereikasse weder in Hinsicht auf die Architektur noch auf das vorhandene Inventar etwas Bemerkenswerthes.

Die an der Decke der Rathsstube angebrachte Jahreszahl 1647 darf nicht auf die Errichtung des ganzen Bautheils bezogen werden. Der Raum ist unterkellert, und da die Gewölbe, Pfeiler und Wandkonsolen hier dieselbe Behandlung zeigen wie im Keller des Hallenbaus, und da ausserdem eine organische Verbindung dieser Kellerräume besteht, so muss man schliessen, dass an der Stelle der jetzigen Rathsstube bereits zweihundert Jahre früher ein Bau errichtet wurde, und dass dieser Bau einen Theil der grossen Erweiterung des ursprünglichen Rathhauses im Laufe des XV. Jahrhunderts gebildet hat. Auch nöthigen die zwei kleinen zugemauerten Fenster in der Westfront der Rathsstube zu der Annahme, dass ursprünglich eine ganz andere Fensteranlage vorhanden war und die jetzige Fenstergruppe erst dem hölzernen Tonnengewölbe zu Liebe angeordnet wurde. Im Uebrigen bietet diese einzige Aussenfront des Rathsstubenflügels nichts Bemerkenswerthes. Ausser einer noch erhaltenen, sehr einfachen Stuckdecke in einem Zimmer des Erdgeschosses ist an diesem Bau nur die Einrichtung der Rathsstube selbst von besonderem Interesse. Die Decke derselben ist als ein hölzernes Tonnengewölbe hergestellt, geputzt und gemalt, und trägt im Scheitel den aus Stuck geformten und gemalten Reichsadler mit der Jahreszahl 1647. Rathsstube.

Der oben erwähnte Keller dieses Baus ist von vier scharfgratigen Kreuzgewölben von ungleicher Spannweite überdeckt, die von einem ausser der Mitte stehenden, glatt bearbeiteten achteckigen Sandsteinpfeiler mit Hohlkehlbasis und Kapitäl getragen werden. Im nordwestlichen Joch ist ein um drei Steinstufen höher liegender Raum abgesondert, und zwar östlich durch eine Bretterwand mit starken profilierten Deckleisten und einer spitzbogigen Thür mit profiliertem Gewände, südlich durch eine Fachwerkwand, in der sich zwei grosse, mit sechseckigen Scheiben in Blei verglaste Fenster befinden. Dieses Gemach, ebenso wie der ganze Keller daneben werden durch zwei in hoch hinaufgeführten Nischen liegende Fenster nothdürftig erhellt. Neben dem Eingang ist eine kleine Butze durch massive Wände abgetheilt, in der sich unter dem Deckengewölbe eine Oeffnung zum Schornstein befindet.

In der Nordostecke der Rathsstube steht ein grosser Schrank mit eingelegter Arbeit, Pilastern und Gesims, auf dem sich ein vermuthlich nicht ursprünglich dafür gearbeiteter geschnitzter Aufsatz mit dem Medaillonbild Schrank.

Karls V. und der Jahreszahl 1546 befindet. An den beiden Enden dieser Bekrönung ist der Reichsadler und der Goslarische Adler angebracht.

Gemälde. An der gegenüberliegenden Wand ist ein Oelgemälde aufgehängt, welches den Brand der Stadt in der Nacht vom 26. zum 27. April 1728 darstellt, wodurch der untere Theil der Stadt nebst der Stephanikirche, einem Theil des Breiten Thors und der Stadtmauer vernichtet wurde.

Der kleine Verbindungsbau, welcher den Zugang von der grossen Diele des Hallenbaus zum Huldigungszimmer bildet, ist vermuthlich, wenn auch in in anderer Form, schon errichtet worden, als die Erweiterung des Rathhauses durch den Hallenbau, das Huldigungszimmer und die Rathsstube erfolgte; denn sowohl die Anlage der verzierten spitzbogigen Thür in der Diele des Hallenbaus, welche nur von diesem Gange aus verriegelt werden kann, als auch die alte spitzbogige Thür in der Ostseite des Huldigungszimmers sind gleichzeitig mit diesen Bautheilen angelegt und haben nur auf einem solchen Verbindungsgange benutzt werden können.

V. Der Markt und die Gildenhäuser.

Litteratur: Steinacker, Holzbaukunst in Goslar 1899; Müller, Führer durch Goslar; Hansische Geschichtsblätter 1884 ff.; Mithoff, Archiv, III; derselbe, Kunstdenkmale und Alterthümer, III; Zeitschrift des Vereins für Harzgeschichte, siehe Register.

Quellen: Archiv und Registratur in Goslar; Staatsarchiv in Hannover; Gosl. Urk. B. I—III und ff.; Chroniken und MSS. von E. v. d. Hardt und Volckmar; Goslarisches Wochenblatt u. A.

Nach Ausweis der Urkunden erstreckte sich anfangs der Goslarische Markt zu beiden Seiten der Kramstrasse (platea cramistarum) von dem Ritter- bezw. dem Hundemarkte bis an die Ecke der Vischmenger Strasse und an den Kram („Steinkram"). An der südlichen Seite längs des Marktkirchhofes lagen nur Buden (hallae), während der eigentliche Markt, mit dem „Schuhofe" in der Mitte, gegenüber gelegen von den Häusern der Gewerke (stationes) und den Scharren (macella) besetzt waren. Rückwärts bis an die Bäckerstrasse und seitwärts bis an die Marstallstrasse reichend, war es ein für die Bedürfnisse der damaligen Stadt völlig ausreichender, geräumiger Verkehrsplatz. Das Bild des Marktes wird noch deutlicher durch eine Urkunde aus dem XIV. Jahrhundert, wonach der Schuhof ostwärts von zwölf, südwärts von neun, westwärts von vierzehn und nordwärts von zehn Buden eingeschlossen war. Ebenso war der daran sich schliessende, bis an die oberen Fleischscharren reichende Lederhof rings von Buden umgeben. So lange, als Goslar kaiserlich war und das Marktrecht bei dem Vogte stand, der in Gemeinschaft mit den privilegierten Grosshändlern, den silvani und montani, das Aufkommen der Gilden hinderte, blieb der Marktverkehr ungestört. Seitdem aber im XIII. Jahrhundert trotz aller kaiserlichen Verbote die Gilden und Innungen sich Bahn brachen und den Marktverkehr dem Vogte entzogen, wurde es als unvereinbar mit dem Marktrechte der Gemeinde angesehen, dass noch irgend ein Vorrecht bestehen sollte. Ein solches aber war und wurde am meisten als drückend empfunden, dass viele geistliche Stiftungen innerhalb und ausserhalb Goslars, die im Besitze der meisten Buden waren, jede Konkurrenz dieses Marktes als Rechtsstörung bekämpften. So

besass allein das Kloster Neuwerk mehr als 30 Buden auf dem Schuhofe. Wahrscheinlich, um dieses Vorrecht zu durchbrechen, bezogen die Gilden, unbekümmert um allen Widerspruch, den neuen Markt („novum forum") vor dem Rathhause, den sie im Gegensatze zu dem alten auch Gemeindemarkt (forum commune) nannten. Die Angabe der Chronik, dass dieser neue Markt der „Gemeindehof" südlich von der Marktkirche gewesen und „meene hof" genannt worden sei, weil er den Sachsen und Franken gemeinsam (!) gedient habe, widerspricht dem deutlichsten Wortlaut der Urkunden. Wie es scheint, ist das Missverständniss daraus entsprungen, dass der alte Immighehof, aus dem „meene hof" entstellt ist, auch Innige(Innungen)hof hiess. Erst als 1290 der Kaiser Rudolf die Gilden in Goslar freigegeben hatte, traten die geistlichen Stifter mit ihrem Anspruche zurück und gaben die Konkurrenz auf.

Das Bild des neuen Marktverkehrs ergiebt sich aus sehr vielen Urkunden, aus denen wir aber nur zwei herausnehmen wollen. Die erste von 1396 besagt: „Die Wandschneider stehen auf dem Rathhause, die Krämer dort unter der Laube und auf dem Kirchhofe, neben ihnen die Bäcker; die Gerber auf dem Lederhofe, die Schuster auf dem Schuhhause, die Kürschner auf der Wort, die Knochenhauer vom Weinkeller bis an die Halseisen, die Kannengiesser von den Fischbänken bis an das Waghaus, die Schmiede oberhalb des Marktthurms bis an das Rathhaus. („de smede boven den markettorn wente an dat rathus.") Diese Urkunde wird ergänzt durch eine zweite vom Jahre 1400 in folgender Weise:

„Die Wantschneider stehen auf dem Wandhause („wermelboden"), die Wantmacher vor der Wort, die Krämer zu beiden Seiten des Kirchhofes, und zwar die fremden nord-, die einheimischen südwärts. An sie schliessen sich die Beuteler, Riemenschneider, Mützen-, Hosen- und Bandmacher. Die Bäcker stehen in ihren Scharnen, die Gerber auf dem Lederhofe, die Schuster auf dem Schuhause; in der Mitte des Schuhofes die Händler mit Spielwaaren und Nürnberger Tand u. A.; die Kürschner stehen unter der Laube, die Fleischer vor der Laube und dem Weinkeller bis an die Fischbänke, die Höker an den Fischbänken, die Kannen- und Gropengiesser zwischen den Fischbänken und dem Waghause, die Schmiede oberhalb des Marktthurmes (?), die Holzschnitzer von der Cäcilienkapelle bis an die Wortstrasse, die Gold- und Silberschmiede unter dem Bogen des Waghauses, die Töpfer auf dem Steinkram."

Marktbecken.

Auffallend ist, dass nirgendwo in den älteren Urkunden das Marktbecken (vergl. Fig. 266 und 289) erwähnt wird, obwohl doch Anlass genug dazu vorhanden war. Nach der Volkssage hat der Teufel es hingestellt, und wer um den Teufelsdreck des Goldes im Berge darunter seine Seele verkaufen will, lockt um Mitternacht mit dreimaligem Anklingen den Teufel herauf. Eine andere Volkssage meldet, dass dieses Becken ehemals als Glocke gedient habe, um die Bergleute bei drohender Gefahr der Stadt aus der Tiefe herbeizurufen, und die alten Bergleute behaupten noch heute, dass das Tönen dieser Glocken bis in den Schacht hineingedrungen sei, was damit zusammenhängen könnte, dass früher das Wasser des Beckens aus tieferen Quellen des Berges hergeleitet wurde. Unklar ist die Angabe, dass die Bürger von Goslar nach der Zerstörung von Gittelde 1311 das Marktbecken mitgenommen hätten. Ohne Zweifel ist das mit

dem typischen Kaiseradler Goslars geschmückte Werk, das, aus zwei Glockengussschalen mit eigenartigen Thierköpfen bestehend, der romanischen Zeit (XIII. Jahrhundert) entstammt, Goslarische Kunstarbeit, und zwar eine Probe des dortigen Glockengusses, dessen Handwerk der Strasse der Glockengiesser („campaniorum“) den Namen gegeben hat. Obgleich das Alter des Marktbeckens merkwürdig mit der Zeit übereinkommt, wo der Gemeindemarkt bezogen wurde, und daraus eine gewisse Wahrscheinlichkeit sich ergiebt, dass dasselbe von Anfang an für den neuen Markt bestimmt worden ist, lässt sich doch auch

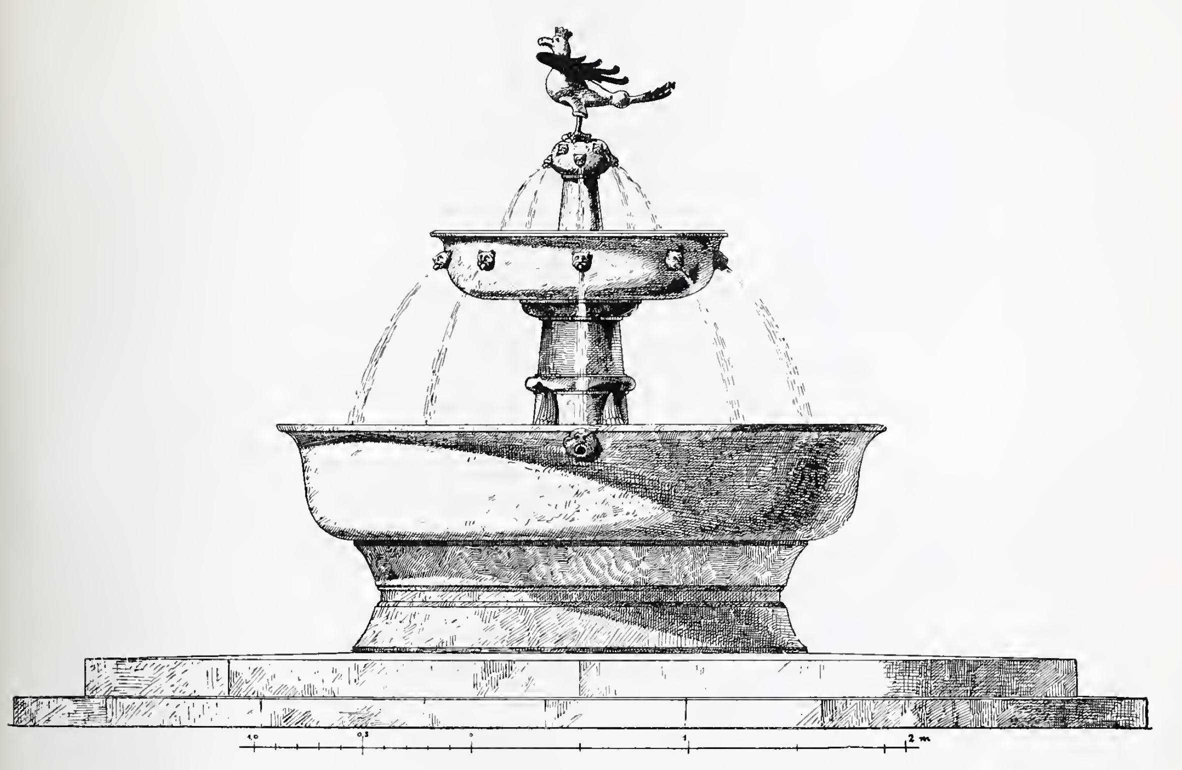


Fig. 289. Marktbecken in Goslar.

die Meinung verfechten, dass es erst später auf dem Markte aufgestellt worden sei. Nach dem deutlichen Aktenbericht ist nämlich 1546 „das Marktbecken auf erhöhten Quadersteinen auf dem Markte“ errichtet worden, was die Chronik so deutet, dass 1546 nur die Quadersteine neu gelegt seien. Bedenkt man aber, dass bis in's XVI. Jahrhundert der Marktplatz von der ziemlich breiten und tiefen „Beeke“ durchquert wurde, so findet man für das Marktbecken dort schlecht einen passenden Platz. Eine Polizeiordnung von 1498 warnt die Eltern, ihre Kinder bei Festen mit auf den Markt zu bringen; wenn die Kinder dabei in's Wasser fielen und Schaden litten, so brauchten Rath und Gemeinde es nicht zu büssen. 1834 sollte das schöne Kunstwerk entfernt werden, weil es „in seiner steifen Form nur an die rohe, lang ausgestorbene Norm des deutschen

Ungeschmackes erinnere und des Marktes Schönheit verunziere und entweihe“. „Es dürfe nicht bleiben, wo Alles in Goslar dem besseren Geschmacke weiche, mit seinem Adler, der einem Haushahne (!) gleiche; der rohe Sprudel beleidige alle zarten Augen.“ (Gosl. Wochenblatt 1834.) Es ist dieselbe wunderliche Kritik, die uns auch bei der Marktkirche begegnete. — Die Ketten um das Becken gehören von Alters her dazu; sie sind nur unlängst als Verzierung eine Weile entfernt gewesen.

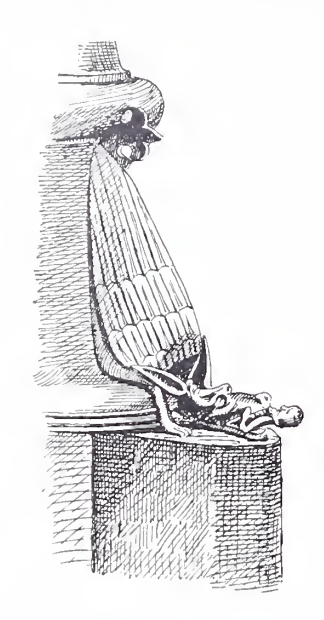


Fig. 290. Marktbecken in Goslar; Wasserspeier.

Das Marktbecken besteht aus zwei Bronzeschalen, von denen die untere auf einem steinernen Sockel ruht, der die Form zweier mit den Spitzen aufeinandergesetzter, sehr stark abgestumpfter Kegel hat, die in der Mitte durch ein von zwei Rundstäben eingefasstes glattes Band getrennt sind. Die Schalen haben ein karniesförmiges Profil. Dicht unter dem umgekippten Rande der unteren Schale ist auf der Südseite eine stilisierte Maske mit aufgesperrtem Munde angebracht, von der früher jedenfalls das lange Ausflussrohr zur Entnahme des Wassers ausging. Aus der Mitte des unteren Beckens erhebt sich ein runder, verjüngter und in der Mitte mit einem runden Wulst versehener Schaft, an dessen unteren Theil vier Thiergestalten mit zusammengelegten Flügeln sich anlehnen, die nach oben gerichtete, bis zum Wulst hinaufreichende Schwänze in der Form frei abstehender Lilien haben, mit den Köpfen auf vier Sockeln aufliegen und in den früher als Abflussöffnungen dienenden geöffneten Rachen kleine menschliche Figuren halten (Fig. 290). Auf dem oberen glatten Schaftende ruht mittels eines starken von zwei Plättchen eingefassten Viertelstabes die obere kleinere Schale, welche ringsum in der Mitte der bauchigen Aussenwand mit acht romanischen Löwenköpfen besetzt ist, die das Wasser aus der oberen Schale in die untere abfliessen lassen. Auf dem in Form einer Halbkugel erhöhten Boden der oberen Schale erhebt sich ein glatter verjüngter Schaft mit kugelförmigem Knauf, an dem ringsum zwei Reihen von je vier gegeneinander versetzten kleinen Löwenköpfen angebracht sind, welche das in dem Schaft hochsteigende Wasser in die obere Schale ergiessen. Auf dem

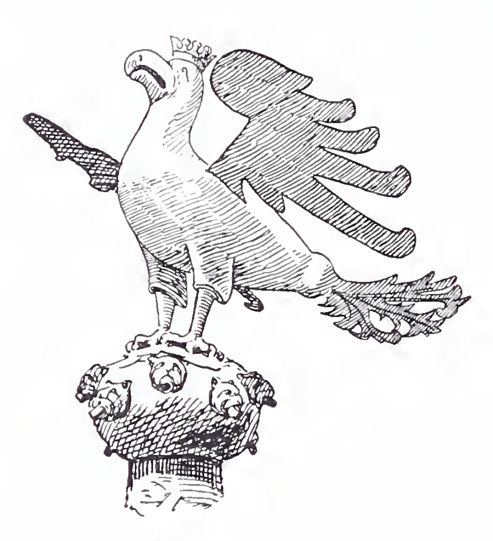


Fig. 291. Marktbecken in Goslar; Adler.

Knaufe steht ein steifer vergoldeter romanischer Adler (Fig. 291) mit ausgebreiteten Flügeln, gespreiztem Schwanz und mit einem dünnen zackigen Kronenreif auf dem Kopfe.

Das Becken ist um zwei Sandsteinstufen über die Fläche des Marktes erhöht und mit Ketten umgeben, die an granitenen Pfosten befestigt sind.

Münzergildehaus.

Von den Gildehäusern, die in schönem Kranze den Goslarischen Markt umgaben, ist an erster Stelle das alte „Münzergildehaus" zu nennen, die statio monetariorum, auch „Fabrica in foro" oder „Wesselsmede" genannt.*) Diese alte Gesellschaft der Münzer, mit dem kaiserlichen Vorrechte, in Goslar Kaisermünzen und andere zu prägen, hat sich lange über die Kaiserzeit hinaus als Gilde erhalten, bis sie mit der Neuordnung der Bergwerksverwaltung im XV. Jahrhundert einging, nachdem der Rath das Recht, städtische Münzen zu prägen, an sich gerissen hatte. Da die Lage der statio monetariorum durch die Urkunden dahin bestimmt wird, dass sie neben dem Waghause auf dem neuen Markte der Rathhauslaube gegenüber war, so möchte anzunehmen sein, dass der in dem Keller unter dem heutigen Amtsgerichtsgebäude noch erhaltene, selten schöne romanische Pfeiler (Fig. 292) eine Reliquie aus dieser alten Münzerwerkstätte ist. Aus den Zierformen des reich mit Diamantstreifen besetzten Kapitäls und der vier grossen, ähnlich geschmückten Eckblätter der Basis, welche den Uebergang von der viereckigen Plinthe über den runden Wulst hinweg zum achteckigen Schaft vermitteln, kann man auf das Ende des XII. Jahrhunderts als Ursprung schliessen. Noch 1438 wurde das alte Gildehaus zu einer „Münzbrennschmiede" umgebaut und bei dieser Gelegenheit wohl auch das Gewölbe erweitert. Wann das Gildehaus abgebrochen worden ist, steht nicht genau fest, jedenfalls aber nicht vor 1490. Die städtische Münze, das Amtshaus der neuen von der Stadt eingesetzten Münzherren, die zugleich Mitglieder des Rathes waren, entstand 1407 an der davon benannten Münzstrasse, welche die Kram- mit der Bäckerstrasse verbindet. Das baufällig gewordene Haus, 1813 zum Theil abgetragen, wurde 1862 auf Abbruch verkauft. Ob die beiden eben dort noch vorhandenen alten Gebäude ehemals Zubehör des Amtshauses gewesen sind oder nur davon als

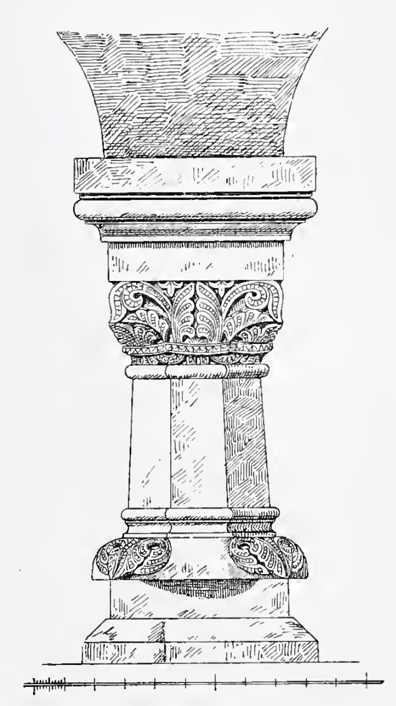


Fig. 292. Amtsgericht in Goslar; Säule.

*) Aus den Urkunden ergiebt sich, dass dieses Haus ehedem im Besitze des Petersberges gewesen ist. Nach Crusius' Geschichte, S. 425, hat dieses Stift ehemals Münzen schlagen lassen, (?) über welche das Nähere dort nachgelesen werden kann.

Nachbarhäuser ihren Namen erhalten haben, lässt sich mit Bestimmtheit nicht mehr angeben. Was die neuere Goslarische Geschichtsschreibung über einen Zusammenhang dieser beiden Häuser mit einem ehemals am dortigen Münzhofe vorhandenen „Eremiten-Kloster“ fabelt, entstammt einem groben Irrthum v. d. Hardts, der mit einer platea eremitarum, wie er fälschlich statt cramistarum gelesen hatte, nichts anzufangen wusste und so das Dasein eines Eremitenklosters erdichtete. Der alte Münzhof lag nach dem klaren Ausweis der Akten neben dem Marstall, mit welchem zusammen er den Platz zwischen der Münz-, Bäcker- und Marstallstrasse umfasste. Von dem 1519 neu erbauten Marstall ist nichts mehr vorhanden, ausser der nach dem 1827 erfolgten Abbruche der Amtsgebäude noch übrig gebliebenen Scheune, die in neuerer Zeit mancherlei Zwecken gedient hat: als Gendarmeriestall, als Theater und zuletzt als Reitstall.

Das jetzt unter dem Namen alte Münze bekannte Haus in der Münzstrasse liegt an einer Krümmung dieser Strasse und besteht aus einem älteren zweigeschossigen massiven Gebäude, einem daran gebauten zweigeschossigen neuen Fachwerksbau und einem alten hieranschliessenden spitzbogigen Thorweg mit einem Ueberbau aus altem Fachwerk von drei Gefach Breite und in den Formen der gothischen Bauart, welche an dem Birnstabprofil der Balkenköpfe, der trapezförmigen Verzierung der Setzschwelle und den geschweiften, mit abwechselnden Kehlen und Rundstäben profilierten Kraghölzern erkennbar ist. Letztere zeigen unter dem Dache die sonst selten in Goslar vorkommenden eingeschnittenen Dreiecke auf der Vorderfläche. In dem massiven Theile des Gebäudes ist von alten Stücken nur noch eine spitzbogige Thür vorhanden, die mit drei zwischen Hohlkehlen liegenden Birnstabprofilen eingefasst ist, welche im Kämpfer geknickt und im Scheitel überschnitten sind, und daneben ein viereckiges Fenster, mit drei zwischen Hohlkehlen sitzenden Rundstäben umzogen, welche auf dem glatten Sockel der Gewände mit einfach verzierten Anfängern beginnen und an den Ecken sich überschneiden. Die mit Rundstab versehenen Balkenköpfe der Dachbalken werden von zehn gothisch profilierten Kraghölzern unterstützt. Im Innern enthält das Gebäude nichts, was auf die ehemalige Bestimmung desselben als Münzhaus schliessen lässt.

Auf dem Hofe dieses Hauses befindet sich noch ein altes Fachwerkgebäude vom Jahre 1575, welches jedoch seine Vorderseite ursprünglich nicht diesem Hofe, sondern dem benachbarten Hof des jetzigen Militärlazareths zuwendete. Das Haus hat zwei Geschosse und ist mit Brüstungsbohlen versehen, welche grösstentheils den üblichen Fächerschmuck tragen. Zwischen den abgerundeten Balkenköpfen, welche von sehr einfach verzierten Dreieck-Konsolen gestützt werden, sind kräftig geschnitzte Füllhölzer angebracht, und die Setzschwelle auf der alten nördlichen Vorderseite trägt die Inschrift: „Soli deo gloria · Anno domini 1575 · Nisi dominus edificaverit domum frustra laborant qui edificant · nisi dominus custodiet : dicit psal · 126 ·“

Wort. In eine sehr frühe Zeit reicht auch die „Fraternitas pannicidarum“, die Genossenschaft der Wandschneider, zurück, deren schon 1252 in einer Urkunde Erwähnung geschieht. Das Wandhaus, an der Südseite des Marktes gelegen, als domus mercatorum oder kurzweg Wort bekannt, ist seit 1290

benannt. Das Wort „Wort" bedeutet nichts anderes als area, wie ja auch der Wortzins in Goslar ein Grund- oder Hauszins war. Niedlich besingt Pröhle in seinen Harz- und Kyffhäusersagen, einer neueren Erklärung des Namens folgend, die Entstehung der „Kaiserwort": „Der Kaiser Heinrich kam einmal / zum Vogelfang in's Gosethal. / Zu seinem Diener sprach er: „Traun, / am Flüsschen will ich Hütten bau'n." / Der Diener rief: „Ist das ein Wort?" / Herr Heinrich drauf: „Ein Kaiserwort." / Bald hob sich da ein stattlich Haus, / mit hohen Giebeln schaut es aus, / es ist bekannt im deutschen Land / Als Kaiserwort wird es genannt. / Jetzt trinkt man drin vom fernen Rhein / aus grünen Römern kühlen Wein. / Daneben reiht sich Haus an Haus / die Reichsstadt Goslar ward daraus. / Und Markt und Strassen, Wall und Thor, / das rief des „Kaisers Wort" hervor." — Die Goslarische Chronik, welche der stolzen Kaufherrnschaft gern schmeichelt, lässt die Wort zur Zeit des Kaisers Lothar entstanden sein, indem sie hinzufügt, dass sie an Glanz und Grösse das gleichzeitig erbaute Rathhaus übertroffen habe. Erst in diesem Jahrhundert brachte mit dem Märchen, dass es ehemals ein Absteigequartier des kaiserlichen Gefolges gewesen sei, der neue „Wortkrüger", der es zum Hotel einrichtete, den Namen „Kaiserwort" auf, in Konkurrenz gegen den benachbarten „Römischen Kaiser". Ueber die Geschichte der alten Wort ist in zwei Artikeln der Zeitschrift für Harzgeschichte (IV, S. 100 ff., XXII, S. 363 ff.) ausführlicher gehandelt. Die noch erhaltene, 1494 erbaute Wort ist ein Arkadenbau nach dem Muster des naheliegenden Rathhauses, wozu bemerkt sein möge, dass nach glaublichen Nachrichten alle Amtshäuser der Gilden ehemals solche Bauart gezeigt haben. Von dem am Markte liegenden Waghaus, dem Schuster- und Knochenhauerhause ist es urkundlich überliefert. Die Wort bestand aus zwei mit einander verbundenen Gebäuden: einem Vorderhause, mit der Front nach dem Markte zu, der jetzigen Wort, worin die Lagerböden für Tuchwaaren sich befanden, und einem Hinterhause, mit der Front an der Wortstrasse, worin die Wortgildenstube und damit verbunden eine Wirthschaft war. Dieses Nebenhaus wurde 1815 niedergerissen. An dem jetzigen Worthause ist ausser Anderem der vorspringende achteckige Thurm, welcher, über den Dachbord hinausragend, eine von goldenem Adler gekrönte Spitze trägt, in dem oberen Theile neu. Ein Bild veranschaulicht noch den 1780 von der Feuersbrunst zerstörten älteren Bau, in dem sich auch ein abgestocktes, mit Nasen und Luken reizvoll geziertes Dach zeigt. Bei einem neueren Umbau ist das Dach nochmals geändert und durch Mansarden verunziert, das Hauptgesims mit den Wasserspeiern sehr verdeckt, und der Thurm mit hässlichem Obergeschoss und geschweiftem Helm überladen. (Gosl. Wochenbl. 1870, No. 50.) Auch die Frontmauer hat manche Aenderung erfahren, deren Spuren noch deutlich sind (vergl. Fig. 266). In den acht hölzernen, bunt gepinselten Kaiserfiguren, die in neuerer Zeit vom Tischlermeister Büsch wiederhergestellt sind, will man Standbilder der Kaiser Heinrich I., Otto I., Heinrich II., Konrad II., Heinrich III., IV., V. und Lothar erkennen (Gosl. Wochenbl. 1839, 6); der lose Witz Heinrich Heine's hat sie drastisch mit gebratenen Universitätspedellen verglichen. Sie sind ein kunstloses Machwerk des XVII. Jahrhunderts und vielleicht ursprünglich zu anderem Zwecke

bestimmt gewesen, da sie für die Nischen, in denen sie stehen, zu gross sind. Der Streit, ob statt ihrer ehemals Heiligenbilder oder die neun guten Helden dort gestanden haben (Ztschr. für Harzgesch., XXII, 363), ist bei dem gänzlichen Mangel an glaublicher Ueberlieferung nicht weiter zu schlichten, als dass nach dem Augenschein nur kleinere Standbilder von Stein für die gothischen Nischen passend sind. In der westlichen, jetzt leeren Nische stand noch im Beginne des XIX. Jahrhunderts eine Figur der Liebe, dargestellt als Mutter mit einem Kinde auf dem Arme und einem anderen, das zu ihren Füssen spielt. Von besonderem Reize sind die Steinmetzarbeiten, unter denen das „Dukaten-Männchen“ als Wahrzeichen der Stadt angesehen wurde. Diese Zierden bilden als ursprünglich vorhanden einen Gegensatz gegen die Wandmalereien, die nach beglaubigter Nachricht spätere Zuthaten und 1882 nach den Angaben des Baurathes Cuno erneuert sind. Das Innere der Wort ist im Laufe des letzten Jahrhunderts völlig umgebaut, auch von dem reichen alten Inventar ist gar nichts mehr vorhanden; es wurde, nachdem die Wort 1809 von der französischen Verwaltung zusammen mit den andern Gildehäusern als Staatseigenthum eingezogen war, zu Gunsten der Amortisationskasse versteigert, darunter zehn werthvolle Kaiserbilder. Der Plan, die Wort zum Sitze des französischen Tribunals zu machen, kam nicht zur Ausführung; 1816 der Kaufgilde wieder zurückgegeben, wurde 1869 das inzwischen zu einem Hôtel eingerichtete Gebäude, seit 1831 Kaiserwort genannt, mit Zustimmung des Rathes verkauft. Der letzte grosse Umbau wurde 1897 ausgeführt, wobei aus dem Thorwege die neue, in schönem Kreuzgewölbe sich darbietende Worthalle wurde.

In unveränderter Form ist wenig von dem Gebäude der vornehmsten Gilde, der Wort, erhalten. Bei genauerem Betrachten erkennt man leicht, dass die am Markt liegende Nordseite ehedem einen ganz anderen Charakter getragen und wahrscheinlich viel Aehnlichkeit mit der Ostseite des Rathhauses gehabt hat. Es sei dahingestellt, ob an Stelle der flachen Rundbögen früher Spitzbögen die untere flachgedeckte Halle öffneten wie bei dem Rathhaus, aber die ausser Dienst gestellten, über die Dachtraufe schauenden Wasserspeier deuten mit Sicherheit an, dass sie bestimmt gewesen sind, das zwischen Giebeldächern sich ansammelnde Wasser abzuleiten. Der glatte Putzüberzug hat zwar alle Spuren verwischt, aus denen man die Form und Lage der alten Fenster erkennen könnte; aber die überaus reiche und zierliche Gestalt des alten Erkers über dem mittleren Hallenpfeiler und die ausschweifende Phantasie, welche sich in der Bildung der Konsolen unter den Baldachinen und über den schmalen Figurennischen ausspricht, ist ein sicheres Zeugniss dafür, dass an Stelle der jetzt so besonders öden Mauerflächen und Fenster und des unschönen Erkeraufsatzes einstmals eine üppige Spätgothik der Schauseite des vornehmsten Gildenhauses ihr eigenartiges Gepräge verliehen hat. Aus den Darstellungen der Konsolen unter den hölzernen Kaiserfiguren kann man schliessen, dass früher ganz andere ältere Figuren vorhanden waren, welche mehr Beziehung zu der Bestimmung des Gildehauses gehabt haben. Ohne diesen Vermuthungen indessen hier Raum zu geben, nennen wir nur die Gegenstände, welche an den Konsolen abgebildet sind. Das Konsol, welches den Erker trägt, hat die Gestalt

eines buckligen Mannes. Die acht Konsolen unter den Nischen der Vorderseite stellen dar von links nach rechts: 1. Schwertkampf zweier Männer mit Thierbeinen; 2. Fratze mit ausgestreckter Zunge; 3. Drachen, der mit dem Schwanz einen Mann umschlungen hält; 4. und 5. ein von zwei Figuren gehaltenes Wappenschild mit einer Krone, dem Wappenbild der Wortgilde; 6. zwei Hunde, in gothisches Rankenwerk verschlungen; 7. Wappenschild mit dem Goslarischen Adler; 8. Adam und Eva. Von dem Konsol unter der Herkulesnische auf der Ostseite ist nur der untere Theil vorhanden und stellt zwei Figuren dar, von welchen eine die andere mit einer grossen Maske erschreckt. Unter der Nische der Abundantia an der Nordostecke der Rücklage sitzt das Dukatenmännchen, und unter der Nische an der westlichen Schmalseite, vor der früher ein Bild der Caritas gestanden hat, ist ein tanzendes Paar dargestellt. Von der Form der früheren Fenster geben die mit Kielbögen und Hängebögen überdeckten Erkerfenster wohl eine richtige Vorstellung. Das mittlere Feld des Erkerfusses zwischen den mit Kantenblumen besetzten Rippen und unter dem spitzenartigen Maasswerkfries trägt die Jahreszahl 1494. Die vier ungeschickten grossen Dacherker sind ganz neuen Ursprungs, wogegen die kleinen Spitzgauben alt sein können. Im Inneren ist von der früheren Einrichtung keine Spur mehr vorhanden.

Kramergildehaus.

Neben der Wort lag auf dem Areal zwischen der Domstrasse und der Wortstrasse das Kramerhaus, die statio institorum, ein altes, von Heinrich Achtermann 1488 als „Gasthof zum Goldenen Löwen“ erbautes Haus, das die Kramergilde 1500 kaufte, nachdem ihr Gildehaus (1293) an der platea cramistarum, und zwar dortselbst an der Nordseite des Marktes an der Ecke gegenüber dem „Steinkram“ (1326), baufällig geworden und der Stadt zur Erweiterung des Marktes überlassen war. Das neue Kramerhaus war nach vielen Zeugnissen ein reich mit Schnitzerei geschmücktes Fachwerkhaus, das auch noch nach den vielen daran vorgenommenen Bauänderungen zu den schönsten Zierden Goslars zählte. Bei dem grossen Stadtbrande 1780 zwar stark beschädigt, aber doch gerettet, wurde es 1862 vom Feuer völlig zerstört. Mithoff beschreibt es mit folgenden Worten: „Das Kramerhaus hat an seiner Frontseite nichts mehr von der früheren Gestalt aufzuweisen. Aber in seinem Innern zu ebener Erde ist noch ein überwölbter Raum (Tafel XXXIX) vom alten Bau erhalten und oben im Hause ein mittelalterliches Gemach mit reichverzierter Balkendecke und Spuren gemalter Rankenverzierung an den Wänden. Dem Hauptgebäude ist 1617 an der Hofseite ein Flügel angebaut (Tafel XXXVI), der auf massivem Unterbau zwei Stockwerke eines reich verzierten Fachwerkbaues enthält, dessen Schwellen mit Inschriften versehen sind.“ Vergl. Steinacker, a. a. O., S. 73. Von dem Hauptgebäude ist noch ein Balkenkopf mit Menschenfratze (Steinacker S. 17) in Privatbesitz übrig.

Kürschnergildehaus.

Die Gilde der Kürschner bezog nach der Aufgabe ihrer statio cerdonum am Schuhofe den käuflich erworbenen Immighehof, der, wie oben erwähnt, als Kurie der Familie v. Imminghe (Urk. 1256 u. a.) dem Menehofe den Namen gegeben hat. Nachdem das Gildehaus 1506 vom Feuer zerstört war, wurde ein neues erbaut, das aber bald nachher von der Gilde an die Schuster verkauft wurde. Von diesen als Krankenhaus eingerichtet, gelangte es 1578

in den Besitz der Stadt. Auch von diesem Hause ist ebensowenig als von dem daneben gelegenen alten Gymnasium (1528 eingerichtet) noch eine Spur vorhanden.

Schneidergildehaus.

Von dem Innungshaus der Schneider, das ehemals an der Ecke der Marktstrasse, dem Brodscharren (Bäckergildehause) gegenüber lag, ist nichts

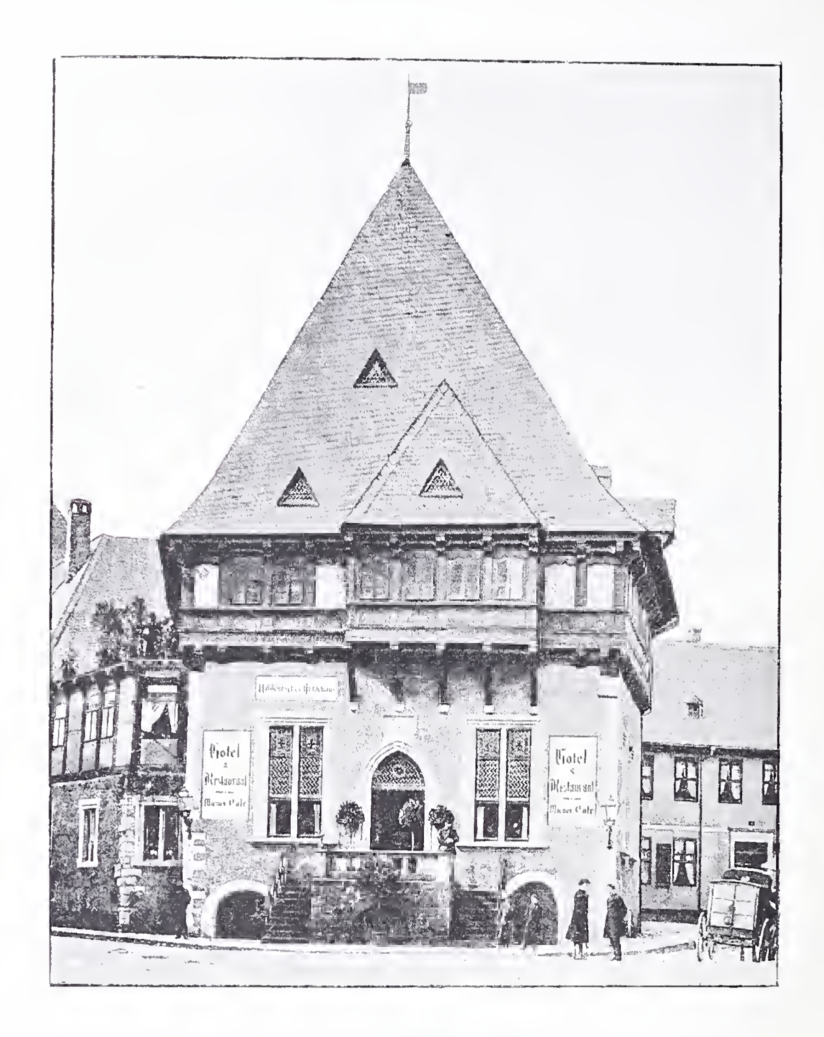


Fig. 293. Bäckergildehaus in Goslar.

mehr da. Später bezogen die Schneider ein Haus in der Kornstrasse, dem Kramerhause gegenüber, wo jetzt eine Gastwirthschaft ist.

Bäckergildehaus.

Erhalten geblieben ist das Amtshaus der Bäckergilde, das, an Stelle der alten, ehemals „wente an den ledderhof unde vor dem schohove“ (Urk. 1337) hinreichenden „Brodscharnen“ 1501 als massiver Bau aufgeführt, 1557 einen Oberstock in Fachwerk erhielt. Dieses vom Zahne der Zeit stark beschädigte

und verfallene Gebäude wurde, nachdem es in Privatbesitz übergegangen war, 1886 zu einem modernen Restaurant umgebaut, wobei Theile sowohl des äusseren als des inneren Gebäudes neu ersetzt werden mussten; auch von dem verfaulten Gebälke musste Vieles weggenommen werden. (Vergl. Gosl. Wochenbl. 1886.) Wie das Haus jetzt in neuem Schmucke mit der breiten Aufgangstreppe und den grossen Fenstern, in dem Balkenwerk reich beschnitzt, sich darbietet, ist es eine der hervorragendsten Zierden der Stadt.

Das Bäckergildehaus (Fig. 293), welches die Ecke eines grösseren Häuserviertels zwischen der Bergstrasse und Marktstrasse einnimmt, wendet die Hauptseite dem westlichen Theile des alten Marktes zu, der ausserdem vom Brusttuch und von der Thurmfront der Marktkirche begrenzt wird. Das Gebäude besteht aus mehreren Theilen, die jedoch ein so einheitliches Ganzes bilden, dass es schwer hält, die einzelnen Bestandtheile scharf zu sondern. Die lange Nordseite ist nach der Marktstrasse gerichtet in drei Geschossen, von welchen die zwei unteren massiv in Bruchsteinen erbaut und mit verschiedenartig geformten Fenstern und einer Thür neuer Bauart versehen sind. Ueber der Thür ist ein alter Wappenstein (Fig. 294) eingemauert. Derselbe enthält in einer rechteckigen, mit einer Schräge eingefassten Vertiefung einen geneigten Wappenschild mit dem Goslarischen Adler, der eine Semmel als Herzschild trägt. Ueber dem Schilde bemerkt man die Jahreszahl M°CCCCC°I (1501), unter dem Schilde drei verschieden geformte Backwaaren. Die östliche Ecke der Front ist in Quadern aufgeführt.



Fig. 294. Bäckergildehaus in Goslar; Wappenstein

Das dritte Geschoss ist in reich verziertem Fachwerk von zwanzig Gefach Breite errichtet und neuerdings in zehn Gefachen mit Fenstern, in zehn Gefachen mit gemusterter Ziegelausmauerung versehen. Die Sturzriegel der Fache sind in Form von drei hängenden Bögen ausgeschnitten. Der westliche Theil der auf verzierten, von walzenförmigen Konsolen gestützten Balkenköpfen ruhenden Setzschwelle ist mit einer einfachen Flächenverzierung in Form aneinandergereihter übereckstehender Quadrate versehen, der östliche Theil trägt die Inschrift in gothischen Kleinbuchstaben mit einzelnen verzierten grossen Anfangsbuchstaben:

Well · sin · Korne · inholt · in · der · noedt · Deme · floken · de · Lude · dē · dodt · De · segen · des · heren · Kimet · over · den · man · Dede · sin · Korne · den · lüden · mitdelen · kan · Salomon · am · XI · Got · mit · uns ·

Unter der Setzschwelle sind die Zwischenräume zwischen den Balkenköpfen mit kräftig geschnitzten Füllhölzern geschlossen; über der Schwelle tragen die Stiele bis zur profilierten Fensterlatte rahmenartige Füllungen und die dazwischen liegenden, rechteckigen, die ganze Fensterbrüstung ausfüllenden Bohlen Fächerschmuckwerk mit abwechselnden Musterungen. Die beiden oberen Ecken der Füllungen sind mit kleinen kreisförmigen Verzierungen versehen. Am oberen Ende der Stiele sind geschnitzte Knaggen angebracht, welche die schlicht abgerundeten vortretenden Köpfe der Dachbalken unterstützen, die wie unterhalb der Setzschwelle durch verschiedenartig verzierte Füllhölzer verbunden sind. Alles Holzwerk ist einfarbig braun angestrichen.

Der Ostgiebel entspricht in der Bauart im Allgemeinen der nördlichen Längsfront, indem auch hier über den zwei unteren massiven Geschossen das dritte vortretende aus Fachwerk hergestellt ist. Der Treppenvorbau, die spitzbogige Thür und die hohen Fenster sind neuere Zuthat. Aeltere Abbildungen (auch bei Mithoff) zeigen eine schlichte Freitreppe mit geschwungenen Wangen, eine flachbogige Thür und zwei Reihen Fenster übereinander, von denen die der unteren Reihe mit profilierten Gewänden versehen sind. Ueber der jetzigen Thür liest man die Inschrift: „Ehemaliges Bäckergildehaus erbaut 1557, restauriert 1886."

Im oberen Fachwerkgeschoss ist, um ein Feld nach rechts aus der Mitte gerückt, ein vier Gefache breiter Erker weit vorgebaut und von fünf schlichten Holzstreben unterstützt.

Als Besonderheit sind die Füllungen zwischen den zwei letzten Balkenköpfen an beiden Enden der Front zu erwähnen, welche nicht wie die anderen Balkenspanne mit den nach der Form eines gedrehten Taues geschnitzten Füllhölzern geziert sind, sondern je einen bärtigen Männerkopf in Flachschnitzerei zeigen, der Seifenblasen aus einer kurzen Pfeife bläst. Auf der Setzschwelle liest man die ohne Unterbrechung auch über den Erker hinweggehende Inschrift:

> Got · bewar · dis · haus · Und · die · dar · ghen · ein · und · aus · Alles / vonn · Gotts · / verbum · Domini · 1557 · Manet · Aeternum · / IN-
> (Das Weitere ist unleserlich.)

Unter den Köpfen der Dachbalken sitzen walzenförmige Konsolen. Der durchweg beschieferte Giebel, gegen welchen sich das hohe Spitzdach des Erkers anlehnt, trägt eine neue Wetterfahne.

Auf der Südseite ist die Bauart der Ost- und Nordseite in gleicher Weise noch auf drei Gefachbreiten fortgesetzt, nur mit der Abweichung, dass auch die unteren Geschosse bis auf einen 2,5 m hohen massiven Sockel aus Fachwerk hergestellt sind, dessen unterste Felder ehemals Fenster mit profilierten Gewänden enthielten. In der westlichen Fortsetzung schliesst sich zunächst ein zweigeschossiger Zwischenbau an, der oben aus schlichtem Fachwerk besteht und in dem massiven Erdgeschoss drei zweitheilige Fenster mit neuer Sandsteineinfassung enthält. Auf diesen Zwischenbau folgt weiterhin ein zweigeschossiges Gebäude mit einem oberen aus sehr starken Hölzern hergestellten,

elf Gefache breiten Fachwerkgeschoss gothischer Bauart. Dasselbe tritt nur wenig vor die Flucht des Erdgeschosses vor und ist sehr schlicht behandelt. Das massive Erdgeschoss enthält ausser dem mit geknicktem Flachbogen überwölbten Thorweg zwei viertheilige und ein zweitheiliges Fenster mit grösstentheils neuer Sandsteineinfassung. Auf dem alten Sturzstücke des linken viertheiligen Fensters befindet sich die Inschrift: „Anno dn̄i MV^C^X (1510)."

Das Innere des Bäckergildehauses ist derartig umgebaut, dass kaum noch eine Spur der früheren Raumeintheilung zu erkennen ist. Nur an der mit Stuck überzogenen Balkendecke, welche über einigen an der Nordseite liegenden Räumen noch sichtbar ist und einzelne figürliche Verzierungen auf der Unterseite der Balken zeigt, erkennt man, dass an dieser Seite des Hauses ein grösserer und zwei Geschosse hoher Raum gelegen hat.

Schustergildehaus.

Die Ostseite des Schuhofes nahm das Amtshaus der Schustergilde ein, nach den Beschreibungen ein langes, hohes Gebäude mit zwei Böden und zu ebener Erde mit einem Bogengange, der den eingebauten Buden als Ausstellungsplatz von Marktwaaren diente. Das Haus brannte 1780 bis auf den Grund nieder und wurde durch das noch vorhandene schmucklose Gebäude ersetzt, das jetzt in Privatbesitz übergegangen ist.

Fleischscharren.

Durch die Hokenstrasse davon getrennt, lag der Fleischscharren der Knochenhauer, an der Strasse, die von ihm den Namen erhalten hat. Auch hier zeigte sich das Amtshaus als Arkadenbau. Bei dem Stadtbrande von 1780 zerstört, wurde es reizlos und roh durch ein Fachwerk mit hölzernen Pfeilern ersetzt. Seit Kurzem steht an der Stelle des niedergerissenen ein neues, grosses Privathaus. Ausser diesem Amtshause hatte die Gilde noch ein zweites Haus an der Knochenhauer-Brücke, von dem aber nichts mehr übrig ist.

Schmiedegildehaus.

Das Gildehaus der Schmiede, neben dem Scharren bis an die Fischmäkerstrasse reichend, brannte ebenfalls 1780 nieder und wurde nicht wieder aufgebaut.

Die übrigen Innungen und Gewerke hatten keine eigenen Amtshäuser.

Walkmühle.

Erwähnung verdient aber noch die 1474 für die Wandschneider in den Gröperen an der Gosestrasse, unfern der Kehlmühle, erbaute Walkmühle, die 1551, nachdem eine neue Walkmühle unter dem Petersberge errichtet war, an die Tuchmacher verkauft wurde. Das im XVI. Jahrhundert neu erbaute Haus ist besonders bemerkenswerth durch die eingeschnitzten Hausmarken.

Fig. 295. Walkmühle in Goslar; Setzschwelle.

Die sog. Walkmühle ist ein dreigeschossiger Fachwerkbau an der Ecke der Strasse „an der Abzucht" und Gosestrasse. An die ehemalige Bestimmung des Gebäudes erinnert uns die schwer lesbare Inschrift über dem Thürbogen, von welcher einzelne Theile auf den Pfosten und dem Sturz in eingestochenen



Fig. 296.
Wortgilde.



Fig. 297.
Kramergilde.



Fig. 298
Bäckergilde.



Fig. 299.
Schustergilde.



Fig. 300.
Knochenhauergilde.



Fig. 301.
Schmiedegilde.



Fig. 302.
Schneidergilde.



Fig. 303.
Kürschnergilde.

SIEGEL GOSLARISCHER GILDEN.

Profilen und Verzierungen noch erkennbar sind. Auf dem linken Thürpfosten ist über einem Weberschiffchen die Jahreszahl „AMDLI“ (Anno 1551) angebracht. Daran reiht sich in Scheitelhöhe des mit Rosetten verzierten Thürbogens die Bezeichnung des Hauses: „DAS HVS IS DER WANDMAKER“. Auf der sehr starken Setzschwelle sind 38 verschiedene meist geometrische Zeichen, Hausmarken sichtbar, unter denen sich zwei Geräthbilder, ein Beil und ein Schlüssel finden (Fig. 295). Die Setzschwelle des Südgiebels ist nur mit sog. Pfeifen verziert. Diejenigen Gefache, in denen sich Fenster befinden oder früher wohl befanden, haben starke, in Form von drei Hängebögen ausgeschnittene Sturze. Die geschweiften Knaggen unter den Balkenköpfen tragen noch die einfache gothische Profilierung übereinander gereihter flacher Rundstäbe und Kehlen. Die Fussstreben bilden mit dem zwischen ihnen befindlichen unteren Stielende ein Trapez, in welches ein Fächermuster eingestochen ist, eine Verzierungsform, welche in dieser Lage den Uebergang von der gothischen Bauart zur Renaissance kennzeichnet.

Zum Schlusse mögen noch die Siegel der acht ehrlichen Gilden der Wort, der Krämer, Bäcker, Schuster, Knochenhauer, Schmiede, Schneider und Kürschner eine Stelle finden, welche unter einer Urkunde vom 5. September 1691 abgedruckt sind (Fig. 296 bis 303). Die Siegel sind augenscheinlich von sehr verschiedenem Alter und enthalten folgende Zeichen: Siegel.

1. Wortgilde: Im Schilde und auf dem Helm eine Krone und am Rand die Umschrift „Sigillvm · Mercatorvm · Goslariae“.
2. Kramergilde: Ein Fünfspitz im Stempelkreis, ohne Wappenschild. Die Umschrift lautet „S. Institorvm · in · Goslaria“.
3. Bäckergilde: Ein Goslarischer Adler im Wappenschild, in dessen oberen Ecken je ein Gebäckstück. Ueber dem Schilde innerhalb des Randes: 1654. Die Umschrift ist nur halb lesbar und lautet „(Sigillvm) pistorvm · imperii · civitatis Goslariae“.
4. Schustergilde: Im Stempelkreis zwei gegeneinander gekehrte mit Fängen bewehrte Flüge; nur zum Theil noch lesbare Umschrift in alter Lapidarschrift „S · Svtorvm · et · coriariorvm“.
5. Knochenhauergilde: Im Renaissanceschild ein Ochsenkopf. Umschrift in Lapidarschrift „Sig · der Knochenhowergilde in Goslar“.
6. Schmiedegilde: Im Stempelkreis der Goslarische Adler ohne Fänge neben einem Hufeisen. Umschrift in gothischen Grossbuchstaben „S' De Smede · van · Gosseler +“.
7. Schneidergilde: Im gothischen Wappenschild der Goslarische Adler mit einer Scheere an Stelle des Herzschildes. Umschrift in gothischen Kleinbuchstaben „Sigillvm · sartvm · in · goslaria“.
8. Kürschnergilde: Auf dem einmal gespaltenen gothischen Wappenschild links der halbe Goslarische Adler, rechts ein Schabeisen. Umschrift in gothischen Kleinbuchstaben „sigillvm · pellificvm · in goslaria“.

VI. Strassen und Wohnhäuser.

Litteratur: Mund's „Topographie“ (1800); Zeitschrift des Vereins für Harzgeschichte s. Register; Mithoff, Archiv, III; derselbe, Kunstdenkmale und Alterthümer, III; Steinacker, Holzbaukunst Goslars, 1899; zahlreiche Einzelheiten in den Fachzeitschriften. Von besonderem Werthe sind die aus älterer Zeit erhaltenen Bilder.

Quellen: Urk. B. I—III u. ff.; Archiv und Registratur in Goslar; Königliches Archiv in Hannover; MSS. und Chroniken; Goslarisches Wochenblatt.

Das Strassenbild Goslars tritt verhältnissmässig spät an's Tageslicht. Erst in einer Urkunde von 1108, in der die Grenzen des Frankenberger Pfarrbezirks festgelegt werden, begegnen uns drei Strassennamen: Berningi, Werenheri, Gezmanni, von denen der erstere noch in der „Bäringerstrasse“ erhalten ist. Am Ausgange desselben Jahrhunderts erscheint der Markt (s. o.) mit der platea cramistarum und der Hukkinstrate (Hokenstrasse). Gleichzeitig hören wir von dem Römischen Thore und der Römerstrasse, deren Name verklungen ist, wie auch die vom Domplatze nach Bargedorp hinführenden Herren- (platea dominorum) und Grüne Strasse (viridis) namenlos geworden sind. Nach 1250 mehrt sich die Kunde: erwähnt werden von 1250—1300 die Dom-, Knochenhauer- (carnificum), Breite- und die Kötherstrasse. Unter Kote im Gegensatz zu hove wurde das kleine niedrige Wohnhaus, besonders des Ackerbürgers, verstanden, während bode im Gegensatz zum Giebelhause das kleine mit einem Laden (Bude) verbundene Handwerkerhaus bezeichnete. Ferner: die Schilderstrasse, platea clipeatorum, d. i. Schildmacher, die Mönchestrasse, platea monachorum, von der Pauliner Terminei benannt, die voget Conradesstrate, auch bloss vogedesstrate, später in vôs-, foss-, forst-strate verändert, die Petersilienstrate, von einem Neueren als Petrus-Caecilien erklärt, ein in den niedersächsischen Städten verbreiteter Name zur Bezeichnung eines mit Unkraut bewachsenen „grünen“ Weges. Von dem Sack, Hanfsack und den anderen Strassen im Pfalzbezirk ist oben gesprochen. Naturgemäss ist kein Gebäude aus dieser ältesten Zeit mehr erhalten; doch lassen sich in einigen Häusern noch gegenwärtig mehr oder minder bedeutende Baureste nachweisen. Von den vielen Namen der Höfe, Häuser und Plätze (vergl. Bode Urk. B. I. II. Reg.)

scheint nur der Quepperli(n)geshagen als Klapperhagen übrig zu sein. Erwähnt zu werden verdienen auch die ersten, den geistlichen Stiftungen zugehörigen „Stoven“ (stupae), deren Zahl sich bald durch bürgerliche Badstuben sehr vermehrte. Die ältesten davon sind die Stupa dominorum (Dom), St. inferius pontem regis (an der Königsbrücke), St. S. Petri (Frankenberg), St. Penesticorum (Neuwerk) in der Hokenstrasse. Letztere bezeugt ausser anderen Nachrichten das einst hier vorhandene Gosebett. Mit der seit 1300 wachsenden Urkundenmenge wird auch das Strassenbild Goslars bald vollständig: es werden bezeugt 1310 die Bäcker- (pistorum) und die Friesenstrasse (platea Frisonum). Ob letzterer ein Volksname ist, möge unentschieden bleiben, da von einem Herbeiholen friesischer Dämmer in Goslar nichts verlautet; dafür könnte die kunstvolle Art sprechen, in der, wie noch kürzlich wieder hinter dem Gosewinkel festgestellt worden ist, durch Flechtwerk die sumpfigen Ufer der Gose ehemals gebunden worden sind. Die Peeksten-Strate (1322) ist verschollen. 1323 erscheinen die Jacobi- und die Glockengiesser- (campaniorum), 1324 die Vischmengerstrate. Der Name bedeutet Fischverkäufer (vergl. Isernmenger) und ist für diese ehemals an der offenen Gose liegende Strasse recht passend. Die spätere Zeit hat daraus sinnlos eine Fischemäker- (vergl. Pipenmäker-) Strasse gemacht. Gleichzeitig damit werden die Gundemanns- und die Bateslevener-Strasse erwähnt. Letzterer Name hat eine merkwürdige Umwandlung erfahren; weil dort in der Stadtmauer ein Rundel war, hiess sie auch Rundelen: aus beiden Namen ist eine Rundelebener- und endlich die Rundenien-Strasse geworden. Von der Reperestrate (1327) vor dem Vitithore ist bei der Geschichte des Heiligen Grabes gehandelt. Die Gherdenerstrate (platea hortulanorum) im Dombezirk ist nicht mehr da. Die Kornstrasse (1332), platea frumentorum, ist so benannt, weil die Kornwagen vom Breiten Thor her hier zum Markte fuhren. Die Vrowekenstrate (1333) am Frankenberge (s. o.) ist später zur Kettenstrasse („catenae“) geworden, nicht weil Ketten den Plan absperrten, sondern von dem Strassenringe, der 1500 durch die neue Peterstrasse vollendet wurde. Der Name kommt auch sonst in Goslar vor, z. B. am Breiten Thore, zur Bezeichnung eines Verbindungsweges. Zu den ältesten Strassen gehören auch die Berg- und die Frankenberger Strasse, obwohl sie erst später in den Urkunden genannt werden. Dasselbe möchte auch vom Hohen Wege (alta via) gelten, der erst 1365 vorkommt. Den Kohlgarten (hortus olerum) nennt zuerst eine Urkunde von 1327. Die Summerwunnige-, später Sommerwohlenstrasse (1355), scheint ihren Namen von einer, nur einmal erwähnten „wunne“, einem Wässerchen, zu haben. Von den vielen Namen der Plätze, Herrenhöfe und Privathäuser (vergl. Bode, Urk. B. III. Reg.) ist keiner erhalten geblieben, doch ist noch eine geringe Anzahl von Privathäusern vorhanden, die in ihren Bauresten dieser ersten gothischen Zeit angehören. Seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts trat ein Stillstand in der Entwickelung Goslars ein, der erst überwunden wurde, als in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts das Bergwerk von Neuem aufblühte. In diesem, bis 1530 reichenden Zeitabschnitt erreichte Goslar mit dem höchsten Wohlstande auch die grösste Bevölkerung. Dennoch ist die Schätzung auf 40 000 Einwohner viel zu hoch gegriffen, indem die Rathsbücher auf's

Gewisseste ergeben, dass, jede Familie auf fünf Personen gerechnet, höchstens 15000 Einwohner dagewesen sind. Wir unterlassen es, die grosse Menge aller Strassen, die in den Urkunden dieser Zeit zuerst erscheinen, aufzuzählen; es sind dieselben, die noch heute vorhanden und auch in der Erklärung der Namen ohne Schwierigkeit sind. Nur zur Pipenmäker-Strate mag bemerkt werden, dass der Name von dem Gewerbe der Pipenmäker d. i. Röhrenbohrer herrührt, welches aufblühte, seitdem zur Wasserleitung statt der Bleiröhren (fistulae plumbeae) Holzröhren verwandt wurden. „Freudenplan" (s. o.) ist das lateinische Fredum propugnaculum. Nur der „vogelsang", übrigens ein in den benachbarten Städten häufiger Name, bietet der Erklärung Schwierigkeit. Seit 1530 sind bis auf die jüngste Zeit keine neuen Strassen hinzugekommen. Auffallend ist, dass auch aus dieser Zeit von dem grossen Schatze alter Namen für Plätze, Herren- und Bürgerhäuser so wenig gerettet ist, zu nicht geringem Nachtheil für Goslar, das dadurch viel Reiz verloren hat. Unter dem Drucke des Elendes im XVII. Jahrhundert ist die Freude an diesem Besitz erstickt. Kein Mund nennt mehr das Himmelreich (vicus caeli) bei S. Caecilien an der Wicbughe, die Himmelspforte (Porta caeli) an der Schilderstrasse unweit der Terminei, die Hölle in der Bergstrasse vor den zwei Ritterhäusern neben dem Brodscharren, die Logenbenke (= loerbenke, Gerberei) an der Teufelsbrücke, den Angelhof hinter dem Sechsmannshaus, den Sump- und Hornhof in dem Kohlgarten, den Stapelwik in der Schwicheltstrasse, das Eigenthum der Familie v. Barum, den Walmodenhof in der Schilderstrasse, Steinbergerhof in der Pipenmäkerstrasse, den Dorstedter Hof neben dem Susternvorwerk to der Grane an der Frankenberger Strasse, ebendort den Walkenrieder Hof, die Meisterei in den Vierbergen bei der Kegelwort, die „Hengerie" (Scharfrichterei) in der Hokenstrasse u. s. w. Selbst viele Namen, die noch vor einem Jahrhundert gebräuchlich waren, wie Sperlingsecke, Hunde- oder Rittermarkt, Gröperen, Rikeswinkel u. A. sind in Vergessenheit gerathen. Bei solchem Mangel an historischem Sinn erklärt es sich auch, dass die vielen Privathäuser, welche dem XV. und XVI. Jahrhundert angehören, keine Geschichte haben; fast von keinem ist bekannt, wer der Erbauer gewesen ist. So verzichten wir auch billig darauf, das Verlorene wiederzusuchen, besonders da die Namen der mit diesen Häusern verbundenen alten Familien, welche mit ihrer Vaterstadt ein kurzes Glück genossen haben, verklungen sind. Es reicht hin zum Verständniss, bemerkt zu haben, dass die meisten dieser grossen, zum Theile massiv, meist aber in kunstvoll geschnitztem Fachwerk erbauten Herrenhäuser den Familien der Berg- und Hüttenherren angehörten, deren Wohlstand sich über den des gewöhnlichen Bürgerstandes weit erhob. Leider ist aber die Zahl dieser Patrizierhäuser sehr gelichtet. Denn seitdem Goslar durch den Verlust des Bergwerkes und die Bedrückung des Herzogs Heinrich des Jüngern bettelarm geworden war und noch dazu durch den Zorn des Kaisers 1548 mit schweren Schulden belastet wurde, verzogen die vornehmen Familien bis auf wenige, welche bald dem kümmerlichen Dasein unterlagen. Was sollten aber die armen Handwerker und Ackerbürger mit den fast werthlosen grossen Gebäuden anfangen? Sie sahen ruhig dem Verfall zu und rissen nieder, was baufällig wurde; mehr aber wurde noch von den häufigen grossen

Stadtbränden zerstört. Dazu kam dann die Zeit der schrecklichen Pestilenzen und das unbeschreibliche Elend des dreissigjährigen Krieges, welcher in den weiten Mauern Goslars kaum noch 3000 Seelen übrig liess. So erscheint es gar nicht auffällig, dass in dem Hausregister von 1644 bei mehr als 200 Häusern angemeldet ist, sie seien wüste Baustellen oder Gartenplätze geworden; zu verwundern ist es vielmehr, dass noch eine so beträchtliche Menge von grossen Gebäuden erhalten blieb, was damit zusammenhängt, dass mit ihnen als „Bürger- und Brauhäusern" das immerhin noch werthvolle Braurecht verbunden war, und eben dieses Brauen (der Gose) wiederum grosse Keller, Küchen und Speicher erforderte. Die Zahl der Brauberechtigten belief sich in jener Zeit auf etwa 350; wie viele darunter aber noch „Brauhäuser" hatten, lässt sich nicht mehr sagen. Den grössten Verlust hatte Goslar nach 1671, wo in der inneren Stadt, in der Frankenberger und den anliegenden Strassen, auf einmal 76 Häuser vom Feuer zerstört wurden, in den Stadtbränden von 1728 und 1780, in welchen die ganze Unterstadt vom Breiten Thore bis an den Markt, den Schuhof und die Kuh-, d. i. die heutige Bahnhofsstrasse, in Schutt und Asche verwandelt wurde, gerade dasjenige Stadtviertel, das nach dem Zeugniss des Rathes selbst das vornehmste und an alten, schön gezierten Patrizierhäusern reichste war. Ausser 180 Hauptgebäuden wurden 40 Brauhäuser vernichtet. Aus neuerer Zeit ist dann noch die Feuersbrunst zu erwähnen, die 1811 einen grossen Theil der Bäringer Strasse mit dem alten Vitushof wegriss. Verhältnissmässig sind daher nur wenige Stadttheile noch übrig, welche den alten Charakter bewahrt haben, und in diesen stammen die meisten Häuser aus der Zeit des XVI. und XVII. Jahrhunderts, in welcher mit dem Wohlstande auch der Sinn für vornehmere Architektur und schöne Kunstformen verlorengegangen war. In der Ausmalung des Strassenbildes im alten Goslar stimmen alle Schriftsteller mit von Löhr überein, der 1737 Goslar eine alte hässliche Stadt mit schiefen winkeligen Strassen und Gassen nennt, in deren Enge die vornehmeren Bauten nicht zur Geltung kämen. Besonders missfiel den Fremden das durch die schwarzen Schieferdächer bewirkte finstere Aussehen der Stadt, gegen welches die ansehnlichen, schön gezierten Mauern sonderbar abstachen. In einem Gutachten von 1780, welches Vorschläge über den Wiederaufbau der Stadt enthält, tritt das Bild noch schärfer hervor: die für den Verkehr viel zu enge Münzstrasse müsse als Strasse eingehen; in der Hoken- und der Fischemäkerstrasse dürften anstatt der mit den Dächern fast zusammenstossenden dreistöckigen Gebäude nur Häuser von höchstens 27 Fuss Wandhöhe geduldet werden. In der Kuhstrasse müsse die Sperre der weit vorspringenden Mauer des St. Jacobi-Kirchhofes beseitigt und der dort durch vorgebaute Häuser bewirkte enge Eingang der Hoken- und Fischemäkerstrasse erweitert werden; ebenso müsste auch nicht geduldet werden, dass in der Breiten Strasse unregelmässig vorspringende Häuser wieder aufgebaut würden. Wenn die Häuser auf dem Markte nicht alle weggeräumt werden sollten, so dürften doch höchstens zwei, vom Rathhause weit genug weggerückte Gebäude dort zugelassen werden. Zu dem gleichen Zwecke der Erbreiterung der Strassen müssten auch die beiden Gildehäuser der Schmiede und Fleischer niedergelegt bleiben, wobei dann der Eingang in die Fische-

mäkerstrasse um 11 Fuss und der in die Hokenstrasse beliebig erweitert werden könnte. Der Thorweg vor dem Gosewinkel müsste mit den zwei Gebäuden der „Pfannhecke“ (Pannenfaher Strate) entfernt, die Judenstrasse, die kaum für einen Wagen Breite habe, bedeutend erweitert werden. So ergiebt sich aus dieser Akte, welche zuerst auch so etwas wie einen Fluchtplan für die Strassen fordert, damit den verheerenden Bränden vorgebeugt würde, ein anschauliches Bild von Alt-Goslar, und sie zeigt, dass die allgemeine Klage über die engen, dunklen Strassen daselbst berechtigt war. Der Rath hatte zwar den guten Willen, dem Uebelstand abzuhelfen, aber dass er noch an vielen Orten nicht zur Geltung kam, lag an dem Trotz der Gilden, die, von ihren Altmeistern geführt, ihre angeblich von den Kaisern bestätigten alten Willküren missbrauchten, alle Polizei des Magistrats lahm zu legen.

Trotz der schweren Schicksale, die Goslar durch Kriegsnöthe und Feuersbrünste erlitten hat, ist, vielleicht auch im Zusammenhange eben mit dem lang andauernden Niedergange der Stadt, welcher die Errichtung zahlreicher Neubauten nicht förderte, noch eine so grosse Anzahl alterthümlicher Wohnhäuser erhalten, dass darauf verzichtet werden muss, eine vollständig erschöpfende Beschreibung von jedem einzelnen dieser Häuser zu geben, geschweige denn jedes bemerkenswerthe Gebäude abzubilden. Der Reichthum, den Goslar an alten aus Stein- oder Fachwerk errichteten Privathäusern besitzt, ist wohl einzig in seiner Art. In neuerer Zeit wurden in steigendem Maasse solche alten Gebäude abgebrochen, um ertragsreicheren Neubauten Platz zu machen. Im Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte hat Mithoff eine ganze Anzahl der bemerkenswerthesten Häuser abgebildet und beschrieben, auch Dr. Steinacker hat in seiner neuerdings herausgegebenen Schrift über die Holzbaukunst Goslars eine grössere Zahl von Fachwerksbauten eingehend beschrieben und ihrem künstlerischen Werthe nach gewürdigt, doch sind in dem erstgenannten Werke die einfacheren und in ihrer gesunden Konstruktion oft so sehr charakteristischen Bauwerke fast ganz unberücksichtigt gelassen, und in die zweite Schrift ihrem Zwecke entsprechend die Steinhäuser gar nicht aufgenommen. Lachner wiederum hat im ersten Theil seiner Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland, welcher den norddeutschen Holzbau behandelt, Goslarer Bauten so gut wie gar nicht erwähnt. So fehlt es bisher an einem Buche, aus dem man eine richtige Vorstellung von dem ganzen Umfange und von den sehr verschiedenartigen Eigenthümlichkeiten der Goslarer Wohnhäuser gewinnen kann. Soweit die Grenzen, welche diesem Werke gesteckt sind, es zulassen, soll im Folgenden versucht werden, diese Lücke auszufüllen und ein Bild von dem gegenwärtig noch vorhandenen Bestande an Werken der Privatbaukunst zu zeichnen.

Wir unterscheiden nach dem Material, aus welchem die Goslarer Privathäuser errichtet sind, drei Gruppen: die Steinhäuser, die Fachwerkgebäude und die Häuser gemischter Bauart, welche auf einem steinernen Unterbau ein oder zwei Geschosse aus Fachwerk besitzen. Andererseits werden wir der Zeitfolge oder dem Stile nach die romanische, gothische und die Renaissancezeit auseinanderhalten müssen und zwischen den beiden ersteren und den beiden letzteren ziemlich lange dauernde Uebergangszeiten

beobachten. Die darauf folgende Zeit kann, obwohl sie in Einzelheiten, namentlich an Thüren, ansprechende Werke des Barock- und Regencestiles lieferte, im Sinne des Goslarer Privatbaues als Verfallzeit bezeichnet werden.

Die ältesten Wohnhäuser.

Von einer romanischen Periode des Privatbaues in Goslar kann man nur mit Vorbehalt und im Sinne einer gewissen Einschränkung sprechen, darf sie jedoch nicht mit Stillschweigen übergehen. Ein romanisches Privatwohnhaus giebt es in Goslar nicht, doch kann als vornehmstes Stück der

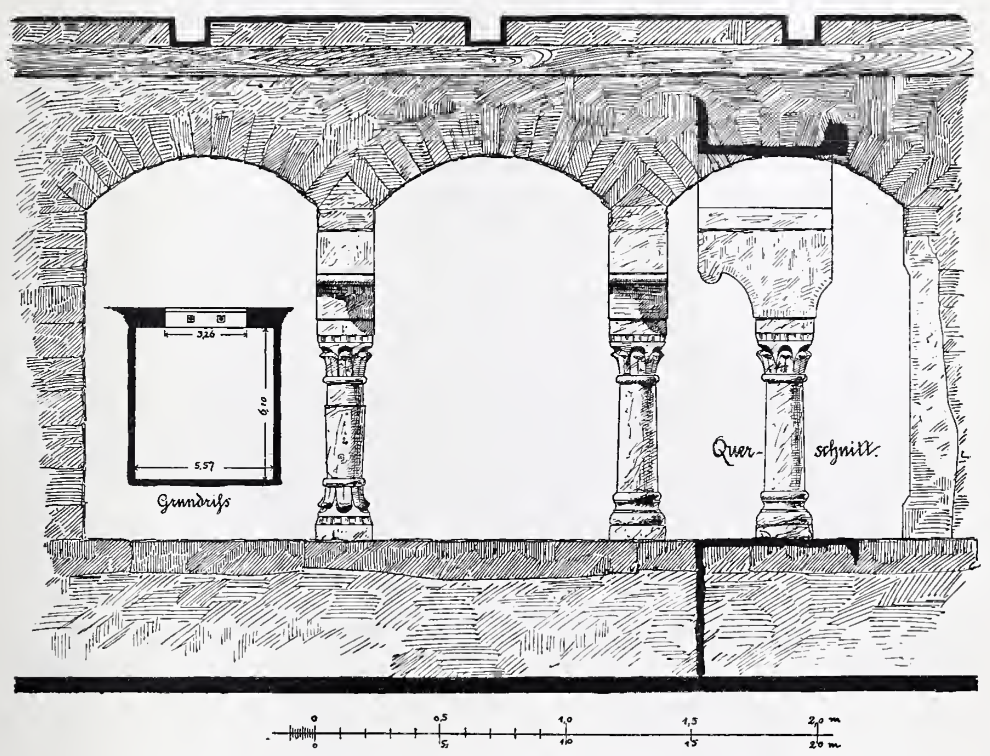


Fig. 304. Goslar, Bergstrasse 3; Fenster.

Wohnhausreste, welche aus der Zeit des romanischen Baustiles in Goslar noch vorhanden sind, das Kaiserhaus als ein Theil des kaiserlichen Herrenhauses nicht unerwähnt bleiben. Andere geringere Reste finden sich in dem südlichen Seitenflügel des Grossen Heiligen Kreuzes, in dem östlichen Theil des zum Deutschordens-Hospital gehörigen Gebäudes am Klapperhagen und im Küchenflügel des St. Annenhauses. Es ist nicht ausgeschlossen, dass diese genannten Bauten mit den kleinen gekuppelten romanischen Fenstern ehemals wirklich als Wohnungen benutzt sind, und deshalb darf man von einer Zeit des romanischen Privatbaues in Goslar sprechen. Die genauere Beschreibung

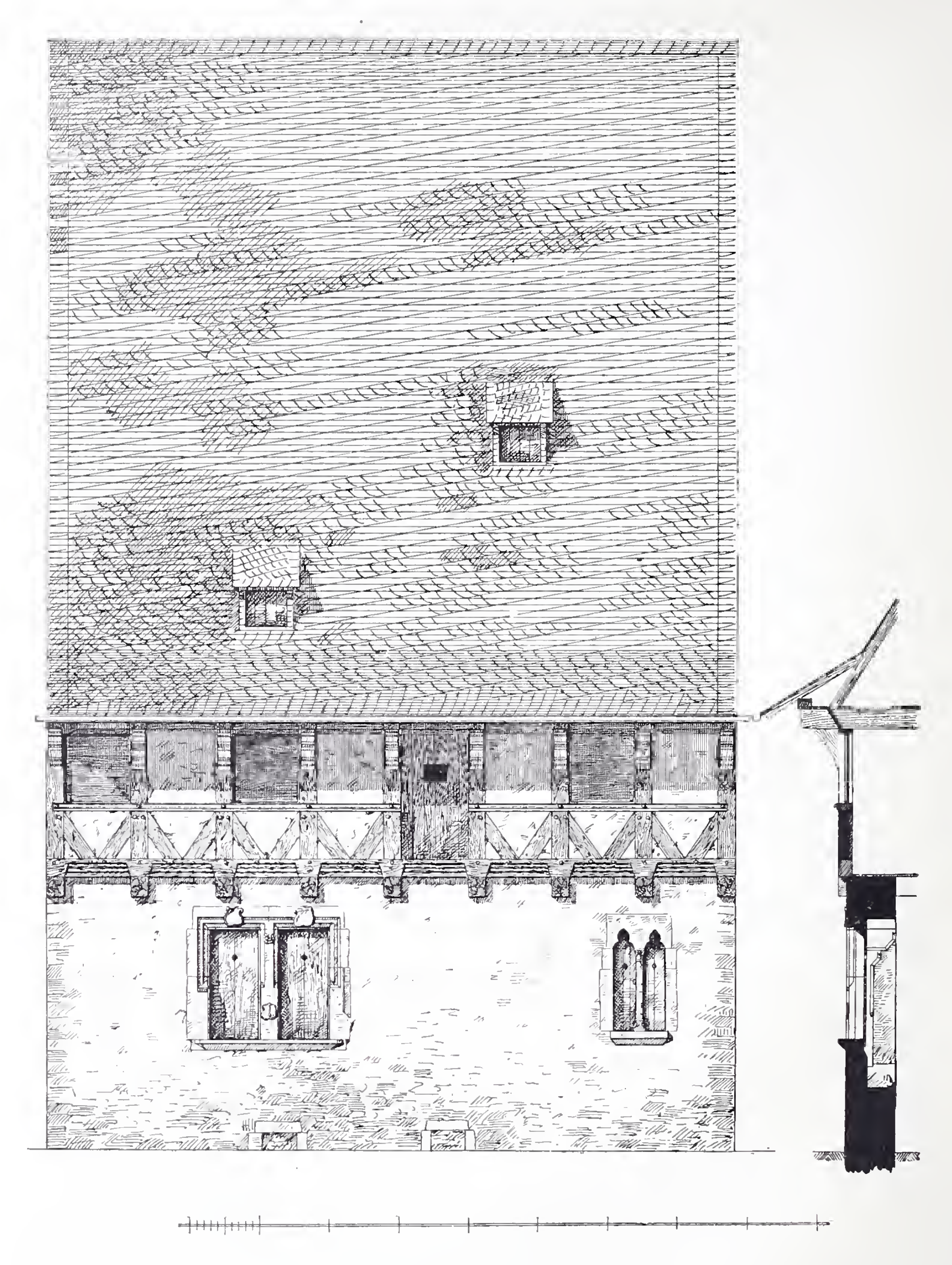


Fig. 305. Goslar, sog. Kloster in der Jacobistrasse.

nebst Abbildungen von den vorgenannten Gebäuden finden sich in den vorangegangenen Kapiteln (S. 22, 69, 197, 210). Als einziges, seit der Erbauung seinem ursprünglichen Zwecke erhaltenes Gebäude darf vielleicht das Haus in der Bergstrasse 3 genannt werden, welches im obersten Geschoss eine dreitheilige romanische Fenstergruppe (Fig. 304) mit quer gelegten Kämpfersteinen auf den zwei Theilungssäulchen enthält. Diesem Gebäude sehr verwandt sind eine Anzahl Häuser, welche Fensterformen aus der Zeit des Ueberganges von dem romanischen zum

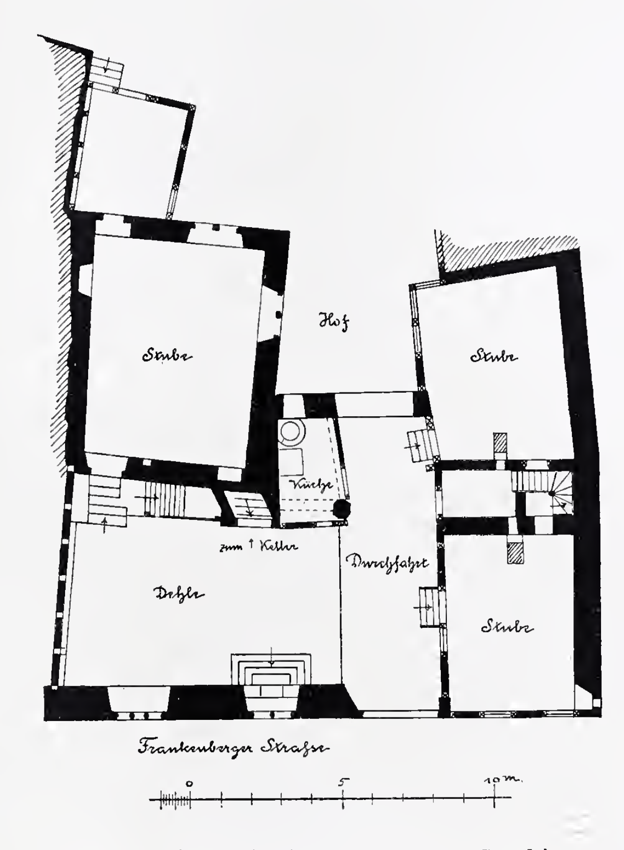


Fig. 306. Goslar, Frankenbergerstrasse 11; Grundriss.

gothischen Stile enthalten, bei denen auf schlanken runden oder eckigen Theilungssäulchen Spitzbögen und Kleeblattbögen die Fenster überdecken. Zu diesen gehören die zwei Häuser am Marktkirchhof und an der Ecke des Hohen Weges, der Hauptheil des zum Deutschordens-Hospital gehörigen Gebäudes am Klapperhagen (S. 69), der Hinterflügel des Brusttuches an der Stovenstrasse (Abb. bei Mithoff, Archiv III, XXXI), das Gebäude an der Ecke der Frankenberger- und Forststrasse (Abb. bei Mithoff, Archiv III, XXXII), das östliche Eckhaus an der Schreiber- und Bergstrasse (Abb. bei Mithoff, Archiv III, XXX) und das sog. Kloster in der Jacobistrasse (Fig. 305). Es sind indessen Zweifel laut geworden, ob

die aus der romanisch-gothischen Uebergangszeit herrührenden Bautheile an den genannten Gebäuden ursprünglich für dieselben gearbeitet, oder ob sie nicht vielmehr an kirchlichen Gebäuden angebracht gewesen sind und erst nach deren Abbruch diese anderweitige Verwendung gefunden haben. Obwohl in keinem besonderen Falle sich ein Beweis für diesen Hergang bringen lässt, sondern es nur urkundlich bekannt ist, dass Bruchstücke aus den 1527 abgebrochenen Klostergebäuden auf dem Georgenberge und dem Petersberge in Wagenladungen nach der Stadt gefahren wurden*), so hat diese Meinung insofern eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, als die erwähnten Bestandtheile der Fenster mitunter etwas zusammengewürfelt erscheinen, z. B. Kapitäle als Basen verwendet sind, oder runde Säulen ohne Kapitäl die Bögen tragen, auch, wie am Hause Frankenbergerstrasse 11, romanische Stücke im ersten Stock sich finden, während das Erdgeschoss spätgothische Fenster enthält (Fig. 306 und 307). In dieser Weise zweifelhaft ist der Ursprung jener frühen Formen ausser an dem zuletzt erwähnten Hause noch an den Gebäuden Ecke Hoher Weg und Marktkirchhof und am sog. Kloster in der Jacobistrasse, wogegen die alten Fenster am Hause Ecke Forst- und Frankenbergerstrasse (Mithoff, Archiv III, XXXII), am Gebäude des Deutschordens und an den Häusern der Schreiberstrasse ursprünglich dort angebracht zu sein scheinen, weil sie zu den übrigen Theilen der Gebäude passen und kunstgerecht zusammengestellt sind.

Auf sichererem Boden stehen wir den noch erhaltenen Gebäuden aus gothischer d. h. spätgothischer Zeit gegenüber, obgleich inschriftliche Angaben aus dem XV. Jahrhundert auch noch an diesen Bauten fehlen, so dass wir nur nach den gleichförmigen Bildungen an kirchlichen Gebäuden die Bauzeit bestimmen können. Es gewinnt darnach den Anschein, dass die Entstehung der erhaltenen Wohnhäuser in Goslar frühestens um das Jahr 1500 anhebt. Die Steinhäuser, welche, dieser Zeit angehörend, auf den Aussenseiten ein ziemlich gleichförmiges Gepräge tragen, finden sich in der Worthstrasse, der Königstrasse, Bergstrasse, Schreiberstrasse und Münzstrasse. Auch sind der Unterbau des Brusttuchs und in gewisser Hinsicht auch die Häuser Frankenbergerstrasse 32 und 11 dahin zu rechnen. Die alte Raumeintheilung des Inneren ist am deutlichsten noch in dem letztgenannten Gebäude zu erkennen, wenngleich auch in diesem Hause an zahlreichen Stücken sehr deutlich die Arbeit weit späterer Zeiten wahrzunehmen ist.

Gesammtanlage der Wohnhäuser.

Es ist anzunehmen, dass im Allgemeinen die Vertheilung der Räume sowohl nach Grundriss als Lage in den Geschossen vom Beginne der Gothik bis spät in die Renaissance hinein die gleiche blieb, da in allen noch einigermassen erhaltenen Gebäuden die „Dehle“ den Kern des Hauses bildet, um welchen sich die Wohn- und Geschäftsräume im Erdgeschoss und ersten Stock oder Zwischengeschoss gruppieren, während das meist vorgekragte oberste Geschoss

*) In einer Urkunde von 1539 heisst es, dass überall in den Strassen in Thüren und Fenstern Bruchstücke aus den abgerissenen Klöstern erblickt wurden.



Fig. 307. Goslar, Frankenbergerstrasse 11.

und die Dachböden zur Aufbewahrung des Getreides dienten. Unterkellert ist gewöhnlich nur ein Theil des Hauses, und zwar meist ohne Rücksicht auf die Anordnung der Wände des darüber liegenden Erdgeschosses. Die Kellergewölbe wurden so stark angelegt, dass darauf unter Umständen Scheidewände des Erdgeschosses errichtet werden konnten.

Ehe wir nun auf die reiche Mannigfaltigkeit in der Bildung der Aussenseiten eingehen und der Zeitfolge nach die vorhandenen alten Wohnhäuser aus dem XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert nennen, ist es zweckmässig, an einigen Gebäuden die Gesammtanlage näher in's Auge zu fassen. Leider steht uns nicht mehr der bedeutend reichere Stoff zur Verfügung, welchen noch Mithoff bei Abfassung seines oben genannten Werkes benutzen konnte. Wir wählen zunächst das Haus Frankenbergerstrasse 11. Dieses Gebäude, ein Steinhaus mit Fachwerkeinbau, gewährt insofern ein besonderes Interesse, als es trotz der einheitlichen Grundrissanlage des Erdgeschosses in den Einzelheiten ein Erzeugniss der verschiedensten Stilarten ist (Fig. 306 und 307).

Frankenbergerstrasse 11.

Die Strassenseite, von welcher nur die Hälfte des ersten Stocks und ein kleines Stück des Erdgeschosses rechts aus Fachwerk besteht, welche aber sonst massiv ist, zeigt ausser einer rundbogigen Thorfahrt im massiven Theil zwei grosse spätgothische Fenster, von welchen das eine rechteckig, dreitheilig und mit mehrfachen Rundstabprofilen umzogen, das andere zweitheilig und mit einem dreitheiligen Hängebogen überdeckt ist. Die Profilierung der Gewände ist derjenigen des rechteckigen Fensters gleich. Ueber diesen grossen Fenstern sitzt im ersten Stock noch ein zweitheiliges kleines Fenster mit zwei spitzbogigen Kleeblattbögen und einer romanischen Mittelsäule, die als Basis ein umgekehrtes frühgothisches Kapitäl besitzt, und ein einzelnes kleines romanisches Rundbogenfenster, dessen rechtes Gewände von einer kleinen romanischen Säule ohne Kapitäl mit alterthümlicher Basis gebildet ist. Der Fachwerkeinbau rührt nach der Form der geschweiften Fussstreben aus dem XVIII. Jahrhundert. Die Setzschwelle nebst den Balkenköpfen ist mit gesimsförmig profilierten Brettern bekleidet. Das über dem Fachwerk angebrachte Holzgesims ist auch über dem massiven Theil fortgesetzt.

Der Flur, in welchen man durch die rundbogige Thorfahrt eintritt, enthält zwischen dieser und dem gegenüberliegenden spitzbogigen Hofthor eine gepflasterte Durchfahrt, links einen gedielten Dehlenraum und rechts zwei höher liegende Zimmer, welche durch zwei kleine Holztreppen von drei Stufen zugänglich sind. Auf der Dehle steht vor dem ersten Fenster links ein vierstufiger hölzerner „Thron", d. h. ein Stufenbau, auf dem man zu den zwei gemauerten Sitzen in der Fensterleibung gelangt. An der den Fenstern gegenüberliegenden Wand führen links in der Ecke sechs Steinstufen zu der hochliegenden Hinterstube, deren zwei mit Mittelpfosten versehene Steinfenster auf den Hof hinausgehen. Von der Mitte dieser sechsstufigen Treppe zweigt sich rechts die steile Holztreppe ab zur Gallerie, von welcher aus die noch höher über der Durchfahrt belegene Hinterstube zugänglich ist. Diese Treppe und die Gallerie sind mit einer den Formen nach im XVII. Jahrhundert gefertigten Brüstung aus gekreuztem Holzgitterwerk versehen, unter welchem eine mit zierlichen Füllungen

und kleiner Schrankthür versehene Holzwand ein Gelass unter der Treppe abschliesst. Den Rest dieser Innenwand nimmt eine von gothischem Hohlkehlgesims gekrönte starke Mauer ein mit spitzbogiger Kellereingangsthür, an welche sich rechts die von zwei früher offenen Rundbogen begrenzte Herdecke anschliesst. Jetzt sind diese Bögen, welche auf einem kurzen achteckigen Pfeiler mit Kapitäl und Basis zusammentreffen, durch Fachwerkswände geschlossen. Die Decke der Dehle besteht aus starken Balken mit Zwischendecke. Die hintere der beiden rechts neben der Durchfahrt liegenden Stuben hat nach dem Flur und nach dem zwischen den Stuben belegenen dunklen Treppenraum Thüren mit geschnitzten Füllungen, Bekleidungen und einer Bekrönung, die sich auch an der Nachbarwand als Wandbrett fortsetzt. In den oberen Thürfüllungen ist ein doppelköpfiger Adler angebracht. Das vordere Zimmer hat einen alten Ofen auf gusseisernem Fuss, welcher die Jahreszahl 1672 zeigt. Unter und über dem aus Konsolen gemauerten Mitteltheil besteht der Ofen aus gusseisernen Platten, die in reicher Regenceumrahmung einen Hirsch, Blumen und zweimal die Jahreszahl 1785 tragen. An der Hofseite findet sich auf der Setzschwelle in dem alten Fachwerksaufbau über der Thorfahrt die Jahreszahl 1671.

Bei den übrigen genannten Steinhäusern ist die innere Anordnung so verändert, dass nicht mehr mit Sicherheit die alte Anlage herauszufinden ist, und wir müssen deshalb zur Darlegung der alten Wohnhausanlage Fachwerkshäuser in Betracht ziehen. Von diesen besitzen noch eine alte und fast unveränderte Dehlenanlage die Häuser Jacobistrasse 17, Schreiberstrasse 1 und 12, Kornstrasse 9 und Bäckerstrasse 3.

Jacobistrasse 17.

Durch einen breiten Thorweg, dessen Sturz noch die frühere rundbogige Form des alten Thorwegs erkennen lässt, betritt man die geräumige gepflasterte Dehle, welche, jetzt als Wagenschuppen dienend, an der Hinterwand in zwei Geschossen Zimmerthüren zeigt, deren obere Reihe auf einen Gang geht, welcher auf einer breiten bequemen Treppe mit Geländer aus schweren gedrehten Docken zugänglich ist. Gleiche Docken bilden auch die Brüstung des Ganges. Rechts neben dem Thorweg befindet sich der gemauerte Kellereingang und neben diesem die Küche. Die Zimmerthüren sind mit zierlich gegliederten Einfassungen und Füllungen versehen. Die Decke der Dehle besteht aus rohen Balken mit Dielung.

Schreiberstrasse 1.

Die Dehle im Hause Schreiberstrasse 1 ist wesentlich ihrer Grösse und allgemeinen Anordnung wegen bemerkenswerth, während von der alten inneren Einrichtung nur noch die gemauerten Fenstersitze erhalten sind. Die zum Zwischengeschoss führende Treppe, wie auch der kleine Treppenaufgang zu den neben der Dehle belegenen Zimmern des Erdgeschosses sind neu.

Schreiberstrasse 12.

Den Eindruck eines reichen Patricierhauses erhält man in dem Inneren des gegenüber liegenden Hauses No. 12, dessen Hauptseite mit der reichgeschnitzten Eingangsthür nach der Schreiberstrasse liegt, während ein sehr langer Seitenflügel, welcher die Brauräume enthielt, sich längs der Bergstrasse erstreckt. Das ganze Gebäude ist in zwei Geschossen aus Fachwerk errichtet und trägt an der erwähnten Haupteingangsthür die Jahreszahl 1693 neben dem Namen des ersten Besitzers und Erbauers Hans Simens und den Wahlspruch

„Ora et labora“. Ueber der Thür ragt ein dreiseitiger Erker aus der Front, dessen Fenster noch die alte Theilung und Scheiben zeigen. Die Dehle enthält in der Achse der Eingangsthür die zum gegenüberliegenden Hofthor führende gepflasterte Durchfahrt, neben welcher links der Vorraum zu den nach dem Hofe und der Bergstrasse hinausliegenden Zimmern gedielt ist. Eine besondere Zierde der Dehle bildet das stattliche Geweih eines Zwölfenders auf einem aus Holz geschnitzten Hirschkopf, der auf einer mit Barockeinfassung versehenen Tafel befestigt ist. Er hängt an dem Holzpfeiler, der mittelst dreier geschweifter Kopfbänder die Unterzugbalken der Decke trägt. In der linken Ecke des Vorraumes ist ein kleiner Ladenraum mit alter ursprünglicher Einrichtung an Verschlussklappen, Waage und Wandschränkchen eingebaut. In der anderen Ecke des Vorraumes befindet sich eine sehr zierlich gearbeitete Wendeltreppe, deren Anfängerpfosten über einem konsolenartig geformten Unterstück oben in einem männlichen Kopf endigt. Das Geländer ist aus geschnitzten und der Steigung der Treppe entsprechend ausgeschnittenen Bretter-Docken hergestellt und mit profiliertem Handläufer und Wange versehen. Die Fenster nach der Strasse zeigen auf der Innenseite tauförmig gebildete Gewände. Die Thüren, welche von der Dehle in die anliegenden Zimmer führen, haben mehrfach verkröpfte Füllungseinfassungen und mit kleinen Konsölchen besetzte Bekrönungen. Der alte Kellereingang ist rundbogig aus Holzwerk hergestellt und mit den alten zierlich beschlagenen Thüren versehen.

Der Hof ist von zwei langen Seitenflügeln eingefasst, welche noch das alte gebräunte Fachwerk mit gemusterter Ziegelausmauerung nebst zahlreichen alten Fenstern mit verschieden geformten Verbleiungen zeigen.

Von der Durchfahrt führt eine einfache Treppe zum ersten Stock, in dem sich ausser zahlreichen kleineren Wohnzimmern der grosse Erkersaal als Prunkraum des Hauses befindet. Allerdings ist die Höhe dieses Raumes nicht bedeutend, auch sieht man an den kahlen Wandflächen keinen Schmuck mehr, aber die Länge des Saales, die Lichtfülle, welche aus den dicht aneinandergereihten Fenstern und dem Erker hineinströmt, lässt erkennen, dass der Raum dazu hergerichtet sein muss, eine grössere Anzahl von Gästen zu empfangen und zu bewirthen. Zu letzterem Zwecke diente vermuthlich auch die in dem grossen Fenster neben der Eingangsthür angebrachte Schiebevorrichtung zum Hineinreichen von Speisen und Getränken vom Gange aus. Von dem Tafelwerk der Wände ist als geringer Rest nur die feinprofilierte Brettverkleidung der Fensterpfosten übrig geblieben. Alle Thüren auch im ersten Stock zeichnen sich durch feine verkröpfte Profilierung der Füllungsrahmen und durch zierlich geschmückte Beschläge aus. Im Dachgeschosse befinden sich mehrere übereinander liegende Böden, die zur Lagerung von Getreide und Malz bestimmt waren und durch kleine Dachgauben erhellt werden. Unweit der zuletzt erwähnten Treppe, welche von der Durchfahrt durch den ersten Stock zu dem Dachboden führt, ist ein grosses Winderad zum Aufziehen der Getreidesäcke angebracht.

Man sieht aus diesem Hause, dass die Dehle ihre Höhenausdehnung am Ende des XVII. Jahrhunderts bereits verloren hatte und in Folge dessen an

die Stelle der stattlichen Gallerietreppe eine zwar sehr zierliche, aber untergeordnet behandelte Wendeltreppe getreten war, welche den eigentlichen Verkehrsweg zwischen der unteren neben dem Geschäftsraume belegenen Stube und den der Geselligkeit dienenden Räumen des ersten Stocks bildete. Eine zweite Treppe hatte daneben einen rein wirthschaftlichen Zweck.

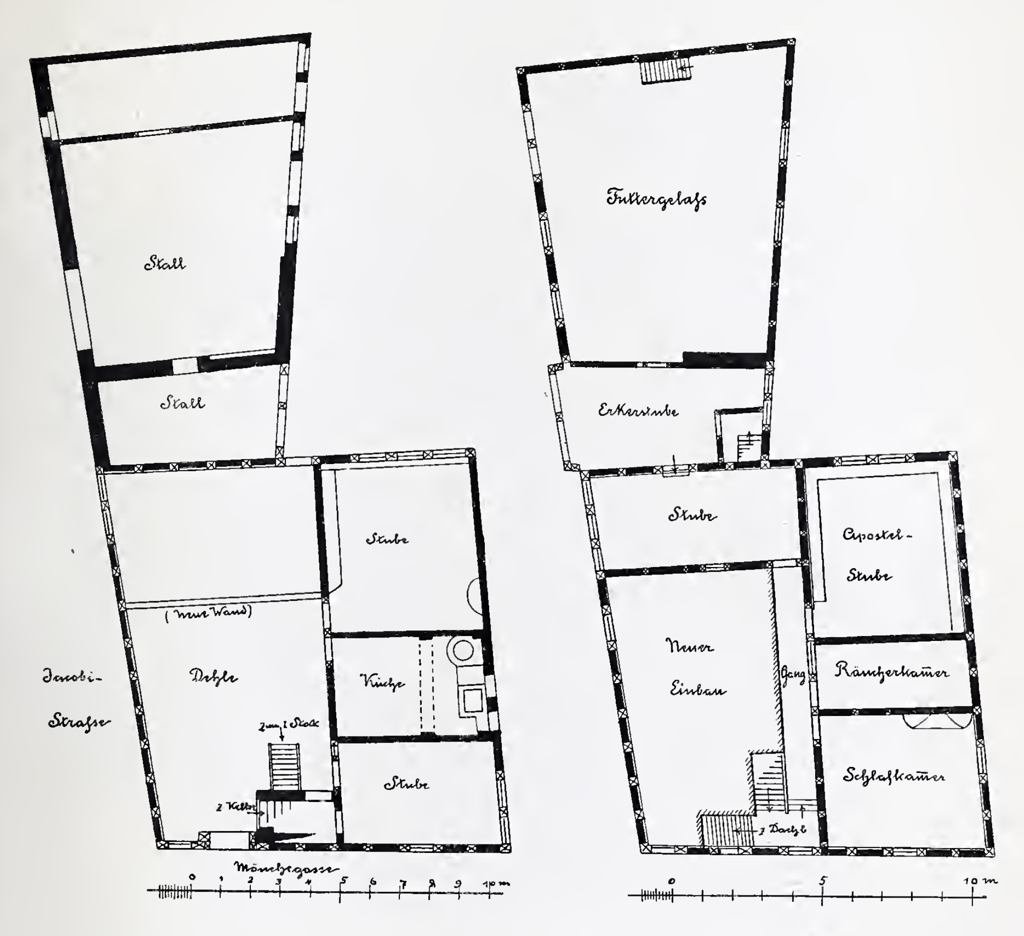


Fig. 308 und 309. Mönchehaus in Goslar; Erdgeschoss und erstes Obergeschoss.

In dem Hause Kornstrasse 9 erstreckt sich neben der von dem Strassenthorweg nach dem Hofe führenden Durchfahrt auf der rechten Seite die geräumige und hohe Dehle, in welcher eine an der Hinterwand liegende Treppe zur Gallerie des Zwischengeschosses führt. Das an der Kornstrasse belegene Eckzimmer besitzt einen später hergestellten, nur wenig vorspringenden Erkerausbau, wie solche in Goslar charakteristisch sind. Kornstrasse 9.

Sehr ähnlich ist die Dehlenanlage im Hause Bäckerstrasse 3, wo auch ein Erkerzimmer links von der Durchfahrt angeordnet ist, während die Dehle mit dem — jetzt dürftig erneuerten — Treppenaufgang zum Zwischengeschoss Bäckerstrasse 3.

auf der rechten Seite der Durchfahrt liegt und den Vorplatz zu einem alten Ladeneinbau, einer Küche und einem Hinterzimmer bildet. Jetzt ist das vordere Eckzimmer rechts in einen Stall umgewandelt, und ein abgeschlagener Theil links neben der Durchfahrt dient als Dreschdiele. Die meisten Räume sind in hohem Maasse verwahrlost und lassen nur an sehr dürftigen Resten von Thürbekleidungen die frühere sorgsame und zierliche Einrichtung ahnen, mit welcher



Fig. 310. Mönchehaus in Goslar.

zur Zeit der Erbauung laut Inschrift über dem Thorweg 1592 das Haus geschmückt worden ist.

Mönchehaus. Das Mönchehaus, an der Ecke der Mönchegasse und Jacobistrasse gelegen, ist ein stattliches Giebelhaus (Fig. 308 bis 310), dessen reich mit Schnitzerei verzierte Haupteingangsthür an der linken Seite der Giebelfront so angeordnet ist, dass der untere breitere Theil der Jacobistrasse gerade darauf gerichtet ist, während der obere schmälere Theil der Strasse links an der Langseite des Hauses weitergeht. Als Jahreszahl der Erbauung des Hauses ist über der Thür

1528 angegeben. Die Dehle macht jetzt in Folge des Einbaues eines Zwischengeschosses einen recht beengten Eindruck, wobei die sehr starken, schwarz gestrichenen Holzpfosten der Aussenwände noch derber hervortreten. Gleich rechts am Eingange bemerkt man den flachbogigen, spätgothisch profilierten, steinernen Kellereingang, dessen Decke das Podest für die neuerdings angelegte schmale und steile Treppe zu den Räumen des ersten Stockwerkes bildet. Vor den Eingängen zu diesen läuft jetzt ein sehr schmaler Gang, die frühere von der Dehlentreppe zugängliche Gallerie, auf die alte spitzbogige Thür eines Zimmers, welches über dem niedrigen hinteren Theil der Dehle liegt, der jetzt durch eine neue Wand von dem hohen vorderen Theil derselben getrennt ist und dadurch



Fig. 311. Mönchehaus in Goslar; Wandmalerei.

der Dehle noch mehr Licht entzogen hat. Auf der rechten Seite der Dehle liegt zwischen zwei Eckzimmern die Küche unter dem grossen Rauchfang. Früher fehlte wahrscheinlich die Wand nach der Dehle, so dass man vom Herde die ganze Dehle übersehen konnte. In diesen Räumen ist ausser einer bescheidenen Stuckrosette auf dem mittleren der geputzten Balken des Hinterzimmers nichts Bemerkenswerthes vorhanden. Um so werthvoller ist der Bestand in den oben an der Gallerie liegenden Räumen. Das vordere Eckzimmer, durch eine ursprüngliche mit altem Holzgriff versehene, spitzbogige Thür zugänglich, lässt an allen Wänden die Stiele und Riegel des Fachwerkes ohne Verputz, aber in schwarzem Anstrich sehen. Zur Verzierung sind auf die schwarze Farbe in roher Zeichnung weisse Ranken gemalt. In ähnlicher Weise scheint auch die Thür angestrichen gewesen zu sein. Entsprechende Bemalung tragen

die Deckenbalken, welche auf schwarzem Grunde dreispitzige weisse Schuppen zeigen. Die Deckenfelder und Wandgefache sind geputzt und geweisst. Der Fussboden besteht aus Gipsestrich. An der östlichen Aussenwand sind noch drei alte Kopfbänder erhalten, welche die Stiele und Balken gegeneinander versteifen.

Das Fachwerk auf dem Galleriegange zeigt dieselbe Behandlung wie im vorbeschriebenen Eckzimmer.

Der Prunkraum des Hauses scheint das nordwestliche Eckzimmer gewesen zu sein, dessen drei Wände neben und gegenüber der Fensterwand ungewöhnlich reich bemalt sind (Fig. 311). Der Fussboden besteht aus einfachem Gipsestrich, die Decke zeigt die Balken und Stichbalken an der Fensterwand in voller Stärke mit sehr fein profilierten Brettern verkleidet und in Felder getheilt; ebensolche Eintheilungen befinden sich in den Deckenfeldern. Die an der nördlichen Wand zwischen den Stielen und Balken angebrachten geschweiften Kopfbänder sind in gleicher Weise verkleidet, und an der Fensterwand wie an den zwei benachbarten Wänden sind feste Sitzbänke mit hohen, in Füllungen getheilten Rückenbrettern und profilierten, nicht ganz bis zum Boden reichenden Vorderbrettern angeordnet. Die getäfelte Rückwand unter den Fenstern ist etwas niedriger. Unter den Täfelungen der Banklehne sind an der nördlichen Wand zwischen den verkleideten Fachwerkstielen fünf rechteckige Bildflächen mit den Darstellungen der vier Evangelisten und des Apostels Paulus in grau und weiss auf blauem Grunde gemalt und in besonderen Sockelfeldern mit vierzeiligen Unterschriften in weisser Farbe auf blauem Grunde versehen, von denen jedoch nur noch einzelne Bruchstücke lesbar sind. Mit Ausnahme des Evangelisten Johannes, der inmitten einer freien Landschaft gemalt ist, sind die Figuren der Heiligen innerhalb eines mit Fliesen belegten Zimmers dargestellt, dessen Hinterwand durch Fenster oder sonstige Oeffnungen den Blick in die Umgebung frei lassen. Bei den Evangelisten ist das zugehörige Wesen, Engel, Löwe, Stier und Adler, in mehr oder weniger thätige Beziehung zu der Person des mit Schreiben beschäftigten Heiligen gesetzt. Auf dem der Fensterwand zunächst befindlichen Bilde des Evangelisten Matthäus bemerkt man auf der Seitenwand des Sessels die Jahreszahl 1561.

Die gegenüberliegende Südwand enthält links in der Ecke die spitzbogige, mit reichem Arabeskenschmuck bemalte, mit aufgelegten Querleisten und einfachen Langhespen beschlagene Thür, deren Seitenpfosten und Sturz gleichartig mit Malerei verziert sind. Das lange Wandfeld ist zwischen der getäfelten Banklehne und den in den Zwischenräumen der Deckenbalken angebrachten hölzernen Füllungen mit einem zusammenhängenden, symmetrisch angeordneten Ornament verziert, welches sich aus ganzen und halben Figuren und üppigem Ranken- und Kartuschenwerk zusammensetzt und unweit der Fensterwand auf einem Zierschilde den Namen des Meisters Daniel Poppe erkennen lässt. In ganz ähnlicher Weise, aber mit noch geschickterer und schönerer Linienführung ist die den Fenstern gegenüberliegende und nicht mit Sitzbank versehene Wand bemalt, deren unterer Theil der ursprünglichen Einrichtung zu Liebe in wechselnder Höhe mit einfacher gemalter Quaderung

versehen ist, sodass das reiche Ornament nicht, wie jetzt, durch bewegliche Einrichtungsstücke zum Theil verdeckt wurde. Die zwei ausgemauerten Eckfelder der Fensterwand sind nicht mit Malerei verziert.



Fig. 312. Mönchehaus in Goslar; Wandmalerei.

Nach der Gallerie hin ist die Thür mit rother Farbe auf blauem Grund bemalt und zeigt das Brustbild einer Frau mit Blumen in beiden Händen.

Am Ende der Gallerie führt eine in ähnlicher Weise bemalte, spitzbogige Thür zu einem schon oben erwähnten Zimmer, welches an den Wänden noch mehr oder weniger deutliche Spuren der früheren Verzierung und Ausstattung erkennen lässt. Die Hölzer des Fachwerks sind auch hier, wie in dem zuerst beschriebenen nordöstlichen Eckzimmer, an den Wänden sichtbar und bilden in

ihrer schwarzen Färbung die natürliche Theilung der Wandflächen, wogegen die geputzten Gefache weiss getüncht und mit hübschen Einfassungen und Eckverzierungen in schwarzer Farbe belebt sind. Dicht unter der Decke finden sich stellenweise noch Reste von figürlichen Frieszeichnungen, und eine Jahreszahl über einem kleinen Guckfenster zum Nebenraume bezeugt, dass diese Bemalung aus dem Jahre 1692 herrührt (Fig. 312). Ein kleines Fenster in der Ostwand gestattete früher den Blick in die Dehle, so dass das Zimmer wahrscheinlich die Bestimmung eines Wohnzimmers hatte, von dem aus die Dehle



Fig. 313. Mönchehaus in Goslar; Theil der Seitenansicht.

und der Eingang übersehen werden konnte. Die alte Fensteranlage nach der Jacobistrasse ist nur noch auf der Aussenseite zu erkennen. Jetzt ist aus einem der alten Fenster durch Herausnahme des mit Vorhangbögen verzierten Sturzes und der darüber befindlichen Ausmauerung eine Lukenöffnung zum Einbringen des Strohes, das dort aufbewahrt wird, hergestellt.

Auf einer kleinen Treppe von drei Stufen gelangt man aus diesem Raum in die etwas tiefer liegende, in einem Anbau befindliche Erkerstube, zu welcher in einem besonderen Eckeinbau eine schmale Treppe von der Dehle hinaufführt. Zwei Thüren in diesem Zimmer sind eingefasst von Bekleidungen mit sog. Ohren und einer Bekrönung mit Zahnschnittgesims. Sie haben Thürflügel mit unten rechteckiger und oben rundbogiger Füllung sowie hübschen Beschlägen. Die Thürbekrönung der östlichen Thür ist als Wandbrett bis zum

Erker fortgesetzt. Letzterer enthält zwei hochliegende breite Fenster, vor denen ein zweistufiger „Thron“ angebracht war. Die Fensterbrüstungen sind mit Täfelung versehen, und die Füllungsbretter über den Fenstern tragen die schwer zu lesenden Reste zweier dreizeiliger lateinischer Sprüche.

Auch in dem westlich angrenzenden Raume, der anscheinend nur als Vorrathsraum für Futter und dergleichen diente, sind die Wände durch schwarzen Anstrich der sichtbaren Fachwerkhölzer und Umränderung der weiss getünchten Gefache mit einfachen schwarzen Linien ansprechend belebt.



Fig. 314. Mönchehaus in Goslar; Thür.

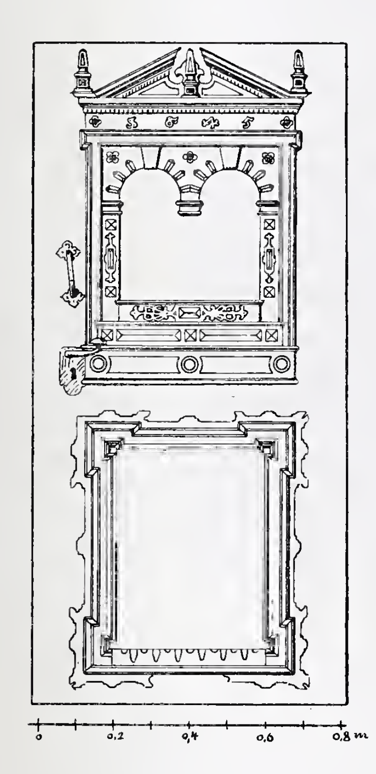


Fig. 315. Goslar, Abzuchtstrasse 8; Stubenthür.

In Fig. 313 ist ein Theil der Seitenansicht mit dem Erker, in Fig. 314 die Hausthür des Mönchehauses abgebildet.

Im Allgemeinen gewährt, wie aus der vorstehenden Beschreibung sich ergiebt, das Mönchehaus in seiner Gesammtheit vor allen anderen Goslarischen Häusern noch am treuesten und ursprünglichsten die Art der inneren Ausstattung der Wohnhäuser im XVI. und XVII. Jahrhundert und wäre einer sorgfältigen Wiederherstellung werth.

Einzelheiten der inneren Einrichtung, welche zur Vervollständigung des Bildes von der Wohnlichkeit der Privathäuser und ihrer künstlerischen Behandlung willkommene Beiträge liefern, finden sich noch an mehreren Stellen. So ist eine hübsche Thür (Fig. 315) noch im Haus No. 8 „an der Abzucht“

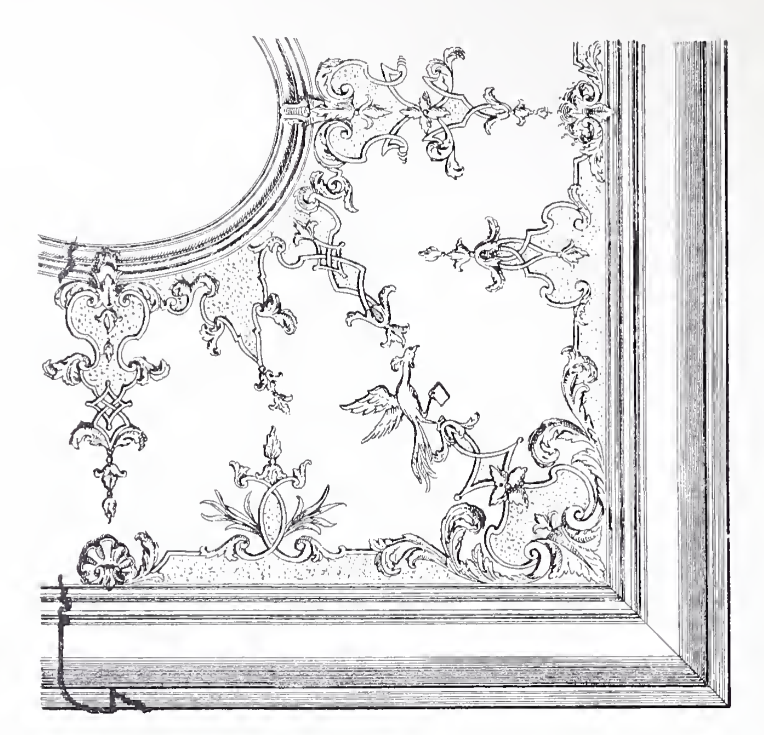


Fig. 316. Goslar, Glockengiesserstrasse 21; Stuckdecke.

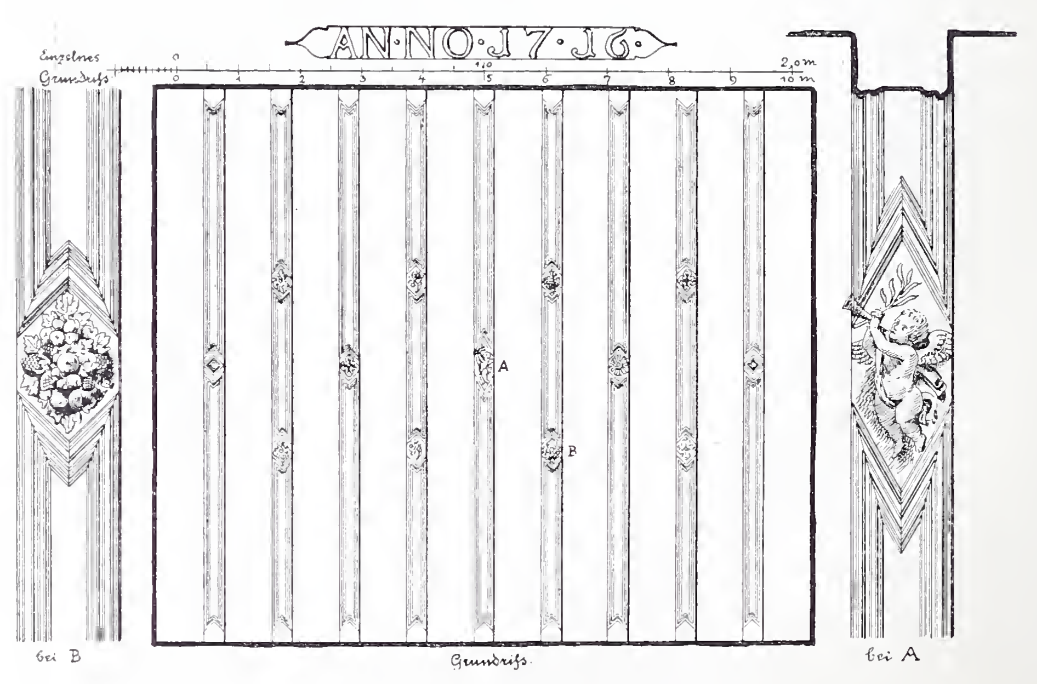


Fig. 317. Goslar, Hoheweg 4; Stuckdecke.

vorhanden; Stuckdecken aus verschiedenen Zeiten finden sich ausser der erwähnten im Bäckergildehause und in den Klostergebäuden Neuwerk noch in den Häusern No. 21 (Fig. 316) und 32 der Glockengiesserstrasse und Hoheweg 4 (Fig. 317); bemalte Balkendecken hat das Zimmer im ersten Stock des Hauses Schreiberstrasse 10, die Durchfahrt Bergstrasse 5, ein Zimmer im ersten Stock Schuhhof 8; Kamine finden sich, mehr oder weniger reich mit Steinmetzarbeit verziert, Schreiberstrasse 10 (Fig. 329) im ersten Stock, Bergstrasse 6 im Erdgeschoss und ersten Stock, im kleinen Häuschen der Münzstrasse (Fig. 323), dann eine hübsche Kaminthür aus getriebenem Kupfer in dem kürzlich nach dem Brande erneuerten Hause am Markt 12. Ganz wohlerhalten ist die Decken- und Wandmalerei im ersten Stock des Hauses Schuhhof 8 und im grossen Hinterzimmer des schon erwähnten Mönchehauses. Fenster mit Musterung der Verbleiungen oder mit Wappenmalerei finden sich noch mehrfach, so am Mönchehause, am Hause Schreiberstrasse 12 im Erker, Frankenbergerstrasse 11 im Zimmer über der Durchfahrt. Gusseiserne Ofenplatten aus alten Goslarischen Häusern (Fig. 318) sind nur noch in Privatbesitz vorhanden.



Fig. 318. Goslar; Ofenplatte.

Zimmer in der Münzstrasse.

Besondere Beachtung verdient ein kleines, vereinzelt liegendes Zimmer an dem schmalen Theile der Münzstrasse. Dasselbe gehört jetzt zu dem Hartmann'schen Hause an der Marktstrasse, befindet sich in einem aus hohem Kellergeschoss und Erdgeschoss bestehenden, auf drei Seiten freiliegenden massiven Gebäude und ist von der nördlich daran stossenden Waschküche nur auf einer Leiter durch die alte spitzbogige Thür zugänglich, welche über dem Kellereingange liegt (Fig. 319—324). Der 5,0 zu 3,5 m grosse rechteckige Raum ist von einem mit starken Birnstabrippen versehenen Kreuzgewölbe mit

4,0 m Scheitelhöhe überdeckt, zur Hälfte mit Holzdielung versehen und hat auf der Ostseite nach der Münzstrasse ein breites, dreitheiliges, rechteckiges Fenster mit steinernen, sorgfältig polsterartig gearbeiteten Fenstersitzen, tauförmig verzierter flachbogiger Einfassung der Nische und zwei ebenfalls tauförmig gestalteten Zwischenpfosten. Die Glasfenster sind durch hölzerne Gitter ersetzt. Auf jeder Seite des Fensters ist in der Wand eine kleine Nische ausgespart. Die gegenüberliegende Wand hat ein ähnliches, etwas schmäleres Fenster, an dessen äusserem geraden Sturz der Ansatz eines Mittelpfostens erkennbar ist. Im Uebrigen ist das Fenster ganz gleichartig wie das östliche behandelt und hat auch auf jeder Seite eine kleine Nische. Die Nordwand hat links in der Ecke die 1,85 m im Scheitel hohe, 1,06 m breite spitzbogige Thür mit reichverzierter spätgothischer Umrahmung in den Formen des Südportals der Jacobskirche und rechts daneben einen für den kleinen Raum unverhältnissmässig grossen steinernen Kamin, dessen rechteckige Umrahmung ebenfalls spätgothische, an den Ecken überschnittene Profile mit verzierten Anfängen zeigt und in der Mitte des mit Zinnenschmuck versehenen Sturzes eine grosse Rosette zwischen zwei symmetrisch gestellten Wappenschilden enthält, deren Wappenbilder leider glatt abgearbeitet sind.

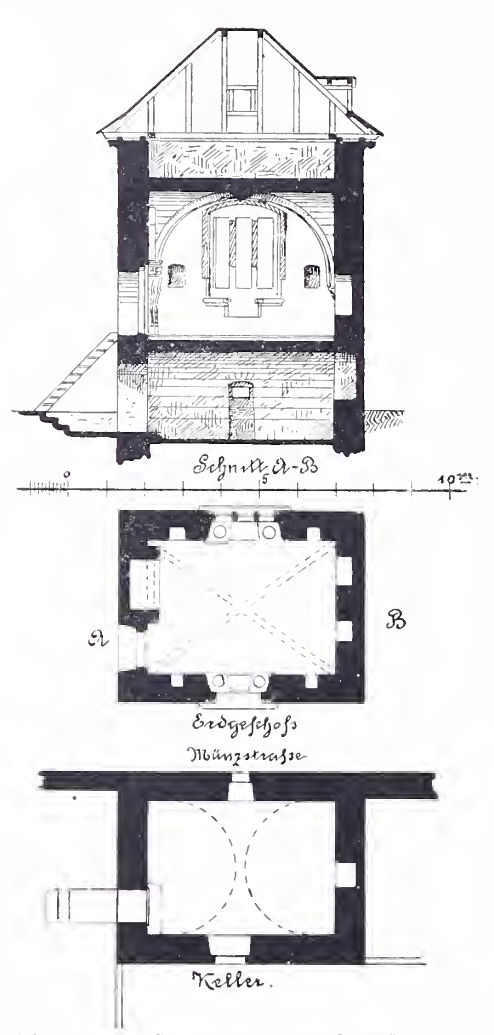
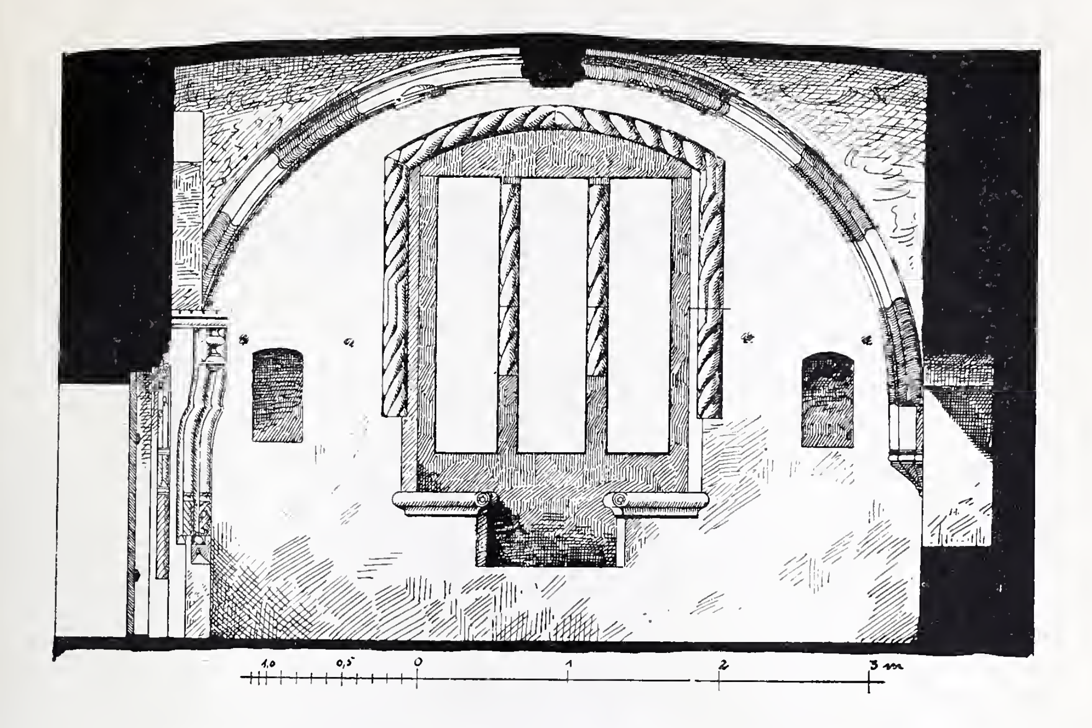


Fig. 319—321. Goslar, Zimmer in der Münzstrasse; Schnitt und Grundrisse.

Die südliche Wand enthält eine flachbogige, schmale, jetzt halb zugemauerte Thüröffnung und eine kleine Wandnische. Von der ursprünglichen Bemalung der Wände und des Gewölbes sind hauptsächlich noch auf der östlichen Kappe des letzteren deutliche Spuren erkennbar, welche in einem von Blattranken umgebenen und mit drei Spitzen in den Ecken versehenen Dreipass einen Adler mit erhobenen Flügeln darstellt. In den übrigen Kappen sind nur Spuren von den Blattranken und dem Dreipass erkennbar. Die Gewölberippen sind streckenweise abwechselnd mit rother und weisser Farbe bemalt. Von der



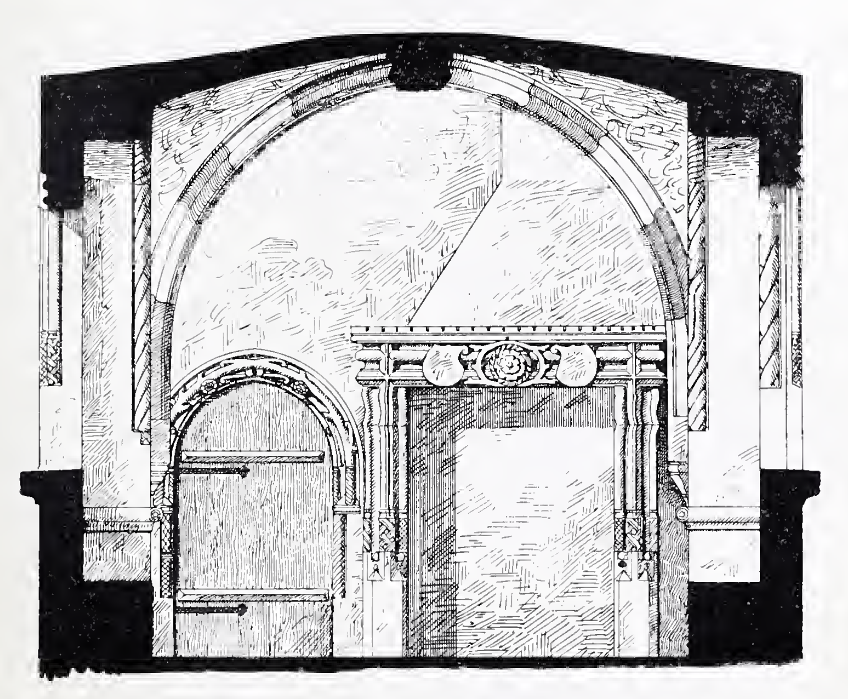


Fig. 322 und 323. Goslar, Zimmer in der Münzstrasse; Theilzeichnungen.

Wandmalerei sind nur noch sehr undeutliche Spuren über dem Kamin und der Thür sichtbar.

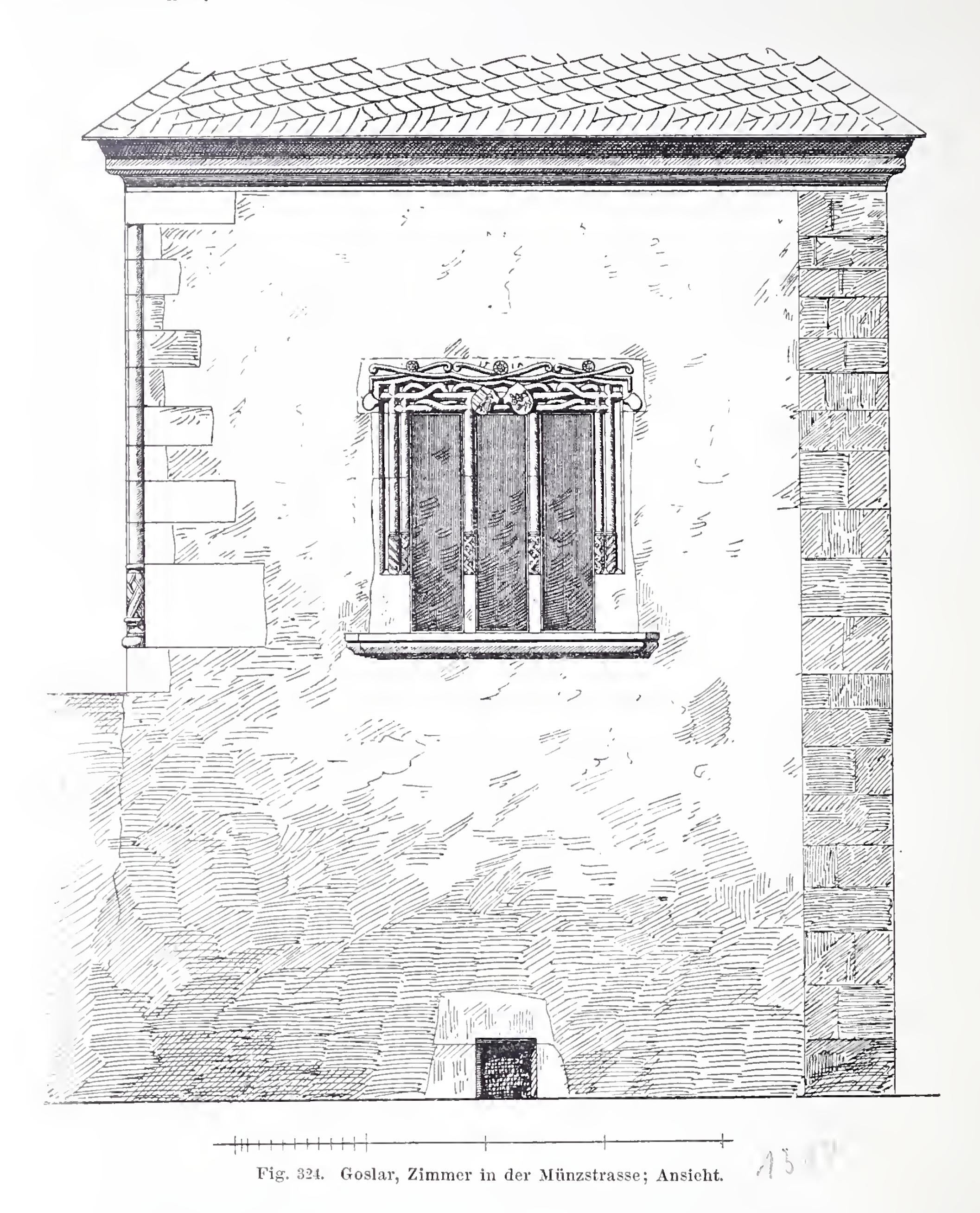


Fig. 324. Goslar, Zimmer in der Münzstrasse; Ansicht.

Die Aussenseite des kleinen Gebäudes ist glatt geputzt und zeigt nach der Münzstrasse an der südlichen Ecke eine runde Ecksäule mit verzierten Anfängen in Höhe der Fenstersohlbank und kleinem Kapitäl unter dem gothischen Hauptgesims. Die andere Ecke ist aus glatten Quadern errichtet.

Das mit spätgothischem Stabwerk umzogene Fenster besitzt auf dem Sturze über der mittleren Oeffnung zwei gegeneinander gekehrte Wappenschilde und die Jahreszahl 1517.

Diese verzierte Aussenseite war ursprünglich nicht nach der schmalen Münzstrasse, sondern nach dem alten Marktplatze, jetzt Schuhhof, gerichtet; denn die Gebäudereihe, welche das Haus jetzt vom Schuhhof trennt, ist erst später vorgebaut (s. o.).

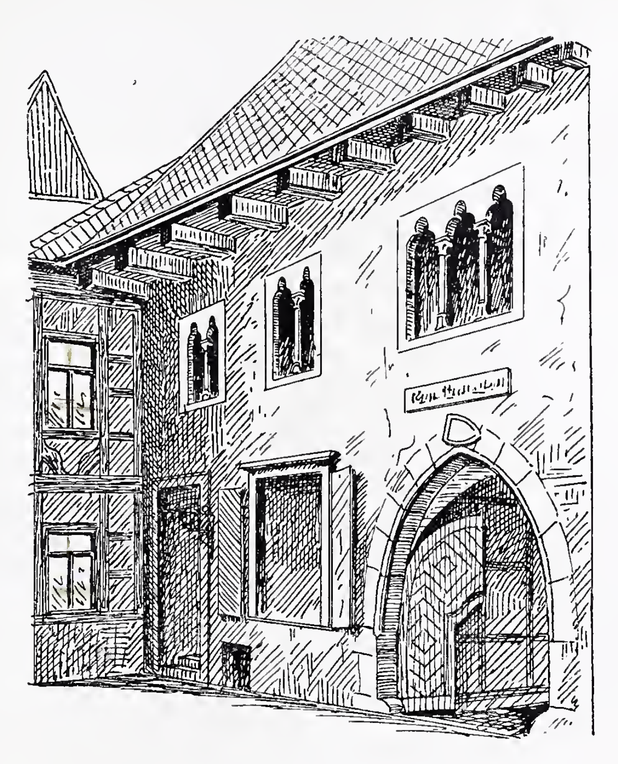


Fig. 325. Goslar, Bergstrasse 4.

Steinhäuser.

Die äussere Gestaltung der alten Goslarischen Wohnhäuser ist so verschiedenartig, dass die Mehrzahl derselben im Einzelnen beschrieben werden muss, um ein einigermaassen zutreffendes Bild von dem ungewöhnlichen Reichthum der Stadt an solchen Bauten zu bieten. Wir beginnen mit den Steinhäusern, von denen leider nur eins inschriftlich datiert ist, deren Entstehungszeit jedoch nach dem Charakter der Kunstformen sich ziemlich sicher bestimmen lässt.

Der Steinbau aus dem XIII. Jahrhundert (?) mit einem Hintergebäude aus dem XVI. Jahrhundert ist dreigeschossig; das erste und zweite Geschoss sind neu. Im dritten Geschoss ist ein dreitheiliges Fenster mit zwei frühromanischen Theilungssäulchen und quergelegten Kämpfersteinen (Fig. 304) angebracht. Bergstrasse 3.

Das Hinterhaus am Hof ist zweigeschossig, hat acht Gefache in der Breite und ist unter dem ersten Stock und dem Dache mit Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern versehen.

Bergstrasse 4. Der zweigeschossige Steinbau (Fig. 325) aus dem XIV. Jahrhundert mit innerem Ausbau aus dem XVII. Jahrhundert zeigt im Erdgeschoss rechts einen alten spitzbogigen, profilierten Thoreingang mit einem schrägliegenden, gothischen, leeren Wappenschild über dem Scheitel. Im ersten Stock sind zwei zweitheilige und ein dreitheiliges Fenster mit schlanken gothischen Theilungssäulchen und Kleeblattbögen angeordnet. Die Decke der Durchfahrt ist mit grossrankiger, derber Malerei auf den Balkenfeldern geschmückt; in der mit neuen Einbauten versehenen Dehle ist noch eine alte Treppe mit schönen Docken erhalten.

Bergstrasse 5. Das zweigeschossige Steinhaus aus dem XVI. Jahrhundert (Abbildung bei Mithoff, Archiv III, XXXIV, No. 867) hat im Erdgeschoss rechts neben dem breiten spitzbogigen Thorweg mit reichen, sich überschneidenden und verschlungenen Profilierungen zwei zweitheilige, dicht aneinander gruppierte Fenster mit reich profilierten Gewänden, schlanken Mittelpfosten und ineinander geschlungenen Flachbogenverzierungen im Sturz. Letzterer enthält zwei schrägliegende, leere Wappenschilde in der Form des XVI. Jahrhunderts. Im ersten Stock sind dicht unter dem gothischen Hauptgesims drei zweitheilige, ähnlich, aber einfacher profilierte Fenster mit vortretender Sohlbank angeordnet. Das in neuerer Zeit vielfach umgebaute Haus enthält im Erdgeschoss noch ein von zwei Kreuzgewölben überdecktes Zimmer und im ersten Stock zwei spätgothische Kamine mit Wappen und Fialen.

Bergstrasse 6. Das grosse, fünf Fenster in der Front breite, dreigeschossige, massive Gebäude aus dem XVI. Jahrhundert, neuerdings durch Quaderputz (Abbildung bei Mithoff, Archiv III, XXXV, No. 866 a) des alten Charakters beraubt, hat im Erdgeschoss rechts einen grossen spitzbogigen Thorweg mit verschlungenen Zierstabprofilen. Die Profile der drei grossen Fenster sind im mittleren Theil des waagerechten Sturzes hoch hinauf verkröpft und an den Eckpunkten überschnitten. Die Fenster des ersten und zweiten Stockes sind kleiner und einfacher. Das unter dem weit vortretenden Dach versteckte gothische Hauptgesims ist alt.

In der Durchfahrt führt östlich eine rundbogige Oeffnung mit eigenthümlicher reicher Einfassung von fünf profilierten Hängebögen und mit verzierten Anfängen zu dem Keller des Nebenhauses No. 5, welches früher zu No. 6 gehört hat. Zum Hof führt ein spitzbogiger Thorbogen; in der Hinterwand nach dem Hofe bemerkt man einen grossen, jetzt vermauerten Spitzbogen und Fenster. Die beiden Hofgebäude sind unter den Fachwerkgebäuden erwähnt.

Bergstrasse 62. Der jetzt zum Hofe der städtischen Brauerei führende, spätgothische Thorbogen (Fig. 326) ist wahrscheinlich der Thoreingang zu einem der grossen Patrizierhäuser in der Bergstrasse gewesen, welche im Jahre 1550 einer Feuersbrunst zum Opfer fielen. Der breite Spitzbogen ist mit reicher Profilierung eingefasst, deren Gliederungen im Scheitel und namentlich über dem mit verzierten Anfängen versehenen Kämpfer kunstvoll verschlungen und überschnitten

sind. Er wird durch einen etwas steiler geführten und im Scheitel nach oben ausgeschweiften kräftigen Wimpergbogen überdeckt, dessen Rücken mit grossen, knolligen Kantenblättern besetzt ist. Ueber dem Scheitel des Spitzbogens ist ein kleines Wappenschild angebracht, dessen gespaltenes Feld rechts drei Balken, links eine Rosette enthält. Auf jeder Seite des Bogens sind zwei aus der

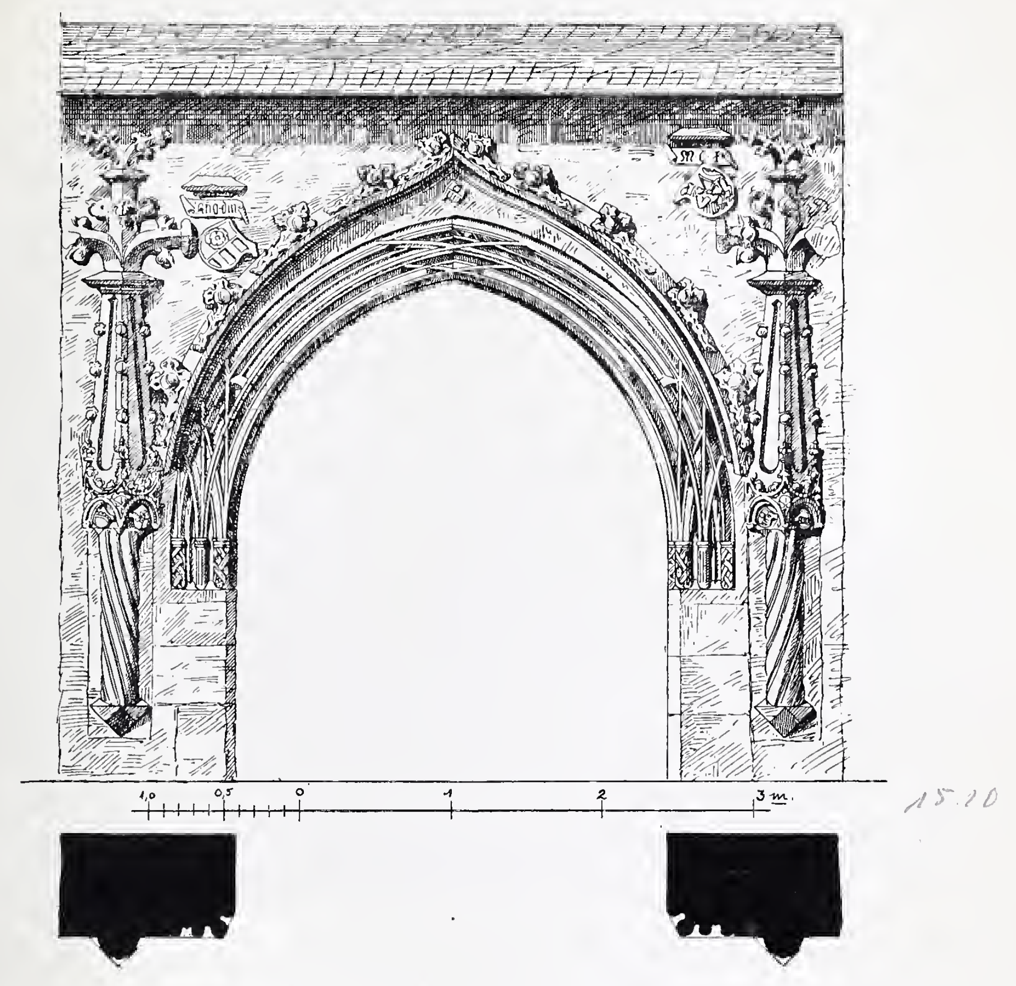


Fig. 326. Goslar, Eingang zur Brauerei.

Fläche vortretende Fialen auf kantigem Kragstein angeordnet. Die mit kleinen Kantenblumen und sehr grosser Kreuzblume ausgestatteten Riesen ruhen mittelst eines reich verzierten und mit kleinen Wappen geschmückten Fusses auf unverhältnissmässig dünnen Schäften, welche die Form eines gedrehten Taues haben. Unter den vier kleinen, unter sich verschiedenen Wappenschilden ist eins den oben beschriebenen gleich. In den Zwickelflächen zwischen den erwähnten

Kreuzblumen und dem Wimperg ist je ein zur Mittelaxe geneigtes, grösseres Wappenschild und darüber ein kurzes, unter einer kleinen Verdachung befindliches Inschriftband mit der Jahreszahl 1510 angebracht. Von den Wappen zeigt das linke dieselbe Zeichnung wie das kleine Wappen im Scheitel des Bogens, das rechte einen nach rückwärts gewendeten Schützen mit spitzer Mütze und dem Hintertheil eines Drachens. Die verschiedene Lage dieser grossen Wappenschilde lässt darauf schliessen, dass dieser Thorbogen aus abgebrochenen Stücken neu zusammengesetzt ist.

Forststrasse, Ecke der Frankenbergerstrasse. Das zweigeschossige Steinhaus aus dem XIV. Jahrhundert hat einen drei Gefache breiten Fachwerkeinbau auf der rechten Seite des ersten Stockes aus der Barockzeit (Abbildung bei Mithoff, Archiv III, XXXII, No. 616, und XXXI). Im Erdgeschoss sind neben der neuangelegten spitzbogigen Thür zwei dreitheilige Fenster mit zwei Steinpfosten und drei nasenbesetzten Spitzbögen angeordnet. Im ersten Stock sitzen unregelmässig darüber zwei ebensolche, jedoch mit Kleeblattbögen überdeckte Fenster.

Frankenbergerstrasse 32. Das dem XVI. Jahrhundert angehörende, im XVII. Jahrhundert umgebaute Steinhaus mit zwei Geschossen, sieben Fensteraxen in der Strassenfront, Quaderecken und den Jahreszahlen 1648 und 1699, hat an der Westseite im ersten Stock Theile spätgothischer profilierter Fenster. Das gothische Hauptgesims ist zum grössten Theil noch erhalten. Der Flur enthält eine sehr stattliche breite eichene Treppe mit kräftigem Dockengeländer und reichgeschnitzter Wange. Unter dem breiten Podest ist der Eingang zu den hohen Kellern durch einen schrankartigen, mit korinthischen Pilastern und verzierten Gesimsen geschmückten Verschlag umkleidet.

Königstrasse 1. Das zweigeschossige Steinhaus aus dem XVI. Jahrhundert (Fig. 327) hat im Erdgeschoss vier rechteckige Fenster mit spätgothisch profilierten Steingewänden und Sturzen, vortretender Sohlbank und Verdachung. Die Wappenschilde auf den Sturzen haben die Form der Schilde aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts und tragen ein Hauszeichen. Die sechs Fenster des ersten Stockes sind kleiner, ohne Verdachung und Wappen. Auf der Giebelseite nach der Abzucht sind im Erdgeschoss ein, im ersten Stock zwei Fenster von gleicher Form wie auf der Vorderseite angebracht. Die Ecke besteht aus Quadern mit einer Ecksäule und der Dachgiebel im unteren Geschoss aus Fachwerk altgothischer Bauart.

Am Marktkirchhof 1. Das massive Gebäude des XV. Jahrhunderts (?) besteht aus einem Eckhause am Hohenweg und dem Reihenhaus mit der Front nach der Marktkirche. Letzteres ist dreigeschossig und hat im zweiten Stock drei alte Fenstergruppen mit romanischen und gothischen Theilungssäulen sowie spitzbogigen Kleeblattbögen. In den Zwickeln zwischen den Bögen sind zwei Kreise mit darin liegendem Vierpass in den Stein vertieft eingearbeitet. Die westliche Fenstergruppe ist dreitheilig mit zwei schmalen seitlichen und einem mittleren breiten Spitzbogen. Die seitlichen Bögen sind mit Nasen besetzt, während der mittlere vermuthlich in Folge Einsetzens eines viereckigen Fensters verändert wurde. Im ersten Stock des Eckhauses befinden sich drei zweitheilige Fenster mit Kleeblattrundbögen und je einem gothischen, achteckigen Theilungssäulchen, im zweiten Stock

zwei dreitheilige höhere Fenster mit je zwei schlanken runden und achteckigen Theilungssäulchen, die auf senkrecht gerieften Kapitälen Kleeblattrundbögen tragen.

Der zweigeschossige linke Theil des gothischen Steinhauses (Abbildung bei Mithoff, Archiv III, XXX, No. 627) enthält im Erdgeschoss ein dreitheiliges Fenster Schreiberstrasse 1.



Fig. 327. Goslar, Königstrasse 1.

mit drei Kleeblattbögen, die von einer mit Sternen besetzten Hohlkehle rechteckig umrahmt werden. Die Theilungssäulen fehlen, die Oeffnung ist vermauert. Im ersten Stock ist ein zweitheiliges gekuppeltes Fenster mit zwei Rundbögen überdeckt, in welchem die Theilungssäule fehlt.

Der linke zweigeschossige Theil des Gebäudes (Abbildung bei Mithoff, Archiv III, XXX, No. 626) ist alt, massiv und enthält im Erdgeschoss zwei Fenster, von denen das linke früher dreitheilig und mit Kleeblattbögen überdeckt war. Jetzt fehlen die Theilungssäulen und der mittlere Bogen. Im ersten Schreiberstrasse 2.

Stock sind über einem einfachen und abgeschrägten Gesims ein zweitheiliges und ein dreitheiliges Fenster mit Kleeblattbögen vorhanden, welche in schwach vertiefter rechteckiger Einfassung liegen und durch schlanke frühgothische Säulchen mit Knollenkapitälen und Eckblattbasen getheilt sind.

Schreiberstrasse 10. Von der früheren reichen Einrichtung dieses Patrizierhauses, eines Steinhauses aus dem XVI. Jahrhundert (Abbildung bei Mithoff, Archiv III, XXXII, No. 629), legt nur die Verzierung der Fenster im Erdgeschoss und ersten Stock und

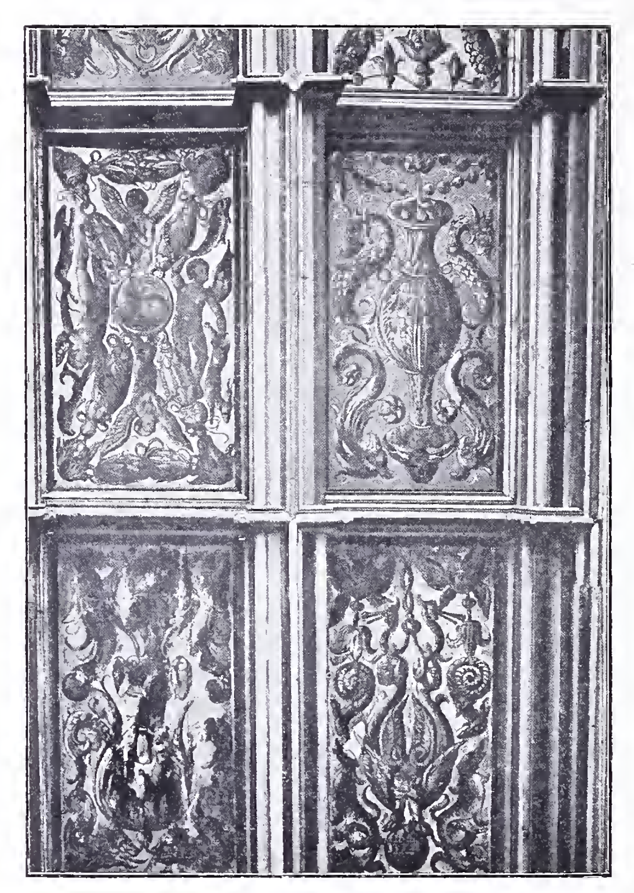


Fig. 328. Goslar, Schreiberstrasse 10; Decke.

die gemalte Holzdecke nebst dem Kamin in dem Zimmer des ersten Stockes Zeugniss ab (vergl. Seite 341). Die zu zweien gekuppelten, breiten Fenster ohne Zwischentheilung sind mit spätgothischen Kehlen und Rundstäben profiliert; die unteren Theile der Gewände und Mittelpfosten sind mit reichem, leider später verstümmeltem Ranken- und figürlichem Zierwerk geschmückt. Die Sturze haben Friese mit Rankenstab und auf dem Bande der unteren Fenster die Inschrift: „Quidquid agas prudēt agas et · respice · finem". An den Fenstern des ersten Stockes findet sich die Zeitangabe „Anno XV^c^XVIII in vigilia ss. simonis et jude".

Unter dem gothischen Hauptgesims sind zwei freigearbeitete, steinerne Wappenschilde befestigt.

Die Decke in dem erwähnten Zimmer (Abbildung bei Mithoff, Archiv III, XL, No. 629, und Fig. 328) ist in rechteckige Felder getheilt durch breite Längsbalken und diese überkröpfende schmale Querhölzer, welche in spätgothischem Sinne mit überschneidenden Rundstäben und Kehlen profiliert sind. Die rechteckigen Deckenfelder sind aus Brettern gebildet, welche mit derber Groteskmalerei



Fig. 329. Goslar, Schreiberstrasse 10; Kamin.

verziert sind. Der spätgothische Kamin (Fig. 329) hat unter dem schräg bis zur Decke hochgeführten Rauchfang einen Fries mit einem Wappenschilde, welches von zwei in wunderlich gezwungener Stellung hockenden Löwen gehalten wird. Von den zwei, die Seitenpfosten des Kamins tragenden Löwen sind nur noch die Hintertheile erhalten. Die hohe Dehle des Hauses ist in zwei Geschossen zu Zimmern ausgebaut.

Das zweigeschossige Steinhaus (Fig. 330) aus dem XVI. Jahrhundert (Abbildung bei Mithoff, Archiv III, XXXII, No. 972 A) hat im Erdgeschoss drei Wortstrasse 7

zweitheilige, rechteckige Fenster mit spätgothischen Gewänden und je einem schräg liegenden leeren Wappenschild. Im oberen Theile der hohen Sturze sind verschlungene Verzierungen angebracht. Die drei Fenster des ersten Stockes sind niedriger und einfacher behandelt.

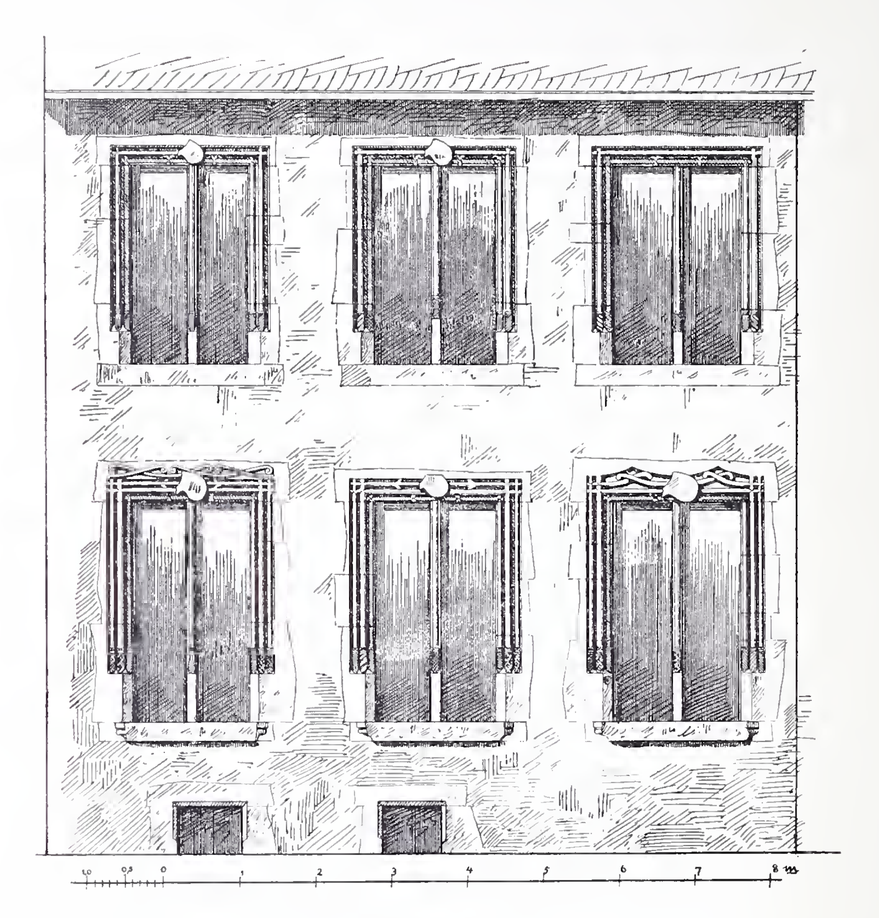


Fig. 330. Goslar, Wortstrasse 7.

Nach den bei den Einzelbeschreibungen ermittelten muthmaasslichen Bauzeiten dieser Steinhäuser ist die grosse, fast fünf Jahrhunderte umfassende Zeitlücke von der Erbauung des Kaiserhauses um 1050 bis zur ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts durch zwölf der beschriebenen Gebäude nothdürftig ausgefüllt, so dass man sich ein, wenn auch noch undeutliches Bild von dem Aussehen einiger der in dieser Zeit errichteten Wohnhäuser machen kann. Aber angesichts dieses Bildes drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie denn die Masse der Häuser aussah, da doch wohl nur wenige bevorzugte Personen in diesen noch erhaltenen oder ähnlichen Steinhäusern wohnten. Der Mehrzahl nach werden es kleine, aus Lehm, zum Theil aus Holz kunstlos hergestellte Buden gewesen sein, wie solche aus späterer Zeit, freilich ohne Zeitangabe,

z. B. in der um 1500 angelegten Peterstrasse, noch erhalten sind. Zur Ergänzung des Bildes, welches die vorbeschriebenen Steinhäuser darbieten, dienen nun eine ganze Reihe von zum Theil sehr stattlichen Gebäuden, welche in gemischter Bauart hergestellt sind, indem auf einem massiven Unterbau mit einem oder zwei Geschossen ein Fachwerkaufbau errichtet ist, welcher ebenfalls ein oder zwei Geschosse hoch ist. Es ist nicht ausgeschlossen, dass der Fachwerkaufbau bei einigen dieser Bauten später auf ein älteres Steingebäude aufgesetzt wurde, wie dies z. B. bei dem an der Bäckerstrasse gelegenen Hintergebäude des Hauses No. 26 der Marktstrasse der Fall ist, welches einen Fachwerkaufbau aus dem XVIII. Jahrhundert auf den Umfassungsmauern der Aegidienkapelle besitzt. Auch bei dem Bäckergildehause scheint der 1557 datierte Fachwerkbau um 56 Jahre jünger zu sein als der steinerne Unterbau, an welchem das steinerne Gildeschild mit der Jahreszahl 1501 sich befindet. Dagegen sind das Ober- und Erdgeschoss des Brusttuches wahrscheinlich gleichzeitig entworfen, da die Bauzeiten beider Theile, 1521 und 1526, nur fünf Jahre auseinanderliegen, und das reiche Schnitzwerk des Obergeschosses jedenfalls viel Zeit zur Herstellung erforderte.

Ebenso sind wahrscheinlich auch die Gebäude Glockengiesserstrasse 1, das Hintergebäude des Grossen Heiligen Kreuzes, sowie die Häuser Königstrasse 7 und Schwicheltstrasse 8 einheitlich errichtet, wogegen das sog. Kloster in der Jacobistrasse im Erdgeschoss älter zu sein scheint. Da bei diesen Gebäuden gemischter Bauart die Herstellungsweise und die Verzierung des Fachwerks von wesentlicher Bedeutung für die Altersbestimmung ist, so ist es erforderlich, schon an dieser Stelle, bevor noch die reinen Fachwerkgebäude behandelt werden, die Entwickelung des Fachwerkbaues in Goslar in kurzen Zügen darzulegen.

Entwickelung des Fachwerkbaues.

In dieser Hinsicht muss auf die kürzlich erschienene Schrift von Dr. Steinacker über die Holzbaukunst Goslars hingewiesen werden, in welcher die Ursachen ihrer Blüthe und ihres Verfalles an der Hand der noch vorhandenen Gebäude und unter Hinweis auf benachbarte Städte eingehend und klar erörtert sind. Das weiter unten nachfolgende Verzeichniss aller erhaltenen alterthümlichen Wohnhäuser Goslars, soweit sie ganz oder theilweise aus Fachwerk hergestellt sind, ist jedoch, wie auch die hier gegebene Darstellung, ganz unabhängig von der Steinacker'schen Arbeit.

Das älteste datierte Fachwerkhaus in Goslar ist das Küsterhaus der Frankenberger Kirche, unter dessen nördlichem Theile der Aufgang zur Kirche liegt (vergl. Fig. 213 und 331). Dieses unscheinbare, sehr einfache Gebäude ist laut Inschrift auf der Schwelle über dem Doppelbogen 1504 erbaut. Der südliche Theil, welcher die Wohnung enthält, ist vom Sockel bis zum Dach ohne Vorkragung, indem die Fachwerkstiele in ganzer Höhe des Gebäudes hindurchgehen. Die weit vortretenden Köpfe der Dachbalken werden von Streben oder Knaggen gestützt, welche an der geschweiften Vorderseite ganz glatt sind. Unter der Inschrift, welche nicht in Ziffern, sondern noch in der alten Form die Jahreszahl angiebt: „Anno milleno quingenteno quoque quarto", ist die Schwelle

mit trapezförmigem Einschnitt versehen, welcher, um für die Inschrift noch Raum zu lassen, sehr schmal ausgefallen ist. Auf der Hofseite ist diese Trapezverzierung (Fig. 332) grösser ausgeführt und an der Stelle der Inschrift mit einem schmalen, aus Rundstab und Kehle bestehenden Profil versehen. Zwischen den erwähnten Knaggen sind auf der Vorderseite und Hinterseite die Dachwinkel durch schräge Windbretter geschlossen. Es ist von grosser Wichtigkeit für die Zeitbestimmung der sehr zahlreichen Gebäude, welche eine ähnliche Verzierung der Schwelle haben, und von denen keines eine Jahreszahl zeigt, dass an diesem kleinen Gebäude das Vorkommen dieser Verzierung im Jahre 1504 festgelegt ist. Die Masse der Goslarischen Fachwerkhäuser gliedert sich in zwei scharf getrennte Hauptgruppen: solche in gothischer Bauart und solche in der Bauart der Renaissance. Dabei kommen jedoch ganz andere Formen in Frage, als man sonst im Sinne des Steinbaues mit diesen Namen zu verbinden pflegt. Der Kern der Holzbaukunst liegt in der Vorkragung der Geschosse, und die Art, in welcher diese Vorkragung gebildet ist, bestimmt den Stil und

Gothik.

damit die Zeit. Die gothische Bauart versieht die vortretenden Balkenköpfe, auf welchen das obere Geschoss ruht, in der Regel mit einem Birnstabprofil an der unteren Kante, an welches einige Einkerbungen angeschlossen werden; sie unterstützt diese Balkenköpfe mit Knaggen, deren Vorderseite nach innen ein wenig eingezogen, geschweift und mit waagerechten flachen Profilen und Einkerbungen versehen ist. In früher Zeit sind diese Gliederungen gruppiert und die glatten Flächen dazwischen entweder freigelassen oder auch mit einem eingeschnittenen Dreieck versehen. Die glänzendste Ausbildung dieser gothischen Knaggen oder Kopfbänder findet sich im Kaiserhause, wo in diesen Flächen reiche gothische Maasswerke und Wappen eingeschnitzt sind (vergl. die Abbildungen beim Kaiserhaus, S. 24 und 25). In der Frühzeit sind unter dem Ansatz der Knaggen auf der Fläche der breiteren Stiele vortretende Anfänger in gleicher Breite und ähnlicher Profilierung wie die Knaggen angearbeitet, später

Fig. 331.
Goslar, Küsterhaus am Frankenberg.

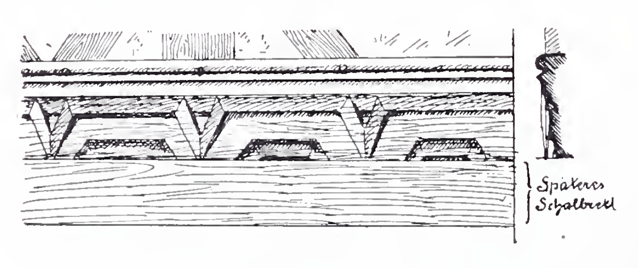


Fig. 332. Goslar, Küsterhaus am Frankenberg.

werden diese Anfänger aufgenagelt. Die gothische Bauart versah die Schwelle mit einer Verzierung in Form eines Trapezes, dessen untere Ecken auf den Balkenköpfen aufsitzen, und zog darüber längs der Oberkante der Schwelle ein durchlaufendes Profil, aus Rundstab und Kehle bestehend. Diese Verzierung ist konstruktiv gedacht, indem sie die am schärfsten beanspruchte Stelle der Schwelle, wo sie auf dem Balken lagert und darüber den Stiel trägt, besonders betont und bisweilen noch mit einem eigenen Schmuck versieht, wie Dreieck, Maasswerk u. A. Verwandt mit diesem Trapezschnitt ist das Treppenmotiv, welches die Ausarbeitung der Schwelle von dem Balken bis zur Mitte des Balkenfeldes nach der Höhe treppenförmig steigert, indem gleichzeitig auch die Tiefe der Ausarbeitung nach der Mitte zunimmt. Die in der Mitte verbleibende Fläche dient zur Anbringung freien Schmuckes. Stiele und Fussstreben, welche letztere die Unverschiebbarkeit der Fachwerkwand sichern, bleiben in gothischer Zeit glatt. In Höhe der Fenstersohlbank wird eine mit Rundstab und Kehle profilierte Latte in die Stiele eingelassen. Der Dachvorsprung wird in der Bildung der Knaggen, Balkenköpfe u. s. w. ebenso behandelt wie die Vorkragung des Stockwerkes, und die grossen Winkel zwischen der senkrechten Wand und der waagerechten Unterseite des vorgekragten Stockwerkes oder Dachbodens sind zum Schutz gegen Wind und Kälte mit schrägen Brettern geschlossen, die mitunter Flächenverzierungen erhalten. In dieser Bauart sind in Goslar noch etwa fünfzig Gebäude in reinem Fachwerk und sechs Gebäude in gemischter Bauart vorhanden.

Die Renaissance verringert die Ausladung des Oberstockes und des Daches, bildet die Knaggen kleiner und versieht sie mit reicherer, schuppenartiger Verzierung, aus deren Mitte ein tauförmig verzierter waagerechter Wulst sich absetzt, oder sie bildet dieselben als walzenförmiges Unterglied. Die schrägen Windbretter werden durch Füllhölzer ersetzt, vierkantige Riegelhölzer, welche in der Regel mit der durch einen reich verzierten Wulst gefüllten sog. Schiffskehle versehen werden. Die Balkenköpfe erhalten statt des scharf zugespitzten Birnstabes eine Abrundung der unteren Kante nebst seitlichen Abkantungen. Die Schwelle wird auf der Vorderfläche nur mit einem umrahmenden Profil umzogen; die Fläche innerhalb dieses Rahmenprofils bleibt entweder glatt oder wird mit einer Inschrift oder einem Bandmuster bedeckt. Als solche Muster sind beliebt das Kreuzband, aus aneinandergereihten übereckgestellten Quadraten bestehend, das Doppelbogenband, aus zwei Bogenreihen bestehend, welche übereinander sitzen und sich im Scheitel aussen berühren, und der Rankenstab, welcher in Goslar nur in sehr nüchterner und dürftiger Gestalt vorkommt. Am verbreitetsten ist in Goslar die Spruchschwelle mit Sprüchen, Liederversen, Namen der Eigenthümer und Jahreszahl. Die Buchstaben sind meist gothische Kleinbuchstaben, doch kommt auch Lapidarschrift vor. Im XVII. Jahrhundert werden die Kleinbuchstaben durch oft recht willkürlich angewendete, grosse und verschnörkelte Anfangsbuchstaben unterbrochen. Die wesentlichste Aenderung findet man in der Fensterbrüstung. Statt mit glatten Fussstreben wird die Unverschiebbarkeit des Fachwerkgefüges durch starke Bohlen, welche die ganze Brüstungsfläche zwischen den Stielen, der Schwelle und der Latte ausfüllen, Renaissance.

gesichert, und diese Bohlen werden mit Flachschnitzerei in ganzer Ausdehnung der Fläche oder mit dem sehr beliebten Fächermuster versehen. In letzterem Falle werden die oberen Ecken der Brüstung gern mit eingestochenen Kreisen verziert. Später treten an die Stelle der Fächer häufig ganze Kreise, die zu zweien, nebst kleineren Kreisen in den Zwickeln, mit Kerbschnitt in die Fläche eingeschnitten werden. Die früher glatt gelassenen Stiele erhalten unterhalb der Latte rechteckige Füllungen die mitunter mit Kerbschnittkreisen, später mit Buchstaben oder Jahreszahlen oder sonstigen Zierrathen versehen werden. Die oberen Enden werden in der Regel mit verzierten Kantenstreifen geschmückt, und die Eckstiele erhalten an den freien Ecken Rundstäbe in Form gedrehter Taue. Die Uebergangszeit der Gothik zur Renaissance behält die Fussstreben noch bei, füllt jedoch mit denselben die ganze Ecke aus und verziert dann das ganze aus Stiel und zwei Fussstreben unterhalb der Latte gebildete Trapez mit einem Fächermuster.

Barock. Die Barockzeit bringt die ihr eigenthümlichen Rankenbildungen, Blumen- und Fruchtschnitzereien auf den Brüstungsbohlen zur Geltung und lässt schliesslich das freie Schnitzwerk zu Gunsten nüchterner und immer flacher werdender Profilierung und Auskragung ganz verschwinden oder beschränkt dasselbe auf die Umrahmung der Thür und in seltenen Fällen der Fenster. Die geschilderte Entwickelung vollzieht sich in Goslar in einem Zeitraum von 200 bis 250 Jahren, indem die gothische Periode um 1500 blüht und um 1530 bis 1550 der Renaissance zu weichen beginnt, welche in Goslar, beeinträchtigt durch die Ungunst der wirthschaftlichen Verhältnisse, über 100 Jahre lang, etwa bis 1660, bleibt und allmählich verflacht, um endlich dem Barock Platz zu machen. Dieses findet in Folge bedeutender Brände reiche Gelegenheit, aber bei der Armuth der Stadt keine genügenden Mittel zur vollen Entfaltung.

Im Einzelnen eine Geschichte der Entwickelung der verschiedenartigen Formbildungen aus dem heute vorhandenen Schatze und Bestande an Gebäuden und Kunstformen aufzubauen, ist deshalb als verfehlt und zwecklos zu bezeichnen, weil in Folge der grossen Brände, welche die früher bedeutendsten und reichsten Stadtviertel und Strassenzüge betroffen haben, jedenfalls so viele der schönsten Häuser und damit wichtige Verbindungsglieder in der Kette der thatsächlichen Entwickelung verloren gegangen sind, dass nothwendiger Weise ein ganz falsches Bild aus einer derartigen Aufstellung entstehen muss. — Zum Beweise dessen möge man den gedrängten Reichthum an stattlichen und schönen alten Stein- und Fachwerkhäusern in der Gegend der Bergstrasse und Marktstrasse vergleichen mit den so verödeten Gegenden in der Mitte der Breiten Strasse und in den angrenzenden Querstrassen, und wiederum mit der dichten Reihe alter, aber kleiner Häuschen, wie sie die Glockengiesserstrasse, Peterstrasse und Kettenstrasse besitzen. Die nachfolgenden Beschreibungen beschränken sich im Wesentlichen auf die Bauten der Gothik und Renaissance und berücksichtigen die Bauten der Barockzeit nur in den Fällen, wo sie bemerkenswerth durch ihre Grösse, Anlage oder auffallende Einzelnheiten sind. Wie die Steinhäuser, so sind auch die Häuser gemischter Bauart und die reinen Fachwerkhäuser nach Strassen und diese in alphabetischer Reihenfolge geordnet.

Häuser gemischter Bauart.

Der lange Hinterflügel des Grossen Heiligen Kreuzes besteht aus einem niedrigen massiven Erdgeschoss mit kleinen viereckigen Steinfenstern sowie einer kleinen Thür mit schmiedeeisernem Klopfer (Fig. 333) und aus einem 22 Gefach langen ersten Stock in gothischer Bauart. Die Schwelle hat flaches Rahmenprofil, und der Dachvorsprung ist ebenso wie der mit geschweiftem Thürsturz versehene Lukendacherker mit starken, waagerecht profilierten Dachknaggen und schrägen Windbrettern ausgestattet. Hintergebäude des Grossen Heiligen Kreuzes.

Dem grossen Fachwerkhause der Bäckerstrasse 3 gegenüber liegt ein kleines, zweigeschossiges Häuschen von nur vier Gefach Breite im ersten Stock, welches ursprünglich mit drei Seiten frei stand und sich durch zierliche Renaissanceformen auszeichnet. Das Häuschen kann erst nach 1587 erbaut sein, da in diesem Jahre die Aegidienkapelle, an deren Umfassungsmauer es sich anlehnt, neu erbaut wurde. Die Schwelle des ersten Stockes, welcher auf dem massiven, mit einer kleinen Thür und einem kleinen vergitterten Fenster versehenen Erdgeschoss nur wenig vorkragt, trägt die in Goslar noch mehrmals wiederkehrende Inschrift: „Ich bin Jungk gewesen vnd Alt worden, vnd habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gen“. Die Füllhölzer zeigen insofern eine abweichende Bildung, als sie über der schmalen Schiffskehlenverzierung eine Zahnschnittreihe tragen. Die Fensterbrüstungen sind mit Füllungen in Flachschnitzerei verziert, und die Stielenden unter der Fensterlatte haben rechteckige Füllungen. Die oberen Enden der Eckstiele sind an den freien Kanten mit tauförmig verziertem Rundstab versehen, und der Dachvorsprung ist mit Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern ausgestattet. Die zwei Giebelseiten, welche dieselbe Behandlung zeigen, sind erst später durch Anbauten theilweise verdeckt worden. Bäckerstrasse gegenüber No. 3.

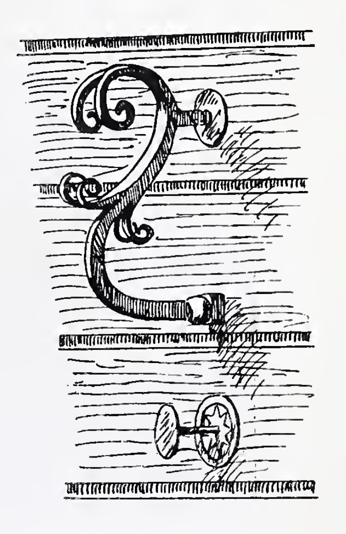


Fig. 333.
Goslar, Hintergebäude des Grossen Heiligen Kreuzes; Thürklopfer.

Die an der Bäckerstrasse liegende Hinterseite des Hauses Marktstrasse 26, welches in und auf den alten Mauerresten der Aegidienkapelle errichtet ist, trägt auf der die zwei unteren Geschosse bildenden, massiven Kapellenmauer noch zwei Stockwerke in Fachwerk nebst einem halben Dachgiebel von einfacher barocker Bauart. Die ursprüngliche kirchliche Bestimmung der zwei unteren Geschosse tritt nur noch in einer kleinen Vierpassöffnung zwischen den Fenstern des ersten Stockes zu Tage. Bäckerstrasse, Hinterseite Marktstr. 26.

Ueber dem massiven Erdgeschoss des dreigeschossigen Hauses Ecke Jacobi- und Bäringerstrasse treten das zweite und das dritte Geschoss je um eine Balkenstärke vor und sind glatt beschiefert. Das hohe Schieferdach ist Bäringerstrasse 4.

mit acht grossen Gauben besetzt. Der Giebel an der Jacobistrasse enthält im massiven Erdgeschoss einen rundbogigen Thorweg mit einer Nische im linken Gewände, überschneidender Profilierung und verzierten Anfängern. An der Hinterseite ist ein niedrigerer Fachwerkflügel angebaut. Ueber der kleinen Thür der Hofseite ist am Sturz die Jahreszahl: „Anno 1660“ geschnitzt. Das kräftige Fachwerk daselbst ist schlicht behandelt.



Fig. 334. Goslar, Glockengiesserstrasse 1.

Glocken-giesser-strasse 1.

Das zweigeschossige, 30 Gefach lange Gebäude hat über dem massiven Erdgeschoss den ersten Stock in Fachwerk und in den Fensterbrüstungen desselben Fächerschmuck (Fig. 334). Zwischen den Balkenköpfen, welche unter dem Dache auf Wulstkonsolen ruhen, sind über und unter dem ersten Stock verzierte Füllhölzer angebracht. Die Setzschwelle ist auf ihrer ganzen Länge mit einer Inschrift bedeckt, welche auch über den Vorsprung des über der Eingangsthür herausgebauten Erkers hinweggeht; sie lautet:

> Nisi dominus aedificaverit domum · invanum laboraverunt qui aedificant eam · Nisi dominus custodierit civitatem · frustra / vigilat / qui custodit eam · psalm : 126 : Anno Domini 1573 Abel Rurk / secretar · / Ne glorieris in crastinum, ignorans quid superventura pariat dies · proverbior · 27 · Soli deo gloria V . . . E.

An dem dazu gehörigen und in ganz gleicher Bauart errichteten Nebenhause fügt sich an die obige Inschrift die folgende:

> Godt der alle Dingk vermag behüte dis haus zu tag und Nacht · er wolt uns auch gleiten, weñ wir von hinnen scheiden. Wir sind hir elende Geste noch bowen wir hohe veste der besser wir theten mauren da wir ewig muchten dauren Dies zeitlich hat doch nur den schein · das gute hat lon das bose pein · drum last uns das zeitlich verachtē · und stets nach dem ewigen trachten · 1577 ·

Glocken-giesser-strasse 18.

Das dreigeschossige, fünf Gefach breite Gebäude ist zwar durch Uebertünchung und sorglose Behandlung vernachlässigt, lässt aber ziemlich unverändert die alte Form erkennen. Die Vorkragung des zweiten Stockes ist mit walzenförmigen Balkenköpfen, ebensolchen Konsolen und kräftig geschnitzten Füllhölzern ausgestattet. Die Schwelle trägt Kreuzbandmuster, die Fensterbrüstungen sind mit Fächerschmuck und die Stiele dazwischen mit rechteckigen Füllungen unter der profilierten Latte versehen. Der Dachvorsprung zeigt Wulstkonsolen und verzierte Füllhölzer. — No. 17 bildete früher mit No. 18 ein Gebäude, so dass der zweite Stock in gleicher Bauart beide Häuser abschliesst, darunter fehlen jedoch hier Konsolen und Füllhölzer in Folge der Erneuerung der zwei unteren Geschosse.

Hoheweg 16.

Das zweigeschossige, sieben Gefach breite Häuschen, ein sehr einfaches, aber charakteristisches Beispiel gemischter Bauart, ist leider im Jahre 1898 abgebrochen und bildete ehemals das Pforthaus für den dort befindlichen Hof des Ordens der Deutschritter. Die beigegebene Abbildung (Fig 335) ist nach den einzelnen Bruchstücken nach dem Abbruche zusammengestellt, weshalb auf die Darstellung der Fenster im ersten Stock verzichtet werden musste. Dagegen ist die unregelmässige Stellung der Fussstreben durch die in der Setzschwelle gemessenen Löcher für die Zapfen der Stiele und Streben als richtig erwiesen. Eigenthümlich ist die Verzierung der Setzschwelle mit kleinen Fächermustern und Kreisen in Kerbschnitt neben der kurzen Inschrift: „Soli deo gloria Anno domini 1574". Die gleiche Jahreszahl war auch in dem Schlussstein der rundbogigen Thorfahrt eingemeisselt. Beim Abbruche dieses Häuschens wurde in der nördlichen Grenzwand der aufrecht stehende Grabstein des Advokaten Giselbert gefunden, welcher jetzt in der Halle des Grossen Heiligen Kreuzes aufbewahrt wird (Fig. 203).

Hoheweg 19.

Ueber der massiven Nordseite des Erdgeschosses, welches an der oberen rechten Ecke einen Stein mit Wappen und der Jahreszahl 1553 enthält, sind zwei Stockwerke in Fachwerk von vier Gefach Breite errichtet. Der nicht bedeutende Vorsprung des ersten Stockes wird von Walzenkonsolen unter runden Balkenköpfen getragen, welche durch Füllhölzer mit glatter Schiffskehle verbunden sind. Die Schwelle hat glattes Rahmenprofil, die Brüstungen sind mit ineinandergreifenden Fächermustern verziert und mit profilierter Latte versehen. Der zweite Stock ruht auf kleinen, noch gothisch profilierten Knaggen und ist sonst wie der erste Stock behandelt. Der Dachvorsprung gleicht in der Behandlung der Gliederungen dem Vorsprung des zweiten Stockes. Die

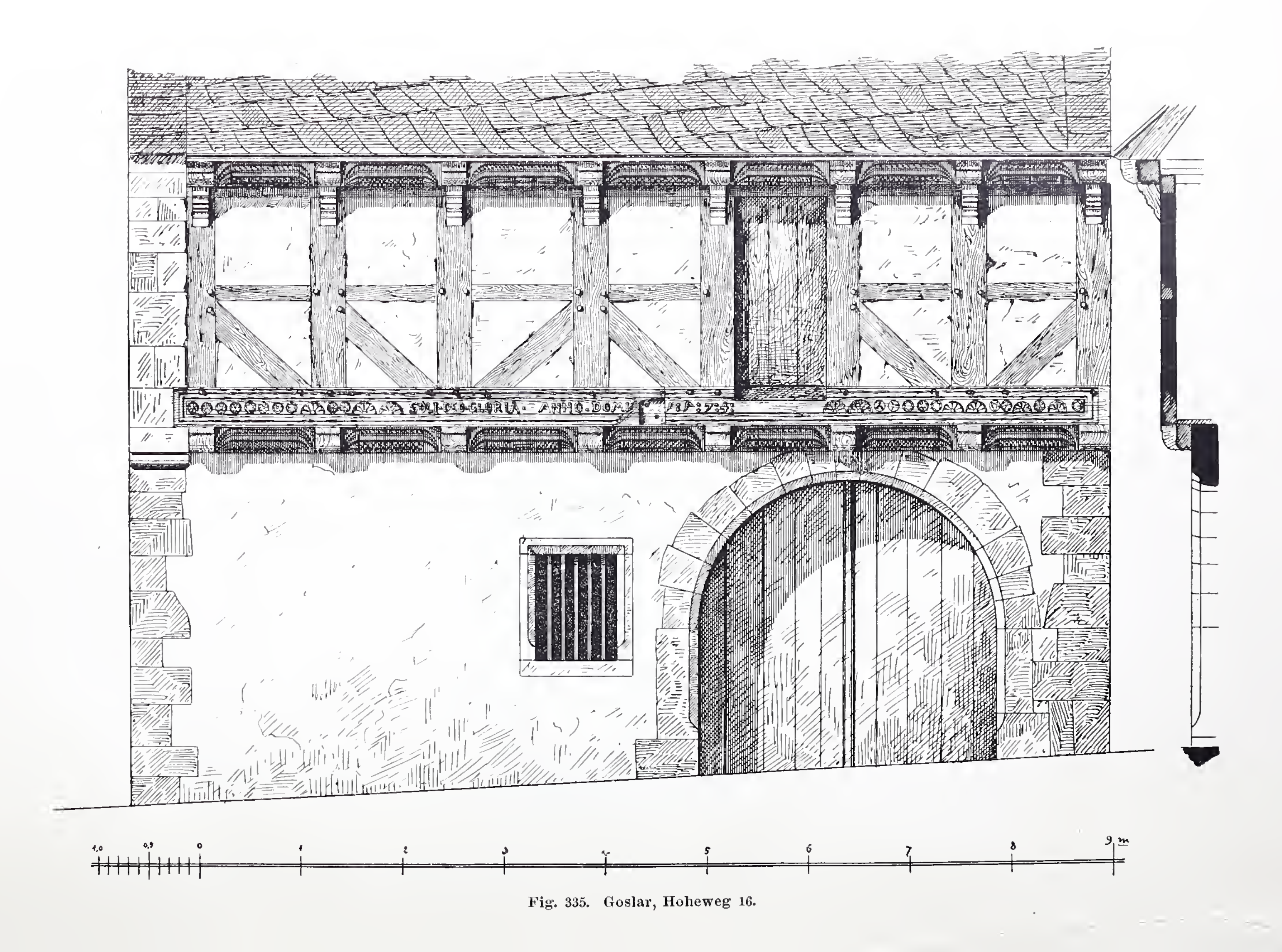


Fig. 335. Goslar, Hoheweg 16.

ganze Westseite des Gebäudes ist beschiefert, so dass nur noch die Balkenköpfe und Knaggen sichtbar sind.

Jacobistrasse, sog. Kloster.

Das zweigeschossige, aus acht Gefachen bestehende Gebäude ist eins der einfachsten Beispiele gemischter Bauart aus älterer Zeit (Fig. 305). Die Fenster des Erdgeschosses sind nur durch Holzläden mit kleinem Lichtausschnitt verschlossen; das Fenster links hat eine sandsteinerne Einfassung, welche mit Schräge, Platte und Hohlkehlen profiliert ist; die Wappenschilde sind leer. Die unprofilierten Balkenköpfe des ersten Stockes treten nur wenig vor und tragen eine mit hohen und steilen Trapezschnitten versehene Setzschwelle. Die hohe Fensterbrüstung enthält unter der schmalen Latte steile, schlichte Fussstreben, und die weit vortretenden, mit Birnstabprofil versehenen Köpfe der Dachbalken werden von straff gezeichneten und sehr schwach profilierten Knaggen unterstützt.

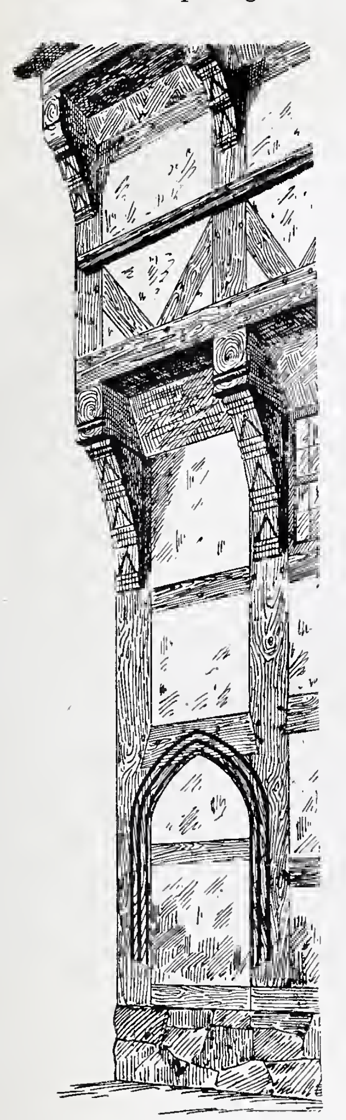


Fig. 336. Goslar, Königstrasse 1.

König-strasse 1.

In dem Erdgeschoss sitzt rechts ein rechteckiges, mit spätgothisch profilierten Gewänden eingefasstes breites Fenster, welches auf dem Sturz ein Wappenschild und die Buchstaben C und S (Cord Schwicheldt) zeigt. Die in dem Fachwerk daneben befindliche, spitzbogig umrahmte Thür ist vermauert (Fig. 336).

Das aus sieben Gefachen bestehende Obergeschoss trägt alle Merkmale der ältesten gothischen Periode des Fachwerkbaues in Goslar: steile, mit waagerechten Profilen und eingeschnittenen Dreiecken verzierte Knaggen stützen die weit vortretenden, gothisch profilierten Balkenköpfe, zwischen denen schräge Windbretter eingesetzt sind. Stiele und Fussstreben sind glatt, die Fensterlatte ist kräftig profiliert, die Ausbildung des Dachvorsprunges ist derjenigen unter dem ersten Stock gleichartig.

König-strasse 7.

Auf dem massiven Erdgeschoss ist das Obergeschoss mit mässiger Ueberkragung als Fachwerkbau mit neun Gefachen errichtet. Die Setzschwelle enthält in schönen Lapidarbuchstaben die zweizeilige Inschrift:

Wo · Got · zum · Haus · nicht · giebt · sein · Gunst · so · erbeit · jederman · umb · sonst · Wo · Got · die · stadt · nicht · selbst · bewacht · so · ist · umb · sonst · der · Wechter · macht · // Soli · deo · gloria · Gots · Segen · macht · reich · Jedermennigleich · Brandt · und · Bartoldt . Gebruder · von · Schweicheldt · Anno · dni · 1566 ·

Die Brüstungsfüllungen unter der profilierten Fensterlatte sind mit Fächerschmuck verziert, und Wulstkonsolen tragen die Köpfe der Dachbalken, zwischen denen kräftig geschnitzte Füllhölzer angebracht sind.

Kornstrasse 8, Freimaurer-Loge.

Das stattliche Gebäude besitzt ein sehr reich gestaltetes Thor. Der rundbogige breite Eingang in gequaderter Vorlage wird von zwei schlanken Säulen mit jonischen Kapitälen eingefasst, die ein kräftig profiliertes Gesims, zwei seitlich stehende Urnen und bewegt gestaltete Bekrönung mit zwei Wappen tragen. Die Thorflügel mit kleiner Pforte darin sind reich geschnitzt und mit gut modelliertem Messingklopfer versehen (Fig. 337). Die sieben Fenster sind zu zweien gekuppelt, mit profilierter Einfassung und mit schwülstiger Barockbekrönung versehen. Der Vorsprung des ersten Stockes ruht auf kleinen Steinkonsolen in Barockform mit zwischengelegten Füllhölzern.

Die Hofseite des Gebäudes ist insofern von besonderer Wichtigkeit, als über dem grossen spitzbogigen Thorweg mit reich profilierter spätgothischer Einfassung die Jahreszahl 1501 angebracht ist. Da dieser Thorweg und ebenso die drei rechteckigen Fenster des Erdgeschosses genau dieselbe Bildung mit überschnittenen Profilen und verzierten Anfängern zeigen wie die Mehrzahl der oben beschriebenen Steinhäuser, so haben wir in dieser Zahl die früheste Zeitangabe solcher Steinmetzarbeit in Goslar. Der Thorweg ist bei dem im XVII. Jahrhundert erfolgten Umbau mit einer mageren Einfassung aus schmalen Wandpfeilern und Architravgesims versehen worden.

Im Flur sind fünf mehr oder weniger reich ausgestattete barocke Thüreinfassungen bemerkenswerth.

Kornstrasse 9.

Der stattliche, zweigeschossige Bau hat auf massivem Untergeschoss ein 18½ Gefach breites, weit ausladendes Obergeschoss. Gothisch profilierte Knaggen unter Balken mit Birnstabprofil schliessen schräge Windbretter ein. Die Schwelle hat Trapezschnitt und oberes Profil, die Fensterbrüstungen glatte Fussstreben und eine profilierte Latte. Der Dachvorsprung zeigt die gleiche Behandlung wie die Auskragung des ersten Stockes. Als Zwischengeschoss ist später ein Erker auf Wulstkonsolen und runden Balkenköpfen mit zwischengesetzten, verzierten Füllhölzern vorgekragt. Die Schwelle trägt innerhalb des Rahmenprofils die Inschrift: „Gott der Schöpfer ist aller Gaben voll Gibt Jederm davon was er haben soll · Andreas Theurkauff · Anna Hillen“. Die unteren Stielenden unter der profilierten Latte sind mit Füllungen versehen, von denen vier die Ziffern der Jahreszahl 1646 tragen. Die Brüstungsfüllungen zeigen Flachschnitzerei, die oberen Enden der Stiele verzierte Kantenstreifen und die Eckstiele Rundstäbe in Form gedrehter Taue. Zwischen den alten Balkenköpfen über dem Erker sind sehr kräftig geschnitzte Füllhölzer eingelegt.

Rathsapotheke, rechter Theil, am Markt 2.

Dass stattliche, zweigeschossige Gebäude, welches über dem hohen, massiven Unterbau ein neun Gefach breites Fachwerkgeschoss besitzt, ist ein gutes Beispiel für die ältere gothische Bauart der Goslarischen Fachwerkhäuser. Die über dem Unterbau weit vorgezogenen Balkenköpfe haben Birnstabprofil. Schräge Windbretter füllen den Raum zwischen der massiven Wand und der mit doppeltem Trapezschnitt und oberem Kantenprofil versehenen Setzschwelle aus; Konsolen fehlen. Die Fussstreben und Stiele sind glatt, die Fensterlatte

ist mit Kehle und Rundstab profiliert. Die weit vortretenden Köpfe der Dachbalken werden von langen, geschweiften Kopfbändern gestützt, welche auf der Vorderseite waagerecht profiliert sind und auf ähnlich gehaltenen, an den breiteren Stielen angearbeiteten Anfängern aufsitzen. Die Köpfe der Dachbalken haben Birnstabprofil und sind durch schräge Windbretter verbunden. Im Innern des Hauses findet sich im oberen Geschosse noch alte Rankenbemalung auf Thüren und Wandflächen.



Fig. 337. Goslar, Loge.

Das dreigeschossige, neun Gefach breite Gebäude besitzt über den zwei unteren, in einer Flucht liegenden Geschossen ein Obergeschoss mit reicher Barockschnitzerei auf den Fensterbrüstungen. Der Vorsprung desselben ist durch ein derb profiliertes, längs der ganzen Front durchlaufendes Gesims gebildet, und der Dachüberstand mit einem glatten, schrägen Windbrett verkleidet. Markt-strasse 15.

Der nach der Marstallstrasse belegene Seitenflügel hat über dem massiven Untergeschoss ein vierzehn Gefach breites Obergeschoss von gothischer Bauart. Das Profil der Fensterlatte ist an den mit vortretenden Holznägeln versehenen Kreuzungspunkten auf den Stielen unterbrochen.

Münz-strasse 11.

Das lange, zweigeschossige Gebäude besitzt über einem massiven, in der südlichen abgeschrägten Ecke mit einem Thorweg versehenen Erdgeschosse ein Fachwerkgeschoss von 22 Gefachen. Schnitzarbeit findet sich nur an einigen Füllhölzern zwischen den Balkenköpfen. Dagegen besitzt die Hinterseite des Gebäudes, welche sich dem höchst malerisch aussehenden Hofraume zuwendet, einen reichen Schmuck in zehn gut geschnitzten Fensterbrüstungsfüllungen, welche neben fratzenhaften Gebilden Wappenschmuck und figürliche Darstellungen zeigen. Unter letzteren bemerkt man Seeungeheuer und zwei Meerweiber mit Kronen (Fig. 338). Die Wappenschilde, welche das Bild einer Sonne und ein springendes Pferd aufweisen, werden von je einem Löwen gehalten und sind von den Buchstaben H. S. und J. D. sowie der Jahreszahl 1670 begleitet. Die Zwischenräume zwischen den Balkenköpfen sind durch verzierte Füllhölzer geschlossen.

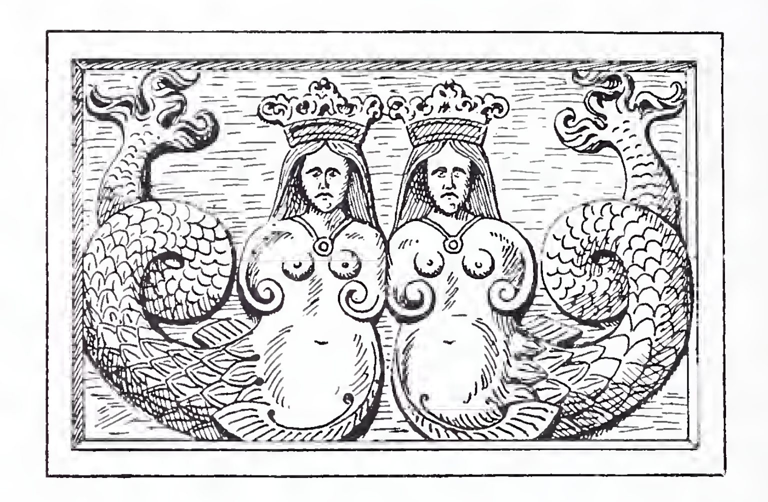


Fig. 338. Goslar, Münzstrasse 11

Die gegenüberliegende Hofseite wird durch ein zweigeschossiges, dreitheiliges Gebäude gebildet, welches im Dache drei grosse, mit Giebeln abgeschlossene Erker trägt. Das Erdgeschoss des Mittelbaues ist aus verschiedenartigen, anscheinend nicht dafür gearbeiteten Bruchstücken eines massiven gothischen Gebäudes errichtet. Das Holzwerk der Seitenbauten ist im Stiele des XVII. Jahrhunderts mit Wulstkonsolen und Schiffskehlabfasungen ausgestattet und trägt auf den vier Stielen des südlichen Anbaues im ersten Stock die vier Ziffern der Jahreszahl 1680. Das nördliche, grösstentheils zweigeschossige Seitengebäude besitzt im ersten Stock Wulstkonsolen, verzierte Füllhölzer und glatte Fussstreben.

Schwicheldt-strasse 8, Alumnat des Klosters Loccum.

Das umfangreiche Gebäude, welches bis 1886 als Gymnasialgebäude diente, ist ein altes Patriziergebäude, ein „Hof“, und besteht aus einem dreigeschossigen Hauptgebäude von vierzehn Gefach Breite, einem südlichen älteren Flügelbau, welcher den Giebel der Strasse zuwendet und mit dem östlichen

Ende noch weit in den Hinterhof hineinreicht, und aus einem neuen Hofflügel. Die Strassenseite des Hauptgebäudes ist im ersten und zweiten Stock vollständig beschiefert, so dass nur die abgerundeten Balkenköpfe, kräftig geschnitzte Füllhölzer und die im ersten Stock walzenförmigen, im zweiten Stock

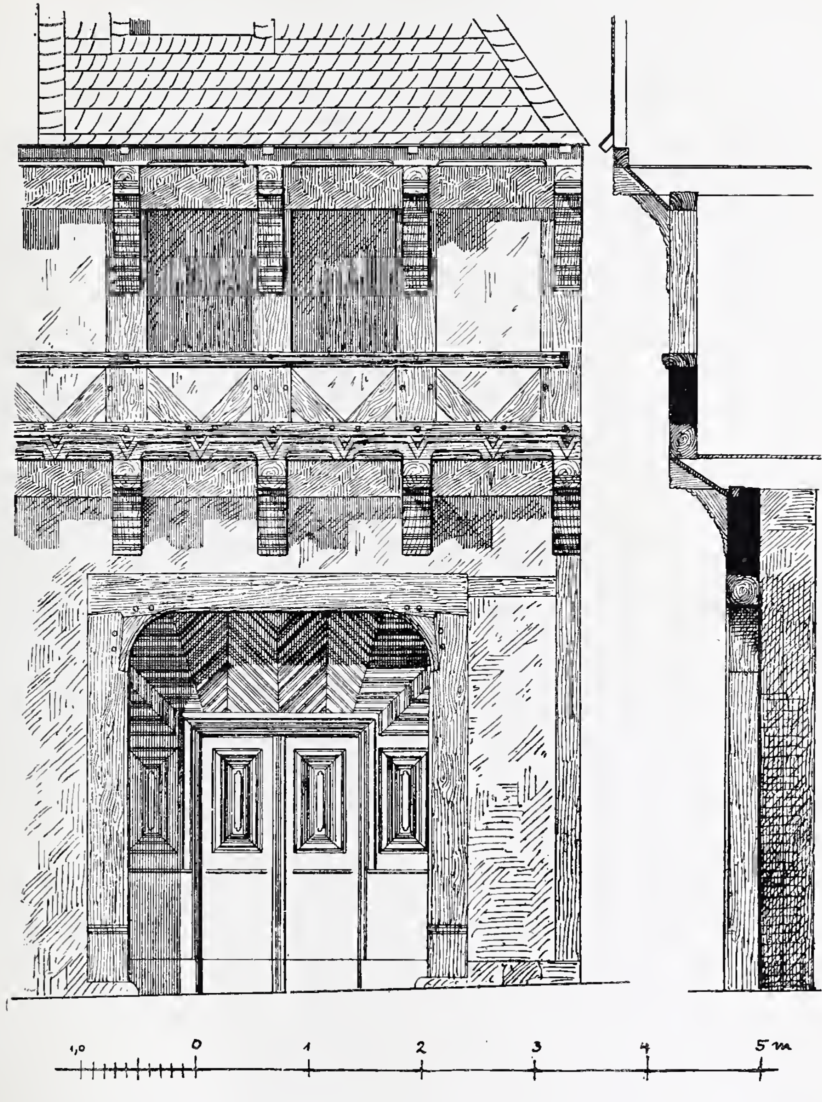


Fig. 339. Goslar, Wortstrasse 9.

und Dachvorsprung mit mittlerem Wulst verzierten Konsolen den Renaissancecharakter der Bauart erkennen lassen. — Ueber der spitzbogigen, mit Karniesprofil umzogenen Thür im massiven Erdgeschoss ist zwischen zwei reich verzierten, kleinen, bronzenen Wappentafeln eine viereckige Tafel aus dem gleichen Material

angebracht mit der Inschrift in erhabenen Lapidarbuchstaben: „Soli · deo · gloria · Gotts · Segen · macht · reich · jedermenniglich · Bescher · vns · Her · ein · seliges · Ende · Vnser · Seel · ihn · deine · Hende · wir · befehlen · 1577“. Die Tafeln tragen die Unterschriften „Brandt · von · Sweicheldt · Ludwiges · seliger · sone“ und „Mette · von · Rossing · sin . eliche · husfruwe“.

Die linke Ecke der Strassenfront wird bis zur Oberkante des ersten Stockes von einem sehr starken Steingiebel gebildet. Ueber der Thür auf der Hofseite sind zwei kleine Wappensteine mit dem Schwicheldt'schen und Behr'schen Wappen angebracht, welche von den Namen Ludewich v. Schwiecheldt, Margareth Behr und der Jahreszahl 1646 begleitet sind. Das hier auf der Hofseite unverhüllte Holzwerk des ersten und zweiten Stockes trägt auf den Fensterbrüstungen den üblichen Fächerschmuck der Renaissancezeit, hat abgerundete Balkenköpfe, verzierte Füllhölzer, Fensterlatten und Füllungen auf den unteren Enden der Stiele. Die Setzschwellen tragen lange Inschriftsprüche, welche theilweise durch den Hofanbau verdeckt sind und, soweit sie lesbar sind, lauten: im ersten Stock: „....in hausse nicht giebt sein gunst · wachet Jedermann Umb Sunst · Wo Gott die stadt nicht selbest bewacht so ist umb sunst der wechter macht · Vergebens das Jhr frue auff sthedt dartzu mit hunger schlaffen geht und esset euer brodt mit Vngemach · Den wehms Gott gundt · gibt ehrs in der nacht · Verbum domini manet in aeternum“.

Wortstrasse 9.

Das zweigeschossige, dreizehn Gefach breite Gebäude hat ein Obergeschoss in Fachwerk und an der rechten Seite einen hohen beschieferten Giebel (Fig. 339). Die vor die Front des Erdgeschosses weit vortretenden, gothisch profilierten Balkenköpfe werden von geschweiften, waagerecht gegliederten Knaggen getragen, welche an dem Bruchsteinmauerwerk des Erdgeschosses sitzen. Den Winkel zwischen der Mauerlatte und der Unterkante der mit je zwei Trapezschnitten verzierten Setzschwelle füllen glatte Windbretter aus. Kräftige Fussstreben stützen die noch stärkeren Stiele, welche unter dem weit vortretenden Dachsaume auf angearbeiteten Anfängern schön geschweifte Knaggen tragen, deren waagerechte Gliederungen oberhalb in das Profil der ebenso breiten Dachbalken übergehen.

Wurstewinkel 10.

Das stattliche Gebäude trägt auf dem zweigeschossigen, massiven Unterbau ein sieben Gefach breites Obergeschoss, welches in den auf der Vorderseite profilierten, starken, geschweiften Knaggen, den Schrägbrettern unter dem Vorsprunge und der Dachausladung die gothische Bauart erkennen lässt.

Brusttuch.

Das unter dem Namen „Brusttuch“ bekannte Patrizierhaus am westlichen Ende des alten Marktes nimmt wegen des in Goslar einzig dastehenden, reichen, figürlichen Schnitzwerks der Ostseite eine ganz besondere Stellung ein (Figur 340—343). Die Konstruktion des Fachwerks zeigt namentlich auf der schlicht behandelten, dem „Stoben“ zugekehrten Westseite noch vollständig den Charakter der gothischen Bauart. Hier ist auf einem breiten Riegel auch der Name des Erbauers Magister Johannes Thiling und die Jahreszahl „Anno 1526“ erhalten (Fig. 342). Das Fensterriegelholz hat keine vortretende Latte, sondern ist in der Fläche mit eingearbeitetem Profil versehen, welches auf den Endstielen

nach unten verkröpft ist. Die Schwelle ist über den Balkenköpfen mit spitzbogigen Dreipässen und im Uebrigen mit dem Trapezschnitt verziert. Das massive, hohe Untergeschoss enthält drei hohe, rechteckige Fenster mit beschränkter Profilierung und einem Rankenstab als Bekrönung. In dem niedrigeren Anbau an der rechten Seite ist ein kleines gekuppeltes Fenster mit romanischer Theilungssäule und zwei Kleeblattbögen sichtbar.



Fig. 340. Brusttuch in Goslar; Grundriss.

Auf dem nördlichen Eckstiel des Obergeschosses der Westseite ist eine nackte weibliche Figur mit einem Apfel in der rechten Hand geschnitzt. Sie bildet den auf die schlichte Westfront herüberreichenden Anfang des üppigen Zierwerks, welches alle Holzflächen des nördlichen Giebels sammt dem Erker und der östlichen Langseite bedeckt. Diese östliche Hauptseite ist vermuthlich wegen

der Enge der früher dort befindlichen Strasse, abgesehen von der Dachvorkragung, ohne jeden Vorsprung erbaut und besitzt im Erdgeschoss in der nördlichen Hälfte zwei hohe rechteckige, im oberen Theile mit Eselsrücken und



Fig. 341. Brusttuch in Goslar.

Fialen gezierte Fenster. Die südliche Hälfte ist mit vier kleineren Fenstern in zwei Geschossen versehen, von welchen die oberen die gleiche Behandlung wie die grossen Fenster zeigen (Fig. 343), die unteren einen Doppelbogenfries im Sturze tragen.



Fig. 342. Brusttuch in Goslar; Westseite.

Die figürlichen Schnitzarbeiten auf dem Holzwerk des dreizehn Gefache breiten Obergeschosses gliedern sich in vierzehn geschlossene Gruppenbilder. Diese sitzen auf den trapezförmigen Flächen, welche durch die Verbindung der



Fig. 343. Brusttuch in Goslar; Theil der Ostseite.

Schwelle mit den Stielen und Fussstreben gebildet sind. Dazu kommen die bildlichen Zierrathe der Fensterriegel, die Bildwerke auf den Stielen und die kleinen Figürchen der Dachknaggen (Fig. 343). Der Inhalt ist ein so phantastischer und aus Fabelwesen, mythologischen und biblischen Darstellungen, Thieren und

Menschen in wunderlichen Verrichtungen gemischter, dass darauf verzichtet werden muss, eine Deutung dieses Bildwerks zu versuchen. Die lateinische Inschrift auf der Dachschwelle: „Domus · tuta · esse · debet · et · refugium“ mit der Angabe „ad · se · con · clau“ (ad senatus consultum claudianum) lässt auf ein wenig Gelehrteneitelkeit des Erbauers schliessen, der seinen Namen denn auch mit griechischen Buchstaben: „ΜΑΓΙΣΕΡ ΘΗΑΑΙΓΚ 1526“ an der Ostseite des Erkers hat anbringen lassen.

Während die Fenster im Oberstock der Ostseite einfach rechteckig sind, zeichnen sich die Gefache und Fenster des Nordgiebels nebst dem Erker durch dreitheilige Vorhangbögen aus, deren Zwickelflächen auch reiche Schnitzerei ziert. Der übrige Bildschmuck dieser Seite entspricht im Charakter demjenigen der Ostfront, doch fehlen die Fussstreben, so dass die Gruppenbilder sich auf die hohen Flächen der Schwelle zwischen den Stielen beschränken. Der massive Unterbau der Nordseite enthält zunächst der Ostecke ein hohes, rechteckiges Fenster, welches denjenigen der Ostseite gleichartig ist, und rechts daneben einen alten, spitzbogigen, die Jahreszahl 1521 im Scheitel tragenden Thoreingang. Letzterer wurde bei der Wiederherstellung in den Jahren 1870/71 vermauert und mit einer kleinen Thür versehen, welche eine zu den Fenstern passende, spätgothische Kamineinfassung als Rahmen erhalten hat.

Das Innere des Gebäudes, dessen hohes, mit Spitzgauben belebtes, windschiefes Schieferdach im Nordgiebel die Inschrift „Restauriert G. Völcker 1870“ trägt, ist vollständig geändert. Zwar besitzt die alte, jetzt als Wirthsstube dienende Dehle noch die frühere Höhe, doch ist sie dem neuen Zwecke entsprechend mit eingebauten niedrigen Schranken, Wandgemälden von Prof. Schaper und mit einer neu verschalten Balkendecke versehen. In einigen Räumen des Erdgeschosses und des ersten Stockwerkes finden sich noch bei der Wiederherstellung des Gebäudes eingesetzte, werthvolle, gemalte Scheiben mit Wappen und Heiligenbildern.

Das in Fig. 342 im Schnitt rechts angedeutete Hintergebäude ist ebenso wie eine Reihe daran anschliessender Gebäude am Stoben von gothischer Bauart und besteht aus einem vorgekragten Obergeschoss auf einem massiven, mit spitzbogiger Thorfahrt versehenen Unterbau.

Die Angabe an der Hinterseite des obengenannten Hauses Kornstrasse No. 8, Loge, durch die Jahreszahl 1501 wirft ein Licht auf die Zeitbestimmung der gleichartigen Steinhäuser, von denen nur eins, Schreiberstrasse No. 10, bezeichnet ist, und zwar mit der Jahreszahl 1518. Wir werden uns deshalb um das Jahr 1500 eine reiche Blüthe der Spätgothik in Goslar vorzustellen haben, von welcher uns ausser den beschriebenen Privathäusern auch schon vorher die Wort, das Südportal der Jacobskirche und die innere Ausstattung des Huldigungszimmers Zeugnisse lieferten. In den Anfang dieser Blüthezeit werden auch Theile der Südfront und Ostseite des Rathhauses noch zu rechnen sein.

Während die Steintechnik in dieser Zeit reiche Bildungen zeitigte, scheint der reine Fachwerkbau gleichzeitig, wie die im Folgenden beschriebene

Gruppe der gothischen Fachwerkgebäude erkennen lässt, eine sehr strenge, aber wegen der klaren Vergeistigung der Konstruktion künstlerisch hochstehende Behandlung erfahren zu haben. Wenngleich auch in diesen Gebäuden nur eins und zwar ein sehr untergeordnetes, das Küsterhaus vom Frankenberge, eine Zeitangabe, 1504, trägt, so gruppiert sich doch um dieses wegen der Gleichartigkeit der Schwellenform eine grosse Anzahl geringerer und bedeutenderer Häuser, welche durch ihre strenge und wuchtige Erscheinung der Bedeutung Goslars zur Zeit ihrer Erbauung in vollstem Maasse gerecht werden. Sie haben der Stadt das besondere alterthümliche und ernste Gepräge verliehen, welches man in anderen Städten in diesem Maasse nicht wiederfindet, und welches auf den Strom der Fremden wohl ebenso anziehend wirkt wie die sonstigen „Sehenswürdigkeiten“ der Stadt.

Die nun folgenden reinen Fachwerkbauten sind in fünf Gruppen entsprechend dem Stil oder der Zeitfolge zerlegt, um die gleichartigen Bauten besser in Vergleich zu setzen. Im Einzelnen sind die Gruppen, wie die oben behandelten Gebäude, nach alphabetisch geordneten Strassen aufgeführt.

Gothik.

Fachwerkhäuser.

Abzuchtstrasse 8. Dreigeschossig, vier Gefach breit, im zweiten Stockwerk gothische Knaggen und Schrägbretter, Schwelle mit Trapezschnitt, Balken mit Birnstabprofil, Dachvorsprung wie die Vorkragung des zweiten Stockwerkes.

Abzuchtstr. 9. Dreigeschossig, sechs Gefach breit, entspricht ganz dem Nachbarhaus No. 8.

Am Beek 12. Dreigeschossig, fünf Gefach breit. Ueber den erneuerten zwei unteren Geschossen ein auf verschalten Balkenköpfen nur wenig vorkragendes zweites Stockwerk, Setzschwelle mit Trapezschnitt, profilierte Latte und Dachknaggen mit waagerechten Profilen nebst Schrägbrettern unter dem Dachvorsprung.

Bäringerstrasse 6. Ecke der Schilderstrasse, dreigeschossig, zwölf Gefach breit, erstes und zweites Geschoss neu. In der rechten Hälfte ist zwischen dem ersten und zweiten Geschoss eine alte Schwelle wieder verwendet mit der Inschrift:

> Ecbert Nicol. Wer Gott vertrawt hat wol gebawt im Himmel vn uff Erden: wer sich verlest uf Jesum Christ dem mus der Himmel werden.

Im zweiten Stock lange profilierte Knaggen zwischen glatten Windbrettern.

Bäringerstrasse 28. Dreigeschossig, sechs Gefach breit. Erstes und zweites Geschoss erneuert. Mit Birnstab profilierte Balkenköpfe unter dem zweiten Stock, Setzschwelle mit niedrigem, flach profiliertem Trapezschnitt. Ueber der schmalen, profilierten Fensterlatte lang heruntergezogene, auf Anfängern ruhende Knaggen, unter weit vorstehenden Dachbalken mit Birnstabprofil und glatten Windbrettern.

Auf der Hofseite, welche grösstentheils beziegelt ist, sind die sichtbaren Gefache mit gemusterter Backsteinausmauerung versehen. Ein Kellerfenster daselbst, aus einem Stein gearbeitet, zeigt zwei Rundbogenöffnungen, zwischen denen der Mittelpfosten fehlt.

Das kleine zweigeschossige Häuschen von sechs Gefach Breite ist im Erdgeschoss erneuert und besitzt darüber ein weit vorkragendes erstes Stockwerk, dessen mit Birnstab profilierte Balkenköpfe von Kragstreben mit Dreieckschnitten zwischen den waagerechten Gliedern der Vorderseite gestützt werden. Auch die Schwelle hat über den Balkenköpfen Dreiecke zwischen den Trapezschnitten in den Balkenfeldern. Die Fensterlatte zeigt an der Unterkante wulstförmige Unterbrechungen der Abfasung in gleichmässigen Abständen. Der Dachvorsprung wird nicht von Konsolen getragen. Die kleine Eingangsthür im Erdgeschoss enthält Regencemotive. Beekstrasse 14.

Dreigeschossig, fünf Gefach breit. Zweiter Stock auf schlichten Kraghölzern zwischen glatten Windbrettern, mit Fensterlatte und langen waagerecht profilierten und mit Dreieckeinschnitten versehenen Knaggen. Bergstrasse 1.

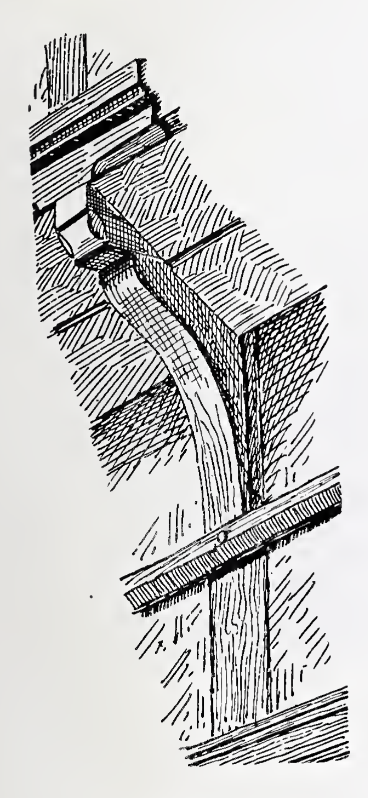


Fig. 344.
Goslar, Bergstrasse 45; Knagge.

Im Hof des grossen Steinhauses (vergl. S. 346), welches nach der Ueberlieferung früher als Arsenal gedient haben soll, befindet sich linker Hand ein zweigeschossiges, acht Gefach breites Fachwerkgebäude gothischer Bauart. Der erste Stock ist auf gothischen Knaggen weit vorgekragt und hat eine mit doppeltem Trapezschnitt versehene Schwelle, die Brüstungen haben glatte Fussstreben und Profillatte. Der Dachvorsprung ist ebenso wie die Ausladung des ersten Stockes behandelt und mit schrägen Windbrettern versehen. Bergstrasse 6, Hofgebäude.

Das gegenüber auf der Ostseite des Hofes belegene Hintergebäude ist auch älteren Ursprunges, als es den Anschein hat, da an einer Stelle noch ein Theil des Fächerschmuckes auf einem von Fussstreben eingefassten Stiel bemerkbar ist.

Ein eigenthümliches Gebäude ist das Haus Bergstrasse 45. Dasselbe ist dreigeschossig und hat fünf Gefache in der Breite; es macht in der Schlichtheit seiner Formen einen sehr alterthümlichen Eindruck und besitzt Einzelformen, die sonst nirgends in Goslar zum zweiten Male zu finden sind. Die beiden in einer Flucht liegenden unteren Geschosse sind durch eine oben und unten mit Profil versehene Schwelle getrennt, und das erste Stockwerk besitzt eine einfache, unten abgeschrägte Fensterlatte, auf welcher unmittelbar die ganz abweichend geformten Knaggen (Fig. 344) zur Unterstützung der weit ausladenden Balken des zweiten Stockes aufsitzen. Ein breites, schräges Windbrett schliesst diese weite Auskragung des zweiten Stockes, welche von einer mit kleiner Kehle in den Balkenfeldern abgekanteten und mit oberem Profil versehenen Schwelle gesäumt wird. Fussstreben fehlen ganz. Bergstrasse 45.

Berg-
strasse 47.

Das zweigeschossige Gebäude von sechs Gefach Breite besitzt ein ganz erneuertes Erdgeschoss und ist im ersten Stock durch einen unsinnigen Anstrich, welcher den Fachwerkhölzern andere Stärken zutheilt, so verdorben, dass man nur bei genauerer Betrachtung den Trapezschnitt der hohen Schwelle, die sehr starken Fussstreben und die Spuren der hochliegenden Fensterlatte erkennt. Diese Merkmale, wie auch die steilen Dachknaggen und die schrägen Windbretter bezeugen das hohe Alter des neuzeitlich erscheinenden Gebäudes.

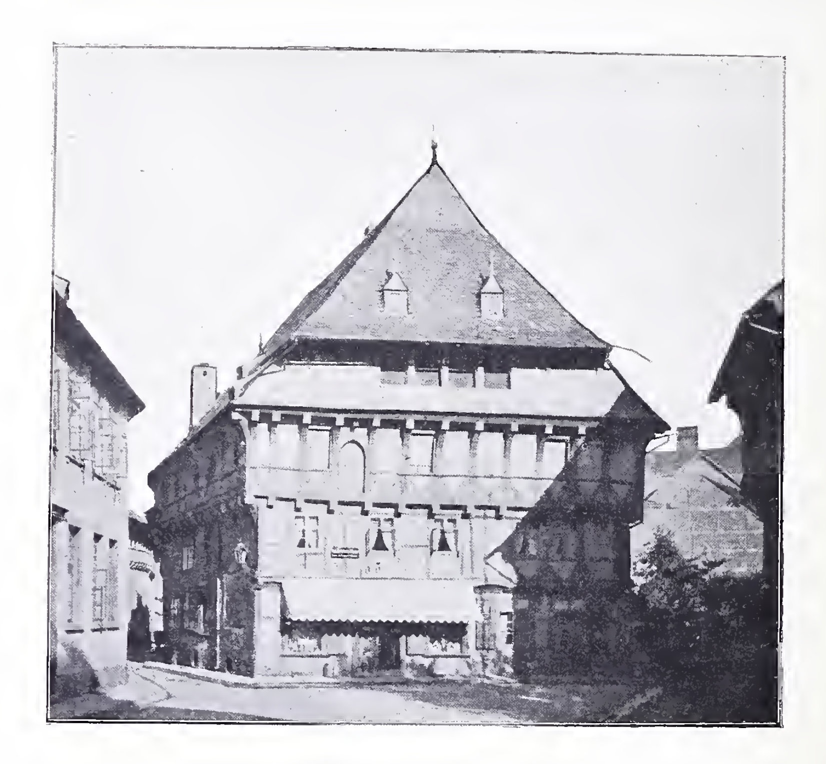


Fig. 345. Goslar, Bergstrasse 60.

Berg-
strasse 60.

Das stattliche Giebelhaus (Fig. 345) ist wahrscheinlich ursprünglich mit einem zweigeschossigen, massiven Unterbau versehen gewesen, von welchem jetzt nur noch die nördliche Wand nach der Bergstrasse mit geringen Resten hoher gothischer Fenster erhalten ist. Im XVIII. Jahrhundert wurde die westliche Seite des massiven Unterbaues durch Fachwerk ersetzt. Die Schwellen des zweiten Stockes auf der Giebel- und Langseite sind mit je zwei hohen Trapezschnitten in den Balkenspannen verziert, die Fensterlatten über den glatten Fussstreben mit Rundstab und Kehle profiliert und der Dachvorsprung auf steilen profilierten Knaggen und Schrägbrettern vorgekragt. Die Dachschwelle ist mit einem Trapezschnitt in jedem Felde versehen. Im vierten Felde links sitzt eine spitzbogige Lukenthür mit Windebalken über dem hohen Sturz. Das untere Dachgeschoss der Giebelseite ist in steiler Schräge beschiefert und wird

von dem weit vorstehenden Vorsprunge des oberen Walmdaches überdeckt, welcher ebenso wie der untere Dachvorsprung behandelt ist. Im Walmgiebel sitzen zwei Spitzgauben.

Glocken-giesser-strasse 22.

Das unscheinbare, dreigeschossige, fünf Gefach breite Gebäude ist insofern von Bedeutung, als es wahrscheinlich zu den frühesten Fachwerkhäusern Goslars zählt; denn es hat unter dem Dachvorsprunge scharf gegliederte, auch an den Ecken abgekantete Knaggen, welche denen des ältesten Hauses, An der Gose 31 (vergl. S. 376), ähnlich sind. Allerdings fehlt hier der Treppenfries. Die Schwelle ist vielmehr ganz roh behauen, aber die darunter befindlichen Balkenköpfe, welche auf den erneuerten zwei unteren Geschossen aufliegen, haben ein sonst nicht in Goslar wieder vorkommendes Profil (Fig. 346). Der scharfkantige Birnstab ist zwischen zwei walzenförmigen Gliedern eingepresst, welche seitlich als Kreise sichtbar werden; zwischen diesen und dem das ganze Kopfprofil absondernden Viertelskreise ist ein Kerbschnittdreieck eingestochen. Dasselbe Profil tragen auch die Köpfe der Dachbalken. Ein anklingendes Profil hat das Haus Kornstrasse 10a (vergl. S. 378). Von dem früheren Vorhandensein der Fussstreben zeugen nur noch die zwei Holznägel in der Schwelle auf der Mitte der Balkenfelder und von demjenigen der Fensterlatte die Einschnitte an den Stielen.

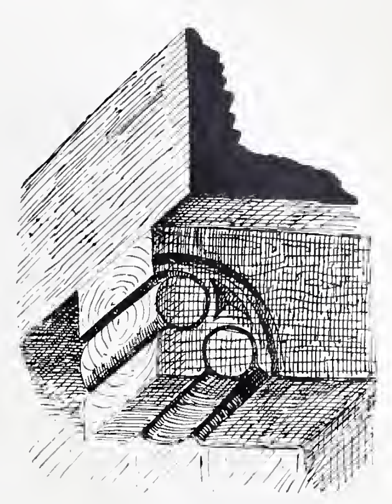


Fig. 346.
Goslar, Glockengiesserstrasse 22; Balkenkopf.

Glocken-giesser-strasse 27.

Das kleine, zweigeschossige, fünf Gefach breite Häuschen ohne Vorkragung des Obergeschosses hat unter dem Dache noch sechs gothische Knaggen und waagerecht liegende Windbretter.

Glocken-giesser-strasse 80.

An dem kleinen dreigeschossigen, fünf Gefach breiten Gebäude zeigen nur noch die gothisch profilierten Knaggen, auf welchen der Vorsprung des zweiten Stockes ruht, die alte Bauart. Im Uebrigen ist das Haus fast ganz erneuert.

An der Gose 2.

Das schlichte, dreigeschossige Gebäude von acht Gefach Breite besitzt über den in einer Flucht liegenden zwei unteren Geschossen ein auf gothischen Knaggen vorgekragtes zweites Stockwerk, dessen Balken an den Köpfen mit Birnstabprofil versehen sind. Die Schwelle hat flaches Rahmenprofil, die Fensterlatte fehlt, der Dachüberstand ruht auf gothischen Knaggen und ist durch waagerechte Windbretter geschlossen.

An der Gose 4.

Das kleine, dreigeschossige, vier Gefach breite Häuschen zeigt die gothische Bauart mit flachem Trapezschnitt auf der Schwelle des zweiten Stockwerkes, dessen Vorsprung glatt verschalt ist. Ueber den glatten Fussstreben sitzt die mit Rundstab und Kehle profilierte Fensterlatte, und der Dachvorsprung ist mit Birnstabprofil an den Balkenköpfen, mit gothischen Knaggen und Schrägbrettern ausgestattet.

An der Gose 15. Das kleine, zweigeschossige Haus von sechs Gefach Breite hat über dem erneuerten Erdgeschoss einen ersten Stock, dessen Vorsprung verschalt ist, und dessen Dach auf kleinen, gothisch profilierten Konsolen vorkragt und mit waagerechten Windbrettern versehen ist. Die Latte hat flaches Profil.

An der Gose 31. Dreigeschossig, mit sechs Gefachen. Die zwei unteren, in gleicher Flucht liegenden Geschosse sind theils im XVIII., theils im XIX. Jahrhundert durch Einbau einer Zwischendecke und eines Ladens verändert. Das dritte Geschoss, auf kurzen gothischen Knaggen vorkragend, von welchen die linke Eckknagge mit einer Maske verziert ist, hat, wie viele ältere Fachwerkhäuser in Goslar, Fensterlatte und glatte Fussstreben, aber insofern eine wesentlich andere Formgebung, als die Setzschwelle mit dem in Braunschweig häufig, in Goslar hier allein vorkommenden Treppenfries (Fig. 347) geschmückt ist, und die kräftig profilierten Knaggen unter den Balkenköpfen des ersten Stockes und des Dachgeschosses im Querschnitt nach dem halben Achteck geschnitten sind. Aehnliche Knaggen kommen nur noch einmal in Goslar am Hause No. 22 der Glockengiesserstrasse vor. Sind schon diese Formen nach Maassgabe Braunschweiger Fachwerkbauten Zeichen einer frühen Entstehungszeit, so enthalten die kleinen kreisförmigen Zierstücke, welche auf der Setzschwelle über den Balkenköpfen angebracht sind, sowie die Dachknaggen ausgesprochen gothische Motive, Vierpass und Fischblasenmuster, so dass als Erbauungszeit für dieses Fachwerkhaus mit grosser Wahrscheinlichkeit die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts angenommen werden darf. Die Wahl der Gegenstände für die Füllung zweier weiterer Zierkreise, welche zwei Semmel und ein dreieckiges Gebäck darstellen, wie es ganz ähnlich sich auch am Wappenstein des Bäckergildehauses findet, lässt darauf schliessen, dass in dem Haus ehedem, wie auch jetzt noch, das Bäckergewerbe betrieben wurde. An der rechten Eckknagge ist ein kleines Wappenschild geschnitzt.

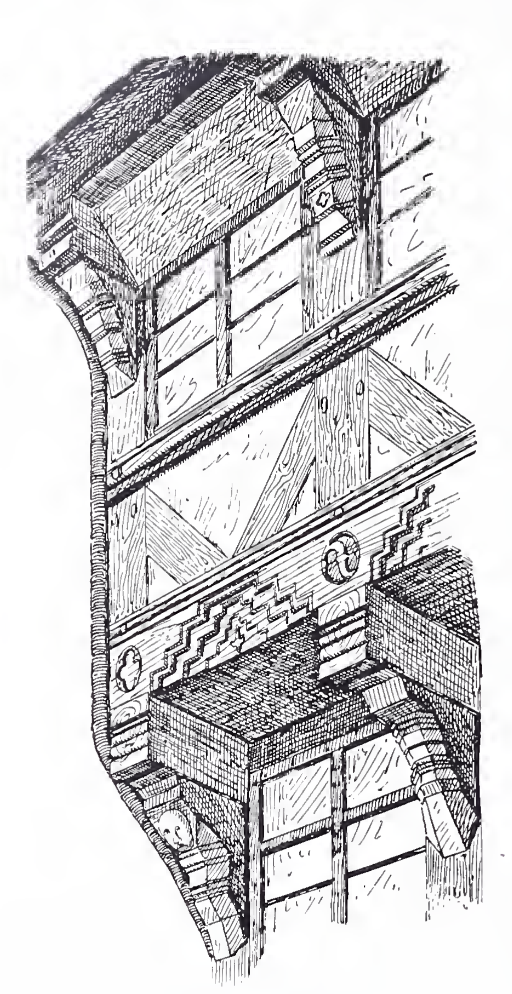


Fig. 347. Goslar, An der Gose 31.

Das zweigeschossige, nur vier Gefach breite Gebäude ist im Erdgeschoss erneuert, sodass die Knaggen unter dem Vorsprung des ersten Stockes nicht mehr vorhanden sind. Die Balken haben Birnstabprofil an der unteren Kante, die Schwelle ist mit hohem Trapezschnitt und Profil unter der Oberkante versehen. Ueber den glatten Fussstreben ist die Latte mit grossen Holznägeln befestigt und der Dachvorsprung mit gothisch profilierten Knaggen und schrägen Windbrettern ausgestattet. An der Gose 33.

Das anschliessende Eckhaus, ebenfalls vier Gefach breit, gehörte ursprünglich dazu, hat jedoch in Folge besonderer Aenderungen jetzt ein anderes Aussehen erhalten. Während aus dem Unterbau zwei Geschosse gemacht sind, hat der Vorsprung des ersten Stockes noch seine gothischen Knaggen und Schrägbretter behalten. Der Dachvorsprung dagegen ist nur wagerecht und glatt unterschalt (Fig. 348).

Das auffallend grosse, dreigeschossige Gebäude von dreiundzwanzig Gefach Breite ist in den zwei unteren Geschossen im XVIII. Jahrhundert erneuert. Die starken Balkenköpfe haben Birnstabprofil, die Schwelle ist mit hochgezogenem Trapezschnitt und darüber mit einem Profil versehen. Die Fensterbrüstungen sind mit glatten Fussstreben und profilierter Latte ausgestattet, die nur im neunten Felde von links fehlen, wo sich die spitzbogige Windeluke befindet. Am Dachvorsprung bemerkt man kräftige, gothisch profilierte Knaggen und schräge Windbretter. Hoheweg 5.

Das zweigeschossige, unansehnliche Gebäude von acht Gefach Breite besitzt auf dem erneuerten Erdgeschoss ein erstes Stockwerk in alter Bauart, welches nur um die Stärke der Setzschwelle vortritt, mit einer schlichten Fensterlatte, tief heruntergehenden Dachknaggen mit waagerecht profilierter Vorderseite sowie schrägen Windbrettern unter dem Dach ausgestattet ist. Ausser einer Lukenthür auf der rechten Seite sind noch vier Fensterluken mit Holzklappen vorhanden. Jacobistrasse 11a.

Fig. 348. Goslar, An der Gose 33.

Das dreigeschossige Gebäude von fünf Gefach Breite ist von gothischer Bauart, aber vernachlässigt. Im Erdgeschoss ist noch der breite Spitzbogen des alten Thoreinganges kenntlich. Das auf starken, geschweiften und waagerecht profilierten Konsolen vorgekragte zweite Stockwerk hat eine Fensterlatte, deren Profil an den Stielen unterbrochen ist und dort starke vorstehende Holznägel Jacobistrasse 12.

zeigt. Die Dachknaggen sind mit gruppierter Profilierung versehen, und zwischen den mit Rundstab abgekanteten Balkenköpfen sind schräge Windbretter angebracht.

Kettenstrasse.

Unter den Häusern der Kettenstrasse trägt noch eine grössere Anzahl ein alterthümliches Gepräge. Die Mehrzahl dieser nur drei bis fünf Gefach breiten Häuschen gehört noch der gothischen Zeit an, nämlich No. 1, 2, 27, 28 und 29, welche das südliche Ende der Strasse am Frankenberger Plan bilden. Trotz der Schmucklosigkeit der Bauart wirkt doch die kräftige Art der weit vorkragenden, starken Hölzer, die klare Gliederung und wirksame Verzierung mit einfachem Birnstab, Trapezschnitt und waagerechter Profilierung der geschweiften Kraghölzer sehr ansprechend, wozu auch das hohe beschieferte Dach mit den kecken Spitzgauben sehr gut stimmt.

Kornstrasse 10a.

Das kleine dreigeschossige, im zweiten Stock dreieinhalb Gefach breite Häuschen, dessen zwei untere Geschosse im XVIII. Jahrhundert erneuert sind, hat hierdurch die wirkungsvolle Ausladung des Obergeschosses und die Knaggen daselbst eingebüsst; doch ist es von besonderem Werth durch die eigenthümliche Bildung der Balkenköpfe (Fig. 349), welche ähnlich nur noch einmal in Goslar, Glockengiesserstrasse 22, vorkommt (vergl. S. 375). Das aus einem Birnstab mit anschliessenden Gliederungen bestehende Kopfprofil ist auf beiden Seiten durch einen Viertelkreis umschlossen und die etwas zurückgesetzte Fläche mit einem in Kerbschnitt vertieften Dreispitz versehen. Die Schwelle und die Fussstreben sind glatt, die Latte nur unten abgekantet. Der Dachvorsprung zeigt die gleichen, soeben beschriebenen Balkenköpfe und ist sonst mit gothischen, gruppenweise profilierten Knaggen und Schrägbrettern ausgestattet.

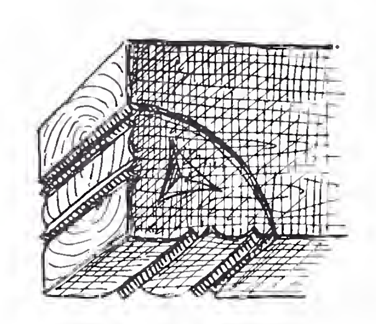


Fig. 349.
Goslar, Kornstrasse 10a; Balkenkopf.

Alte Mühle am Klapperhagen.

Das malerisch an der Agetucht belegene, kleine, zweigeschossige Häuschen von sieben Gefach Breite hat ein niedriges Erdgeschoss aus schlichtem alten Fachwerk. Der erste Stock kragt auf glatten, gothischen Knaggen und schlicht abgeschnittenen Balkenköpfen vor, die Schwelle zeigt schmalen Trapezschnitt. Die Brüstungen haben glatte Fussstreben und eine unten mit Kehle abgekantete Fensterlatte. Der Dachvorsprung hat keine Knaggen, sondern nur schmale Schrägbretter.

Das vierzehn Gefach lange, eingeschossige, niedrige Hintergebäude besitzt auf dem alten Schieferdach einen Lukenerker und im letzten Gefach rechts eine niedrige Thür mit geschweiftem Sturz, welcher die Jahreszahl 1544 trägt. Die geschweiften Dachknaggen sind nicht profiliert.

Marktstrasse 1.

Grosses, viergeschossiges Fachwerkgebäude von neun Gefach Breite mit hohem beschieferten Giebel, an dessen unterem schwach abgewalmten Theil zwischen zwei Dachgauben sich das hohe Dach des im zweiten und dritten Stock vorspringenden, nach dem halben Achteck gebildeten Erkers anlehnt (Fig. 350). Das Haus zeigt in den geschweiften, profilierten Knaggen, schrägen

Windbrettern und dem Trapezschnitt der Setzschwellen, in den glatten Fussstreben und schlicht profilierten Fensterlatten den Typus der älteren gothischen Bauart in Goslar. Im zweiten Stock der zwölf Gefach breiten Langseite an der Münzstrasse befindet sich neben alten bleiverglasten Fenstern eine rundbogige



Fig. 350. Goslar, Marktstrasse 1.

Lukenthür. Das zu diesem Vorderhause gehörige, kleine, massive Gebäude mit dem gewölbten Zimmer ist oben (S. 341—345) schon beschrieben. Auf dem alten geschnitzten Thürsturz, welcher neuerdings bei Anlage einer neuen Eingangsthür beseitigt ist, stand die Jahreszahl 1526.

Das Nebenhaus links von Marktstrasse 1 ist in drei Geschossen, sechs Gefach breit, in gothischer Bauart aus sehr starkem Holze erbaut (vergl. Fig. 350).

Die Verkragung des zweiten Stockes ruht auf gothisch profilierten Knaggen zwischen schrägen Windbrettern, die Schwelle ist mit je zwei Trapezschnitten in jedem Balkenfelde versehen; die Latte fehlt jetzt, und der Vorsprung des Daches zeigt dieselbe Bildung wie derjenige des zweiten Stockes. Ueber dem dritten Felde links ist im Dache ein Lukenerker mit spitzbogiger Thür und zwei gothischen Knaggen ausgestattet, welche neben dem schrägen Windbrett den Vorsprung des Erkerdaches tragen. Das hohe Schieferdach ist mit Gauben belebt.

Markt-strasse 40/39.

Die Häuser No. 40 und 39 bildeten ursprünglich ein Gebäude, sind aber durch verschiedenartige Behandlung jetzt so verändert, dass nur bei genauerer Betrachtung die ursprünglich einheitliche Bauart erkannt wird. Dieselbe ist die gothische mit profilierten Knaggen unter dem zweiten Stockwerk. Die Schwelle ist in den Balkenfeldern mit je zwei Trapezschnitten besetzt, so dass die äusseren Ecken derselben sich über den Balkenmitten berühren. Von den unter dem Dachvorsprunge angebrachten, schrägen Windbrettern sind bei No. 40 zwei, bei No. 39 vier mit spätgothischer Schnitzerei verziert, der einzige in Goslar vorkommende Fall. Die rechte Seite des Doppelhauses schliesst ein starker massiver Brandgiebel ab.

Markt-strasse 41.

No. 41 bildete mit dem Nachbarhause No. 42 ursprünglich ein Gebäude und zeigt deshalb die gleiche Bauart in den sieben Gefachen des zweiten Stockwerkes, nur sind die Balkenköpfe durch Schalung verdeckt.

Markt-strasse 42.

Das dreigeschossige, hohe Gebäude liegt nach Abbruch der Nachbarhäuser mit dem steilen beschieferten Dachgiebel ganz frei und wendet die zehn Gefach breite, in den zwei unteren Geschossen erneuerte Langseite der hier einen Knick bildenden Marktstrasse zu. Unter den mit Birnstabkanten verzierten Balkenköpfen fehlen jetzt die Knaggen, während solche unter dem Dachvorsprunge noch neben den schrägen Windbrettern erhalten sind. Die obere Kante der Schwelle und die Fensterlatte sind mit Rundstab und Kehle profiliert. Das hohe Dach ist mit zahlreichen Dachgauben besetzt.

Am Markt-kirchhof 4.

Das nur vier Gefach breite Haus hat vier Fachwerkgeschosse. Das dritte Geschoss liegt in gleicher Flucht mit den beiden unteren und hat eine Setzschwelle mit Trapezschnittverzierung. Das oberste Stockwerk ist behandelt wie das oben beschriebene Haus am Markt 2 (vergl. S. 362).

Mönchehaus, Mönche-strasse 3.

Die auf der wohlerhaltenen inneren Ausstattung beruhende besondere Bedeutung dieses Gebäudes ist schon oben gewürdigt (vergl. S. 334—339 und Fig. 308—314). Es erübrigt noch die Beschreibung der äusseren Erscheinung und Bauart.

Die spitzbogige Thür enthält an den Pfosten und dem Sturz reiches Schnitzwerk. Das aufsteigende Ornament der Pfosten endigt links in der Figur eines nackten, nur mit Lendenschurz bekleideten Mannes mit einem Stab in der rechten Hand und rechts in der Figur eines nur mit Schleier an Hals und Scham verhüllten Weibes mit flatternden Haaren, welche ein nacktes Kind an der linken Hand hält. Neben der Frau ist ein einzelner bärtiger Männerkopf mit spitzer Mütze geschnitzt und in der Ecke der Thüreinfassung eine Rose. Auf dem Sturz sieht man auf jeder Seite einen Adler, von welchen der linke einen Hasen packt, während der rechte Beeren frisst. In der Mitte halten zwei

nackte Kinder ein Schriftband mit verschlungenen Enden und der Jahreszahl 1528. In den Zwickeln zwischen dem Spitzbogen und der rechteckigen Umrahmung ist je eine Maske angebracht, welche im Munde die Schwänze zweier Drachen hält. In der Verlängerung der Pfosten nach oben ist aus dem starken Holze je eine nackte Männergestalt in rundbogiger Nische geschnitzt, welche in der einen Hand eine Keule, in der anderen ein geflochtenes Fruchtband hält.

Das Holzwerk, grösstentheils Tannenholz, zeigt die übliche Behandlung der gothischen Bauart, geschweifte Kraghölzer mit waagerechten Profilen auf angearbeiteten Anfängern, Schrägbretter, Trapezschnitt auf der Setzschwelle, welche ausserdem mit kräftig profilierter Oberkante versehen ist, endlich Fensterlatte mit Rundstab und Kehle. Der zweite Stock und das untere Dachgeschoss unter dem Walmgiebel treten weit vor und sind gleichartig behandelt. Beide haben in der Mitte eine rundbogige Lukenthür mit Windevorrichtung.

Links neben der Langseite ragt aus einem Zwischengebäude ein hübscher Erker vor mit Kerbschnittverzierungen in den Fensterbrüstungen, mit walzenförmigen Konsolen unter den runden Balkenköpfen, verzierten Füllhölzern und Setzschwelle. Letztere trägt eine schwer leserliche lateinische Inschrift in Lapidarbuchstaben; auf der westlichen Schmalseite: „Homo Bulla"; auf der Vorderseite: „...... orus s.... dulcis c̄ sors anima & conjunx me aedificare · deus protegat omnipotens"; auf der östlichen Schmalseite: „Anno 1611". Die unteren Stielenden haben Füllungen, die oberen verzierte Kantenstreifen. Unter dem Dachvorsprung bemerkt man Wulstkonsolen und verzierte Füllhölzer.

Das zweigeschossige Hintergebäude von acht Gefach Breite besteht aus einem massiven Erdgeschoss aus Bruchsteinen und einem wenig vortretenden Obergeschoss aus Fachwerk gothischer Bauart mit Trapezschnitt, dürftig profilierten Knaggen und schrägen Windbrettern.

Dieses Haus ist von sehr schlichter, aber auch noch alter Bauart. Neuestrasse 2.

Das zweigeschossige, sechs Gefach breite Gebäude zeigt gothische Bauart, ein erneuertes Erdgeschoss, das erste Stockwerk auf gothischen Knaggen mit Schrägbrettern, die Schwelle mit Kehlprofil in den Balkenfeldern, über den glatten Fussstreben die profilierte Latte und den unterhalb waagerecht verschalten Dachvorsprung auf gothischen Knaggen. Neuestrasse 22.

Ganz ähnlich ist das zweigeschossige und fünf Gefach breite Nachbarhaus No. 23 behandelt, nur fehlt die Latte. Die Schwelle hat das flache Rahmenprofil, und der Dachvorsprung ist mit Schrägbrettern versehen. Neuestrasse 23.

Das Haus No. 25 hat zwei Geschosse und acht Gefache. Dasselbe ist auch von gothischer Bauart, aber sehr vernachlässigt. Neuestrasse 25.

Das zweigeschossige, fünf Gefach breite Häuschen hat vom Sockel bis zum Dach durchgehende Stiele, auf der Vorderseite waagerecht profilierte Dachknaggen und waagerechte Windbretter unter dem Dachvorsprung. Peterstrasse 18.

Die beiden kleinen, zweigeschossigen Häuschen No. 19 und 20 von fünf und vier Gefach Breite haben wie No. 18 vom Sockel bis zum Dach durchgehende Stiele, aber glatte Dachknaggen und schräge Windbretter unter dem Dachvorsprung und sind wegen der Gleichartigkeit mit dem Küsterhause am Frankenberge wohl zu den ältesten Fachwerkhäusern Goslars zu rechnen. Peterstrasse 19 und 20.

Peterstrasse 21 und 22.

No. 21 und 22 der Peterstrasse bildeten früher ein Haus von zwei Geschossen und acht Gefach Breite. Der erste Stock ist auf gothisch profilierten Knaggen mit Dreieckschnitten und Schrägbrettern vorgekragt sowie mit profilierten Latten versehen, besitzt aber unter dem Dachvorsprung keine Konsolen.



Fig. 351. Goslar, Schielenstrasse 2.

Peterstrasse 25.

Das kleine Häuschen zeigt die gleiche Bauart wie No. 19 und 20, hat aber im Erdgeschoss eine Fensterlatte.

Schielenstrasse 2.

Kleines, zweigeschossiges Fachwerkgebäude gothischer Bauart von sechs Gefach Breite (Fig. 351). Das Erdgeschoss trägt auf profilierten Knaggen mit Anfängern die mit Birnstabprofil versehenen Balken des ersten Stockes, dessen Setzschwelle den älteren Trapezschnitt zeigt. Die kräftigen Ausladungen des ersten Stockes und des Daches, welche durch schräge Windbretter nach unten

geschlossen sind, geben dem kleinen Gebäude in Verbindung mit den derben glatten Fussstreben und der breiten Fensterlatte das ansprechende Gepräge einer gesunden Konstruktion.

Zweigeschossig und fünf Gefach breit. Ueber dem erneuerten Erdgeschoss kragt der erste Stock nur wenig vor und ist in Höhe der Balkenköpfe verschalt. Die Schwelle hat Trapezschnitt, die Brüstungen haben glatte Fussstreben und profilierte Latten, und der Dachüberstand ist mit gothischen Knaggen und Schrägbrettern ausgestattet. Schilderstrasse 1.

Das kleine, zweigeschossige Häuschen von fünf Gefach Breite zeigt gothische Bauart mit vorgekragtem ersten Stock, Trapezschnitt auf der Setzschwelle, die Fensterlatte mit Rundstab und Kehle profiliert, die Dachknaggen mit waagerechter Profilierung und waagerechten Windbrettern. Schilderstrasse 24.

Das unscheinbare, dreigeschossige Gebäude von fünf Gefach Breite ist in gothischer Bauart errichtet, wie die Birnstabprofile der Balkenköpfe, der Trapezschnitt der Schwelle und die waagerechte Profilierung der Dachknaggen erkennen lassen, und ist zur Renaissancezeit mit einem drei Gefach breiten Erkervorbau mit Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern im ersten Stock versehen. Ueber der noch späteren Thür ist die Jahreszahl „Anno 1672“ angebracht. Schilderstrasse 27.

Das dreigeschossige, zehn Gefach breite Gebäude hat zwei erneuerte untere Geschosse. Auf der Setzschwelle des zweiten Obergeschosses sind zwischen den Trapezschnitten unter den Stielen kleine, meist kreisförmige gothische Maasswerkverzierungen und auf der Dachschwelle an den entsprechenden Stellen Dreieckschnitte angebracht. Die Balkenköpfe haben, soweit sichtbar, Birnstabprofil, die Fensterlatte ist mit Rundstab und Kehle profiliert, die Dachknaggen sind stark und auf der geschweiften Vorderseite waagerecht profiliert und die Dachwinkel mit schrägen Windbrettern geschlossen. Schilderstrasse 53.

Das Eckhaus am Schuhhof, der Marktstrasse und der Münzstrasse ist im Kern von alter gothischer Bauart und mit einem 1 m vortretenden Schürzenbau an der nach der Marktstrasse gerichteten Giebelseite versehen. Während die Langseiten nach dem Schuhhof und nach der Münzstrasse starke profilierte Knaggen, schräge Windbretter und mit Trapezschnitt versehene Setzschwellen haben, sind die Fensterbrüstungen der Giebelseite mit Flachschnitzerei und die unteren Stielenden daselbst mit eingeschnittenen Füllungen verziert (vergl. Fig. 350). Die Setzschwellen des ersten und zweiten Stockes tragen die Inschriften: „Ich bin jungk gewesen vnd alt worden, vnd habe noch nie gesehen den gerechten verlassen oder seinen samen nach brodt gehen psal · 37 · Hoffe auf den Herrn vnd tho...“; oben: „Also hat Gott die welt geliebet das er seinen einigen Sohn gab, auf das alle die an Ihn gleuben nicht verloren werden, sondern das Ewige Leben haben“. Die Fensterbrüstungen im zweiten Stock sind mit Kreisverzierungen und mit Fächerschmuck versehen. Im Inneren befindet sich dahinter ein niedriges, an den Wänden vollständig mit Brettern bekleidetes Zimmer, dessen Balkendecke ebenso wie die Wandverkleidung mit Rankenwerk in rother, weisser und dunkelgrüner Farbe durchweg bemalt ist. Auch die alte, kleine, zwei Füllungen enthaltende rechteckige Thür mit altem Beschlage, sowie auch die an der Wand nach dem Eckhaus Schuhhof, Marktstrasse und Münzstrasse.

Schuhhofe angebrachten Kopfbänder zeigen gleiche Bemalung. Ueber den Fenstern nach der Marktstrasse ist ein Zahnschnittgesims angebracht.

Wortstrasse 10. Dreigeschossig mit acht Gefachen. Der aus Erdgeschoss und erstem Stock bestehende Unterbau ist trotz der neuen Fenster-, Thür- und Ladenanlagen im Holzwerk noch grösstentheils alt und besitzt auch noch den oberen Theil der alten spitzbogigen Thür mit flachem Kantenprofil innerhalb eines rechteckigen Rahmenprofils.

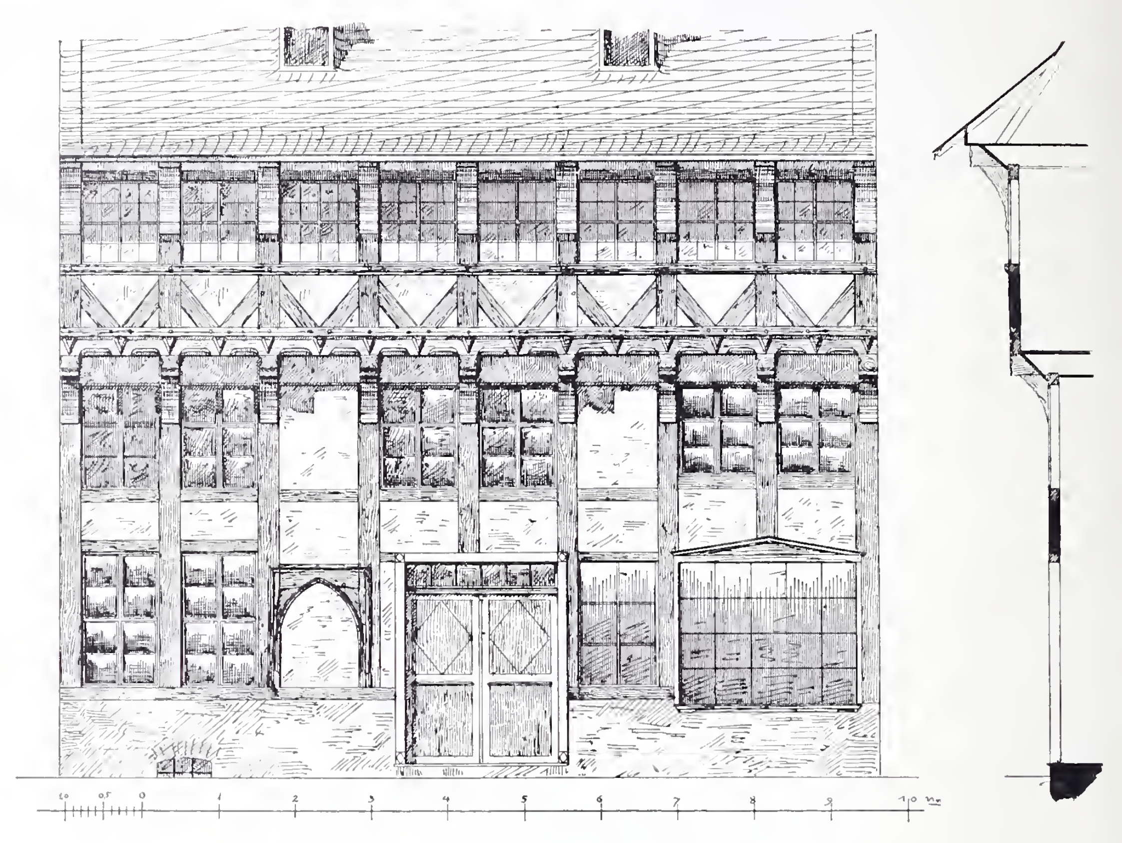


Fig. 352. Goslar, Wortstrasse 10.

Der Fachwerkbau des zweiten Stockes (Fig. 352) ist demjenigen des Nachbarhauses No. 9 ganz gleich gebildet.

Uebergang von der Gothik zur Renaissance. Es folgt nun eine kleine Gruppe von Gebäuden, welche in die Uebergangszeit von der Gothik zur Renaissance gestellt werden, jedoch nur deshalb, weil bei ihnen in der Behandlung einzelner Bautheile die strenge Regel der Gothik verlassen ist, und Verzierungsformen, welche der Renaissancezeit eigen sind, auftreten. Der Fächerschmuck tritt schon auf, beschränkt sich aber auf die von dem Stiel und den Fussstreben gebildete Trapezfläche. Die Fensterbrüstung wird noch ausgemauert und nicht durch eine Füllungsbohle geschlossen.

Bäckerstrasse 116.

Das zweigeschossige, fünf Gefach breite Gebäude ist im Erdgeschoss erneuert, hat ein ohne Konsolen vorkragendes erstes Stockwerk, darin eine Schwelle mit Rahmenprofil, waagerecht profilierte, kleine Dachknaggen und Schrägbretter. Die Fensterlatte ist nicht mehr vorhanden.

Glockengiesserstrasse 70.

Zweigeschossig, mit elf Gefachen. Die mit Füllhölzern versehene Vorkragung des zweiten Geschosses zeigt auf den von den Fussstreben und den dazwischen stehenden Stielen gebildeten Trapezen Fächerverzierung (Fig. 353). Die Köpfe der Dachbalken werden von Wulstkonsolen, diejenigen des ersten Stockes von walzenförmigen Konsolen unterstützt. Die Schwelle hat einfaches Rahmenprofil. Die Latte fehlt jetzt. Die Füllhölzer unter dem ersten Stockwerke und dem Dachvorsprunge sind mit kräftig geschnitzter, aber glatter Schiffskehle versehen.

Fig. 353.
Goslar, Glockengiesserstrasse 70; Fächerverzierung.

Marktstrasse 37.

Das dreigeschossige, zehn Gefach breite Gebäude bildet in den zwei unteren, in einer Flucht liegenden Geschossen einen nach aussen, in dem zweiten Stock einen nach innen gerichteten Knick, so dass die den Vorsprung stützenden gothischen Knaggen nach den Enden zu grösser werden und in der Mitte der Front zu runden Wulsten zusammenschrumpfen. An vier Riegeln — früheren Fenstersturzen — im ersten Stock und an zwei solchen im Erdgeschoss hat die Unterkante die Form von Vorhangbögen.

Die Füllhölzer unter der Vorkragung des zweiten Stockes haben kräftige Schiffskehlverzierung, die Schwelle der linken Gebäudehälfte trägt das Doppelbogenband, diejenige der rechten Hälfte das Motiv des Rankenstabes in nüchterner Ausführung. Die Fensterbrüstungen sind mit dicht aneinandergereihten Fächermustern verziert, und zwar derart, dass auf jeder Brüstung und auf jedem Stiel ein Fächer sitzt. Der Dachüberstand ruht auf starken, einfach abgerundeten Konsolen und wirkungsvollen, Schiffskehlverzierungen tragenden Füllhölzern. Das sehr starke Holzwerk ist bemalt.

Marktkirchhof 3.

Das jetzt als Hotel dienende, viergeschossige Eckhaus am Marktkirchhof und Gemeindehof lässt über den erneuerten zwei Untergeschossen die frühere Theilung in zwei Gebäude deutlich erkennen, da das Eckhaus niedriger ist und nicht soweit vorkragt wie der linke Theil. Dieser Theil zeigt noch die ältere Bauart, welche indessen in der Verzierung des aus den Fussstreben mit dem

Stiele gebildeten Dreiecks durch Fächerschmuck den Uebergang zur Renaissance erkennen lässt. Auch die Setzschwelle trägt an Stelle der Trapezschnitte eine durchlaufende Verzierung aus senkrechten, zu zweien geordneten Kehlschnitten, sog. Pfeifen. Beide Verzierungsarten sind auch an dem mit der Zahl 1551 bezeichneten Hause der Walkmühle noch vorhanden.

Das schon ganz im Sinne der Renaissance gehaltene Eckhaus trägt auf der Setzschwelle des zweiten Stockes nach der Marktkirche zu die Inschrift: „So der herre dis haus · nit behuttet · So wachen die wechters vergebens 1572". Die Fortsetzung dieser Inschrift auf der Seite nach dem Gemeindehofe lautet:

· · · · · · · vertrawe auff Goot · der wirdt dir helffen aus aller nott ·
Denn wer Goot vertrawet der hat woll gebawet · Befehle dem Herrn
deine sache undt hoffe auff ine er wirdts woll machen.

Die Verzierungsart am Eckhause ist der Erbauungszeit entsprechend schon vollständig diejenige der Renaissance, mit Fächerschmuck auf den Fensterbrüstungen und Wulstkonsolen unter den Balkenköpfen.

Das Hintergebäude, welches am Gemeindehofe die Fortsetzung des Eckhauses bildet, ist noch nach der älteren Bauart mit Birnstabprofil an den Balkenköpfen, weit vortretenden geschweiften Kraghölzern mit aufgenagelten Anfängern und spitzbogiger Lukenöffnung hergestellt.

Renaissance.

Mit der folgenden grossen Gruppe treten wir in Bezug auf die Zeitbestimmung auf bedeutend sichereren Boden, da die Mehrzahl der Bauten aus der Renaissancezeit bezeichnet ist. Es würden sicher noch mehr Zeitangaben zu finden sein, wenn nicht bei dem grössten Theil der alten Häuser überhaupt die unteren Geschosse, und damit die Thüren und Thore, welche in der Regel mit Namen und Zeitangaben versehen waren, erneuert wären. Einen besonders bedeutungsvollen und für Goslar charakteristischen Schmuck bilden die Spruchschwellen, welche in den gewählten Bibelstellen, Liederversen oder sonstigen Sinnsprüchen den Geist der Reformationszeit und die Nothlage während des dreissigjährigen Krieges wiederspiegeln. Für die Aenderung im häuslichen Leben jener Zeit ist der Umstand bemerkenswerth, dass das Zwischengeschoss, welches in gothischer Zeit einen Theil der meist sehr beschränkten Wohnräume enthielt, jetzt durch die Anlage von erkerartigen, etwas vorgezogenen Fenstergruppen besonders ausgezeichnet wird. Auch ältere gothische Bauten werden jetzt vielfach mit derartigen Ausbuchten versehen, welche aber meist in diesen sehr niedrig ausfallen. An die Stelle des grossen Thorweges tritt jetzt schon mitunter eine kleine Thür, wo nicht das Haus als Brauhaus grosser Flurräume und Vorrathsgelasse bedurfte.

An der Abzucht 23a.

Das zweigeschossige, sieben Gefach breite, niedrige Gebäude zeigt auf dem geschweift ausgeschnittenen Thürsturz an der rechten Seite die Jahreszahl 1605. Das erste Stockwerk kragt auf Wulstkonsolen und kräftig geschnitzten Füllhölzern vor und trägt auf der Schwelle die Inschrift: „Gott der alle Ding vermagk · Behute diss hauss zu Nacht vnd Tagh · Ehr wolle vns auch geleiden wan wir von hinnen scheiden". Die Fensterbrüstungen sind mit

wirkungsvoller Flachschnitzerei verziert, und die auf den Stielenden unter der profilierten Latte befindlichen Füllungen enthalten unter anderen Verzierungen auch dargestellte Geräthe, welche auf das Gerberhandwerk Bezug haben. Die oberen Stielenden sind mit Kantenstreifen in Form von Flechtbändern verziert, und der Dachvorsprung ist mit Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern ausgestattet.



Fig. 354. Goslar, Bäckerstrasse 2 und 3.

Bäckerstrasse 2.

Dreigeschossig, mit acht Gefachen (Fig. 354). Das Erdgeschoss ist durch neuere Ladenbauten verändert. Ueber demselben kragt auf der linken Seite ein zwei, auf der rechten ein drei Gefache breiter Erker vor. Beide Erker treten mit einer weiteren Ueberkragung auch vor die Flucht des dritten Geschosses vor, welches, wie üblich, über die fluchtrecht hochgeführten zwei unteren Geschosse vorspringt. Die obere Setzschwelle trägt die Inschrift:

> Schweig hab geduldt vnd nicht verzag · Wenn dich trifft abgunst neid vnd plag · Solch Verfolgung Gott dem Hern klag · sein hülff erscheint dir alle tag.

Auf den unteren Setzschwellen der beiden Erker liest man: „Wer Gott vertrawt · Hat wol gebawt". und „Joachimus Zabelitz me fieri fecit anno 1606". Unter der Inschrift sind die Setzschwellen mit einer schmalen

verzierten Schiffskehle in gleicher Weise wie die darunter befindlichen Füllhölzer abgekantet. Die mit einfachem Rundstab versehenen Balkenköpfe werden überall von Wulstkonsolen mit Schuppenmustern getragen.

Die Brüstungen unter den in beiden oberen Geschossen überall hindurchgeführten Fensterlatten sind ähnlich wie am Hause Wortstrasse 11 in unregelmässigem Wechsel mit Fächermuster oder mit je zwei vollen Kreisen in Kerbschnitt geschmückt. Auch die drei Brüstungen im ersten Stock des Mittelbaues zeigen gleichen Schmuck, nur reichen diese Brüstungen nicht so tief herab wie die benachbarten, und unter ihnen deuten breite Sturze, deren

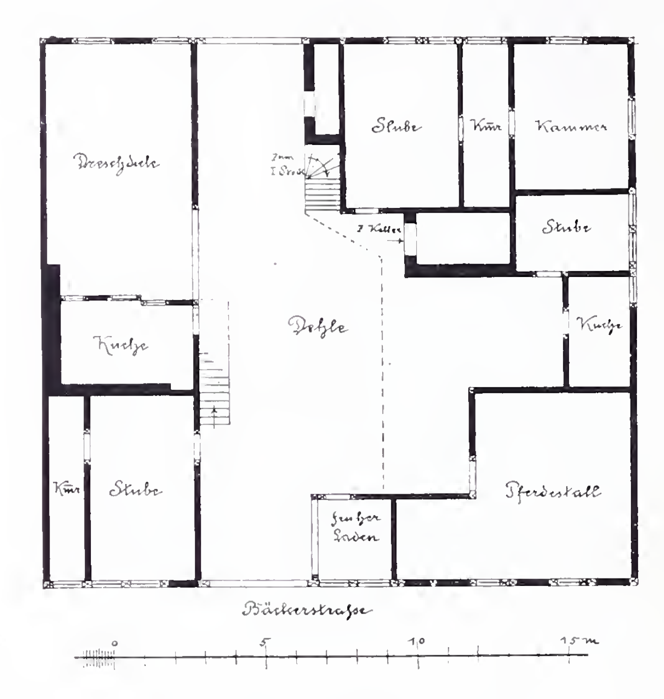


Fig. 355. Goslar, Bäckerstrasse 3; Grundriss.

Unterkante im mittleren Feld nach einem zweitheiligen und in den seitlichen Feldern nach je einem dreitheiligen Hängebogen ausgeschnitten sind, auf das frühere Vorhandensein von Fenster- und Thüröffnungen daselbst. Auch die Fenster des dritten Geschosses haben Sturze mit dreitheiligen Hängebögen. Die Stiele sind in Höhe der Brüstungen mit rechteckigen, ausgestochenen Füllungen und die oberen Strecken der Stiele in dem ersten Stock der Erker mit verzierten Kantenstreifen versehen.

Bäckerstrasse 3. Dreigeschossig, mit fünfzehn Gefachen (Fig. 354—357). Die beiden unteren Geschosse haben durchgehende Stiele, zwischen denen Fenster verschiedener Grösse unregelmässig vertheilt sind. Zwischen zwei besonders kräftigen Stielen ist der drei Gefach breite, mit hohem Flachbogen überdeckte Thorweg angelegt, dessen Sturz die von zwei Wappen und Buchstabenverschlingungen

begleitete Zeitangabe trägt: „Anno Domini 1592 den 24. July“. Links daneben ist im ersten Stock ein vier Gefach breiter Erker vorgekragt, welcher dieselbe Bauart zeigt wie der in ganzer Länge des Hauses vorgekragte zweite Stock. Diese Bauart enthält als wesentliche Abweichung von der sonst in Goslar üblichen Renaissance-Bauweise die Ausfüllung der Fensterbrüstungen mit je drei kleinen Rundbogenstellungen. Die Stiele dazwischen sind unter der

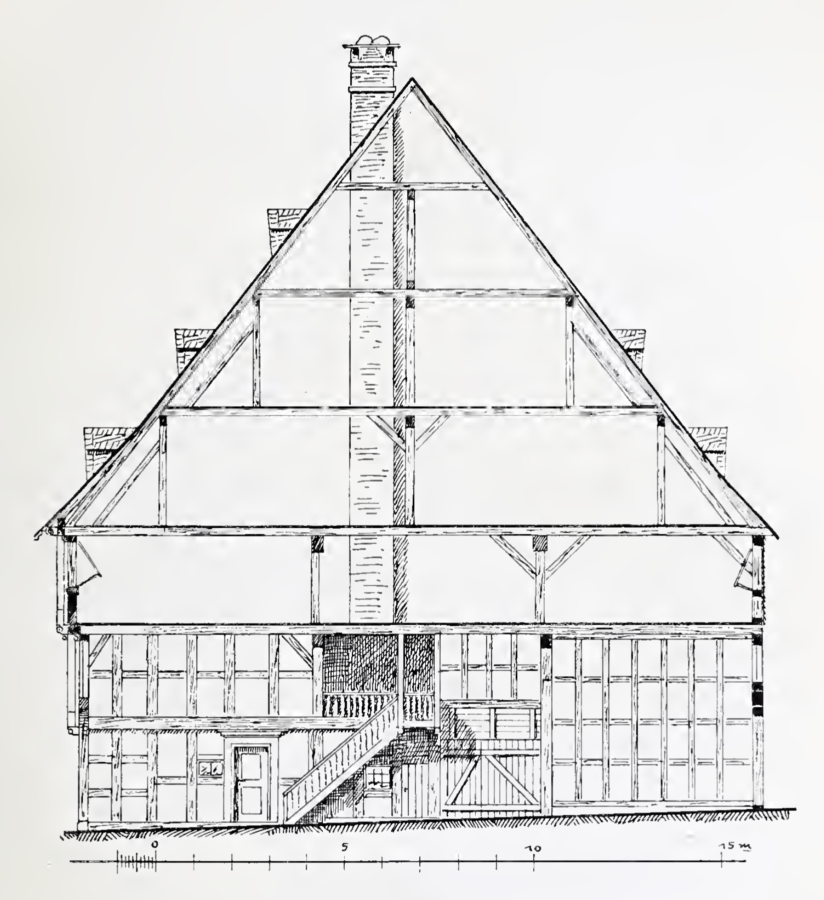


Fig. 356. Goslar, Bäckerstrasse 3; Schnitt.

Fensterlatte mit gestochenen Füllungen versehen. An dem Erker besitzen auch die oberen Enden der Stiele solche Füllungen. Die Balkenköpfe sind durchweg walzenförmig gebildet, tragen auf den Seiten kreisförmige, vorn pfeifenartige Verzierungen und werden unter dem zweiten Stock und dem Dache von ähnlich geformten, jedoch kleineren Konsolen unterstützt. Die Füllhölzer zwischen den Balkenköpfen haben durchlaufende Profile. Die Setzschwellen sind an der unteren Kante zwischen den Balkenköpfen nach der Form einer schmalen verzierten Schiffskehle abgeschrägt, und der Setzschwelle im zweiten

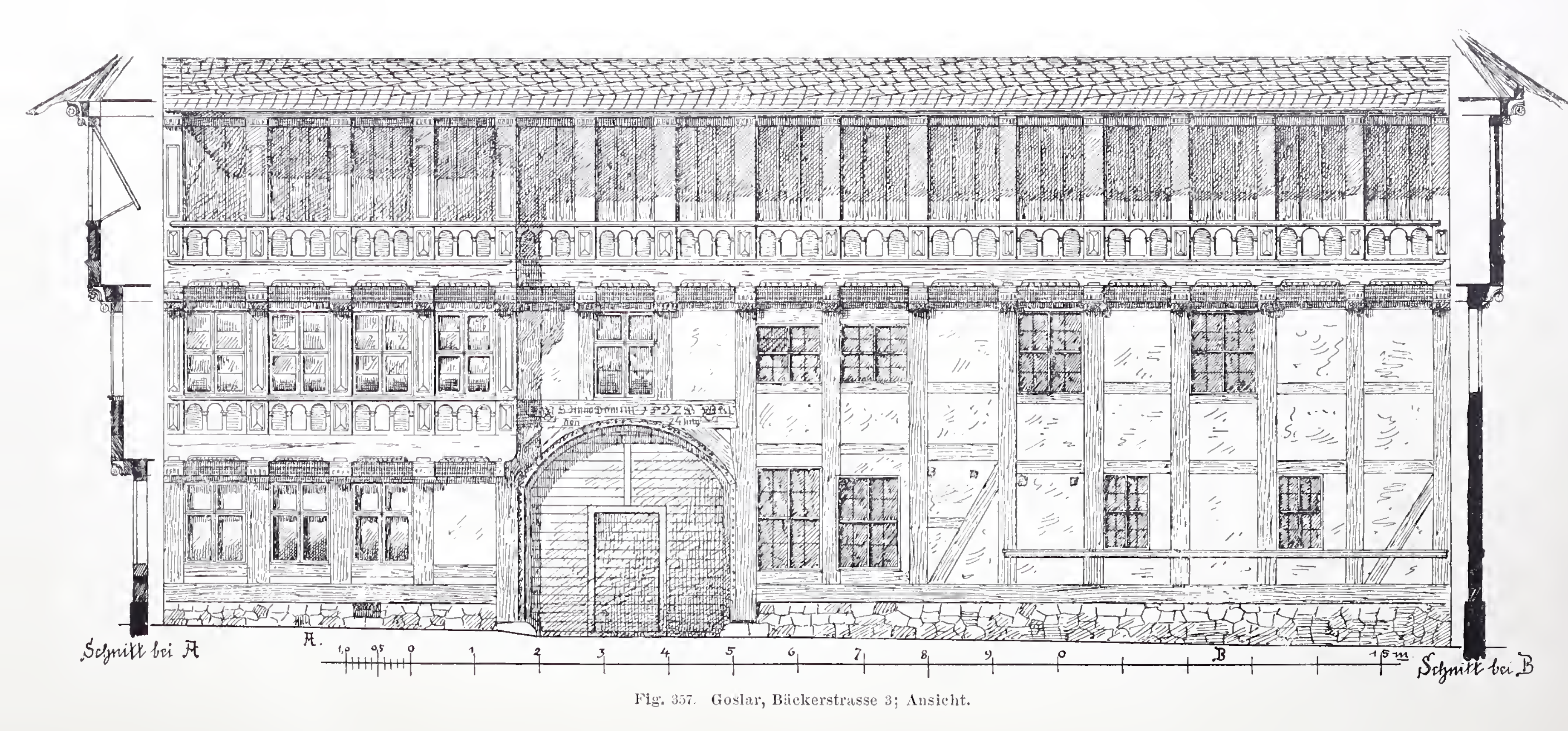


Fig. 357. Goslar, Bäckerstrasse 3; Ansicht.

Stock ist an der Oberkante eine vortretende Hohlkehlleiste vorgenagelt. Alle Gefache des zweiten Stockes sind mit hölzernen, nach innen aufgehenden Klappen geschlossen.

Dreigeschossig mit fünf Gefachen. Die zwei unteren Geschosse sind erneuert. Die Setzschwelle des dritten Geschosses ruht auf schlicht abgerundeten Balkenköpfen und trägt die Inschrift: „Mein Gott: Mein Gott: dencke auf mich · Vad · vorlas mich nit · Dan ich schrie Stets zu dir : Anno : domini : 1 · 5 : 6 : 6 : Lü : Rote :“ In vier Fensterbrüstungen des dritten Geschosses sind Fächerverzierungen und in den oberen Ecken je ein Kreis geschnitzt. Die Stiele dazwischen sind unterhalb der starken, profilierten Fensterlatte mit eingestochenen Füllungen verziert. Kleine profilierte Knaggen unterstützen die schlicht abgerundeten Köpfe der Dachbalken, zwischen denen, wie unten, kräftig geschnitzte Füllhölzer angebracht sind. Auf der Hofseite sind die Füllbretter der Fensterbrüstungen glatt gearbeitet. Bäringerstrasse 27.

An dem dreigeschossigen, sieben Gefach breiten Gebäude sind der erste und zweite Stock vorgekragt und vollständig beschiefert, so dass man nur unter dem Dachvorsprunge die Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzer zwischen den Balkenköpfen wahrnimmt. Bahnhofstrasse 3.

Auch an diesem viergeschossigen, sechs Gefach breiten Gebäude sind über dem vorgekragten zweiten und dritten Stock nur unter dem Dach noch die verzierten Füllhölzer zu sehen. Bahnhofstrasse 5.

Dreigeschossig, vier Gefache nach der Bahnhofstrasse und ebensoviele nach der Schilderstrasse. Das kleine Haus hat jetzt keine Vorkragung des Obergeschosses. Das Doppelbogenband der sehr hohen Schwelle ist mit dem Fächerschmuck der Brüstungsfläche verschmolzen. In dieser sind die niedrigen Fensterbrüstungen mit kleinen, kreisrunden, die breiten Stiele dazwischen mit grossen, spitzbogigen Fächern verziert. Am Dach gothisch profilierte Knaggen und waagerechte Windbretter. Bahnhofstrasse 31, Ecke Schilderstrasse.

Zweigeschossig, mit sechs Gefachen (Fig. 358—360). Das Erdgeschoss enthält Fenster mit Schiebeläden, welche von unten heraufgeschoben werden. Der auf der Unterseite geschweift ausgeschnittene Thürsturz trägt den Namen des Erbauers „Claus Mohts“. Nur über dieser Thür und dem daneben befindlichen kleinen Fenster bemerkt man noch geschnitzte Füllhölzer. An dem anderen Theile des Hauses ist der Winkel zwischen Wand und Setzschwelle durch ein schräges Gesimsbrett gefüllt, die Setzschwelle darüber trägt die Inschrift: „Wer Gott vertrawt hat woll gebawt im Himmel und auch auff Erden · Wer sich verlest auff Jesum Christ, dem muss der Himmel auch werden. Soli deo Gloria Anno 1622“. Die Brüstungsfüllungen sind mit Flachschnitzerei, die Füllungen der unteren Stielenden theilweise mit Kerbschnittverzierungen versehen. Beekstrasse 13.

Das zweigeschossige, sieben Gefach breite Gebäude ist im Erdgeschoss erneuert und zeigt im Uebrigen die Formen der Renaissance in handwerksmässiger Herstellung, aber ohne Fächerschmuck. Die einzigen Verzierungen bilden einige noch erhaltene Wulstkonsolen und schiffskehlförmige Füllhölzer. Beekstrasse 15.

Die dreigeschossige Front ist fast ganz erneuert. Von der alten Bauart ist die Schwelle des zweiten Stockes erhalten mit der Inschrift: „Also hatt Beekstrasse 19.

Gott die weltt geliebet, das er seinen einigen Sohn gab, auff das alle die an Ihn gleuben, nicht verloren werden, sondern das Ewige Leben haben. Joh. 3. Hans Marckwordt junior Anno 1614". Einige Wulstkonsolen und verzierte Füllhölzer sitzen unter dem sieben Gefach breiten Dachvorsprung.

Bergstrasse 2 und 3.

Dreigeschossig mit zwanzig Gefachen. Im Erdgeschoss ist rechts ein rundbogiger hölzerner Thorweg, links ein solcher aus Stein angeordnet. Zwischen den nicht vortretenden Balkenköpfen über dem Erdgeschoss sind verzierte, in der Mauerflucht liegende Füllhölzer angebracht und darüber in der Setzschwelle des ersten Stockes die Jahreszahl „Aō 1663". Die Setzschwelle des zweiten Stockes

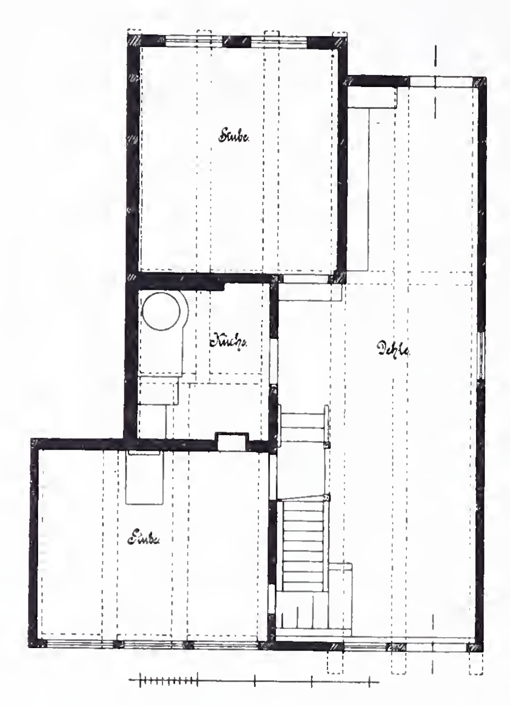


Fig. 358. Goslar, Beekstrasse 13; Grundriss.

ist mit zwei Reihen von Halbkreisen verziert und trägt auf dem linken Ende die Jahreszahl „Anno Domini MDLV". Die Balkenköpfe werden von Konsolen mit Kerbschnitzerei getragen und sind durch verzierte Füllhölzer verbunden. Die Brüstungsfläche darüber ist mit aneinander gereihten, über die Stiele und Füllbretter hinweglaufenden Fächerfüllungen bedeckt. Der Dachvorsprung wird von Wulstkonsolen getragen.

Aus den zwei Jahreszahlen und der Bauart ersieht man, dass der rechte Theil des (früher wahrscheinlich ganz massiven) Erdgeschosses 1663 durch eine Fachwerkwand ersetzt wurde.

Bergstrasse 5.

Das Hintergebäude auf dem Hofe des Steinhauses ist ein sehr grosses, dreigeschossiges Gebäude von vierzehn Gefach Breite, welches in grossen Abmessungen und aus starkem Holzwerk hergestellt ist. Das erste und zweite Stockwerk sowie

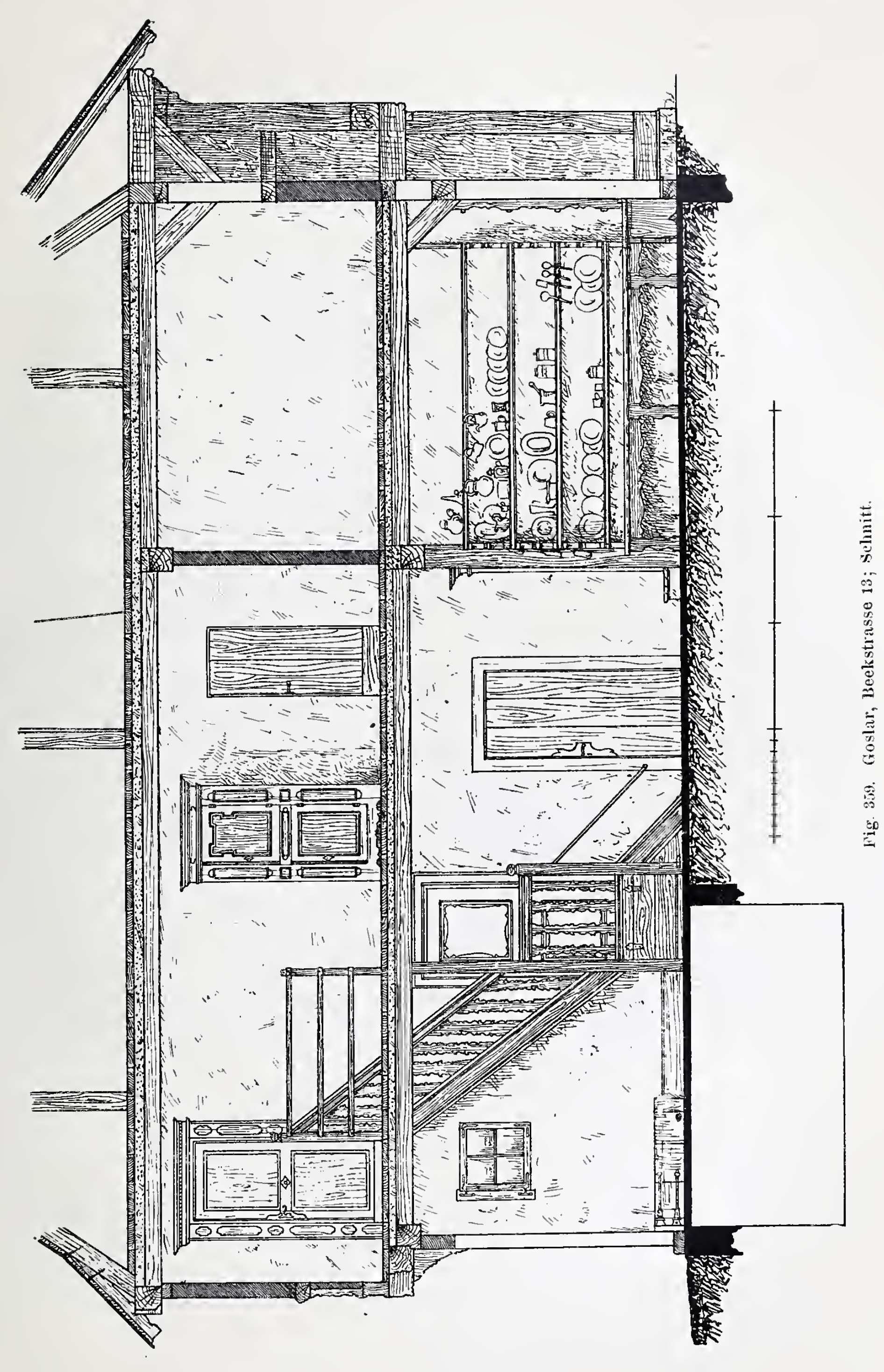


Fig. 359. Goslar, Beekstrasse 13; Schnitt.

das Dach kragen auf ausserordentlich wirkungsvoll geschnitzten Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern vor, während die langen Schwellen dieser beiden Geschosse mit Spruchinschriften in dekorativ wirkenden gothischen Kleinbuchstaben ausgestattet sind. Die Latten fehlen, die unteren Stielenden sind mit Füllungen versehen, die Brüstungsfelder sind jetzt glatt geputzt.

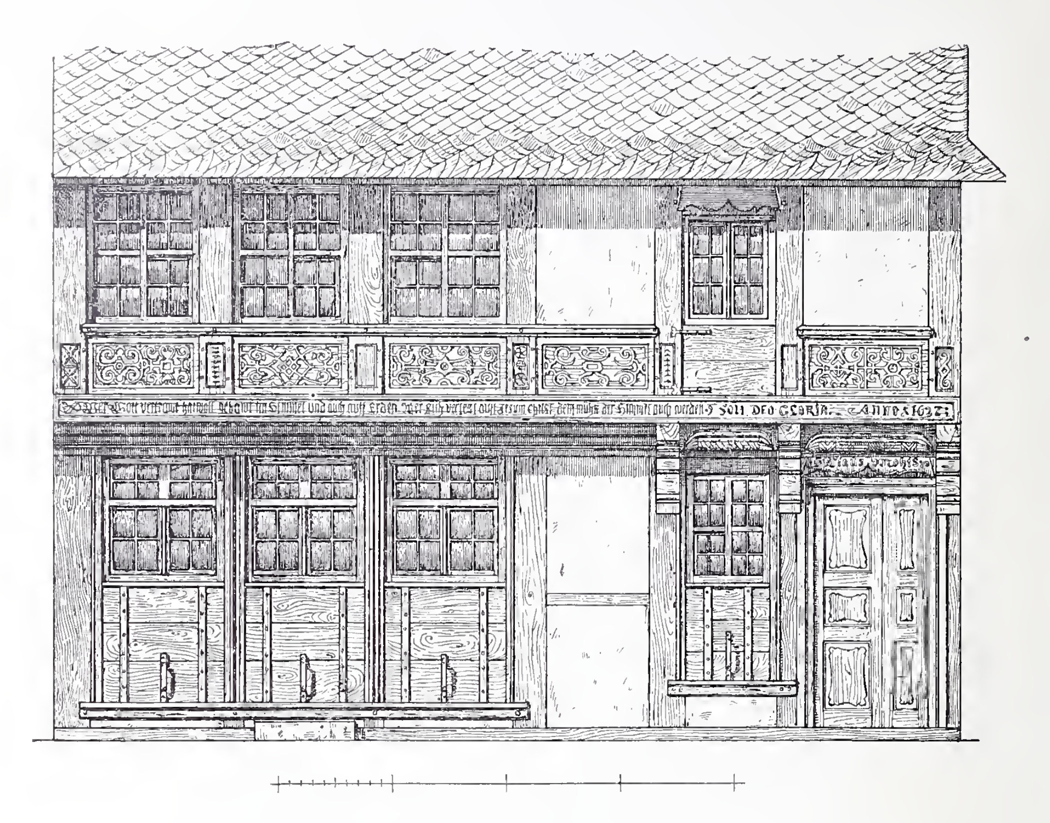


Fig. 360. Goslar, Beekstrasse 13; Ansicht.

Bergstrasse 7. Das erste Stockwerk dieses zweigeschossigen, sechs Gefach breiten Hauses ist vorgekragt, ohne Konsolen, hat zwischen den Balkenköpfen verzierte Füllhölzer und trägt auf der Schwelle die Inschrift „Hans Meyer: Anno 1662". Der Dachvorsprung ist glatt verschalt, die Fensterbrüstungen haben glatte Fussstreben, die Thür trägt den Charakter des XVIII. Jahrhunderts.

Bergstrasse 53. Dieses dreigeschossige, acht Gefach in der Hauptfront breite, durch seine Lage am Ende der Schreiberstrasse bevorzugte Haus (Fig. 361) ist ein besonders charakteristisches Beispiel eines Renaissancehauses. Die der Schreiberstrasse zugekehrte Hauptfront zeigt zur Hälfte noch die unteren zwei Geschosse in einer Flucht liegend. In der rechten Hälfte kragt das zweite Geschoss erkerartig vor, und diese Vorkragung setzt sich in der Seitenfront über deren ganze Länge fort. Das dritte Geschoss ist auf beiden Fronten gleichmässig weit vorgestreckt. Der Schmuck des Hauses besteht in kräftig geschnitzten Füllhölzern zwischen

den schlicht abgerundeten Balkenköpfen und dem Fächermuster der Fensterbrüstungen zwischen den mit rechteckigen Füllungen versehenen unteren Enden der Stiele. Die Setzschwellen sind in ihrer ganzen Ausdehnung mit dekorativ wirkenden Inschriften bedekt, welche von Hohlkehl- und Rundstabprofilen eingefasst sind. Die Inschrift der oberen Setzschwelle lautet an der Vorderseite:



Fig. 361. Goslar, Bergstrasse 53.

„Ist Gott für vns wer mag wider vns sein Welcher auch seins einigen sons nit hat verschonet Sonder hat ihn für vns alle dahin gegeben Romano · 8 · /“

Am Giebel nach der oberen Mühlenstrasse liest man auf der oberen Setzschwelle:

> Der herr behüte dich vor allem uebel, Er behüte deine seelle · der herr behüte deinen ausgang und eingang von nun an bis in Ewigkeit Psalm 12 · 1 · Alle werke des Herrn sind wunderbar.

Auf der unteren Schwelle lautet die Inschrift:

Setze deine Hoffnung auff Gott Der wirdt dir helffen aus aller not. Den wer Gott vertrawet der hatt woll gebauwet · Der gerechte muss vil leiden aber der herr hilft ihm.

Die Hinterseite des Hauses nach dem Hofe ist einfacher behandelt ohne Füllhölzer, Inschriften und Fächerschmuck.

Wohlerhalten ist an der Vorderseite die Thüreinfassung nebst dem Sturz mit zwei Wappen, dem Namen des Erbauers Mangnus Karsten und der Jahreszahl 1573. Darüber sieht man eine grosse Fächerrosette.

Hofgebäude zum Hause Bergstrasse 60. Das kleine, zweigeschossige Schuppengebäude von vier Gefach Breite hat im ersten Stock eine Schwelle mit Kreuzbandmuster und auf den Fensterbrüstungen eingekerbte Fächerzeichnung.

Breitestrasse 8, Erker im Hof. Der alte Erker hat früher einem anderen Hause, angeblich in der Hokenstrasse, angehört. Er hat drei Gefach Breite und ruht auf zwei alten Stielen mit unteren Füllungen und oberen verzierten Kantenstreifen sowie auf zwei Eckstielen mit tauartigen Rundstäben. Die von runden Balkenköpfen und verzierten Füllhölzern getragene Schwelle zeigt die Inschrift: „Ach Gott du / kanst wenden Das Seufzen den Elenden Ich hoff auff Gott vnd hab gedult Christus / · · · · ·“ Die zwei seitlichen Brüstungen sind mit Flachschnitzerei verziert. Die mittlere zeigt zwei von einem dazwischen stehenden Engel gehaltene Wappen und darunter die Inschrift: „Agness Mechthusen. G. W. H. V. R. W. A. L. Z. E. G.“ Die Füllungen der unteren Stielenden tragen die Jahreszahl 1614. Der Dachvorsprung ist mit Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern ausgestattet.

Domstrasse 6. Das kleine, dreigeschossige, sechs Gefach breite Haus ist im Erdgeschoss erneuert und trägt auf der Setzschwelle des ersten Obergeschosses die Inschrift: „Soli Deo Gloria § Gott Der Herr Bewahr dis Haus § Vnd all Die dar Gehenn Ein Vnd aus § Cyriacus Franckenberg me fieri fecit § Anno Domini § 1 § 5 § 75 §“. Die Vorsprünge des zweiten Obergeschosses und des Daches ruhen auf Wulstkonsolen ohne verzierte Füllhölzer.

Frankenbergerstrasse 18. Das stattliche, dreigeschossige Gebäude von zwölf Gefach Breite ist in etwas handwerksmässiger Weise in den üblichen Renaissanceformen ohne sonderlichen Aufwand und Schmuck erbaut, indem die Fussstreben glatt gelassen sind, die runden Balkenköpfe auf walzenförmigen Konsolen ruhen und durch verzierte Füllhölzer verbunden sind. Die Setzschwelle trägt eingekerbtes Kreuzbandmuster.

Frankenbergerstrasse 21. Die rechte Seite des ersten Stockes von vier Gefach Breite ist alt und in den Fensterbrüstungen mit Flachschnitzerei verziert. Eine derselben enthält den Namen des Erbauers „Wilhelm Struvi“ nebst der Jahreszahl 1627 und ein Wappenschild mit zwei gekreuzten beilförmigen Geräthen. Die Setzschwelle trägt die Inschrift: „Last vns im Himmel bawen vnd Gott vertrawen · Ich abr baw hie aus Noth vnd nicht aus Lust · wolt lieber verhaben sein der Vnkost. Anno 1627“. Die abgerundeten Balkenköpfe darunter sind durch kräftig geschnitzte Füllhölzer verbunden. An der rechten Ecke sitzt unter dem Balkenkopf ein Konsol mit zwei Wulsten. Die Schwelle über den abgerundeten Köpfen der Dachbalken ist nach der Form einer Schiffskehle abgekantet, unter

welcher ähnlich geschnitzte Füllhölzer sitzen, während die Konsolen unter den Balkenköpfen von den sonstigen Konsolbildungen ganz abweichende Formen zeigen (Fig. 362).

Das stattliche, zweigeschossige Gebäude von zwölf Gefach Breite, im Giebel acht Gefach tief, liegt an bevorzugter Stelle, ist durch eine steinerne Freitreppe mit geschwungenen Wangen ausgezeichnet, trägt auf den Fensterbrüstungen des ersten Stockes wirkungsvollen Fächerschmuck, in den Füllungen der Giebelseite je zwei Kreise und auf der Setzschwelle lange Inschriften. Die Inschrift der Vorderseite lautet: „Wer seine Hoffnung setzt zu Gott den verlest er nicht in der noth wiltdu das dirs sol gelingen, so vertraw ihm in allen dingen. Mein Anfang Mitt vnd Ende, setz ich Gott in deine Hende, stehe bei mir fruhe vnd spat, bis mein Leben ein Ende hat. Vnter Gottes Gaben ligt mein Schatz begraben, wen ders wil haben geschehen, mussen die leut zusehen“. An der Giebelseite liest man: „Gott der reich vnd Allmechtig ist, sol man vertrawen zu aller frist, es ihme befehlen allen, zu seinem Willen vnd Wolgefallen, Er ist der recht Hutr vnd Wechtersman, der Vngluck abwenden kan. Wer Gott vnd seinem Worte trawt, der hat hie vnd dort wolgebawt. Anno 1624“. Die Vorsprünge des ersten Stockes und des Daches sind mit verzierten Füllhölzern ausgestattet, der Dachvorsprung ausserdem mit Wulstkonsolen. Die Stiele haben unter der Latte Füllungen, oben verzierte Kantenstreifen. Der Dachgiebel ist beschiefert. Frankenberger Plan 11.

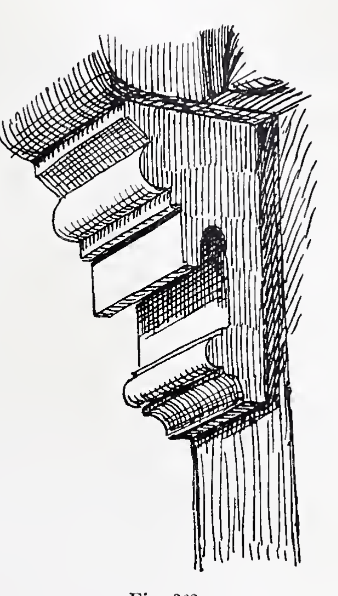


Fig. 362.
Goslar, Frankenbergerstrasse 21; Konsole.

Ueber dem Thorweg im Eckhause der Wallgasse und Glockengiesserstrasse ist im ersten Stock ein fünf Gefach breites Fachwerkgeschoss vorhanden, das in vier Brüstungsfeldern mit je zwei Kreisen und Sternen verziert ist und links eine Füllung mit Fächerschmuck hat. Die Schwelle ist mit Rahmenprofil versehen. Der Vorsprung des Fachwerkaufbaues und des Daches ist mit verzierten Füllhölzern ausgestattet, zu denen bei letzterem noch Wulstkonsolen hinzukommen. Ecke Glockengiesserstrasse und Wallgasse.

Links daneben ist im Erdgeschoss eine Steintafel mit zwei Wappen angebracht. Unter den Wappen enthält eine von zwei geflügelten Engelköpfen getragene Inschriftkartusche die Angaben: „Anno 1599. Johan von Usler Doctor, Vrsvla Diecks. s. E. H. Frowe“. Ueber der Steintafel ist ein halbkreisförmiger Stein in die Wand eingelassen, der in rechteckiger Oeffnung einen Männerkopf zeigt, daneben zwei Rosetten.

Dreigeschossig, mit vier Gefachen. Wulstkonsolen tragen die Balkenköpfe des zweiten Stockes und diese eine mit Kreuzbandmuster verzierte Setzschwelle. Glockengiesserstrasse 17.

Glocken-giesser-strasse 18. Das Haus ist dem vorgenannten gleichartig gestaltet.

Glocken-giesser-strasse 19. Das zweigeschossige, vier Gefach breite, kleine Haus hat kein vorkragendes Obergeschoss, doch sind die Füllhölzer zwischen den Balkenköpfen des ersten Stockes mit der sonst üblichen, aber abgeflachten Verzierung versehen, während unter dem Dachvorsprung sich Wulstkonsolen und voll ausgebildete Füllhölzer befinden.

Glocken-giesser-strasse 29. An dem kleinen, zweigeschossigen Häuschen von drei Gefach Breite sind von alten Stücken nur noch zwei Wulstkonsolen unter dem Dache erhalten.

Glocken-giesser-strasse 30. Dreigeschossig, mit sieben Gefachen. Die Vorkragung des zweiten Stockes und des Daches wird von Wulstkonsolen und kräftig verzierten Füllhölzern getragen und ist wie im ersten Stock unter den derb profilierten Fensterlatten mit Fächerfüllungen in den Fensterbrüstungen verziert (Fig. 363). Die Setzschwelle des zweiten Stockes trägt die Inschrift: „Soli deo gloria : Bartoldt · bethman · me fieri fecit · Anno domini : 1 : 5 : 6 : 7 : den 4 aprilis : “

Fig. 363. Goslar, Glockengiesserstrasse 30.

Die Lukenthür in der Mitte des zweiten Stockes hat geschweiften Sturz, und die unteren Stielenden daneben sind mit Füllungen versehen.

Glocken-giesser-strasse 31. Dreigeschossig, mit acht Gefachen. Die Bauart ist ganz wie die des Nachbarhauses No. 30, nur haben die Fensterbrüstungen nicht Füllungen in Fächerform, sondern rechteckige mit Flachschnitzerei. Die obere Setzschwelle trägt die Inschrift: „Wer Gott vertrawt · hat wol gebawt : im Himmel und auff Erden : Wer sich verlest auff Jesum Christ : Derselb wirdt selig werden : Anno : 1605“.

Auf einem Riegel der rechten Seite liest man: „Gott der Herr bewahre diss haus : Auch all die dar gehn Ein und aus“. Unter dem linken Theil des zweiten Stockes und dem Dache sitzen Wulstkonsolen. Ueber dem zweiten Stock tritt aus dem Dache eine mit Schiefergiebel versehene Luke vor.

Glocken-giesser-strasse 32/33. Das dreigeschossige, elf Gefach breite, grosse Haus ist im Allgemeinen ganz wie No. 30 behandelt, aber ohne Inschrift auf der Schwelle, die statt dessen ein Kreuzbandmuster trägt. Das hohe Schieferdach hat zwei alte Spitzgauben. Im Innern befinden sich zwei alte Stuckbalkendecken mit kreisförmigen Verzierungen.

Dreigeschossig mit sechs Gefachen. Das dritte Geschoss ist auf Wulstkonsolen zwischen reichgeschnitzten Füllhölzern vorgekragt; es besitzt eine profilierte Fensterlatte und einen auf geschweiften und profilierten gothischen Knaggen ruhenden Dachvorsprung, dessen Winkel durch schräge Windbretter gedeckt sind. Im ersten Stock sind die Fensterbrüstungen mit Füllungen in Flachschnitzerei verziert. Die Stiele der rundbogigen Thür tragen die Jahreszahl 1618, und der obere Riegel enthält die Inschrift: „Der Herr durch seiner Engel Schār dis haus u. Hoff alzeit bewar. Jobst Brauns“. Auf der unteren Setzschwelle des auf verzierten Füllhölzern vorgezogenen Erkers liest man: „Gott allein die Ehr · Mennigen hasset das er sieht, muss doch leiden, das es geschieht“. Das Haus ist erheblich älter, als die angebrachte Jahreszahl angiebt, und wurde 1618 mit einem neuen Untergeschoss nebst Auslucht versehen. Glocken-giesser-strasse 81.

Der linke Theil des Hauses ist ganz selbständig gebaut und enthielt früher auf der rechten, jetzt ganz erneuerten Seite in zwei Gefach Breite die Thür, während links vier Gefache im ersten Stock auf walzenförmigen Balkenköpfen und Füllhölzern ein wenig vorgezogen sind. Die Füllhölzer zeigen über einem schmalen Profil an der Unterseite Zahnschnittgesims. Die Schwelle hat glattes Rahmenprofil, und die Fensterbrüstungen sind mit glatten Fussstreben und Latte versehen. Der zweite Stock ist auf Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern kräftiger Bildung vorgekragt, die auch unter dem Dachvorsprung auftreten. Die Fensterbrüstungen des zweiten Stockes zeigen dieselbe Behandlung wie im ersten Stock.

Das kleine, zweigeschossige Eckhäuschen von sieben Gefach Breite hat keine Vorkragung des Obergeschosses und des Daches, fällt jedoch auf durch sechs Fensterbrüstungen des ersten Stockes, welche reiche Flachschnitzerei tragen. Auf der Schwelle darunter liest man die Inschrift: „Ich bin jungk gewesen vnd alt geworden vnd habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brott gehen. Er ist allezeit barmherzig vnd leidet gern psal. 37“. Die Fortsetzung der Inschrift auf der Schwelle der Giebelseite lautet: „Wer Gott vertrawet hat wol gebawet im Himmel vnd auf erden wer sich verlest vf Jesum“. . . . An der Gose 8.

Das kleine, zweigeschossige Gebäude von sechs Gefach Breite ist im Erdgeschoss erneuert und kragt im ersten Stock auf verzierten Füllhölzern vor. Die Schwelle trägt flaches Rahmenprofil und darunter glatte Fussstreben; der Dachüberstand ist mit Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern ausgestattet. Die Fensterlatte fehlt. An der Gose 29.

Das katholische Pfarrhaus der Jacobigemeinde hat nach der Pfarrgasse eine zweigeschossige Front von fünf Gefach Breite, deren erster Stock auf abgerundeten Balkenköpfen, walzenförmigen Konsolen und verzierten Füllhölzern vorkragt und auf der Setzschwelle die Inschrift trägt: „All dein anliegen wirff auff Got · bet hoff auff ihn in aller not · er wirt dir helffen frue und spät · 85“. Der Dachvorsprung hat Wulstkonsolen und verzierte Füllhölzer, die Thür im Erdgeschoss einen geschweift ausgeschnittenen Sturzriegel. Jacobi-strasse 1, katholisches Pfarrhaus.

Die Front nach der Jacobistrasse besitzt über einem neu hergestellten Erdgeschoss ein vier Gefach breites Fachwerkgeschoss ohne Vorkragung, dessen

Setzschwelle die Inschrift trägt: „Last · vns · das · zeitliche · verachten · vnd · nach · dem · ewigen · gute · trachten · 1585“. Die Fensterbrüstungen tragen ausser dem üblichen Fächerschmuck in den oberen Ecken kleine Kreise und in den Füllungen der unteren Stielenden sind die Buchstaben „S · Ja · ℭ · O · b ·“ (S. Jacob) angebracht (Fig. 364).

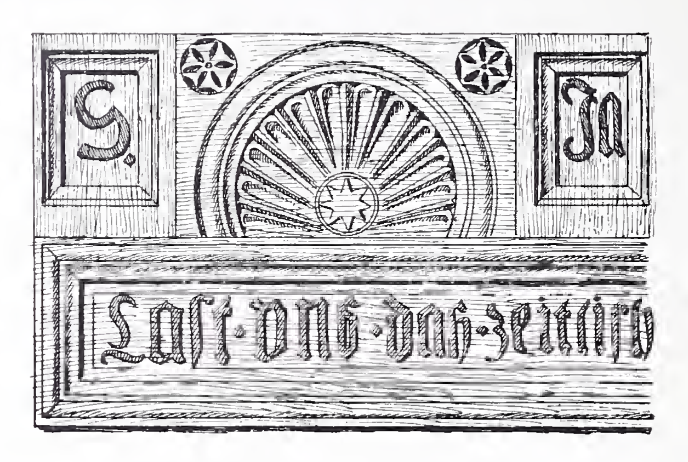


Fig. 364. Goslar, Jacobistrasse 1.

Jacobistrasse 7. Das dreigeschossige, acht Gefach breite Fachwerkhaus hat in dem mit dem Erdgeschoss fluchtrecht gebauten ersten Stock fünf mit Fächerschmuck verzierte Fensterbrüstungen und eine durchgehende Fensterlatte. Die abgerundeten Balkenköpfe des vorgekragten zweiten Stockes werden von Wulstkonsolen gestützt, sind durch verzierte Füllhölzer verbunden und tragen eine hohe Setzschwelle mit der in schönen Antiquabuchstaben gefertigten Inschrift: „Deus omnia providebit § qui credit habebit § Anno domini 1568 § Hieronimus § velimus § nolimus § senescimus“. Die Fensterbrüstungen tragen mit Ausnahme des vierten Feldes von links, wo die Luke war, Fächerschmuck. Der Dachvorsprung ist dem Vorsprung des zweiten Stockes gleichartig behandelt. Im Erdgeschoss sind auf einem Sturzriegel die Reste des früheren Rundbogens der Thür sichtbar.

Jacobistrasse 11 b. Das dreigeschossige, fünf Gefach breite Haus ist vernachlässigt und hat über den erneuerten zwei unteren Geschossen ein wenig vortretendes zweites Stockwerk, dessen hohe, mit Kreuzbandmuster verzierte Setzschwelle auf abgerundeten Balkenköpfen mit zwischenliegenden, verzierten Füllhölzern ruht. Unter der starken Fensterlatte sind die niedrigen Fensterbrüstungen mit Fächermuster verziert, und unter dem Dachvorsprung bemerkt man Wulstkonsolen mit verzierten Füllhölzern zwischen den Balkenköpfen.

Jacobistrasse 13. Das kleine, zweigeschossige Häuschen von nur drei Gefach Breite ist auf den glatten Wandflächen vollständig mit gepressten Blechtafeln beschlagen, so dass nur die gemalten und vergoldeten Wulstkonsolen, die geschnitzten Füllhölzer und über der Thür ein verzierter, waagerechter Sturz noch sichtbar sind.

Das kleine, dreigeschossige und nur fünf Gefach breite Eckhaus (Fig. 365) zeichnet sich durch eine sehr reich geschnitzte und wohl erhaltene Frontseite aus. Im ersten Stock tritt aus der sonst in einer Flucht liegenden Wand der zwei unteren Geschosse ein drei Gefach breiter Erker hervor, welcher ganz in dem typischen Renaissanceschmuck mit Fächermuster auf den Brüstungen Jacobistrasse 15.



Fig. 365. Goslar, Jacobistrasse 15.

der Fenster, rechteckigen Füllungen der Stiele dazwischen, Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern ausgestattet ist, und auf der an der Unterkante auch mit schmalem Schiffskehlwulst verzierten Setzschwelle die Inschrift trägt: „Truer nicht das Glück kimpt wunderbarlich Ob es gleich der Neider hat vill so gibt es Gott doch wem er will". Daneben auf der Wand sieht man den Namen „Harmen Schläbusch", darunter die Buchstaben „M B" und zwischen ihnen eine

Hausmarke in Form einer Hacke. In der rechten Ecke des Erdgeschosses ist noch der Scheitel der alten rundbogigen Thürumrahmung sichtbar und darüber ein voller Fächerkreis mit vier kleinen Kreisen in den Ecken angebracht. Das zweite Stockwerk ist auf Wulstkonsolen und Füllhölzern ebensoweit wie der Erker vorgekragt, so dass über dem letzteren und als Beweis, dass er gleichzeitig mit dem ganzen Haus angelegt wurde, diese Füllhölzer nur im flachen Relief nachgeahmt sind. Auf der an der Unterkante mit schmalem Schiffskehlwulst verzierten Setzschwelle liest man die Inschrift: „Gott der alle Dinge vermagk behut dis hauss zu nacht und tagk, Er woll vns auch geleiden wenn wir von hin sollen scheiden · Anno 1621". Die Brüstungsplatten sind mit je zwei grossen und zwei dazwischen gesetzten kleinen Kreisen verziert, die rechteckigen Füllungen der unteren Stielenden sind mit besonderen Verzierungen versehen, während die oberen Stielenden ausgestochene Kantenstreifen haben. Unter dem Dache bemerkt man Wulstkonsolen und verzierte Füllhölzer.

Jacobistrasse 17.

Das grosse, dreigeschossige und zehn Gefach breite Gebäude hatte in den in einer Flucht liegenden zwei unteren Geschossen einen grossen rundbogigen Thorweg, von welchem man noch den Scheitel sieht mit der Ueberschrift: „Harmen Kaho.... me fieri fecit: den 12.......".

Der Vorsprung des zweiten Stockes ist mit Brettern verschalt, und die Setzschwelle zeigt Spuren einer unleserlichen Inschrift. Die Fensterlatte ist halbrund und unter dem Dach sieht man stark beschädigte Wulstkonsolen und Füllhölzer. Die noch erhaltene Dehlenanlage (Fig. 366) ist schon oben beschrieben.

Jacobistrasse 23.

Das dreigeschossige, etwas vernachlässigte Gebäude enthält noch drei alte Gefache mit Fächerschmuck und Fensterlatte. Die Setzschwelle des auf Wulstkonsolen und Füllhölzern vorgekragten zweiten Stockwerkes trägt zum Theil in Lapidarbuchstaben, zum Theil in gothischen Kleinbuchstaben die Inschrift: „Floebile · Principium · melior fortuna · sequuta · est · Ein trauriger Anfang ge.... .... henni homeister me fieri fecit · Anno 1589 den 16. Aprilis".

Die Fensterbrüstungen tragen in Kerbschnittarbeit Kreise und ineinandergreifende Fächermuster. Die Stiele dazwischen sind mit rechteckigen Füllungen versehen. In der Mitte befindet sich eine Lukenthür mit Windevorrichtung über dem in Form von Vorhangbögen ausgeschnittenen Sturz. Der Dachvorsprung hat Wulstkonsolen und schräge Windbretter.

Jacobistrasse 32.

Das zweigeschossige, aus zwei Theilen bestehende Gebäude von zusammen neun Gefach Breite, welches im rechten Theil des Erdgeschosses und im grossen Dacherker erneuert ist, zeichnet sich durch besonders wirkungsvolles Schnitzwerk an den verzierten Füllhölzern aus, welche nebst den Wulstkonsolen den einzigen Schmuck des Hauses bilden. Auf einem Riegelholz im Erdgeschosse, welches vermuthlich früher über dem Thorweg lag, steht die Jahreszahl 1621.

Kettenstrasse 11, 24 und 26.

Die drei Häuser No. 11, 24 und 26 der Kettenstrasse gehören der Renaissancezeit an. Die beiden ersteren sind zweigeschossig und je sieben Gefach breit; sie haben Wulstkonsolen und verzierte Füllhölzer. No. 26 ist dreigeschossig, sechs Gefach breit und trägt auf der Setzschwelle die Inschrift: „Gott · der · alle · Dinge · vermagk · Behüt · dis · haus · zu · nacht · vnd · Tagk ·

Er · wolle · vns · auch · geleiden: Wañ · wir · vā · hiñ · sollen · scheiden · Daniel · Dewendt · Anno · 1613".

Zweigeschossiges Fachwerkhaus von acht Gefach Breite, welches auf dem neuen Erdgeschoss ein schwach vortretendes erstes Stockwerk trägt. Die Fensterbrüstungen unter der Fensterlatte tragen Fächerschmuck, und die Setzschwelle ist mit übereckgestellten Quadratschnitten gemustert. Knochenhauerstrasse 1.

Das im Erdgeschoss erneuerte Häuschen hat über dem Vorsprung des ersten Stockes eine Schwelle, welche an der Unterkante mit schmaler Schiffskehle in den Balkenfeldern, über den Balken mit je zwei Sternen verziert ist und Liebfrauenberg 6.



Fig. 366. Goslar, Jacobistrasse 17; Dehle.

darüber die Inschrift trägt: „Wer Gott dem Herrn vertrawen kann : der bleibt ein vnverdorben mann · Henni : Heinen : 1601". Die unteren Stielenden sind zwischen den unverzierten Fensterbrüstungen mit rechteckiger Füllung versehen, die oberen Enden der Stiele tragen verzierte Kantenstreifen, und der Dachvorsprung ist mit Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern ausgestattet.

Das dreigeschossige, fünf Gefach breite Haus hat im ersten Stock der zwei unteren, in einer Flucht liegenden Geschosse einen drei Gefach breiten, flachen Erkerausbau auf Wulstkonsolen mit verzierten Füllhölzern. Auf der Setzschwelle steht die inschriftliche Bauurkunde: „Henni Heine hat mich gebawen mit Catrin Schwartzrock seiner frawn. Got las sie leben lange Jahr, vnd schütze mich für Feursgefahr". Auf dem Thürsturz liest man zwischen Liebfrauenberg 8.

den Anfangsbuchstaben des Erbauers H. H. die Jahreszahl 1614. Der zweite Stock kragt auf Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern vor und trägt auf der Schwelle die Inschrift: „Ich bin jungk gewesen vnd Alt worden vnd habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brodt gehen. Bleib fromb vnd halte dich recht so wird dirs wolgehen“. Die Fensterbrüstungen haben als Schmuck je zwei Kreise, und die unteren Stielenden sind mit Füllungen versehen, welche kreisförmige Verzierungen enthalten, ebenso wie am Erker. Die oberen Stielenden über der breiten Latte haben verzierte Kantenstreifen, der Dachüberstand ist mit Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern ausgestattet.

Marktstrasse 16. Das dreigeschossige, zehn Gefach breite Gebäude bildet in der Front einen Knick und ist in den zwei unteren, in einer Flucht liegenden Geschossen erneuert. Doch sind die unter dem Vorsprung des zweiten Stockes angebrachten verzierten Füllhölzer noch erhalten. Die Schwelle zeigt das häufig wiederkehrende Motiv des Kreuzbandes mit kleinen kreisförmigen Verzierungen in den übereckstehenden Quadraten. Die Stiele sind unter der jetzt fehlenden Fensterlatte mit rechteckigen Füllungen versehen. Der Dachvorspruug ist glatt verschalt.

Marktstrasse 38. Das jetzt zweigeschossige, neun Gefach breite Gebäude hat neuerdings ein vollständig neues, massives Untergeschoss erhalten. Der zweite Stock, aus sehr starken Hölzern hergestellt, kragt auf runden Balkenköpfen und verzierten Füllhölzern vor und hat auf der Schwelle, wie das gegenüberliegende Haus No. 16, Kreuzbandmusterung. Die Latte fehlt, und der Dachvorsprung ist mit verzierten Füllhölzern versehen.

Obere Mühlgasse 10. Das an der Ecke der „Oberen Mühlgasse“ und „An der Gose“ liegende zweigeschossige Gebäude von sechs Gefachen an der Langseite und ebensovielen an der Giebelseite ist sehr verwittert und im Erdgeschoss erneuert. Der Vorsprung des ersten Stockes ist auf der Langseite nach der Oberen Mühlgasse verschalt, an der Giebelseite aber noch mit den verzierten Füllhölzern versehen. Die Fensterbrüstungen sind auf beiden Seiten mit Fächermustern verziert, und die unteren Stielenden tragen Füllungen. Die Inschrift auf der Schwelle ist jetzt nicht mehr leserlich; der Eckstiel ist mit tauförmigem Rundstab an der Ecke verziert, der Dachvorsprung mit Wulstkonsolen und Schrägbrettern ausgestattet.

Peterstrasse 17. Das kleine, dreigeschossige Häuschen von fünf Gefach Breite, welches an dem Vorsprung des zweiten Stockes und des Daches in den Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern die Merkmale der Renaissancezeit trägt, zeichnet sich dadurch vor allen anderen Goslarischen Gebäuden aus, dass es laut Inschrift auf der Setzschwelle: „Diss haus stehet in Gottes Handt Vnd ist zum grunen korbiss genant · Philippus Korber Anno 1607“ eine besondere Namensbezeichnung besitzt, wie solche früher viele Häuser trugen.

Peterstrasse 27. Das Haus Peterstrasse 27 ist nicht nur durch seine malerische äussere Erscheinung und Lage bemerkenswerth, sondern auch dadurch, dass es das einzige eingeschossige Haus von Bedeutung ist und die als Eingang dienende spitzbogige Thür noch die ursprüngliche Einfassung besitzt, welche mit kleinen Sternen in dem umlaufenden Profil besetzt ist. Der Thürsturz trägt die Inschrift:

„Hilf Godt avs Nodt · 1582 · Abgvnst ist gros“. Der Dachgiebel kragt auf einfachen Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern weit vor. Links neben der Thür tritt ein kleiner Erker aus der Front heraus von zwei Gefach Breite und mit einem Pultdach abgedeckt, das auf Balkenköpfen zwischen verzierten Füllhölzern ruht.

Das dreigeschossige, sechs Gefach breite Gebäude, jenseits der künstlichen Führung der Gose errichtet, ist in den in einer Flucht liegenden zwei unteren Geschossen erneuert. Zwischen den runden Balkenköpfen sind die verzierten Füllhölzer noch erhalten, die Konsolen fehlen. Die Setzschwelle des zweiten Stockes trägt in rahmenförmigem Profil die Inschrift: „Wer Got vertrawet § der hat Wol gebawet Steffen Volckmar 1567“. Die Brüstungen der Fenster im zweiten Stock haben Fächerschmuck zwischen den mit Füllung versehenen, geschnitzten Stielen unter der profilierten Latte. Der Dachvorsprung ist mit Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern geschmückt. Peterstrasse 29.

Das dreigeschossige, fünf Gefach breite Gebäude ist ebenso wie No. 29 auf dem rechten Ufer der künstlichen Hochführung der Gose erbaut. Ueber den erneuerten zwei unteren Geschossen trägt die Schwelle des zweiten Stockes in schönen grossen Lapidarbuchstaben die Inschrift: „Benedic Domine domum istam et omnes habitantes in ea · Habitatio nostra est in coelis · 1571 A. B“. In vier Fensterbrüstungen sitzen je zwei Fächermuster unter sehr flacher, profilierter Fensterlatte. Neben der Lukenthür im zweiten Felde von rechts ist die schmale Brüstung mit eingeritzten Kreisverschlingungen verziert. Der Dachvorsprung ist glatt verschalt. Peterstrasse 31.

Das stark veränderte, dreigeschossige Gebäude von sieben Gefach Breite macht wegen der nur geringen Vorkragung im ersten Stock einen unscheinbaren Eindruck, zeichnet sich aber aus durch das vereinzelt vorkommende Zahnschnittmotiv, welches auf der Setzschwelle und den Fensterbrüstungen des ersten Stockes und an den Füllhölzern unter dem Dachvorsprunge angebracht ist. Die abweichend von der sonstigen Form gebildeten schmalen Dachkonsolen sind vermuthlich neu. Schilderstrasse 19.

Das stattliche, dreigeschossige Gebäude von zehn Gefach Breite in der Hauptfront an der Schilderstrasse und neun Gefach Breite in der Giebelseite an der oberen Schildwache liegt ähnlich dem Mönchehause so, dass es die untere breite Strecke der Schilderstrasse nach Westen abschliesst, während die obere schmale Strecke dieser Strasse an der Langseite desselben weitergeht. Die zwei mittelsten Gefache des Erdgeschosses nimmt die rundbogige, mit verzierter Einfassung versehene, breite Thür ein, deren Sturz die freundliche Inschrift trägt: „Pax intrantibus · Salus exeuntibus“. Von den beiden, in einer Flucht liegenden unteren Geschossen zeichnet sich das obere durch reiche Flachschnitzerei in den Brüstungsfüllungen aus, deren letzte an der freien Ecke zwei Wappen mit den Buchstaben „A. R.“ und „J. O.“ trägt. Die Füllungen der unteren Stielenden enthalten verschiedene Verzierungen, während die oberen Stielenden mit verzierten Kantenstreifen versehen sind. Das zweite Stockwerk kragt kräftig vor auf Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern und trägt auf der Setzschwelle die Inschrift: „Wer Gott vertrawet hatt woll gebawet im Schilderstrasse 23, Eckhaus obere Schildwache.

himmell vnd auff Erden · Wer sich verlest auff Jessum Christ, dem mues der Himmel werden. In Unglück · · · (eine lange Strecke ist unsinnig mit schwarzer Farbe nachgemalt) · · · · Andreas Rusack. Año 1602". Der obere Theil des zweiten Stockes und der Dachvorsprung sind dem ersten Stock gleichartig behandelt. Der Giebel nach der oberen Schildwache zeigt die gleiche Bauart wie die Langseite, nur folgt auf das zweite Stockwerk in gleicher Flucht eine ganz schlicht behandelte Fachwerkswand des unteren Dachgeschosses, über welchem der schwach gewalmte und beschieferte Dachgiebel ansetzt. Die Setzschwelle des zweiten Stockes trägt die mahnende Inschrift: „Wer will straffen mich vnd die meinen der sehe erst auff sich vnd die seinen · Findet er daran kein Gebrech · So komme ehr dan vnd straffe mich · Hastu gerechtigkeit lieb · So vertheding keine bossheit · Sihe nicht an die person · Lass werden jedem seinen Lohn".

Schilderstrasse 36

Kleiner, zweigeschossiger Bau von drei Gefach Breite ohne Vorsprung, mit flach geschnitzten Füllhölzern, Verzierung der Schwelle mit Doppelbögen und der Fensterbrüstungen mit Fächern und Kreisen in Kerbschnitt. Die Füllungen der unteren Stielenden sind mit besonderen Verzierungen versehen, und die Fensterlatte hat die übliche Profilierung mit Rundstab und Kehle.

Schreiberstrasse 1, Eckhaus Bergstrasse.

Der rechte Theil des Gebäudes bildet die Ecke nach der Bergstrasse (vergl. Fig. 361, das vorspringende Haus links), ist zweigeschossig, hat sechs Gefach Breite und ist in den Formen der Renaissance gehalten. Am Kellergeschoss bemerkt man ein Fenster, aus einem Stein gearbeitet, mit zwei schmalen Rundbogenöffnungen, von denen jede einen senkrechten Gitterstab hat. Das auf Wulstkonsolen und verzierten Füllhölzern vorgekragte erste Stockwerk hat auf der Setzschwelle Kreuzbandmuster, in den Fensterbrüstungen Fächerschmuck und auf den Stielen dazwischen rechteckige Füllungen, darüber eine Fensterlatte. Die Füllhölzer unter dem Dachvorsprung zeichnen sich durch eine kräftige Auskehlung aus. Die fünf Gefach breite Seite nach der Bergstrasse ist ebenso behandelt.

Schuhhof 4

Das dreigeschossige Fachwerkhaus (Fig. 367) von zehn Gefach Breite ist neu bemalt. Der erste und zweite Stock ist auf vorstehenden Balkenköpfen vorgekragt, zwischen denen sich kräftig geschnitzte Füllhölzer befinden. Unter dem zweiten Stock und Dachvorsprung sind Wulstkonsolen mit Schuppenverzierung angebracht. Die Fensterbrüstungen der zwei oberen Geschosse sind mit barockem Rankenwerk, fratzenhaften Gebilden, geflügelten Engelköpfen u. A. gefüllt. In einem Brüstungsfelde des ersten Stockes bemerkt man über einem zwei Wappenschilde einschliessenden Kranze die Buchstaben „A · B" und „M · H ·" Die Setzschwelle des ersten Stockes trägt die Inschrift: „Herr verzeihe mir meine Sünde, stercke meinen glauben, segne mein vermogen, las dir gefallen das werck meiner hände, zerbrich den rücken meiner feinde, die mich ohn Ursach hassen, las sie nicht aufkommen, sondern zu schanden werden · Deuter · 1633". Die Stiele sind im unteren Theil mit Füllungen und oben mit verzierten Kantenstreifen versehen.

Schuhhof 5.

Das daneben befindliche, nur vier Gefach breite, theils drei, theils vier Geschosse hohe Haus enthält im zweiten Stock drei im Charakter des Hauses No. 4 verzierte Fensterbrüstungsfelder.

Das zweigeschossige Gebäude, hat im ersten Stock einen acht Gefach breiten, alten Fachwerkstreifen (Fig. 368) mit fein geschnitzten Füllhölzern. Die hohe Setzschwelle trägt die Inschrift: „Ach Gott wie geht das immer zu, Das mich einer Hasset den ich nichts thue, undt sich so sehr bei Kümmert Wort-strasse 8.



Fig. 367. Goslar, Schuhhof 4.

umb mich da er doch genung zu thun hat vor sich, mir nichts gönnet, und nichts thut geben, mus doch leiden das ich lebe · $\frac{16}{48}$“. Die rechteckigen Füllungsbohlen der Fensterbrüstungen sind auf ihrer ganzen Fläche mit Flachschnitzerei und die unteren Enden der Stiele mit eingestochenen Füllungen versehen, welche an den vier letzten Stielen der rechten Seite ein Winkelmaass, verschlungene Buchstaben und Schnörkel enthalten. Die Eckstiele haben an den

äusseren Ecken tauförmig verzierte Rundstäbe, die anderen Stiele haben verzierte Kantenstreifen. Der Dachvorsprung ist mit Wulstkonsolen und fein geschnitzten Füllhölzern ausgestattet.

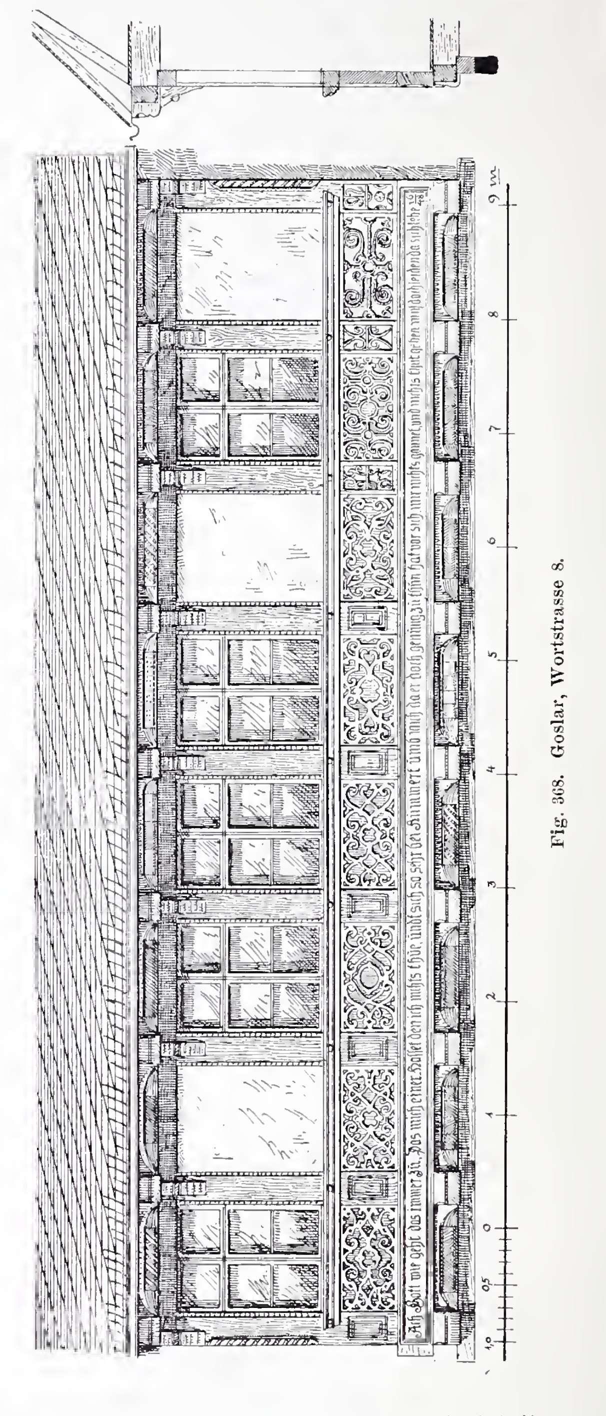


Fig. 368. Goslar, Wortstrasse 8.

Wortstrasse 11.

Das dreigeschossige, sechs Gefach breite Gebäude (Fig. 369) ist in den zwei Untergeschossen theilweise erneuert, wobei jedoch die kreisförmige Fächerverzierung über der Thür und eine alte, allerdings in der Lage veränderte Schwelle erhalten blieben. Letztere trägt die Inschrift: „Wir bawen hir alle feste Vnd seind doch fremde geste. Da wir sollen Ewig sein Da bawen wir gar weinig ein An 1617“. Ueber der Schwelle sieht man noch die Stücke von vier abgeschnittenen Pfosten. Zwischen den Fenstern des ersten Stockes sind die alten, mit verzierten Kantenstreifen versehenen Pfosten noch vorhanden. Wulstkonsolen stützen die mit Rundstab profilierten Balkenköpfe des zweiten Stockes, dessen Schwelle die Inschrift hat: „Zu diesem Haus Herr Jesu Christ Dein Segen gib Zu aller frist Lass alles darin gedein woll So ist es deiner gnaden voll · Was du segenst bleibt bestehen · Ohn dein hülff thut alles vergehn · Hinrich Roseman“. Die Fensterbrüstungen sind in unregelmässiger Folge in drei Gefachen mit Fächerschmuck, in zweien mit je zwei grossen und mehreren kleinen Kreisen in Kerbschnitt versehen. Die unteren Enden der Stiele haben Füllungen mit kleinen Verzierungen darin, der Dachvorsprung ist mit Wulstkonsolen und, wie auch die Vorkragung des zweiten Stockes, mit fein geschnitzten Füllhölzern ausgestattet.*)

*) Im Erdgeschoss fehlt in der Zeichnung rechts der Eckstiel des neuen Fachwerks.

Uebergang von der Renaissance zum Barock.

Fast noch verschwommener als der Uebergang von der Gothik zur Renaissance ist der Uebergang zum Barock. Schon 1633 finden sich am Hause Schuhhof 4 Anklänge an Barockformen in den Zerrbildern der Brüstungsfüllungen, doch zwang die frühe Zeitlage und die sonstige Formgebung an diesem Hause, es noch der Renaissancegruppe einzureihen.

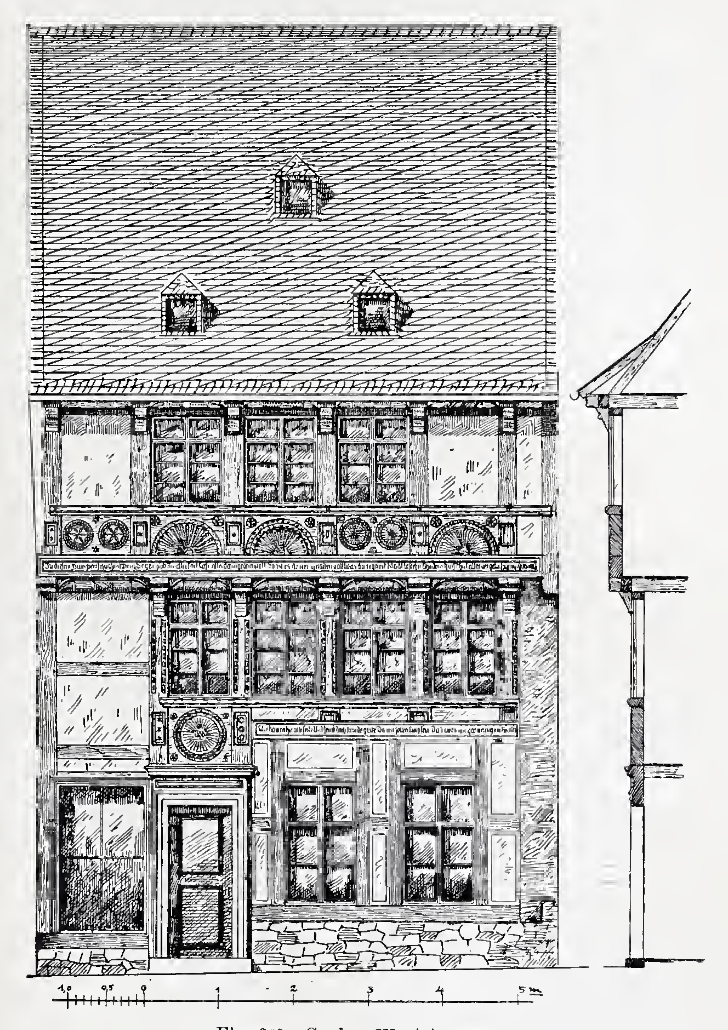


Fig. 369. Goslar, Wortstrasse 11.

Abzuchtstrasse 3.

Das dreigeschossige, vier Gefach breite Häuschen fällt auf durch den Schmuck der Fensterbrüstungen des ersten und zweiten Stockes, der aus gekreuzten Streben besteht, und durch die Verzierung der Füllhölzer mit freiem Blattwerk im Rahmen der typischen Schiffskehle. Die Inschriften in kleinen Buchstaben auf den Schwellen lauten im ersten Stock: „Auxilium Domini sit Inimicis terror · Julius Wilm Diestelhoff · Anna Hedewig Ventess“, im zweiten Stock: „1652 · Der her bewar Meinen ein- vnd ausgang“.

Beek-strasse 20. Das zweigeschossige, sechs Gefach breite Gebäude hat ein ohne Konsolen vorgekragtes erstes Stockwerk, dessen Schwelle unten mit schmaler Schiffskehlabkantung, oben mit Profil versehen ist und auf abgerundeten Balkenköpfen zwischen verzierten Füllhölzern ruht. Die Fensterbrüstungen sind mit je zwei Strebenkreuzen gefüllt, und die breite Fensterlatte, mehrgliedrig profiliert, hat grosse runde Nagelköpfe auf den Stielkreuzungen. Der Dachvorsprung wird von einem durchgehenden Gesims gebildet.

Glocken-giesser-strasse 3. Das zweigeschossige Gebäude besteht aus zwei verschiedenen Theilen von je sieben Gefach Breite. Der rechte Theil des Hauses besitzt einen giebelgekrönten Erker im ersten Stock und Dach, Fächerfüllungen in den Fensterbrüstungen des ersten Stockes mit Ausnahme der drei Gefache auf der rechten Seite und am Erker; letztere sind mit geschnitzten Kreisverschlingungen gemustert, welche Schwelle, Stiele und Brüstungsfüllungen gleichförmig bedecken. Der Vorsprung des ersten Stockes ruht auf starken Wulstkonsolen und der Erker auf glatten Konsolstreben. Die Fenster im ersten Stock des Erkers sind mit Profilen umzogen, der zweite Stock desselben hat eine in Felder getheilte Schwelle und in den zwei Fensterbrüstungen darüber drei dicht aneinandergereihte Fächer unter einer starken Latte. Der linke Theil des rechten Gebäudes hat über der gefelderten Schwelle auf den Fensterbrüstungen dicht aneinanderschliessende Fächer. Der Dachvorsprung ruht auf Wulstkonsolen.

Das links liegende Gebäude hat auf massivem Erdgeschoss ein erstes Stockwerk, dessen Vorsprung mit schrägem glatten Brett geschlossen ist. Die Schwelle trägt das Kreuzbandmuster, die Fensterbrüstungen Fächerschmuck zwischen den rechteckigen Füllungen der Stiele, und das Dach ruht auf Wulstkonsolen.

Im Innern des Hauses sind einfarbige Malereien von Landschaften und geschichtliche Darstellungen auf den Füllungen einiger Thüren und der Treppenbrüstung bemerkenswerth, ferner ein alter Schrank mit ähnlicher Bemalung und hübsch verzierte Thürschlösser mit verschiebbarer messingener Deckplatte.

Glocken-giesser-strasse 25. Das zweigeschossige, vier Gefach breite Gebäude trägt auf der Setzschwelle die Inschrift: „Gott der Herr bewar diss haus · Auch All die dar gehn Ein vnd Aus. henni Warnken 1666" und darunter waagerecht profilierte Balkenköpfe.

An der Gose 13. Das zweigeschossige, kleine Haus von sechs Gefach Breite ist im Erdgeschoss erneuert und zeigt im ersten Stock, welcher auf runden Balkenköpfen und Füllhölzern mit schmaler Schiffskehlverzierung vorkragt, schon die gebuckelten Fussstreben der Barockzeit unter einer flach profilierten Latte, während unter dem Dachvorsprung noch die verzierten Füllhölzer der Renaissance bemerkbar sind.

Schilder-strasse 12, katholische Volksschule. Das stattliche, viergeschossige Gebäude von fünfzehn Gefach Breite bildet die Ecke nach der unteren Schildwache und hat über den zwei unteren, in einer Flucht liegenden Geschossen noch zwei gleichmässig vorkragende Stockwerke. Das zweite Stockwerk kragt ohne Konsolen auf Balkenköpfen mit Rundstabprofil nur wenig vor. Die zwischen den Balkenköpfen angebrachten Füllhölzer sind anscheinend in drei Theilen gearbeitet, so dass das mittlere

Stück mit dem walzenförmigen Theil der Schiffskehle nicht genau an die beiden spitz auslaufenden Seitentheile anschliesst. Ueber der an der Unter- und Oberkante mit schwachem Profil versehenen, sonst glatten Setzschwelle sitzen vierzehn Fensterbrüstungen mit barocker Flachschnitzerei, welche nach zwei Axen symmetrisch gezeichnet ist. Das dritte Feld von rechts enthält die Lukenthür mit geschweiftem Sturz. Der dritte Stock ist ebenso behandelt, nur ruht die Vorkragung auf Wulstkonsolen, von denen sechs die Schrift und die Ziffern der Jahreszahl „Anno 1660“ tragen. Der Dachvorsprung ist in gleichartiger Weise behandelt. In dem barocken Rankenwerk der Brüstungen fehlen die sonst daselbst vorkommenden fratzenhaften Gebilde.

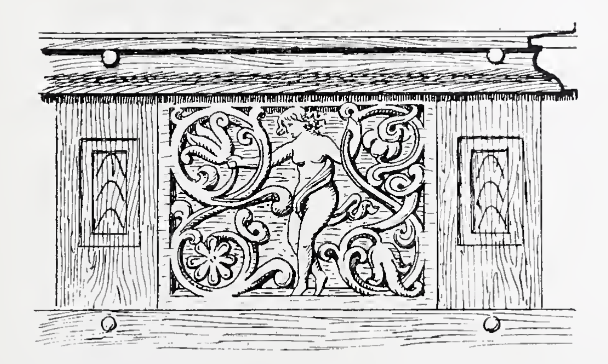


Fig. 370. Goslar, Bäringerstrasse 1.

Viergeschossig, mit fünf Gefachen. Ueber dem erneuerten Erdgeschoss treten die drei oberen Geschosse um schwache Balkenstärken vor. Das zweite und dritte Geschoss zeichnen sich durch reich geschnitzte Fensterbrüstungen (Fig. 370) aus, in denen vorwiegend Rankenwerk, in einem Felde auch mit einer Figur, die Motive bildet. Die Setzschwellen sind ebenso wie die Fensterbrüstungsriegel mit schmalen Profillatten versehen. Das oberste Geschoss zeigt schlichtes Fachwerk mit Fussstreben. Barock. Bäringerstrasse 1.

Das zweigeschossige Gebäude von sieben Gefach Breite ist bemerkenswerth durch eine alte Thürverdachung, welche unter dem Gesims die Inschrift trägt: „Hans Justus Driebel Catharina Maria Losen 1687“. Das Fachwerk des ersten Stockes ist in den nüchternen Formen des Barock behandelt, der Dachvorsprung durch ein mehrgliedriges Gesims gebildet. Beekstrasse 18.

Das Haus bildete ursprünglich wohl mit No. 12 und 13 zusammen ein grosses Gebäude und zeichnete sich vor wenigen Jahrzehnten noch durch eine eigenthümliche Dehlenanlage aus (Abbildung bei Mithoff, Archiv, XXXIII, No. 633). Diese ist leider jetzt durch einen neueren Umbau vernichtet, und das Haus besitzt als Besonderheit nur noch den dreiseitigen Erker im ersten Stock, der von zwei geschwungenen Streben gestützt wird und sein haubenförmiges Spitzdach an den beschieferten Giebel lehnt, welcher sechs Gefache überspannt. Die Bauart ist die nüchterne des XVIII. Jahrhunderts. Bergstrasse 11.

Berg-strasse 61.

Das zweigeschossige, fünfzehn Gefach breite, stattliche Gebäude ist im Erdgeschoss vollständig erneuert. Die Vorkragung des ersten Stockes ruht auf Konsolen, wie solche sonst nur noch an der Hinterseite des Hauses Marktstrasse 26 vorkommen. Die Füllhölzer sind mit schlichtem Schiffskehlprofil versehen, ebenso die Schwelle mit einfachen Profilen. Nur die Fensterbrüstungen zeichnen sich aus durch ein sonst nicht wiederkehrendes Füllungsmotiv, das aus grossen Blumen und Fruchtzweigen auf schuppenförmig geschnitztem Blättergrunde besteht (Fig. 371). Die unteren Stielenden unter der breiten, mit grossen rundköpfigen Holznägeln befestigten Latte sind mit Füllungen versehen, und unter dem Dachvorsprunge sitzen zwischen den abgerundeten Balkenköpfen nur schmale Schrägbretter.

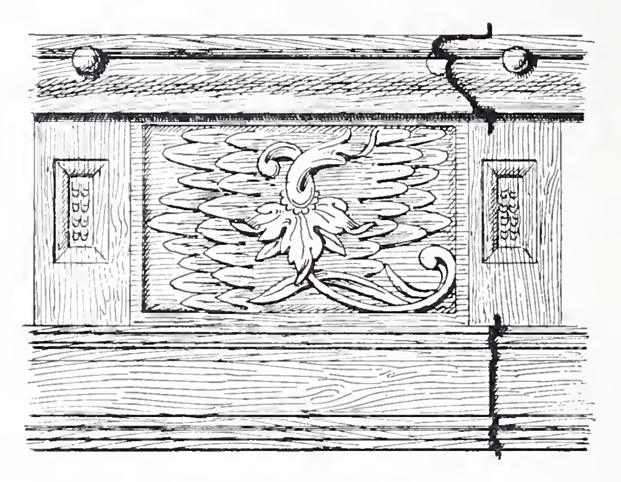


Fig. 371. Goslar, Bergstrasse 61.

Forststrasse, Ecke der Frankenbergerstrasse.

Im zweiten Stock dieses alten Steinhauses (vergl. S. 348) ist an der rechten Ecke ein drei Gefach breiter Fachwerkstreifen in die Mauerflucht eingebaut und mit reicher Barockschnitzerei auf den Fensterbrüstungen und Stielen verziert. Auch die Fensterlatte ist mit Schnitzerei versehen, und die Setzschwelle trägt die mit verschnörkelten grossen Buchstaben geschmückte Inschrift: „Befehl Dem Herrn Deine wege Und Hoffe auff ihn Er wirds wol machen Psalm XXXV“. Die mittlere Fensterbrüstung enthält in einem Blätterkranz zwei Wappenschilde mit der Unterschrift: „Tile Reinecken“ und „Agneta Cvrds“. Auf dem Helm des linken Schildes ist eine Hausmarke erkennbar. In dem Schnitzwerk sind einige Fratzen angebracht (Fig. 372).

An der Gose 12.

Das schon etwas nüchtern behandelte Häuschen von zwei Geschoss Höhe und sechs Gefach Breite ist im Erdgeschoss erneuert, hat aber noch den alten Thürsturz mit den Anfangsbuchstaben der Erbauer „H P“ und „H. B.“ und der Jahreszahl 1687. Die Schwelle des ersten Stockes über den glatt profilierten Füllhölzern ist an der Unterkante in Form der Schiffskehle abgefast und hat darüber ein glattes Profil. Die Fussstreben haben schon die gebuckelte Form, die Latte ist flach profiliert, die Balkenköpfe und Füllhölzer unter dem Dachvorsprung haben dieselbe Form wie unter dem ersten Stock.

Dreigeschossig, mit elf Gefachen und drei solchen rechts im Erker, welcher im ersten Stock beginnt und noch ein Stock über das Dachgesims höher geführt ist. Alle drei Geschosse liegen in einer Flucht, nur das Dach ladet auf sehr weit vortretendem glatten Gesims weit aus. Die Brüstungen sind mit gebuckelten Fussstreben und profilierter Latte ausgestattet, die im zweiten Stock neuerdings bei jedem Fenster zur Vergrösserung desselben nach unten heruntergekröpft ist. Hoheweg 4.



Fig. 372. Goslar, Forststrasse, Ecke der Frankenbergerstrasse.

Eine Thür mit reicher, schwerer Barockschnitzerei auf der aus Pfeilern und Architravgesims bestehenden Einfassung und auf den mit vielfach verkröpften Füllungen versehenen Flügeln führt in einen ehemals freien und geräumigen, jetzt verbauten Flur mit ähnlich geschnitzten Säulen. Eine breite Treppe mit schwerem Kugeldockengeländer führt zum ersten Stock.

Die Setzschwelle des dritten Geschosses trägt die lange Inschrift: „Es Redet Wohl Einer Davon wie es ihme gefelt Und Kost mir doch das Meiste geldt · Hab Ich gedoret so Bessre Dich · Ich bins Allein nicht, dem witz gebricht Wer Gott aber vertraut hat wohl gebawet und alln · so mir kennen gebe Gott was sie mir gonnen / (er) ist mein leben und sterben · Dan ehr Kan mir alles in allem erwerben". Durch den Einbau des Erkers ist die Inschrift verstümmelt.

Am obersten Erkergeschoss liest man: „Anfangk und End setze ich in Gotts hand · der stehe bey mir frue un spat". Im ersten Stock ist noch eine grosse Stuckbalkendecke und ein mit Figuren geschmückter grosser Kamin erhalten (vergl. Fig. 317).

Peter-strasse 16. Das zweigeschossige, vier Gefach breite Häuschen ist in den Formen des XVIII. Jahrhunderts gebaut.

Schilder-strasse 16. Das durch dunkles Holzwerk und rothes Ziegelmuster auffallende, dreigeschossige Gebäude von zehn Gefach Breite im zweiten Stock ist im Erdgeschoss und ersten Stock vollständig erneuert, hat aber auf den Pfosten der korbbogig überdeckten Thür altes Schnitzwerk von aufsteigenden Blumenranken, die bis zur Kämpferhöhe reichen. Der zweite Stock hat in den Fensterbrüstungen gebuckelte Fussstreben und durchweg gemusterte Ziegelausmauerung. Der Dachvorsprung wird durch ein durchgehendes, im Sinne des Steinbaues profiliertes, hölzernes Hauptgesims gebildet. Das Dach hat in der Mittelaxe einen drei Gefach breiten Erker mit umgekehrt gestellten, gebuckelten Fussstreben in den zwei seitlichen Brüstungen der rundbogigen Luken und mit einer rundbogigen Lukenthür in der Mitte. Ein kräftiges Gesims trennt den unteren Theil des Erkers von dem Giebel, der mit vierpassförmigen Füllungen verziert ist. Auf jeder Seite des Erkers sitzen je zwei Dachgauben übereinander.

Schilder-strasse 54. Das stattliche, dreigeschossige Haus von acht Gefach Breite enthält im Erdgeschoss auf der rechten Seite einen korbbogigen Thorweg mit kleinen geschnitzten Zwickeln und darüber die Inschrift: „Befehle dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn er wirds wohl machen Ps. 37“. Daneben steht links auf dem Pfosten: „Konrad Rust Aō 1691“, rechts: „Anna Elisabett Wolffs“. Die Kante der Thoreinfassung ist mit einem Eierstab verziert. Im ersten und zweiten Stock, welche gleichmässig nur wenig und ohne Konsolen vortreten, haben die Balken mit den etwas zurückliegenden Füllhölzern das gleiche Profil, die Setzschwelle ist an der unteren Kante zwischen den Balken schwach abgeschrägt, mit geschwungenen Endigungen und darüber mit einem durchlaufenden Profil, welches aus einer zwischen zwei Wulsten liegenden Hohlkehle besteht, versehen. Die Fussstreben sind in der Mitte gebuckelt, die Fensterlatten fehlen. Der Dachvorsprung ist ebenso behandelt.

Schreiber-strasse 12. Das Haus Schreiberstrasse 12, Ecke der Bergstrasse, ist dem Umfange nach wohl das grösste Privathaus in Goslar, da zu dem an der Schreiberstrasse belegenen, dreizehn Gefach breiten, zweigeschossigen Hauptgebäude noch ein langer, an der Bergstrasse belegener Seitenflügel gehört, der mit der Giebelseite des Hauptgebäudes zusammen 34 Gefach Breite hat (vergl. S. 331—333 und Fig. 361, rechte Seite). Es ist das einzige Gebäude, welches in der für den Fachwerkbau sehr nüchternen Barockzeit einigen, wenn auch sehr dürftigen Schmuck in Holzschnitzerei besitzt. Im Erdgeschoss der Ostseite enthält das zweite, dritte und vierte Feld von rechts einen korbbogigen Thorweg mit kleiner, reich geschnitzter Pforte in der Mitte. Die untere Thürfüllung ist durch ein Gesims mit geflügeltem Engelkopf getrennt von der oberen Füllung, die mit einem vielfach verkröpften Rahmenprofil ein Schild mit dem Spruche „Ora et labora“, dem Namen des Erbauers „Hans Simens“ und der Jahreszahl „Anno 1693“ umschliesst. Die Verdachung ist wieder mit einem geflügelten Engelkopf belebt.

Das Fenster rechts neben dem Thorweg ist unten und zu beiden Seiten von einer schmalen, geschnitzten Barockleiste umgeben. Links vom Thorweg

erkennt man, dass früher zwei Fenstergruppen von drei und vier Gefach Breite daselbst angelegt und mit ähnlicher barocker Einfassung umgeben waren. Jetzt sind die Fenster geändert. Auf der Seite an der Bergstrasse, zunächst der Ecke, ist ebenfalls ein drei Gefach breites Fenster mit gleicher Einfassung angelegt. Das erste Stockwerk ist in den nüchternen Barockformen mit gebuckelten Fussstreben, schwächlichen Profilen der Balkenköpfe und Füllhölzer und wirkungslosem Dachgesims hergestellt und zeichnet sich nur aus durch einen im vierten und fünften Felde von rechts vorspringenden Erker in Form eines halben Sechsecks mit Fenstern in alter Verglasung, dem links ein, rechts zwei gleichartig verglaste Fenster angeschlossen sind. Das hohe Dach der Hauptseite ist durch zwei stattliche Spitzgauben neben anderen einfachen Dachgauben belebt. Die Längsfront an der Bergstrasse ist durch Hinzunahme des untersten Dachgeschosses dreigeschossig und gewährt durch die Länge der Front (34 Gefache) und die gleichförmige Behandlung der Fläche bei aller Nüchternheit der Ausstattung doch einen stattlichen Anblick. Am westlichen Ende der Front befindet sich der breite Thorweg mit zwei rundbogigen Lukenthüren darüber im ersten und zweiten Stock. Das lange Dach ist mit vielen Dachgauben ausgestattet.

Das Haus Bergstrasse 9 besitzt eine bemerkenswerthe Hausthür mit reich geschnitzter Einfassung. Die Pfosten tragen aufsteigendes Rankenwerk, das von je einem grossen, zwölfstrahligen Stern gekrönt wird und darüber die Zeitangabe Anno 1721 zeigt. Auf dem Sturz halten zwei schwebende Engel grüne Kränze, welche Kronen im Scheitel und darunter reich verschlungene, schwer leserliche Monogramme enthalten. Die Zwickel sind mit Dreieckfüllungen besetzt, das Verdachungsgesims besteht aus Kyma, Platte und Karnies.

Eine ähnliche Thürverzierung besitzt das Haus Breitestrasse 59. Unter dem von zwei schwebenden Engeln gehaltenen Doppelwappen liest man die auf den grossen Brand von 1728 bezügliche Inschrift: „Heinrich Christian Giesecke, Dorothea Sophia Cölln. Herr Gott für Sturm und Gluht bedecke dises Hauss Begleite deren Fuss, die gehen ein und aus. MDCCXXIX“.

Das Haus Jacobistrasse 26 hat ein hübsches, gut bemaltes Zierschild über der Eingangsthür, auf dem zwei Engel eine umkränzte Schrifttafel halten mit der Aufschrift in Lapidarbuchstaben: „Pax intrantibus! Salus exeuntibus! Johann Tobias Ohlenroth. Kunigunda Magdalena Starcken. Anno 1728“.

Ueber der Eingangsthür des Hauses Untere Kirchstrasse 5 ist eine rechteckige Füllungsbohle angebracht, auf welcher in der Mitte zwischen zwei die Seiten füllenden Rokokoornamenten der Apostel Petrus mit grossem vergoldeten Schlüssel dargestellt ist.

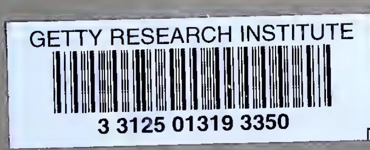
Eine ähnliche Verzierung befindet sich auch über der Thür des Nachbarhauses No. 6. Die Holztafel zeigt auf einer Rokokokartusche das Bild einer knieenden Frau mit der Krone auf dem Kopfe, einer goldenen Kette um den

Hals und auf dem linken Knie mit beiden Händen das Modell einer einthürmigen Kapelle haltend. Ueber dem Modell liest man: „Capella reginae" und links neben der Figur: „Agnesa Imperatrix fundatrix".

Der letzte Abschnitt über die Gruppe der Barockbauten könnte noch erheblich weiter ausgedehnt werden, wenn alle datierten Gebäude bis zum Beginne des XIX. Jahrhunderts genannt würden. Doch diese besitzen so geringe künstlerische Bedeutung, dass sie kaum mehr zu den Kunstdenkmälern gerechnet werden dürfen. Aus der grossen Anzahl sind deshalb nur zehn ausgewählt, unter denen das Haus Schreiberstrasse 12 eine hervorragende Stelle einnimmt. Dasselbe wurde der inneren Einrichtung wegen schon oben (S. 331—333) eingehend behandelt. Zum Schlusse sind noch als Einzelheiten fünf Thürausstattungen erwähnt. Bemerkenswerthe Hausthüren, zum Theil mit messingenen Thürklopfern, an denen man die Form eines Delphins, Löwen, Seepferdes oder einer Wasserjungfrau bemerkt, finden sich auch noch mehrfach z. B. in der Breitenstrasse No. 10, 11, 12, 17, 19, 21, 45, 47, 87 und auch Kornstrasse 53.

Auf Seite 320—416 ist eine so grosse Anzahl von Gebäuden beschrieben, dass das Interesse des Lesers leicht ermüdet; und doch ist dieser Abschnitt nur nahezu erschöpfend, da unter den beschieferten Häusern noch viele sind, deren vortretendes Obergeschoss vermuthen lässt, dass unter der Schieferbekleidung altes Fachwerk verborgen ist. Vielleicht sind auch unter den Hofgebäuden noch ältere Bauwerke, die unbemerkt geblieben sind, wie auch im Inneren einzelner erneuerter Häuser sich noch ältere Bautheile verstecken mögen; etwas Hervorragendes glauben wir jedoch nicht übergangen zu haben.




GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01319 3350

